Moosrosen

Taschenbuch für 1826

herausgegeben von

Wolfgang Menzel.

Mit Ludwig Uhlands Bilde

STUTTGART,

in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

44/4895

Leipziger Stadtbibliothek

Moosrosen.

Taschenbuch

auf das Jahr 1826.

Herausgegeben

von

Wolfgang Menzel.

Inhalt.

I.

Prosaische Aufsätze.

	Seite
Ludwig Uhland, von Gustav Schwab. . . .	1
Aus einem Spaziergang in der Schweiz. . .	150
Scenen aus dem wirklichen Leben, von Dr. Fr. Bauer	341
Aphorismen, vom Herausgeber	357

II.

Gedichte.

Lieder von Friedrich Rückert	33
Der Pegnatz, ein Lustspiel vom Herausgeber . . .	57
Romanzen.	
Der Tod des Propheten, vom Herausgeber . . .	130
Die Schwägerin, vom Herausgeber	133
Die blühenden Lanzen, vom Herausgeber	137
Almansor, von Albert Preuschen	141
Die todte Braut, vom Herausgeber	144
Die Sterbende, von Adalbert von Chamisso . . .	147
Windmüllerlieder, von Adalbert von Chamisso . . .	148
Reliquien von Joseph Steuer.	
Josephstag	241
Die Landmädchen	242

An Elvine 212
Schmetterlinge 243
Grüne Blätter 244
Faustinianus, vom Herausgeber 247
Gedichte von Dr. Karl Hermes.
Zueignung 323
Aeolsharfe 324
Des Lebens Becher 325
Alice Brand 327
Die Elfenhöh 331
Dänische Romanze 334
Frühlingssehnen 337
Rückkehr 337
Zu Tiecks Geburtstag 338
Schluß 340
Vermischte Gedichte.
Der Frühling, von Fröhlich 384
Frühlingslied, von K. K. Tanner 385
Nachdeutschungen aus dem Cancionero general, v. Blondel 386
Der Wanderer, von Maßmann 388
Winter, von Maßmann 389
Melancholie, von E. Barth. 390
Leben des Traums, von Eduard *** 392
Sprüche, von H. Grandke 394
An eine Eiche, von H. Grandke 395
Tragische Geschichte, von Adalbert v. Chamisso . . . 395

Ludwig Uhland.

Wenn alle Poesie in einer Vereinigung von Anschauung und Empfindung besteht, die, unter Leitung des Gedankens, durch die Sprache, als Organ, bewerkstelligt wird; wenn also Phantasie, Gefühlsvermögen und Verstand vorzugsweise die Seelenkräfte sind, die in den Schöpfungen des Dichters zusammenwirken, so wird nicht nur das verschiedne Maas, und die Mischung, in welchen Anschauung, Empfindung und Gedanke in einzelnen Gedichten vorhanden sind, verschiedne Formen der Poesie erkennen lassen; sondern die Dichter selbst werden, ihrem ursprünglichen Charakter nach, in welchen Gattungen sie sich auch versucht haben mögen, nach dem Verhältnisse, in welchem Phantasie, Gefühl und Verstand in ihrem Geiste und dessen Offenbarung durch die Dichtung zu einander stehen, unterschieden werden können. Dieser Unterschied unter den Dichtern hat zu allen Zeiten Statt gefunden, so gewiß in allen Menschen derselbe Geist, mit derselben Mannigfaltigkeit von Kräften, immer nach denselben Gesetzen wechselnd sich entfaltet; und wenn auch im Durchschnitt in ganzen Zeitaltern die Anschauung, und in andern die Empfindung in der Poesie vorgeherrscht haben sollte, eine Beobachtung, auf welche bekanntlich der Unterschied der an-

tiken und der romantischen Poesie gegründet, und wodurch die wesentliche und von den Zeiten unabhängige Eintheilung in objective und subjective Dichtung auch in der geschichtlichen Entwicklung des dichtenden Menschengeistes aufgesucht worden ist: — so hat doch gewiß die Periode der Anschauung, wie die der Empfindung, unbeschadet ihrer vorherrschenden Tendenz, dennoch in ihren verschiedenen Dichtern, deren ursprünglichen Anlagen nach, ein verschiedenes Verhältniß von Phantasie, Gefühl und Verstand nicht ausgeschlossen, so daß es in beiden Perioden phantastische Dichter, Gefühlsdichter, Reflexionsdichter gegeben hat, wenn sie auch in ihrem äußerlichen Streben, und dem Zufälligen ihrer Bildung, von der geistigen Entwicklung ihrer Periode abhängig, mehr auf die Anschauung oder mehr auf die Empfindung sich angewiesen fanden.

Sobald wir diesen so natürlichen Gedanken im Auge behalten, so werden wir in unsern Urtheilen über Dichtungen und Dichter aller Zeiten vor jedem eröddenden Schematismus bewahrt bleiben; und wenn wir über einen Dichter zu urtheilen haben, allerdings einerseits auf den Geist seiner Zeit und deren poetische Entwicklung Rücksicht nehmen: andrerseits aber und, wie mir däucht, zuerst die Frage aufwerfen: in welchem Verhältniß stehen in seinen Schöpfungen Anschauung, Empfindung und Gedanke, wie verhalten sich mithin in seinem Geiste, der Uranlage nach, soviel sich diese in den Werken des Geistes zu schauen gibt, Phantasie, Gefühl und Verstand?

Werfen wir nun einen Blick auf die Productionen des Dichters, der immer mehr als einer der Ausgezeichnetsten anerkannt wird, die in dem ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts aufgestanden sind: so wird sich uns bald die Ueber-

zeugung aufdrängen, daß das Vorherrschende in demselben die Empfindung ist, daß sich dieser die Anschauung unterordnet, daß endlich der Sinn oder Gedanke in den meisten seiner Gedichte sich nicht im Einzelnen geltend macht, sondern fast immer nur dem Ganzen als leitende Idee zum Grunde liegt. Und da diese Richtung seines Geistes nicht als eine mühsam errungene, erkünstelte erscheint, vielmehr seine Hervorbringungen den Stempel der Unmittelbarkeit und jener höhern Natürlichkeit, die mit der Kunst in keinem Widerspruche steht, an sich tragen; so dürfen wir wohl hieraus schliessen, daß auch in den Anlagen des Dichters das Gefühl über die Phantasie herrscht, und diese als die schwächere Seelenkraft zurücktritt; der Verstand aber, wie es bei dem wahren Dichter seyn soll, dienend und ordnend, also mehr negativ als positiv thätig ist.

Nun läßt sich aber, wie bei dem Menschen überhaupt, so auch bei dem Dichter eine gedoppelte Thätigkeit des vorherrschenden Gefühlsvermögens denken. Diese ist nämlich entweder eine abgebrochene, schnell angeregte, und darum um so lebhaftere, aber auch wieder schnell in Ruhe zurückkehrende, die oft von andern Seelenkräften, besonders der höhern und niedern Einbildungskraft, selbst blos vom Witz und Scharfsinn in Bewegung gesetzt wird, obgleich sie, einmal aufgeregt, die Oberhand über diese Kräfte erhält, die aber dann sehr oft von den Funktionen der letztern unterbrochen und abgelöst wird. Diese Art zu empfinden scheint mir diejenige, die wir gewöhnlich mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnen. Eine andere Thätigkeit des Gefühlsvermögens aber ist jene fortwährende, ruhigere und tiefere, die über alle andern Seelenvermögen unaufhörlich herrscht, sie immer auf sich bezieht und zu ihrem Dienste ge-

braucht. Sie ist das constant gewordene Gefühl, das wir mit dem Ausdrucke des Gemüths bezeichnen, oder doch allein mit diesem oft mishandelten Namen benennen sollten; und Gemüthlichkeit ist die Eigenschaft, welche die Schöpfungen des herrschenden Gefühls auszeichnet, wenn es, von Phantasie und Verstand unterstützt in dichterische Wirksamkeit tritt. Gemüth verhält sich zum Gefühl, wie Liebe zur Treue; denn die letztre ist ja auch nichts anders, als bleibend gewordne, ewige Liebe. Gemüth ist ewiges Gefühl. Es ist die edelste Eigenschaft des menschlichen Geistes. Es kann nicht bestehen mit Falschheit und Unnatürlichkeit, mit Heucheley und Selbstbetrug, denn alle Gefühle, die sich hierauf gründen, sind nichtig und vergänglich: nur das ewige Gefühl ist wahrhaftig. Darum ist es der Stern, nach dem wir in der Liebe, in der Freundschaft, in allen Verhältnissen des Lebens, wo wir der Wahrheit und Treue bedürfen, unsre sehnenden Blicke richten; es ist auch in der Poesie die Eigenschaft die, wenn sie vorherrscht, zwar nicht den größten Dichter, aber doch den edelsten und liebenswürdigsten hervorbringt; weil sie — anders als Verstand und Phantasie — unzertrennlich von unsrer sittlichen Natur ist.

Dieser Zauber des Gemüthes ist es, der — zum Trotze der antiken Bildung — die Trauerspiele eines Sophokles beseelt, und dem heidnischen Sänger die Wahrheiten der höchsten Offenbarung voraus in ahnungsvollen Worten in den Mund legt; er durchweht den seeligen Frieden von Tasso's Gesängen, und haucht den Sonetten Petrarchs die unsterblichen Seufzer ein; er erhebt den Verstand des treuherzigen Paul Flemming zur Höhe der Dichtung, er mildert und besänftigt die zeugend-verzehrende Phantasieglut eines Novalis; er ist es, der sich in den spätern Schöpfungen unsres

Schiller, verbündet mit dem Tiefsinn, siegreich über alle Reflexion und allen Schmuck der Redekunst emporringt, und im Wilhelm Tell uns die milden Thränen der innigen Mitempfindung abnöthigt.

Aus der letztgenannten Thätigkeit des Gefühlsvermögens dünkt es mir, sind bei weitem der Mehrzahl nach auch Ludwig Uhlands Dichtungen hervorgegangen; sie sind freie Ausströmungen des herrschenden Gefühls, das Alles, was empfunden werden kann, in sich aufnimmt, sich assimilirt, und, so verarbeitet, durch die Sprache darstellt. Gemüthlichkeit ist auch ihr Grundzug; und, wie sie alle Tugenden an sich tragen, deren Quelle das Gemüth ist, so werden wir sie hier und da auch von den Mängeln nicht frei sprechen können, die sich bei dieser Richtung der Geistesthätigkeit in die Werke des Dichters einzuschleichen pflegen, wenn das Gefühl einseitig geworden ist, oder wenn es nicht immer von einem entsprechenden Fluge der Phantasie unterstützt wird.

Die Muse des gemüthlichen Dichters ist vorzugsweise an die lyrische Poesie gewiesen; denn wenn die Anschauung, sey es äußre oder innre, sich in der Empfindung spiegelt, dann eben, wo die Sprache, als Werkzeug, nicht versagt, entsteht ja das Lied. Erweitert sich in gereifterer Jugend der Gesichtskreis des Sängers, so wird sein Gefühl in der poetischen Geschichte sich die passenden Anschauungen, die verwandten Gefühle aufsuchen, er wird sich der epischen Lyrik, den Sagen der Völker zuwenden.

Angezogen vom Weltgemüth, dem er sich verwandt fühlt, mag ein solcher sich wohl auch im heroischen Epos, oder selbst im Drama versuchen, und wenn, wie einem Tasso, einem Sophokles, die Phantasie, gleichen Schritt mit dem Gefühle haltend, auf diesem Gebiet ihm den nöthigen Ueberblick ge-

stattet und schaffend dem Gemüthe nachhilft, so wird auch hier Großes entstehen. Ist aber sie die schwächere Kraft, so kann zwar der Gemüthsdichter, wenn ein heller Verstand in ihm mit der ärmern Anschauung weislich haushält, auch hier sehr Schönes leisten, doch dürfen wir uns nicht bergen, daß dieses Feld nicht seine ursprüngliche Heimath ist. Sollte diese Bemerkung richtig seyn, so erklärt sich vielleicht daraus zum Theil, warum die Dramen Uhlands bei weitem nicht so verbreitet sind, und keine so warme Aufnahme im Vaterlande gefunden haben, wie seine lyrischen und romantischen Gedichte; immerhin aber mag ein Theil der Schuld auf dem Publikum haften, das an diesen Dichtungen weniger die geniale Weltanschauung vermissen mag, als theatralischen Schmuck und philosophischen Sentenzenprunk, an dem es die Augen und Ohren seines Geistes in diesem Fache so gerne weidet.

In jedem Falle sey es mir, bei jener Ansicht, vergönnt, mich zunächst zu den lyrischen Poesieen unsers Dichters zu kehren, und den Versuch zu machen, ob ich aus ihnen belegen kann, was im Allgemeinen über den Genius des Sängers vorausgeschickt worden ist.

Wir unterscheiden in diesen Poesieen deutlich zweierlei Gattungen: zuerst diejenigen, die rein lyrischer Natur, fast ausschließlich aus der Beschäftigung des Dichters mit sich selbst und mit der Aufnahme des ihn zunächst im Leben Berührenden in sein Gemüth hervorgegangen sind; und dazu gehören nicht blos die Lieder, sondern auch viele der, deßwegen wohl auch von dem Dichter vorangestellten, Romanzen und Balladen; selbst hier und da eine spätre in der Sammlung; sofern in ihnen der Stoff nicht sowohl etwas Sagenmäßiges ist, als eine verkörperte Idee oder Empfindung des

Dichters, ein Lied in Form einer Romanze. Eine zweite Gattung bilden sodann die eigentlich episch-lyrischen Gedichte, wo der Anstoß zum Gesang mehr auf der Anschauung eines künstlichen Stoffes beruht, den bald die Phantasie des Dichters meist unter Form einer Sage geschaffen, bald sein Quellenstudium in dem Schacht früherer Poesie entdeckt, immer aber zu seinem Gemüthseigenthum gemacht und neu verarbeitet hat. Als Zwischenstufe mögen die Sonette, Octaven, Epigramme und Fragmente in dramatischer Form gelten. Da sie, abgesehen von der Form, dem Stoffe nach bald der ersten, bald der zweiten Gattung angehören, so will ich sie nicht abgesondert beurtheilen, und erlaube mir, auch aus ihnen Belege für die eine oder die andere Behandlungsweise des Dichters unter die übrigen Beweisstellen zu mischen. — Jene erste Gattung ist, der Mehrzahl der Gedichte nach, ohne Zweifel die weit früher entstandene: denn die Poesie unsers Dichters ist ja nicht in dem Treibhaus aufgewachsen, in welchem so viele unserer jüngsten Dichter mit epischen und dramatischen Produkten, den Gewächsen des Mannesalters, das der Sommer des Dichters ist, noch vor dem natürlichen Frühling ihres Geistes prangen, und deren Poesie deßwegen keinen Lenz hat, auf den sie zurückschauen kann.

Uebrigens beurkunden sich jene eigentlich lyrischen Gedichte nicht durch die mindre Vollkommenheit ihrer Form als die jugendlicheren; es herrscht vielmehr in den meisten eine gleiche Vollendung, wie in den späteren, und Uhland erscheint, was die Ausführung fast in allen betrifft, gewiß als einer unserer correctesten Dichter: denn die wahre Correctheit besteht nicht sowohl in einer mehr oder minder strengen Befolgung oft sehr willkührlicher und meist ohne Kenntniß und Berücksichtigung der Poesie von den Sprach-

forschern aufgestellter, allmählig geltend gewordener Gesetze; — in dieser Hinsicht mag es immerhin ängstlichere Dichter geben, als unsern Uhland, wiewohl auch er nicht ohne Noth den Sprachgebrauch verläßt: — die wahre Correctheit zeigt sich vielmehr in der symmetrisch-strengen Ausbildung aller einzelnen Theile, in einem gewissenhaften Fleisse, der an diesen nicht ermattet, und Nichts an ihnen übereilt. Von dieser Tugend, die seine Gedichte überhaupt auszeichnet, werden wir Gelegenheit finden, bei den Romanzen noch einmal zu sprechen; bei seinen frühern Liedern führt sie uns auf die Vermuthung, daß der Dichter in ihrer Auswahl sehr strenge gewesen seyn müsse, und daß er vielleicht von zehn Jugendgedichten nur Eines aufgenommen hat; denn jene Correctheit ist ein Vorzug, der, bei noch so verständiger Anlage, doch immer erst erworben werden muß, was freilich diejenigen nicht glauben zu wollen scheinen, die dem Publicum auch keinen einzigen von den Erstlingen ihrer Muse vorenthalten.

Was nun den Stoff der Uhlandischen Lieder betrifft, so zeigt sich derselbe als ein durchaus von dem vorherrschenden Gemüthe ausgewählter; sein Lied umfaßt alles Edle und Liebenswerthe des Menschenlebens, was nur ersehnt, erstrebt, beweint, gehofft, geglaubt zu werden verdient; nicht etwa, wie andre Jugendgedichte, nur Liebe und unbestimmte Sehnsucht nach dem Höheren allein: auch alle andern Objecte des Gemüthes, die höchsten Anschauungen, Ideen und Gefühle: 1) Natur, Gott, Freiheit, Liebe, Freundschaft, das Jugendleben beider Geschlechter, Gesang und Poesie, Ar-

1) Die meisten Belege hierzu s. weiter unten.

muth, 1) Greisenleben, Tod; 2) und wo seine Dichtung in die Welt der Sage übergeht; Frauenwürde, ächten Fürsten- und ächten Rittersinn.

Auch ist das herrschende unter diesen Gefühlen nicht, wie bei sentimentalen Dichtern, die Liebe, sondern vielmehr, woran hauptsächlich sein Gemüth erkennbar ist, die innigste Befreundung mit der Natur; und wenn bei andern diese letztere meist nur den Liebesgefühlen zur Unterlage dient, so bildet umgekehrt bei dem unsern die Liebe häufig nur die Folie oder den Rahmen zu einem Naturgemälde. 2b)

Unsre herrlichsten Dichter haben in und mit der Natur gelebt, in jedem aber gestaltet sie sich, nach der eigenthümlichen Constellation seiner Geistesgaben wieder anders: am objectivsten in Göthe, in dessen weltanschauender Phantasie sie wie in einem Spiegel abgebildet lebt, doch nicht blos wie in einem Spiegel: denn nicht nur ihre Bewegung und das Spiel ihrer Farben, auch ihre Eindrücke auf die übrigen Sinne weiß er uns zu vergegenwärtigen: das Dampfen und Duften des Frühlings, das Rauschen der Ströme, das Schwirren der Mücken, wir den Donnergang der Sphären schildert er, als vernähmen und empfänden wir alles das. Ludwig Tieck sieht sie mit einem regen und innigen Kinderauge an, er eilt vom Blumengarten zum Wald, vom Walde zum Quell, er spielt mit ihren Gaben und drückt die eine um die andere

---

1) „Lied eines Armen." S. 17. (Alle Citate beziehen sich auf die 2te Ausg. der Uhlandischen Gedichte, Stuttg. u. Tüb. Cotta 1820.)

2) „An den Tod." S. 10. „Die Capelle." S. 22.

2b) „Die Zufriedenen." S. 42. „Des Hirten Winterlied." S. 42. „Die zwo Jungfrau'n." S. 150.

aus Herz, unendliche Bilder und Verwandtschaften lassen Witz und Phantasie ihn in derselben ahnen; Novalis ist mit ihrer jetzigen Gestalt nicht zufrieden, die Sehnsucht seines Herzens und die Glut seiner Phantasie ruhen nicht, bis sie in inniger Vermischung mit ihr, eine zweite, verklärte Natur ausgeboren haben; Schillers edler ringender Geist steht vor ihr, wie vor den Pforten des Paradieses, auf dessen seeligen Frieden er die heißen Sehnsuchtsblicke heftet, und oft pflückt er von den überhangenden Aesten ihrer Bäume die goldne Frucht eines Gleichnisses oder einer Beschreibung; aber noch vor seinem Scheiden öffnet ihm ein Bote der himmlischen Freiheit die Thore, und führt ihn in das Land, wo die Königinn hoch und klar auf unvergänglichem Throne sitzt, nicht nur ihre Wunder zu schauen, sondern auch ihren Boden mit den würdigen Gestalten seines schaffenden Geistes zu bevölkern.

Ludwig Uhland liest in dieser Natur mit dem Auge seines Gemüthes, wie auf dem Antlitz einer Geliebten, wie in einer vertrauten Menschenseele; seine Phantasie nährt sich von ihren Erscheinungen, weil sie Symbole des menschlichen Gemüthes sind; alle ihre Anschauungen verarbeitet er zu Gedichten; die ganze Natur vermenschlicht sich ihm, aber nicht leiblich, wie bei den Alten, sondern sie wird bei ihm persönlicher Geist.

Im Frühling ist sie ihm [1]) Jungfrau und Jüngling, im Herbste Greis; von ihr empfieng und hofft er Frieden, Liebe, Glück [2])

---

1) „Die sanften Tage." S. 23. „Gesang der Jünglinge." S. 19.

2) „Im Herbste." S. 25. „Mein Gesang." S. 27. „Die Frühlingslieder." S. 54 — 57. „Ruhethal." S. 64. „An einem

im Leben und im Tod; [1]) in ihren Winterſtürmen wehen zerſtörte Hoffnungen an ihm vorüber, [2]) in ihren Frühlingsſtürmen rauſcht der Genius des Lebens mit ſeinem Flügel; [3]) ſie iſt ihm das Bild der Freiheit, [4]) der Freundſchaft, [5]) der Poeſie, [6]) der Güte und Milde, [7]) der Genügſamkeit und Zufriedenheit; [8]) und umgekehrt iſt das höchſte Menſchenglück ein Bild der allſeeligen Natur. [9]) Immer aber bleibt ihm dieſe mehr Gegenſtand des Gefühls als der Anſchauung, und wie Göthe'n die Seele ein Spiegel der Natur iſt, ſo iſt ihm die Natur ein Spiegel der Seele. [10]) In dieſer Auffaſſung der Natur durch das ächt deutſche Gemüth iſt die Verwandtſchaft ſeines Geiſtes mit dem des ſchwäbiſchen Minneſanges im Mittelalter in ſeinem ganzen Umfang und in ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit unverkennbar: ein Beweis, daß die ächte Poeſie eines Volkes nicht untergeht, ſondern auch auf einer höhern Stufe der geiſtigen Entfaltung, nach den Bedingungen dieſer, ſich doch in ihrem eigenſten Weſen gleich bleibt.

---

heitern Morgen." S. 68. „In der Ferne." S. 70. überhaupt die „Wanderlieder." S. 69 — 74.

1) „Das Thal." S. 63. „Frühlingsruhe." S. 55.

2) „Mailied." S. 64. „Nachtreiſe." S. 71.

3) „Märznacht." S. 128.

4) „Des Knaben Berglied." S. 33. „Lied des Gefangenen." S. 53.

5) „An K. M." S. 158.

6) „Freie Kunſt." S. 58.

7) „Einkehr." S. 73.

8) „Auf den Tod eines Landgeiſtlichen." S. 133. „Im May." S. 128.

9) Brautgeſang." S. 35. 10) „Schilderis." S. 178 — 180.

Gott und göttlichen Dingen als unmittelbarem Object hat unser Dichter nur wenige Lieder gewidmet, ganz verschieden hierin von der Legion Herr Herr sagender Dichter unsrer neuen und neuesten Schule; vielleicht auch zur Unzufriedenheit derjenigen, welche die Poesie zu einer Dienerinn der religiösen Moral machen möchten, und tadelnd bedauren, daß ein so edles und ernstes Talent nicht würdigere und erhabnere Gegenstände behandelt, auch in der Form nicht den Oden- und Hymnenton angestimmt habe. Aber wie die wahre Religiosität des Lebens nicht in salbungsvollen Worten, sondern in allerlei Früchten des Glaubens und der Liebe besteht, so ist sie auch beim Dichter weniger die Posaune, die Gottes Lob oder die eigene Gottesfurcht austrompetet, als das stille Siegel der Unschuld und Wahrhaftigkeit, das allen Gefühlen und Gedanken aufgedrückt ist, und jedem Liede die innre Versicherung mitgiebt, daß es nicht vom Schein und der Selbstsucht eingegeben ist. In diesem Sinne verdient Uhlands Muse den Namen einer frommen: und die Gaben, die sie mit reiner Hand in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, im Sehnen der Jugendliebe, als Forscherin im Buche der Natur, der Geschichte, der Sage, als Kämpferin für Recht und Freiheit, in der Gestalt anspruchsloser Lieder darbringt, sind auf dem Altar der ewigen Wahrheit und Liebe niedergelegt, und dieser gewiß ein nicht minder willkommenes Opfer, als die brausendsten Hymnen, die erbaulichsten Lehrgesänge, die künstlichsten geistlichen Lieder. In jenen wenigen Gedichten jedoch, die religiösen Gegenständen gewidmet sind, schwelgt nirgends die Empfindelei in Gefühlen, oder spielt die Sinnlichkeit mit Bildern, sondern das Gemüth sucht entweder unmittelbar durch Ahnung das Unsichtbare zu erfassen, [1]) und

1) „Gesang der Nonnen.“ S. 31.

erhebt sich mit der ganzen Schöpfung betend zum Allgegenwärtigen; [1]) oder es fühlt sich zurück in die Zeit, da der Höchste menschlich auf Erden gewandelt, und erklärt sich daraus die Bestrebungen späterer Geschlechter; oder es dringt durch die durchsichtig-glühenden Gestalten einer erleuchteten Phantasie zu dem Kerne hin, dem unsichtbaren Reiche Gottes, von dem die Sage als einem dagewesenen spricht, und das Glaube und Poesie in einer andern Welt suchen und finden. [2])

Auch die Liebe hat bei diesem Sänger einen übersinnlichen Charakter; die unsichtbare Gegenwart der Geliebten ist ihm die höchste, [3]) und auch jene wird von den Träumen des Dichters [4]) geisterhaft berührt. Selbst Erhörung und Genuß sind rein ascetia und demüthig gehalten; [5]) am liebsten aber erscheint seine Neigung als entsagend, auf Erden hoffnungslos, und von einer andern Welt alles hoffend. [6]) Gleiche elegische Stimmung herrscht auch in den wenigen Klängen, die in diesen Gedichten der Freundschaft gewidmet sind, [7]) und sein ganzes Drama: Herzog Ernst ist aus ihr hervorgegangen. Sie ist in vier Zeilen eingeschlossen,

1) „Schäfers Sonntagslied." S. 3.
2) „An den Unsichtbaren." S. 144.
3) „Die verlorne Kirche." S. 392.
4) „Nähe." S. 44.
5) „Geisterleben." S. 147.
6) „Die Abgeschiednen." S. 41. „Die Zufriednen." S. 42. „Wunder." S. 24. „Vorabend." S. 45. „Entschluß." S. 36. „Untreue." S. 43.
7) „Mein Genius." S. 27. „Nachts." S. 46. „Hohe Liebe." S. 41. „Ein Abend." S. 159. „Nachleben." S. 160.
8) „An K. M." S. 153.

die, obgleich zunächst auf die Liebe bezogen, sich doch jedem, der tiefere Erfahrungen in der Freundschaft gemacht hat, ins Herz einschreiben müssen. [1]) Das Vorwort zur ersten Auflage, in späterer Zeit gedichtet als das Meiste der Sammlung, blickt zwar mit etwas kalter Laune auf diese Trauerlieder herab, [2]) aber ich zweifle, ob die späteren, objektivern, aber auch mehr vom Witz als vom Gemüth eingegebenen, erotischen Gedichte, die hier und da noch eingestreut sind, ein paar muntre Lebensbilder ausgenommen, [3]) die Vergleichung mit diesen frühern, die der Dichter einer übermässigen Sentimentalität beschuldigt, aushalten können. [4])

Gesang und Poesie wandeln, persönlich geworden, in einer Menge hoher, bald freudiger bald wehmüthiger Gestalten durch seine Romanzen; [5]) in den Liedern ist ihrer seltner

---

1) „Maiklage." S. 15.
„Im Vorübereilen grüssen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die sich fest und ewig schliessen
Möchten an das treue Herz."

2) S. 1. „Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus."

3) „Der Jäger." S. 51. „Der Schmid." S. 50.

4) „Waldlied." S. 38. „Seeliger Tod." S. 39. „Schlimme Nachbarschaft." S. 47. „Bauernregel." S. 48. „Hans und Grete." S. 49. „Erstorbene Liebe." S. 146. „Die theure Seele." S. 149. „Der Wald." S. 51. „Der Blumenstrauß." S. 153. „Entschuldigung." S. 153. „Vorschlag." S. 154. (Die letztern 4 Sonette.)

5) „Der Sänger." S. 212. „Die Harfe." S. 256. „Sängers

Erwähnung gethan; sie sind ja die Seele dieser Lieder, und können eben deßwegen nicht aus ihrer Subjektivität heraustreten. Die eigentlichen Lieder [1]) die ihnen gewidmet sind, und einige Stanzen [2]) desselben Inhalts, gehören der spätern Periode an und scheinen mehr durch äussern Anstoß veranlaßt, durch das Verhältniß der Poesie zu den Zeitumständen und den Zeitansichten hervorgerufen, sind aber darum nicht minder wahr und lebendig.

Mit besonderer Innigkeit aber schlingen sich alle die bisher erwähnten Gefühle durch diejenigen Balladen und Romanzen, die wir oben als noch zur lyrischen Periode unsres Dichters gehörig, bezeichnet haben und zu denen wir jetzt übergehen. Diese enthalten sämmtlich eine förmliche Begebenheit; es sind hypostasirte Gefühle und Situationen des Geistes, objektiv gewordne Gemüthsbilder. Auch sie sind fast alle elegischer Natur und ihre Gemälde verklären mit glühenden Farben auf dunklem Grunde bald die erste, die hoffnungslose, die oft unerkannte, Jugendliebe [3]) bald den Tod, der alle Hoffnungen zu zerstören scheint, und doch vielleicht alle entfaltet, [4]) bald die wunderbare Unsterblichkeit alles Aechten, besonders des Gesangs; [5]) bald wieder die Flucht

---

Vorüberziehen" S. 261. „Sängerliebe." S. 287 — 297. „Tellefer." S. 358. „Des Sängers Fluch." S. 389. „Mährchen." S. 395.

1) „Freie Kunst." S. 58. „Lied eines deutschen Sängers." S. 85. „Auf das Kind eines Dichters." S. 96.

2) „Gesang und Krieg." S. 161.

3) „Entsagung." S. 199. „Die Nonne." S. 201. „Der Schäfer." S. 204. „Abschied." S. 221. „Der Traum." S. 224.

4) „Der Kranz." S. 202.

5) „Des Sängers Wiederkehr." S. 269.

und Vergänglichkeit aller irdischen Freude; [1]) bald schildern sie die Treue, die über das Grab hinaus währt, [2]) bald die gestorbene Liebe in getränkter Brust, die dem reuigen Gefühl nur mit einem trostlosen Mitleid entgegentreten kann. [3]) Die zwei Lieder, in welchen die beiden letztern Empfindungen dargestellt sind, halten wir für wahre Urtypen jener Gefühle, die in solcher Gedrängtheit, Fülle und Tiefe noch nicht ausgesprochen worden sind, und nie wieder so besungen werden werden. Das Kostume entlehnen diese Lieder-Balladen, dem Schauer ihrer Gefühle angemessen, meist aus der nordischen Vorzeit, aus der auch einzelne Gestalten wirklich entlehnt seyn mögen; doch ist dasselbe noch sehr allgemein gehalten, und mit Recht; alle historische Genauigkeit würde mit der Allgültigkeit der geschilderten Empfindungen im Widerspruche stehen. Sehr natürlich ist jedoch Tapferkeit, Treue, Vaterlandsliebe in den Rahmen nordischer Helden- oder deutscher Ritterzeit gefaßt, [4]) und Kindesliebe, Aelternwonne [5]) und Aeltenjammer, [6]) die in besonders herrlichen Bildern dargestellt sind, läßt der Dichter sich gern in dem Glanze der Königsschlösser entfalten, wo das irdische Glück als rechte Folie für die Wonne und den Kummer des Gemüthes dienen kann. In jenen Gegen-

---

1) „Traum." S. 262.

2) „Der Wirthin Töchterlein." S. 252.

3) „Der treue Walther." S. 217.

4) „Die sterbenden Helden." S. 207. „Die drei Lieder" S. 237. (ächter Grundton für den Jubel gerechter Rache.) „Das Schwerdt." S. 338. „Siegfrieds Schwert." S. 339. und andre.

5) „Der blinde König." S. 209.

6) „Das Schloß am Meer." S. 215. „Der schwarze Ritter." S. 259.

ſätzen zeitlicher Herrlichkeit mit der vernichtenden Macht des Schickſals und des Todes drängt der Sänger die herrlichſte Poeſie zuſammen, und während er mit der verſtändigſten Kunſt im Vordergrunde die Situation concentrirt, ſo daß kein Vers und kein Wort überzählig iſt, entfaltet er im Hintergrund und gegen den Schluß in unendlichen Bildern oder Sprüchen die Schauer der feindſeeligen Geiſterwelt [1]) oder die Ahnungswonnen des ewigen Friedens. [2]) Hier gränzen ſeine Dichtungen ans wahrhaft Erhabene, zwar nicht an jenes Erhabene der Phantaſie, das ſeine überwältigenden Maſſen vor dem Widerſtand leiſtenden Geiſt des Beſchauers aufthürmt; aber doch an jenes Erhabene des Gemüths, das uns im Geiſt auf die Felſenſpitzen führt, von denen aus wir in den unendlichen Ocean dämmernder Gefühle hinausſtaunen, und unſern Geiſt in ſeine eigenen Tiefen verſen-

1) S. 216: „Wohl ſah ich der Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide:
Die Jungfrau ſah' ich nicht."

S. 231: „Da ſprach der Geimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
Greis im Frühling brech' ich Roſen!"

2) S. 206: „Die Hände thät' er falten
Aufs Schwerdt und ſchlummert ein.
Die Geiſterlaute verhallten;
Da mocht' es gar ſtille ſeyn."

S. 18: „Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl."

ken. Einige Balladen dieser Gattung wetteifern in jener Unermeßlichkeit des Gefühls mit Göthe's König von Thule, dessen Erlkönig und Heidenkruß,[1]) sie sind keine Nachahmungen, wohl aber Seitenstücke zu diesen Gedichten, von demselben Geiste eingegeben und derselben Gemüthsthätigkeit ausgeboren.

Weil hier einmal eine Vergleichung gewagt worden ist, so mag sich daran eine Andeutung über das Verhältniß knüpfen, in dem mir Uhland überhaupt zur Poesie seiner Zeit zu stehen scheint: Er ist keiner von den Dichtern, die ihre Zeit haben schaffen helfen; dazu genügt das Gemüth allein nicht; vorherrschende Phantasie muß hier das meiste, vieles kann vielleicht auch vorherrschender Verstand mit Produktivität, vieles ohne die letztre auch schon umfassende und geniale Kritik leisten. Auf die erste Weise haben Göthe, Novalis, Tieck, auf die zweite Lessing und Schiller, auf die dritte die Brüder Schlegel an der Gestaltung unserer deutschen Poesie gearbeitet. Uhlands poetische Ausbildung fällt in die Zeit, wo die Revolution in unserer schönen Litteratur schon bewerkstelligt und geschlossen war; er ist unverkennbar von mehreren jener Dichter abhängig gewesen: sein Anschauungsvermögen hat sich an Göthe ausgebildet, obgleich es, im Bewußtseyn seiner Begränzung, nie nach dessen Objectivität gerungen hat; Novalis hat alle verwandten Anklänge, besonders aus der Geisterwelt, in seinem Gemüthe geweckt, nicht selten selbst seinem Pinsel etwas von den Gluten seiner Phantasie mitgetheilt; Schiller ist hier und da in abstracten Gedanken und Bildern, in allzu bewußter Anordnung der Gedanken, am meisten aber wunderbar verschmolzen mit dem

1) „Die Vätergruft." S. 206. und die Anm. 3) aufgeführten.

Gemüthsausdruck eines Novalis, in der sinnreichen Diction zu verspüren: — weil aber alle diese Eindrücke in ein Dichtergemüth aufgenommen worden sind, das schon vorher den Keim eigenthümlicher Poesie in sich trug, so ist kein Nachahmer, kein Eclectiker, sondern ein neuer und ganzer Dichter daraus geworden, und seine Gedichte tragen neben dem Stempel unbestimmter Verwandtschaft mit jenen drei Dichtern, auch das Siegel der Ursprünglichkeit. Und gerade durch diese Eigenschaften wird Uhland, obwohl er an seiner Zeit nicht mitgearbeitet hat, doch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die folgenden Zeiten bleiben. Durch das Gleichgewicht, das sich Phantasie und Verstand bei ihm halten, bildet er gewisser Maaßen einen Vermittler zwischen den zwei Gattungen der Anschauungs- und der Reflexionspoesie, und vereinigt beide Richtungen, die, beide ächt deutsch, bisher unser dichtendes und nachfühlendes Publikum getrennt haben. Diese Vereinigung hat schon mehr Einfluß auf die jüngere Generation, die sich in Productionen versucht, ausgübt, als sie selbst wohl denken mag. Man hört auf, mit unzureichender Phantasie Göthe'n nachzuphantasiren, romantische Gedichte in altertümlicher Form nachzufaseln, ohne Schillers Tiefe und Poesie sententiöse Elegieen zu leyern; bei manchen jüngern Dichtern haben Phantasie und Verstand wieder eine heilsame Allianz geschlossen, lieblich begränzte Anschauungen, klare Bilder, Wahrheit der Empfindung treten hervor. Wenn wir die Anordnung, Ausführung und besonders die Diction dieser bessern Lieder unserer dichtenden Jugend näher ins Auge fassen, so verbirgt sich uns das Vorbild nicht lange, dem sie zum Theil nachgeahmt, zum Theil nachgeschaffen sind. Freilich hat auch dieser Nachtritt seine Gefahren, besonders wo die Nachbildung sich auf

die spätern, altdeutschen Romanzen unsers Dichters wirft, wo manirirte Nachäffung so widerlich und doch so leicht ist. Vor solchen Nachahmungen sollte man sich hüten, und bedenken, daß wo das unnachahmliche fehlt, das Gemüth unsers Dichters, das die Seele aller seiner Schöpfungen ist, die Nachbilder nur wesenlose Schemen bleiben. —

Doch wir kehren zu unsers Dichters Liedern und früheren Balladen [1]) zurück, um uns, nachdem wir uns an ihren Vorzügen geweidet, auch die Mängel nicht zu verbergen, die an manchen derselben sichtbar sind. Wie nähmlich die Haupttugenden dieses Dichters aus dem Gemüth entspringen, so haben auch seine Fehler ihren Grund in den Beschränkungen des Gemüths. Sobald das Gemüth, d. h. das eingewurzelte Gefühl, sich von der Phantasie isolirt, so kann es keine lebendigen Blüthen treiben, sich nicht zum Tageslicht empor arbeiten; es wird alsdann entweder verstummen, und die Empfindung, die es ans Licht fördern möchte, wird ein Embryon bleiben: oder es wird den Verstand, den Witz, den Scharfsinn zu Hülfe rufen, um das durch dieselben anszusprechen, was es vergebens gerungen hat, in ein Bild zu verwandeln: daraus entspringen dann dürre, kahle, witzelnde, spielende, preciöse Gedanken sowohl, als ganze Ge-

1) „Balladen und Romanzen" ist die Ueberschrift, die Uhland selbst seinen sämmtlichen episch-lyrischen Gedichten gegeben hat. Aus der Anordnung der Sammlung erhellt, daß er unter jenen nichts anderes verstanden hat, als erzählende Lieder im Geiste nördlicher Nationalität, unter diesen eben solche, im Geiste südlicher Nationalität. Nun ist die dichterische Persönlichkeit Uhlands selbst mehr eine nordische; wir glauben daher seine früheren epischen Lieder, nicht blos die eigentlich altdeutschen, nach seinem Sinn, am richtigsten mit dem Namen: Balladen zu benennen.

dichte. Solche sind nicht häufig bei Uhland, aber sie kommen doch vor, 1) und wie sollten sie es nicht bei einem Talente, dessen vorherrschende Eigenschaft das Gemüth ist, dem ein überblickender und ordnender Verstand zu Gebote steht, bei dem aber auch die schaffende Phantasie nur eine sekondäre Kraft ist? Ist es doch selbst in der Prosa des practischen und geselligen Lebens den ächten Gemüthsmenschen nicht immer möglich, sich so warm und laut als sie möchten, zu äussern, und müssen sie es sich nicht gefallen lassen, für stolz, kalt und spröde gehalten zu werden, wo sie innerlich glühen; erscheinen sie nicht zuweilen ungelenk, aus Mangel an Selbstdarstellungsgabe, während sie recht tief fühlen, was zu thun wäre? Wie sollte es nicht auch dem gemüthlichen Dichter mit seinen Liedern zuweilen so gehen? Namentlich leiden an dem letztgenannten Fehler der Ungelenkigkeit mehrere von Uhlands Sonetten 2), eine Form, die verführerisch für den Witz und Verstand, und schwürig für die Phantasie und das Gemüth ist. Doch sind auch unter dieser Gattung manche mit dem Gefühl verschwisterte, manche durch dasselbe erzeugte. 3) Kränkeln nun von diesen Gedichten und von den

1) „Das traurige Turnier." S. 269. „Jungfrau Steglinde." S. 271. „Die Jagd von Winchester." S. 315. „Der Ring." S. 308. „Die Harfe." S. 256. „Der Leitstern." S. 257. — „Das Ständchen" S. 255. „Mönch und Schäfer." S. 29. „Seeliger Tod." S. 39. „Lob des Frühlings." S. 56.

2) „An Petrarca." S. 138. „Die theure Stelle." S. 149. „Der Wald." S. 551. „Der Blumenstrauß." S. 152. „Entschuldigung." S. 153. „Vorschlag" S. 154.

3) „Vermächtniß." S. 137. „In Varnhagens Stammbuch." S. 139. „Auf Gangloffs Tod" S. 141 — 143. „An den Unsichtbaren." S. 144. „Geisterleben." S. 147.

Liedern einige an einem Mangel an Phantaſie, ſo ſind die meiſten ſeiner Sinngedichte [1]) noch ärmer, weil ihnen häufig auch der ſcharfe, treffende Witz abgeht, der überhaupt (ganz verſchieden von dem Humor) ſelten oder nie mit Gemüthlichkeit verbunden iſt, — und auf den ſie bei unſerem Dichter doch Anſpruch zu machen ſcheinen. Sie ſind es, die wir zum größern Theil, wenige ausgenommen, die mehr Epigramme im griechiſchen Sinne, Denkſprüche oder kleine Gemälde bilden, [2]) als etwas Fremdartiges, in dieſer Sammlung nicht vermiſſen würden.

Ein anderer Fehler des Gemüths, wenn ſeine Empfindungen weniger von der Phantaſie, als von der Leitung des Verſtandes verlaſſen, verworren und unzuſammenhängend erſcheinen, kann unſrem Dichter kaum Einmal in einem Liede, wo noch dazu das Einzelne voll Tiefe und Wahrheit iſt, zum Vorwurfe gemacht werden. [3])

Ueberhaupt iſt es ein großer, negativer Vorzug von Uhlands Gedichten, daß im Durchſchnitt Verſtand und Urtheilskraft an ihrer Bildung gerade ſoviel Antheil gehabt haben, als ſie bei rechten Gedichten haben dürfen und ſollen. Sie können auch hierinn als Muſter gelten, daß ſie nirgends den Geſchmack durch ein übertriebenes oder ein falſches Bild beleidigend aus der Vergleichung fallen, nie durch rhetoriſche

---

1) S. 125 — 134.

2) „Tells Platte" S. 127. „Die Ruinen." S. 16. „Märznacht." und „im Mai." S. 128. „Die Roſen." S. 129. „Auf den Tod eines Landgeiſtlichen." S. 133.

3) „Harfnerlied." S. 12. wo beſonders der letzte Vers nicht ſchlieſſend iſt, und die Fäden durchaus nicht entdeckt werden können, durch welche er mit dem vorhergehenden zuſammenhängt.

Suada sich zu schiefen Gedanken verleiten lassen. Diese Eigenschaft gewinnt ihnen selbst die Liebe und Bewunderung von Männern, die, in der ältern Dichterschule gebildet, der romantischen, sofern sie in ihren Erzeugnissen den Verstand zu höhnen und zu verschmähen schien, höchst abhold sind. Wirklich habe ich einen Greis gekannt, dessen ästhetische Bildung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreichte, und der in seinem hohen Alter noch mit innigem Vergnügen sich an jeder neuen Erscheinung der Uhlandischen Muse erfreute. Nur die baaren Verstandesmenschen, welche, selbst ohne Gefühl, auch die Sprache des Gefühls nicht verstehen, und doch gewöhnlich alles, mithin auch die Poesie, beurtheilen zu können meinen, sah ich über Uhlands und alle ähnliche Gedichte darum den Stab brechen, weil sie, ohne rednerische Zuthat von Gegensätzen und Beiwörtern, ohne Aufwand von Philosophie, ohne handgreifliche Verstandesanlage — eben reine Poesie sind, und nichts weiter.

Was hier gerügt und gelobt ward, bezieht sich natürlich auch auf des Dichters Erzeugnisse im Allgemeinen, also ebensowohl auf die objectiven Lieder, Balladen und Romanzen, bei denen wir jetzt einen Augenblick verweilen müssen. Von den Liedern gehören einige aus der spätern Zeit hieher, die zum Theil voll kräftiger Anschauung sind [1]), helle Lebensbilder, zum Theil auch elegisch, aber nicht mehr von jenem idealen Kummer erzeugt, sondern von dem Schmerz des Mannes über Verkehrtheiten und Verkümmerungen der Zeit [2]),

1) „Trinklied." S. 82. Die meisten „Wanderlieder." S. 69 — 74. „Zimmerspruch." S. 75. „Die drei Schlösser." S. 308.

2) „Ernst der Zeit." S. 91. „Aussicht." S. 93. „An die Mütter." S. 94. „An die Mädchen." S. 95. „Die neue Muse." S. 96.

über verfehlte Lebenszwecke und mißlungene Bestrebungen [1]). Auch in den Balladen und Romanzen rührt sich allmählich das subjective Gefühl ab, das Gemüth kehrt sich mehr nach aussen, es mischt sich in die Erscheinungen der Welt [2]) und blickt auf die Gefühle der Jugend mehr als auf etwas Verschwundenes zurück. Jene Welt, in der der Dichter jetzt lebt, ist eine Aussenwelt, aber darum nicht die der Gegenwart; es ist die Welt der Vergangenheit, der Sage. Von hier an gründen sich nun auch die meisten Producte seiner Muse auf eigentliches Quellenstudium des deutschen und verwandten Alterthums; dadurch erhalten seine Gedichte ein historischeres Costüme, die Phantasie, zum Theil durch gegebenen Stoff unterstützt, wird wirksamer und bildender, die Sprache, allmählig von jenem Stoff durchdrungen, und jenen Quellen beherrscht, wird altdeutscher als vorher, wohl auch zuweilen dadurch etwas maniriert; das Gefühl ist nicht mehr das des Dichters allein; es muß sich nach wirklichen Zeiten und Personen richten und gestalten.

Daß diese Vorliebe Uhlands für das Mittelalter eine unverdächtige, eine rein poetische ist, wird leicht glauben, wer auch nur das bisher Gesagte in des Dichters Werken bestätigt findet, noch leichter, wer seine Ansichten und Bestrebungen im bürgerlichen Leben kennt oder bedenkt. Von den letztern wird bei seinen vaterländischen Freiheitsliedern die Rede seyn. Hier nur soviel, daß die Muse, die von Recht und Freiheit singt, und immer fern von den Palästen gewandelt ist, die für die Lichtung der Wälder und Abführung der Sümpfe arbeitet und zu Gottes reiner Sonne das Auge richtet, nicht

1) „Klage." S. 66. „Rechtfertigung." S. 67.

2) Etwa von Seite 265 an.

an den Finſterniſſen einer Zeit Gefallen finden kann, ſondern gewiß nur nach dem Lichte forſcht, das auch ſie enthalten haben wird; welche dieſes mit reiner Dichterfreude entdeckt, und ihre Gefühle nie zur Partheiſache machen kann, nie modernen Vorurtheilen, ſelbſt wenn ſie ſich als Bekämpfer der alten Vorurtheile geltend machen, aufopfern wird. So zeigt ſich denn die Liebe unſres Dichters für die deutſche Vorzeit keineswegs als eine Vorliebe für die einſeitige Herrlichkeit dieſes oder jenes Standes, zu der er auf Koſten der übrigen gelangt iſt; er erſcheint nirgends als ein Lobpreiſer patriarchaliſcher, milder Herrſchaft, naturnothwendiger Standesunterſchiede, der Feudalwohlthaten und Privilegien, nirgends als ein Prediger des heiligen Dunkels myſtiſcher Ignoranz; er bringt ſeinen Freiſinn und ſeine Klarheit auch zur Betrachtung und Nachbildung des Alterthums und ſeiner Geſtalten mit. Das Licht, das er in der Tiefe und in der Finſterniß leuchten ſieht, und dem er durch den Irrgang der Zeiten nachgeht — iſt das ihm ſelbſt verwandte urdeutſche, dichteriſche Gemüth, von dem die edleren Geſtalten jener Zeiten um ſo heller beleuchtet ſind, durch das ſie um ſo ſtärker hervortreten, je dichter ſonſt das Dunkel um ſie her iſt, je weniger Strahlen die Aufklärung des Verſtandes mit demſelben vermiſchen und dadurch jene Tageshelle hervorbringen kann, die für das wirkliche Leben und ſeine nothwendige Proſe ſo erwünſcht, aus der aber der Poeſie erlaubt ſeyn muß, ſich zuweilen in die Kühle und das Halbdunkel anderer Zeiten zu verſetzen. Wo nun der Dichter von jenem Gemüthslicht Könige, Ritter, Gottesdiener, Frauen beleuchtet ſieht, die zaubert er aus den Niſchen des Alterthums vor unſre Augen und ſtellt ſie im Tempel ſeiner Poeſie auf, und darum

verherrlicht er auch in seinem Mährchen [1]) voll Farbenglut jene altdeutsche Lebenspoesie, die Periode, in der sie erneut worden und den Sieg über die Stubenpoesie davon getragen, endlich den Dichterkönig und Helden, der die verzauberte wieder belebt, und dem der rechtmässige Thron jetzt von eben denselben streitig gemacht wird, die durch sein Geschenk hauptsächlich Licht, Leben und Freiheit in der Poesie geniessen.

Das altdeutsche Gemüth ist mit dem Gemüth unsres Dichters verwandt, daher wird ihm dessen Darstellung auch so leicht; nicht weniger findet er sich selbst und seine Neigungen wieder in jenem Naturſinn und Naturleben des Mittelalters; und so bildet fast immer die Natur [2]) den blühenden Hintergrund seiner Sagengemälde. Welches Gedicht kann eine lieblichere Verschmelzung von Natur- und Lebensbildern aufweisen, als: „der junge König und die Schäferin“? Wo ist Frühling, Jugendwonne, Greisenspätling, Hirten- und Königsleben in glühenderm, blühenderm Farbenwechsel verbunden, und bringt harmonischere Wirkung hervor?

Und wieder darf man, unbeschadet der Gesammtwirkung, diesem und ähnlichen Gedichten näher treten, und sich alles Einzelne genau beschauen: man wird in den kleinsten Theilen dieselbe Uebereinstimmung und Vollendung wahrnehmen; wie die Betrachtung bei den Bildern unsrer altdeutschen Malerschule, wenn sie sich an der Herrlichkeit des Ganzen gelabt,

1) „Mährchen.“ S. 391.

2) „Der junge König und die Schäferin.“ S. 238—246. „Der Rosengarten.“ S. 232. Diese Naturbilder treiben ihn auch zu modernen oder selbstgeschaffenen Stoffen, die sein Gemüth behandelnswerth findet: die Mähderinn S. 253. „Das Schifflein.“ S. 269.

mit nicht geringerem Genuß bis ins Einzelne gebt und der Wahrheit und Reinheit jedes Pinſelſtriches bewundernd folgt.

Ja, gerade in der Darſtellungsgabe des Einzelnen zeigt ſich die Phantaſie unſres Dichters in dieſen objektiveren Erzeugniſſen als eine recht klar anſchauende und doch wieder das Ganze in allen ſeinen Theilen überſchauende, und da ſie ſich die höhere Schöpfungsgabe, der das Gemüth eher folgt als vorausgeht, jene Zeugungskraft, welche Scene, Begebenheit, Geſtalten und Bilder, alles aus ſich ſelbſt hervorbringt, nicht einmal anmaßt, ſo iſt es ihr willkommen, den großartigen Stoff, den ſie ſelbſt nicht zu ſchaffen ſich getraut, in Maſſe ſchon vorzufinden und ihn nur in jene ſchöne Mannigfaltigkeit einzelner Anſchauungen und Bilder aufzulöſen, die Verſtand und Gemüth ordnet und beſeelt.

Ich habe oben geſagt, daß Uhland ſeinen Freiſinn und ſeine klaren und unbefangnen Lebensanſichten auch zur Wahl und Geſtaltung des altdeutſchen Stoffes mitbringe. Dieß erhellt beſonders daraus, daß der Dichter nichts mehr liebt, als alles auf ächt menſchliche Verhältniſſe zurückzuführen. Seine Könige, ſeine Ritter, ſeine Frauen ſind groß und liebenswürdig, weil ſie rein menſchlich ſind. Weil er tapfer iſt, iſt der Ritter herrlich und hochgeboren, er muß nicht tapfer ſeyn, weil er hochgeboren iſt. [1]) Der tapfre und edelgeſchaffne Knecht muß Ritter werden, [2]) nur den feigen Knecht zwingt der Ritterharniſch ins Grab. [3]) Weil er weiſe und gut iſt, herrſcht der König, [4]) nicht, weil er herrſcht, iſt er

1) „Das Schwerdt.“ S. 338. „Siegfrieds Schwerdt.“ S. 339. „Klein Roland.“ S. 341. „Roland Schildträger.“ S. 347.
2) „Taillefer.“ S. 348.
3) „Die Rache.“ S. 337. 4) „König Carls Meerfahrt.“ S. 345.

vortrefflich. Des Goldschmids Töchterlein [1]) schmückt der adelige Ritter mit dem Brautschmuck, den ihm ihr Vater gefertigt hat, weil sie die schöne, die reine, die liebenswerthe ist. Der junge König liebt und freit die Schäferin, und erfährt jetzt erst mit Erstaunen, daß sie eine Königin war. [2]) Der Königssohn [3]) entäussert sich seiner Macht, seiner Rechte, der Zeichen seines Rangs und seiner Geburt, er erringt sich alles: Königskleid, Krone, Ansehen, Braut; er bohlt sich alles erst aus dem Rachen der zürnenden Elemente, im Kampf mit wilden Thieren und feindseeligem Zauber. Da beugt sich der blinde Sänger, dem von solchem Glanz der Augen Hülle gesprungen ist, willig vor ihm, und singt sein Schwanenlied. Man wende nicht ein, daß diese Behandlungsweise jedesmal schon durch den Stoff möge gegeben worden seyn: eine solche Uebereinstimmung verschiedener Sagen nicht in der Materie und in einzelnen Zügen, sondern in der sittlichen Tendenz des Ganzen ist schon an sich nicht wahrscheinlich; aber noch offenbarer wird es, daß jene Ansicht ganz dem Dichter angehört, wenn wir uns erinnern, daß er einen allerneuesten, keineswegs also gegebenen Stoff gerade nach denselben Grundsätzen behandelt, wie den mythischen seines Königssohnes. Eine Fürstin, unsre Zeitgenossin, ist aus dem Kreise der Lebendigen unerwartet gescheiden. Es drängt den Dichter, ihrem Verdienst ein Todtenopfer darzubringen: aber was thut er vor allen Dingen? Er stellt die Abgeschiedene vor den Richterstuhl der Geschichte und Gottes, er entkleidet sie von den Zeichen der irdischen Würde, er zieht sie auf die Knie nieder vor dem durchdringenden Blicke desjenigen, der

1) „Des Goldschmids Töchterlein." S. 249.

2) „Der junge König und die Schäferin." S. 238.

3) „Der Königssohn." S. 382 — 388.

kein Anſehen der Perſon kennt: dann erſt läßt er ſie in der Glorie ihrer ungeliebenen Größe und Tugend erſcheinen und den Lohn des Himmels empfangen. [1])

Am wenigſten Gemüthseigenthum des Dichters und am meiſten Folge geiſtreichen Studiums und der Aneignung fremder Nationalität und Gefühlsweiſe ſind die in altfranzöſiſcher und altſpaniſcher Form verfaßten, eigentlichen Romanzen. [2]) Zwar ſind auch ſie vom Gemüthe des Sängers durchglüht, aber auch wieder von einer mehr witzigen als ſchaffenden Phantaſie abgekältet. Doch dringt manchmal der deutſche Geiſt ganz durch und lodert aus Aſche und Trümmern in dunklen Flammen traurigſchön empor. [3]) In den köſtlichen Romanzen endlich, Sängerliebe betitelt, [4]) iſt nur die Form ſüdlich; die ganze Lebensanſicht des Dichters, der Glaube, daß Entſagung auf Erden des Sängers Loos und ſelbſt ſein Heil ſey, drängt ſich wieder in dieſen Gedichten zuſammen.

Die höchſt glückliche Parodie eines ähnlichen Gedankens in ſeiner Ballade vom guten Jungen Unſtern [5]) führt uns auf eine noch nicht beſprochene Eigenſchaft des Dichters, die ſich in dieſer zweiten männlichen Periode ſeiner Poeſie entwickelt hat, nämlich auf ſeinen Humor.

Die ächte Gemüthspoeſie ſchließt den Humor gar nicht aus. Gerade der wahrhaft lyriſche Geiſt genießt die Welt

---

1) „Katharina.“ S. 164

2) „Der Sieger.“ S. 237. „Der nächtliche Ritter.“ S. 273. „St. Georgs Ritter.“ S. 278 — 281. „Liebesklagen.“ S. 300 — 303

3) „Der kaſtiliſche Ritter.“ S. 275.

4) S. 287 — 299.

5) „Unſtern.“ S. 330.

ſo, als genöſſe er ſie nicht, das heißt, er täuſcht ſich keineswegs über den Schein und das Nichtige in derſelben; aber dieſer Gedanke ſtört ſeinen Genuß nicht, und erzeugt in ihm keinen ſchwerfälligen Gram, weil er das ewige Jenſeits ahnt, deſſen er ſich gerade durch den Gegenſatz mit der irdiſchen Welt bewußt wird. Dieſes Bewußtſeyn iſt die Grundlage des lyriſchen Humors oder der Laune. Der launige Dichter erſcheint in derſelben Minute lachend und lächerlich zugleich, ſagt Jean Paul treffend in ſeiner Vorſchule. Dies paßt vollkommen auf Ludwig Uhlands humoriſtiſche Gedichte, in welchen in Beziehung auf den Dichter die Selbſtverlachung, und über alle Andere ein ſchalkhaftes Lachen voll Gutherzigkeit herrſcht. Im Unſtern ſcheint der Dichter ſein eignes äußres Leben zur Zielſcheibe ſeiner Laune gemacht zu haben, und auch ſonſt noch mäſſigt er, nach des alten Dichters Vorſchrift, das Herbe mancher Erfahrung, mit einem langmüthigen Lächeln. [1]) Ein beſonderer Gegenſtand ſeines Humors ſind auch alle halbthieriſchen Geſchäfte des Lebens, die der Menſch mit behaglicher Wichtigkeit zu treiben pflegt, mag der Dichter ſelbſt daran Theil nehmen, oder Andern dabei zuſchauen; [2]) und nie ſchmunzelt er ſchalkhafter, als wenn eine ſolche Expedition des alten Adams mislingt. [3]) Auch die Liebe, die früher ganz ernſt und gemüthlich bei ihm war, ſelten naiv, [4]) wird ſpäter von dieſem Humor nicht verſchont,

1) „Schickſal.“ S. 134. „Abreiſe.“ S. 73. „Auf einen verhungerten Dichter.“ S. 61.

2) „Metzelſuppenlied.“ S. 79. „Trinklied.“ S. 84. Das Gaſtmahl des frommen Ritters Edmund im Fortunat. S. 499. f. 513.

3) „Von den ſieben Zechbrüdern.“ S. 325.

4) „Entſchluß.“ S. 35. „Lauf der Welt.“ S. 37. „Die Zufriedenen.“ S. 42.

der besonders gern und glücklich als parodirende Satire auftritt. [1]) wo ihm auch die spanische Romanzenform und die Glosse trefflich kleidet.

Mit Humor vermischt steigen auch, ein einziges ernster Bedeutung volles [2]) ausgenommen, die Phantasiebilder aus dem Elfen- und Feenreich auf, die nie blos phantastisch gehalten sind. [3]) So mischt sich auch in die Schauer oder die heitre Lieblichkeit der eigentlichen Volkssagen, die der Dichter behandelt, die Laune, [4]) ohne dem Gemüth und der Phantasie Eintrag zu thun; Besonders aber nimmt, in Eberhard dem Rauschebart, bei dem der Geschichte viel eingeräumt ist, und wo der Dichter durch Treue des Costümes und Ausmalung des Einzelnen an die Ausführlichkeit des Epos streift, jener Humor der Behandlung des historischen Stoffes alles Schwerfällige, und diese Erzählung im Nibelungenversmaas ist unter die meisterhaftesten der Sammlung zu rechnen. [5])

Zur größten Objectivität endlich hat sich des Dichters Humor im Fortunat, einem epischen Fragment in Octavreimen, erhoben; das eine armlose Verspottung der moder-

---

1) „Thierlied." S. 77. „Bauernregel." S. 48. „Hans und Grete." S. 49 — „Die Belehrung zum Sonett." S. 155. „An die Pundschmecker." S. 157. Gloßen. S. 154 — 171 Die Romanzen „vom kleinen Däumling" und „vom Rezensenten." S. 282. 283. „Frühlingslied des Rezensenten." S. 56.

2) „Harald." S. 317.

3) „Die Elfen." S. 329. und im „Mährchen." S. 395.

4) „Junker Rechberger." S. 329. „Graf Eberstein." S. 333. „Schwäbische Kunde." S. 335. „Der Schenk von Limburg." S. 377.

5) S. 364 — 376

nen Schickſalstheorie beabſichtigt, übrigens, neben der höchſten poetiſchen Freiheit, mit bewundernswürdiger Treue und Genauigkeit dem Faden des alten Volksbuches folgt.

Hier iſt ein ungehemmterer Flug der Phantaſie, als ſonſt im ganzen Buche, hier die größte Reim- und Sprach-Kunſt, hier herrſcht vollendete Charakterſchilderung. [1]) Und welche komiſche Kraft im Kummer Fortunats, [2]) im ſchlechten Witz des Hofnarren, [3]) im Selbſtgeſpräch Fortunens, [4]) im Spott des Dichters über ſich ſelbſt. [5]) in der Parodie des Turniers, [6]) der Verſchwörung in der Schenke, [7]) der Betrachtung über April und Februar, [8]) welche Kunſtvollendung endlich in den Gleichniſſen, denen der enthaltſame Dichter nirgends in ſeinen Balladen und Romanzen, ſondern nur hier eine Stelle gegönnt hat! [9])

Auch die Laune Uhlands hat unter unſern jüngern Dichtern bald mehr, bald minder glückliche Nacheiferer gefunden: wo der Saame auf ein verwandtes Naturell fiel, iſt er glücklich aufgegangen; aber wo mehr Witz als Gemüth die Unterlage bildete, iſt ſie zum künſtlichen oft hohlen Lachen, zuweilen gar zum Grinſen des Hohnes geworden, während ſie bei ihm gerade durch ihre Harmloſigkeit und ihre mehr ſchöpferiſche als vernichtende Kraft, immer ſo liebenswürdig und bedeutungsvoll bleibt.

Wir haben jetzt die ganze lyriſche Gemüthsentwicklung

---

1) Des Kaufmanns. S. 415. Des Betrügers ebendaſ. u. 451. Des verſchuldeten Lords. S. 445. Des Ritters Edmund. S. 419.

2) S. 427. 3) S. 429. 4) S. 430. 5) S. 431.

6) S. 432—434. 7) S. 437—444. 8) S. 444.

9) S. 449. „Geziemt es u. ſ. w.“ und S. 450. „So wie ein Faun u. ſ. w.“

unſers Dichters durchgegangen, und es iſt nur Eine Seite von uns unberührt geblieben; nämlich ſeine patriotiſchen Beſtrebungen, ſo weit ſie in Poeſie ausgeſprochen worden ſind. Da jedoch ſeine vaterländiſchen Gedichte eine von allen andern durch ihre Realität weſentlich verſchiedene Grundlage haben und ohne daß das bürgerliche Leben des Dichters berührt wird, kaum beurtheilt werden können, ſo erlaube man mir, was darüber geſagt werden muß, in die kurze biographiſche Notiz zu verweben, die dieſem Aufſatze doch nicht ganz fehlen darf.

Ludwig Uhland iſt zu Tübingen, wo ſein Großvater, ein rühmlich bekannter Theologe ſeiner Zeit, als Profeſſor und Superattendent des theol. Seminars im J. 1804 in hohem Alter geſtorben iſt, und ſein Vater als vieljähriger verdienter Secretarius der Univerſität lebt, den 26ten April 1787 [1]) geboren. In der gelehrten Schule ſeiner Vaterſtadt erhielt er eine claſſiſche Bildung, ſo daß er ſchon im J. 1802 auf der Univerſität inſcribiren und als 15jähriger Jüngling die vorbereitenden Collegien hören konnte, die ihn ins Studium der Rechtswiſſenſchaft einführen ſollten, das er im J. 1805, nicht gerade nach ſeines Herzens Drang [2]) zu betreiben

1) „Fortunat.“ S. 414.

Der Schauplatz unſres Stückes iſt zu London
Die Zeit — ich dachte wohl im Februar?
Denn welcher rühmet ſich von allen Monden,
Daß er dem Trauerſpiele günſt'ger war?
Doch meine Göttin ſchüttelt ihre blonden
Stirnlocken, ferner deutet ſie in's Jahr:
Den wechſelnden April hat ſie erkoren,
Ihr Dichter ſelbſt iſt im April geboren.

2) „Die neue Muſe.“ S. 95.

anfing. Die ersten seiner bekannt gewordenen Gedichte fallen in das Jahr 1804, ja gerade mehrere der tiefsten und vollkommen reifen Lieder und Balladen gehören dem 17jährigen Jüngling an. Im Jahr 1808 hatte er sein Rechtsstudium vollendet, und ward unter die Zahl der Königl. Advokaten aufgenommen, schrieb und vertheidigte im Febr. 1810 eine juridische Dissertation, in Folge deren er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Im Frühling dieses Jahres unternahm er sodann eine litterarische Reise nach Paris, die seiner Lieblingsneigung sehr förderlich ward, indem er in jener Hauptstadt die dort in der damals kaiserl. Bibliothek befindlichen poetischen Schätze des Mittelalters musterte und benützte, eine Beschäftigung, von der nicht nur seiner Gedichtesammlung in den Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte höchst schätzbare Proben einverleibt sind, sondern die ihre spätesten aber schönsten Früchte erst in seiner Darstellung der german. Poesie des 13ten Jahrhunderts tragen wird, einem Werk, an dem er nun schon ins sechste Jahr arbeitet. — Im Frühjahr 1811 zurückgekommen, advocirte Uhland erst in Tübingen, und seit dem Spätjahr 1812 in Stuttgart, wo er auch eine kurze Zeit auf dem Bureau des Justiz-Ministeriums arbeitete. Als Dichter war er schon in Leo von Seckendorfs Musenalmanachen (1806 und 1807) aufgetreten; im J. 1811 gab er in Verbindung mit Justinus Kerner und andern gleichzeitigen und jüngern Freunden und Dichtern den poet. Almanach auf 1812 (Heidelberg Braun) und im J. 1813 mit eben diesen den deutschen Dichterwald (Tüb. Osiander) heraus, welche beide den größten Theil seiner damals fertigen Lieder und Sagen enthielten. Erst im J. 1814 erschien zur Herbstmesse bei Cotta eine vollständige Sammlung seiner Gedichte, die im J. 1820 neu aufgelegt ward, bedeutend ver-

mehrt theils durch den im J. 1818 entſtandenen Fortunat, theils durch die erwähnten patriotiſchen Gedichte. 1)

Denn als im Jahr 1815 der verewigte König Friedrich von Würtemberg die Stände zuſammenberief, um das verfaſſungsloſes gewordene Land mit einer neuen Conſtitution zu beſchenken, und der Kampf um des Stammlandes alte Rechte ſeinen Anfang nahm, ein Kampf, der nicht nur in ſeiner Quelle lauter war, ſondern auch von den kühnſten Streitern mit Würde, Aufopferung und ſelbſt perſönlicher Gefahr gekämpft ward; da fühlte ſich auch der edle Sänger berufen, das begeiſternde Wort, als die Waffe, die ihm für die Freiheit verliehen war, ſchallen zu laſſen, und kein Erinnerungsfeſt an die alte, gute Zeit ward gefeiert, kein entſcheidender Tag nahte für die Verſammlung der Abgeordneten des Landes, dem der Dichter nicht einen Klang ſeines Saitenſpiels gewidmet hätte. Die fliegenden Blätter, die er damals in die vaterländiſche Welt hinausſtreute, und die jetzt in der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte geſammelt ſind, wurden von den Freunden der Sache mit Begeiſterung aufgenommen, und ſelbſt von edlen Gegnern bewundert, und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die Poeſie damals keine kraftloſe Bundesgenoſſin der geſetzlichen Freiheit war. Selbſt als Intereſſe und Leidenſchaft die gute Sache zuweilen trübten, blieb ſie in des Sängers Herzen, der nicht aufhörte, ſie mit perſönlichen Opfern zu vertheidigen, rein und lauter, und manches Moment des Streites ſteigerte die Kampfluſt und das innere Kraftgefühl des Sängers. Die Glorie des Alterthums, die häufig das Unrecht umſtrahlt, glänzte hier auf der Seite der Freiheit, ſie beſchien die neuen Talente, die ſich in ihrem Glanz entfalteten, und der Dichter

1) S. 99 — 121.

erkannte in ihr das poetiſche Element, in dem er bisher gelebt hatte. Auf der Gegner Seite trat ein Streiter auf, der das Gute auf ſeine Weiſe wollte, für ſeine Idee nicht minder begeiſtert war, und den Sänger, auch gekränkt, noch hochſchätzte; bald betrat ein Fürſt, ein Held, ſchon lange die Hoffnung des Volkes, den Schauplatz: lauter Beweggründe für den vaterländiſchen Sänger, ſeine Stimme dringender, zuverſichtlicher hören zu laſſen. Mögen immer einige dieſer Lieder einen Theil ihrer Wirkung von der Zeit, auf die ſie zunächſt berechnet waren, entlehnt haben und kein ganz ſelbſtſtändiges Leben in ſich tragen: die beſſern derſelben geben gewiß an Innigkeit und Lebendigkeit der Gefühle, Würde der Gedanken, Farbenglut und treffenden Bildern den ſchönſten ſeiner übrigen Lieder nichts nach, während ihnen der Gegenſtand einen eigenen, ich möchte ſagen altclaſſiſchen Anſtrich und Reiz verleiht.

Die Hoffnungen des Dichters blieben nicht unerfüllt. Durch freien Entſchluß königlicher Hochherzigkeit wurden die Abgeordneten des Landes aufs Neue verſammelt, über Recht und Vertrag zu tagen. Die Verfaſſung kam zu Stande: und jetzt war der Muſe des Dichters die Freude gegönnt, die öffentliche Verkünderin des Dankes zu ſeyn, [1]), der vom Volke zum Thron emporſtieg, und gewiß hat nie ein Fürſt ein ungeheucheltereß Lob aus eines freiern Mannes Mund vernommen.

Seit dieſem Zeitpunkt iſt Uhlands litterariſche Thätigkeit häufig durch die Erfüllung vaterländiſcher Pflichten unterbrochen worden, da er ſeitdem nicht nur als Mitglied der

1) Prolog zum Herzog Ernſt auf der Bühne geſprochen den 29. Okt. 1819. — S. 463.

Ständeverſammlung, ſondern auch durch die Wahl derſelben als Beiſitzer des gröſsern Ausſchuſſes in Thätigkeit iſt: zwei Trauerſpiele ſind ſeit der erſten Erſcheinung ſeiner Liederſammlung von ihm erſchienen, deren Beurtheilung der Verfaſſer dieſes Aufſatzes nicht unternimmt; aber ſeit ſechs Jahren hat ſeine Muſe faſt ganz geſchwiegen, und ſein forſchender Geiſt ſich in die Denkmale der altdeutſchen Poeſie verſenkt. Als ein Vorbote ſeiner Studien in dieſem Fach iſt ſeine Monographie über Walther von der Vogelweide anzuſehen.

Unter den Critikern haben nur drei: Müllner, Franz Horn und Willibald Alexis den Dichter eines aufmerkſamen Blickes gewürdiget. Unterdeſſen hat ſich die zweite Auflage ſeiner Gedichte binnen wenig Jahren vergriffen, ſo daſs eine dritte nothwendig wird.

Die äuſſern Verhältniſſe des Dichters, früher durch eigene Wahl wechſelvoll, ſind jetzt heiter und glücklich. Er hat unter den Kämpfen für das Vaterland, würdig belohnt, das ſchönſte Glück der Liebe und des häuslichen Lebens begründet.

Mit dieſer Zugabe über des Mannes öffentliche Stellung ſchlieſse ich die Charakteriſtik des Dichters; möchte es ihr gelungen ſeyn, das, deſſen Ahnung der Sänger ſelber demjenigen zutraut, der ſtillem Deuten ſich in ſeinen Liedern nachzugeben die Mühe nimmt, den Leſer ahnen zu laſſen: — das ganze Gemüth des Dichters, als Einheit im Zerſtreuten.

Guſtav Schwab.

Lieder
von
Friedrich Rückert.

I.

Am frühen Morgen auferwacht,
Hab' ich den Tag geſchrieben,
Dann mein Geſchriebnes in der Nacht
Geleſen meiner Lieben.

Der Liebſten hat darauf das Lied
Im Schlummer nachgetönet,
Und jeder Traum des Dichters ſieht
Durch ihren ſich verſchönet.

Dann hat ſie mir am andern Tag
Den Traum erzählet wieder,
Den ich nun wieder faſſen mag
Und ſchöner noch in Lieder.

Und dieſe Lieder wird ſie dann
In neue Träume weben,
So daß uns Stoff nicht fehlen kann
Für Lied und Traum aufs Leben.

2.

Der Schnee, der gestern noch in Flöckchen
Vom Himmel fiel,
Hängt nun geronnen heut als Glöckchen
Am zarten Stiel.

Schneeglöckchen läutet; was bedeutet's
Im stillen Hain?
O Liebchen, komm geschwind, dir läutet's
Den Frühling ein.

O kommt, ihr Blätter, Blüt' und Blume,
Die ihr noch träumt,
All zu des Frühlings Heiligthume
Kommt ungesäumt!

Sie kommen all mit leisem Schritte,
Sie stellen sich
In einen Kreis, und in die Mitte
Sie fassen dich.

Sieh Liebchen, wie der Schnee geschmolzen
Am Frühlingshauch,
Schmilzt vor den Blumen nun, den stolzen,
Schneeglöckchen auch.

Und so im bunteren Getriebe
Der Jugendlust
Wird dir verschwinden diese Liebe
In meiner Brust.

Doch wenn die Reben du erbeutet,
Denk an der Statt
Schneeglöckchens, das dir eingeläutet
Den Frühling hat.

3.

Der Frühling fährt hernieder
Vom Himmel, um auf Triften
Neu anzuschlagen wieder
Des Korans heil'ge Schriften.

O kommet anzubeten,
Ihr frommen Muselmanen,
Und laßt von dem Propheten
Zum rechten Dienst euch mahnen.

O sehet, wie er triffe
Thut Wunder unbemühet,
Er spricht zum dürren Reise:
Erblüh! und es erblühet.

Andächtiges Gemüthe,
O komm, und lies die Euren
Von Gottes Mild' und Güte
Im grünen Buch der Fluren.

Da ist kein Blatt, so kleines,
Es spricht ein Wort vom Lichte

Komm, Herz, und lies hier eines
Von Liebchens Angesichte.

Im Wangenmorgenrothe
Steht das Gebot zu lieben,
Und von des Weins Verbote
Steht nichts dabey geschrieben.

4.

Welcher bunte Chor,
Welcher reiche Flor
Blumen will nun vor-
über deinen Blicken wallen!
Frühling fern und nah;
Und du stehest da.
Lächle, und empfah
Jeden Gruß mit Wohlgefallen.

Von dem Veilchen an,
Das den Zug begann,
Einen Blick gewann
Und zufrieden schien zu sterben;
Andre drängen nach
Herzen tausendfach,
Jedes mit einem Ach,
Still um deine Huld zu werben.

Dieß wird angeblickt,
Jenem zugenickt,
Dem ein Gruß geschickt,
Geht nun fort auf euren Wegen!

Nur der Roſ' allein
Wird's im Maienſchein
Vorbehalten ſeyn,
An die Bruſt ſich dir zu legen.

Denn mit lautem Schall
Soll am Roſenwall
Eine Nachtigall
Erſt das Hochzeitlied dir bringen.
Ich bin Lerche nur,
Die zum Himmel fuhr,
Um auf grüner Flur
Dir den Brautſtand anzuſingen.

5.

Ein weißes Blüthenglöckchen,
Unſchuld'ger Neubegier,
Am lebensfrohen Stöckchen,
Sah ich dich ſteh'n vor mir.

Und wieder um ein Veilchen
Verwandelt ſah ich dich,
Ein ſchwermuthvolles Veilchen,
Voll Duft, geſenkt in ſich.

Und um ein Veilchen wieder
Da blühteſt du ſo voll,
Daß unterm knapyen Mieder
Die Roſenfülle ſchwoll.

Und Nachtigallenkoſe
Und Oſtwinds Schmeicheln,

Sie ſagten, daß die Roſe
In dir erſtanden ſey.

Wer iſt ſie, der's gelungen,
Die wunderbare Macht,
Die die Verwandelungen
Des Frühlings ſtill vollbracht?

Daß Veilchenſchwermuthsblaue
Erſt aus Schneeglockenmuth,
Und dann aus Veilchenſcheue
Wuchs Roſenliebesglut!

6.

Den Inbegriff der Schönheit hab' ich
Gleich'n in einer Blume.
Mein Leben und mein Lieben gab ich
Ihr ſtill zum Eigenthume.

Die Phantaſieen aller Himmel
Hab' ich auf ſie getäuſelt,
Und der Empfindungen Gewimmel
Als Duft um ſie gehäuſelt.

Sie ſcherzte mit den Frühlingswinden
In unbewußtem Triebe,
Ohn' ihre Schönheit zu empfinden
Und ohne meine Liebe.

7.

Durch des Waldes Frühlingsstille
Mit der Liebsten ging ich heut.
Anemon' und Pulsatille
Standen rings am Weg verstreut.
Pulsatill' und Anemone
Flochten wir zur Blumenkrone.

Anemon' und Pulsatille,
Erster Frühlingstrieb der Trift,
Sind, Natur! so ist's dein Wille,
Auch das erste Blumengift.
Doch wir flochten uns zur Krone
Pulsatill' und Anemone.

O wie schlug mein Herz so stille!
Deine Blumen, o Natur,
Macht zum Gift allein der Wille,
Spiel der Unschuld sind sie nur.
Giftlos bleib' uns eure Krone,
Pulsatill' und Anemone.

Rings der Wald, er war so stille,
Frühlingsmattheit lud zur Ruh.
Anemon' und Pulsatille,
Halfet ihr nicht auch dazu?
Wie betäubt' uns eure Krone,
Pulsatill' und Anemone!

Anemon' und Pulsatille,
Ihr seyd schuldlos auf der Trift.

Doch der Liebſten Aug, ſo ſtille,
Und ſo tief, iſt lauter Gift.
Das verraitet eure Krone,
Pulſatill' und Anemone!

8.

O wie tröſtlich iſt, zu wiſſen
In der Liebſten Hand,
Wenn du ſelbſt ihr wirſt entriſſen,
Einen Gegenſtand,

Der ihr leiblich nah darf bleiben,
Wie du's wareſt ihr.
Dieſe Lieder will ich ſchreiben,
Daß ſie bleiben hier.

Ruft der Freundin ins Gedächtniß
Eines Freundes Schmerz,
Der ihr ſcheidend zum Vermächtniß
Paßt zurück ſein Herz.

Will ſie mit dem Freunde ſprechen,
Blatter ruhet euch dann!
Erröthet ſchön von euren Flächen
Sie ſtatt meiner an!

Wo ihr Blick ein Blatt berühren
Wird bei Nacht und Tag,
In der Ferne werd' ich ſpüren
Einen Zauberſchlag.

9.

Haſt du nicht den Jäger geſeh'n?
Und hörteſt du nicht ſein Blaſen?
Er ſah ein flüchtiges Reh hier geh'n
Wohl über den thauigen Raſen.

„Ich habe wohl den Jäger geſeh'n,
Das Reh erſchreckte ſein Blaſen:
Ich will doch lieber in Freiheit geh'n
Wohl über den thauigen Raſen.“

Und haſt du nicht den Fiſcher geſeh'n
Mit ſeiner ſchwankenden Angel
Verlegen am Rande des Baches ſteh'n,
Als wär' ihm an Fiſchen Mangel?

„Ich habe wohl den Fiſcher geſeh'n,
Ich ſcheute vor ſeiner Angel.
Ich hieß ihn zu andern Bächen geh'n,
Darin an Fiſchen kein Mangel.“

Und haſt du nicht den Gärtner geſeh'n?
Er kam zu deinem Garten;
Die Roſen, die in der Blüthe ſteh'n,
Verſprach er dir ſchön zu warten.

„Ich habe wohl den Gärtner geſeh'n,
Ich ſchloß ihm nicht meinen Garten;
Die Roſen, die in der Blüte ſteh'n,
Die will ich ſelber doch warten.“

Und haſt du nicht den Hirten geſeh'n?
Und hörteſt du nicht ihn flöten:
Was willſt du, o Lamm, in der Irre geh'n?
Haſt meine Hut nicht vonnöthen?

„Ich habe wohl den Hirten geſeh'n,
Mich lockt' das Spiel der Flöten.
Doch laß das Lamm nur immer geh'n,
Es hat nicht Hut vonnöthen.“

Und haſt du nicht den Liebſten geſeh'n?
Er iſt das alles geweſen;
Er hat, nur um dir nachzugeh'n,
Soviel Geſtalten erleſen.

„Ich habe wohl den Dichter geſeh'n.
Und biſt du das alles geweſen?
Ich ließ die Geſtalten vorüber geh'n,
Und habe dich ſelb erleſen.“

10.

Die mich hat am Fädchen,
Stehet auf der Grenze ſtill
Zwiſchen Kind und Mädchen,
Und iſt beides, was ſie will.

Wie es eben dienen
Mag am beſten ihrem Plan,
Leat ſie ſich die Mienen
Von dem ein' und andern an

Auf dem einen immer
Leis ins andere Gebiet
Spielt sie, wie ein Schimmer
Durch bewegte Zweige sieht.

Mädchenhaft und kindlich,
Wie sie mir sich zeigen mag,
Mir unüberwindlich
Blieb sie bis auf diesen Tag.

Kindischer Geberde
Dich zu necken scheint sie dort:
Dann den Muth zur Erde
Schlägt sie mit erwachsnem Wort.

Wenn du sie willst nehmen
Für ein Kind, wie sie sich giebt,
Wird sie dich beschämen,
Wenn's ihr klug zu seyn beliebt.

Wenn du sie zu fassen
Nun beim Ernste denkst mit Glück,
Zieht sie sich gelassen
In den kind'schen Scherz zurück.

II.

Ich will die Fluren meiden
Mit meinem trüben Gram,
Daß nicht der Lenz muß scheiden,
Wo ich zu nahe kam,

Daß nicht der Quell zu ſpringen,
Zu blüh'n der Blume Herz,
Die Nachtigall zu ſingen
Vergißt, ob meinem Schmerz.

12.

Ach, nach einem Blumenbeet,
Das mit ſtillem Prangen
Vor der Liebſten Fenſter ſteht,
Blick' ich mit Verlangen.

Wenn der Oſt vorüberweht,
Bleibt er ſchwebend hangen,
Allen Duft vom Blumenbeet
Durſtig aufzufangen.

Wenn die Sonn am Himmel ſteht,
Schaut ſie mit Verlangen
Nach den Blumen, die im Beet
Nicht durch ſie entſprangen.

Wenn die Liebſt' aus Fenſter geht,
Mit den Roſenwangen,
Sind die Roſen in dem Beet
Lächelnd aufgegangen.

Wenn ſie von dem Fenſter geht,
Iſt der Tag vergangen,
Und es ſchließt das Blumenbeet
Jedes Aug mit Bangen.

Rosen, die ihr nur euch dreht
Nach den Rosenwangen,
Lasset still in eurem Beet
Mitblüh'n mein Verlangen.

Von der Liebsten Hauch umweht,
Und von ihren Wangen
Angestrahlt, im Rosenbeet
Bin ich aufgegangen.

13.

Komm, verhüllte Schöne!
Komm! aus deinem Haus
Locken stille Töne
Dich zur Nacht heraus.

Komm, und schlag den Schleyer
Dir vom Angesicht.
Zeige dich nur freyer,
Süßes Mondenlicht!

Unter ist die Sonne,
Deren Blick so scharf
Deine milde Wonne
Nicht verliehen darf.

Abendglutumröthet,
Stark der Lerche Schall;
Und aus Büschen flötet
Nun die Nachtigall.

Tag mit ſeinem Toſen
Iſt zur Ruhe hier.
Liebchen! alle Roſen
Schlafen, außer dir.

Alle kecken Lüfte
Sind zur Ruh im Laub;
Nachtviolendüfte
Fürchten keinen Raub.

Küſſern keine Biene
Trägt mehr Honig ein;
Und an deiner Miene
Saugt mein Blick allein.

Laß dich's nicht verdrießen,
Küſſe mich in Ruh.
Alle Knoſpen ſchließen
Ihre Augen zu.

Und vorm Abendſterne
Wirſt du dich nicht ſcheu'n,
Deſſen Blick ſich gerne
Mag an Küſſen freu'n.

14.

Die Liebſte hat mit Schweigen
Das Fenſter aufgethan,
Sich lächelnd vorzuneigen,
Daß meine Blick' es ſah'n.

Wie mit dem wolkenlosen
Blick einen Gruß sie beut,
Da hat sie lauter Rosen
Auf mich herabgestreut.

Sie lächelt mit dem Munde,
Und mit den Wangen auch;
Da blüht die Welt zur Stunde
Wie wie ein Rosenstrauch.

Sie lächelt Rosen nieder,
Sie lächelt über mich,
Und schließt das Fenster wieder,
Und lächelt still in sich.

Sie lächelt in die Kammer
Mit ihrem Rosenschein;
Ich aber darf, o Jammer,
Darin bei ihr nicht seyn.

O dürft' ich mit ihr kosen
Im Kämmerchen ein Jahr!
Sie hat es wol von Rosen
Gelächelt ganz und gar.

15.

Der Nachtigall ist kund, daß Rose
Den jungen Ostwind liebt,
Und auf ihr eigenes Gekose
Darum nicht Achtung giebt.

Die Nachtigall, die ſchlummerloſe,
Ruft jauchzend in der Nacht
Den Morgen, daß von ihm der Roſe
Ihr Liebling ſey gebracht.

Und wie des Morgenwinds Gekoſe
Nun herzt die Roſ' in Luſt,
Bohrt Nachtigall den Dorn der Roſe
Sich ſchweigend in die Bruſt.

16.

Steig hernieder, Frühlingsregen,
Löſe die Befangenſchaft
Der Natur, die ſtill entgegen
Dir ſich ſehnt aus ihrer Haft.

Brich die ſtarken Eiſenketten,
Die nun uns der Winter ſchlug,
Schwelle Ström' in ihren Betten,
Und der Nymfe füll' den Krug.

Säuſle milder, rauſche ſtärker,
Goldner! brich das ehrne Schloß.
Danae iſt hier im Kerker;
Steig' herab in ihren Schoß.

17.

Komm in deiner Glutgewalt,
Komm zu Semelen,
Die in eigenster Gestalt
Dich verlangt zu sehn.

Donnerer! nur dustumhüllt
Hast du sie umarmt;
Mild, von deiner Lieb' erfüllt
Ist die Braut erwarmt.

Nicht erwarmen, brennen nun
Will sie und verzehn.
Komm, den Willen ihr zu thun,
Komm zu Semelen.

18.

Wie aus Frühlingshimmeln reiner
Regen sprüht und Sonne scheint,
Lächelt mild ein Auge meiner
Liebsten, und das andre weint.

Ros' und Lilien in Verbindung
Auf der Wang' und auf der Flur.
Von den Quellen der Empfindung
Schwillt das Herz und die Natur.

Schönes Glück von kurzer Dauer,
Flücht'ger Lenz der Menschenbrust,
Sonnenblicke, Thränenschauer,
Frühlingswehmuth, Liebeslust.

19.

Alle Liebeslieder, die
Ich geschrieben je im Leben,
Sieht auf meinem Antlitz hie
Meiner Liebsten Auge schweben.
Sie verschönen es für sie,
Wie den Anger Frühlings Weben.
Und die Jugendblute nie
Darf ich zu verlieren beben.

20.

Ich sprach: Es ist nun Herbst für mich.
Nein! sprach sie: es soll Frühling seyn.
Und als ich trüb' in Nacht entwich,
Da helt' ihr heller Blick mich ein.
Ich sprach: der Wangen Rot' erblich.
Sie sprach: ich will dir meine leihn.
Bist du so alt? so inna bin ich;
Und ist nicht meine Jugend dein?

21.

Wie sie alle Lieder lebt,
Die hier meinem Lied entthauen,
Hab' ich freilich wol erprobt.
Daß der Richtrin nicht zu trauen.

Welchen Theil der Eigenmuß
Hat am Lob, muß ein mir leuchten:
Diese Lieder sind ihr Putz;
Sollt' ihr Putz nicht scheu ihr däuchten?

Und so darf ich mir aestieh'n,
Und sie soll mirs nicht verneinen,
Daß sie manches mit läßt aeh'n,
Weil es eben ist vom meinen.

Wäre das mir zum Verdruß?
Nicht doch! Was vom Kunsturtheile
Ich dem Lied entziehen muß,
Wird dadurch mir selb zu Theile.

Welch ein reizender Gewinn
Wäget allen Schaden nieder!
Weil ich doch mir näher bin,
Als die liebsten meiner Lieder.

22.

Der Frühling sprach zu mir:
Ich kann nicht bleiben hier.
Ich lasse meine Lust
In deiner treuen Brust.
Austheile sie der Welt,
Wie es dir wohlgefällt.
Gib einen Frühlingstraum
Dem Wald und jedem Baum,
Der Flur und jedem Strauch,
Und deiner Liebsten auch.
Daß sie mich nicht vermißt,
Und auch mich nicht vergißt.
Bis wieder ich anhier
Erschein' in meiner Zier.

Der Popanz

ein Luſtſpiel

von

Wolfgang Menzel.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Ein prachtvoll geſchmückter Saal im Pallaſt. Der Sultan iſt beſchäftigt, an den Wänden Fliegen zu klatſchen. Schmaruzzer.

Der Sultan.

Das Fliegenklatſchen ennuyirt mich. Die Beſtien fliegen mir immer davon. Da — (er wirft dem Schmaruzzer die Klatſche an den Kopf.)

Schmaruzzer (hebt die Klatſche auf und bringt ſie zurück).

Hier unterthänigſt aufzuwarten, und beinebſt die Fliege, die ſo glücklich war, von Allerhöchſtdero eigenen erhabenſten Händen auf meiner begnadigten Naſe zermalmt zu werden.

Der Sultan.

Nicht übel, du Schlingel! Apport noch einmal! (Er wirft wieder.) Du biſt gar zu langſam. Mach ein paar Hopſer! (Er ſchlägt ihn.) Nun ſpring auch über den Stock. So — He, biſt du nicht ein Eſel oder ein Pudel?

Schmarutzer.

Was Ew. Majeſtät mir zu ſeyn geruhen zu befehlen, serenissime.

Der Sultan.

Da küß die Hand! fall auf alle Viere und trag mich (Er reitet auf ihm durch den Saal).

Der Vezier (kommt).

Was iſt das wieder? geruhen Sie ſich zu erheben, Sire. Hab ich es Ihnen nicht ſchon oft geſagt, daß Sie die Menſchheit achten ſollen, auch im Thiere. Unſer Jahrhundert, mein theurer Sultan, das Zeitalter ſchöner Humanität verlangt gewiſſe Rückſichten, kleine Delikateſſen, mit denen man ganz erſtaunlich viel ausrichtet, mit denen dieſes — wie ſoll ich es nennen — ſpaßhafte Reuten ganz und gar nicht verträglich iſt.

Der Sultan (ſteigt ab, ſehr artig).

Was giebts Neues, mein lieber Vezier?

Der Vezier.

Geſchäfte, überhäufte Geſchäfte! Und Sie thun nichts als ſpielen.

Der Sultan.

Ja, ja. Sie haben wohl recht viel zu thun, und ich bin Ihnen auch gewiß dankbar. Wenn ich Ihnen nicht ſchon alle Orden gegeben hätte, ſo ſollten Sie noch den letzten haben, oder ich will einen neuen erfinden, wie?

Der Vezier.

Laſſen Sie, ich erkenne hinlänglich Ihre Gnade.

Der Sultan.

Und was machen meine lieben Unterthanen?

Der Vezier.

Einige demagogiſche Umtriebe ſind abzuleiten geweſen. Ein Wolf hatte ſich in unſer Revier verlaufen. Wir haben

ihm einen Steckbrief nebst beigefügtem Portrait in Kupfer gestochen nachgeschickt. Hier ist er.

Der Sultan.

Ein ramasirter Kerl. Und was hat die Bestie denn verbrochen?

Der Vezier.

Einen geachteten Staatsdiener mittelst seines schröcklichen Anblicks auf der Stelle entseelt.

Der Sultan.

Das muß man rügen, Vezier, hier muß ein Exempel statuirt werden, eine exemplarische Strafe muß hier erfunden werden. Rädern, Verbrennen ist hier zu wenig. Man könnte das Riemen aus dem Rücken schneiden wieder aufbringen, was ohnehin viel zu frühe in der neuen Aufklärung untergegangen. Wie?

Der Vezier.

Wenn Sie sich doch um wichtigere Dinge bekümmern wollten. Sie haben heute große Cour. Benehmen Sie sich dabei mit einiger Würde.

Der Sultan.

So, sehen Sie, will ich es machen. Die Unterlippe was vor, die Stirne gefaltet. — O ich kann gravitätisch seyn. Danken Sie Gott, daß ich diese furchtbare Miene niemals gegen Sie annehme.

Der Vezier.

Sie wissen, daß ich es bin, der hier alles zusammenhält. Das sollten sie niemals vergessen. (geht ab.)

Der Sultan.

Es ist doch ein Teufelskerl, der Vezier der, aber was will ich machen? ich kann ihn nicht entbehren. Ich drave

mich nur, daß er das weiß und mich täglich durch ſeine Impertinenzen daran erinnert. Bin ich nicht dennoch Sultan? Könnte ich ihm nicht den Hals abſchneiden laſſen! Ich bin nur zu gut.

Schmarutzer (kommt gekrochen).

Erlauben, sereniſſime, Dero Rockzipfel. Der Leibarzt möchte aufwarten.

Der Sultan (giebt ihm eine Ohrfeige).

Soll kommen.

Profeſſor Hütchen (tritt ein).

Bon jour. Wie haben ſie geſchlafen?

Der Sultan.

Recht wohl, Profeſſor.

Profeſſor Hütchen.

Erlauben den Puls. — Sie müſſen ſich vor Aerger in Acht nehmen. Sonſt befinden Sie ſich ganz raiſonabel.

Der Sultan.

Und wie gehts Ihm, mein lieber Mann?

Profeſſor Hütchen.

Aufzuwarten, kann nicht klagen.

Der Sultan.

Ich will Ihm allergnädigſt den Krebsorden zu verleihen geruhen. Wäſſert Ihm das Maul, he?

Profeſſor Hütchen.

Ne ich mache mir aus all dem Zeug nicht viel.

Der Sultan.

Wie koſtbar Er thut. Nun ſoll Er ihn auch nicht haben.

Profeſſor Hütchen.

Aergern Sie ſich nicht.

Schmarutzer.

Die Herrn Paſchas.

Der Sultan.

Sollen erſcheinen.

Paſcha's (treten ein).

Allerunterthäniaſten guten Morgen. Wie haben Höchſt-
dieſelben zu ruhen geruht?

Der Sultan.

Wir haben uns in unſerer Weisheit vorgenommen, ein
Staatsgeheimniß daraus zu machen.

Die Paſcha's (ſchweigen ehrfurchtsvoll).

Der Sultan.

Ich bin übrigens zufrieden mit Ihnen. Sie ſind zum
Handkuß zugelaſſen. Der Vezier wird Ihnen meine weitern
Befehle eröffnen. Ich danke Ihnen. (Es entſteht ein Lärm
vor der Thür.) Was iſt das für ein unehrerbietiger Specta-
cel? Schmarutzer, gebiete Stille im Namen des Sultans! He!

Der Vezier (ſtürzt verzweiflungsvoll in den Saal).

Da haben wir's — o Gräuel, o Entſetzen! ich falle zum
erſtenmal in meinem Leben in Ohnmacht (fällt um).

Hofleute (ſtürzen in den Saal).

O Tod, o Vernichtung! der Staat, der Thron Ew. Ma-
jeſtät — alles, alles iſt hin!

Der Sultan.

Wie? Was? wo? wie ſo? woher? warum? was giebts
denn? was jammert denn das? ſo redet doch ihr Beſtien,
wenn ich befehle! (er zieht die Verzweifelten bei den Ohren).

Ein Hofmann.

Ach, der Popanz, Ew. Majeſtät, der Popanz!

Ein anderer.

Der Popanz — das große unſichtbare Ungeheuer mit Hör-
nern — der wahre politiſche Teufel, oder der Ehekenſel Aſ-
modi, die die glückliche Ehe zwiſchen Regenten und Völ-

kern zu trennen strebt. Meine Amme hat mir schon von ihm erzählt. Er kann jede Gestalt annehmen. Bald ist er so klein, daß er durch das Haarrohr eines Frauenzimmers schlüpfen kann, bald bläht er sich auf zu einem Rhinoceros, immer dicker und höher, und frißt ein ganzes Land mit Mann und Maus, daß es knickt und knackt. Er soll unter sehr verschiedenen Namen bereits die größten Rollen auf dem Welttheater gespielt haben. Aber wehe uns, auch mit uns will er spielen. Er hat geschworen, Eure schandbarliche Großmächtigkeit vom Throne zu stürzen. Sein Gesandter ist eben in die Stadt gekommen. Ich höre ihn schon mit Stiefeln und Sporen auf der Treppe klirren. Da ist er.

Der Gesandte des Popanz.

(In Courierstiefeln, ein Posthorn im Munde, auf dem er beim Eintritte bläst).

Trara, Trara, Trala! He da ihr Leute, bin ich hier recht beim Sultan?

Die Hofleute.

Gott, Ihro Majestät sind in Ohnmacht gefallen. Wo ist der Vezier? der ist auch in Ohnmacht gefallen. O, ach, ich kann diesen jammervollen Anblick nicht ertragen. (Sie fallen alle in Ohnmacht).

Der Gesandte (zieht einen Brief hervor).

Unser großer Popanz schickt euch durch mich diesen Brief hier (liest ab).

„Kund und zu wissen hiermit aller Welt.
„Was maßen, sintemal und alldieweilen
„Uns euer Regiment nicht mehr gefällt,
„Als melden wir auch hier in wenig Zeilen,
„Daß wir gesonnen sind, euch abzusetzen"

Gegeben in unserem Pallaste unter freiem Himmel.
Unterz. der Popanz oder das Gesetz.
Zum Besten des Publikums.

Nun, hört hier Niemand?

Hofleute (recken die Köpfe in die Höhe).

Haben Sie gehört? — haben Sie gehört? — Ew. Majeſtät, reden Sie doch.

Der Sultan.

Vezier, wacht doch auf, ich bitt euch. Redet, ſprecht, helft, rettet. — Ha Böſewicht, du willſt nicht? Iſt das der Dank für alle meine Orden, für die Geduld, mit der ich mir ſo manches gefallen laſſen? Aber ich hab es immer gedacht, als er in Friedenszeiten, wo alles gut gieng, wo gar nichts zu regieren war, immer ſo wichtig that. — Nun läßt er uns in der Gefahr ſtecken, und ſtirbt uns ſo mir nichts dir nichts unter den Händen weg. O es iſt ein Wort, das ich in Gold faſſen möchte, von Leſſing glaub ich, Fürſten haben keinen Freund, können keinen haben (ringt die Hände).

Der Vezier.

Doch, doch (ſteht auf). Verzeihen Ew. Majeſtät der Macht der Gefühle, die mich auf einen Augenblick übermannte. Sie ſind nicht im Stande, die Größe der Gefahr ſo ganz zu überblicken, ſo ganz zu fühlen, als ich es bin. Darum griff es mich ſo an. Doch, ich faſſe wieder Muth und will mein möglichſtes verſuchen, alle Minen ſpringen laſſen, die Vernichtung von uns abzuwenden. (winkt dem Schatzmeiſter und flüſtert ihm in's Ohr) Ambaſſador, wie? Sie ſteben? o ich bitte, ſetzen Sie ſich doch. Ich wünſche in diplomatiſche Erörterungen mit Ihnen einzutreten. Sollte der allverehrte Potanz vielleicht mildere Geſinnungen gegen unſer Kabinet faſſen wollen, ſo würde es uns auf einige und hundert Millionen nicht ankommen. Wir haben ein paar Provinzen, die noch nicht ganz am Bettelſtabe ſind.

Der Geſandte.

Abgeſchlagen.

Der Vezier.

Wir würden uns sogar dazu verstehn, einige Provinzen abzutreten.

Der Gesandte.

Abgeschlagen.

Der Vezier.

Da ist unser Nachbar, der Schach Ibrahim, das wäre so ein Bissen für den Popanz. Wenn Höchstderselbe Lust bezeigte, würden wir ein namhaftes Contingent unentgeldlich —

Der Gesandte.

Abgeschlagen.

Der Vezier

(reibt sich die Stirne. Der Schatzmeister kommt mit großen Geldsäcken und stellt sie vor den Gesandten hin).

Würden Sie vielleicht diese Kleinigkeit als ein Zeichen unserer innigsten Verehrung —

Der Gesandte.

O ja! (er packt sie in seine weiten Kourierstiefeln.)

Der Vezier.

Wir würden uns recht gern, mit Freuden, von oben her alles gefallen lassen, wenn wir nur nach unten in den alten Verhältnissen bleiben könnten.

Der Gesandte.

Abgeschlagen.

Der Vezier.

O so weiß ich nichts mehr. — So geh, grausamer Wüthrich und melde deinem Tyrannen, daß wir ihn als Männer erwarten, daß wir zu siegen oder zu sterben bereit sind, daß wir unsern Thron behaupten, oder uns unter dessen Trümmern begraben lassen.

Der Gesandte (stößt ins Horn und geht ab).
Trara, Trara, Trala!

Andre Hofleute (kommen).
Neuer Schrecken, neuer Jammer! Es zeigen sich höchst gefährliche Symptome einer Revolution schon in unsrer Stadt. Ich habe Aeusserungen gehört. Aeusserungen —

Einer.
Einen nackarmigen Ochsenschlächter sah ich, der auf sein geschliffenes Beil zeigend die ungeschliffensten Anspielungen machte.

Ein Andrer.
Ein rußiger Schornsteinfeger vermaß sich, er wolle jetzt einmal den hohen Rauchfang der auswärtigen Angelegenheiten ausfegen.

Ein Dritter.
Die Besenbinder verfertigen sogar einen großen Besen, womit sie uns zum Lande hinauskehren wollen.

Ein Vierter.
Die Schuhmacher wissen auch, wo den Staat der Schuh drückt, und liegen mit den Schuhflickern darüber sich in den Haaren, ob er einen neuen Schuh brauche, oder ob der alte nur geflickt werden soll.

Ein Fünfter.
Die Maurer haben alle Kneipen eingenommen, und löschen ihre Kalkseelen mit Wein, um morgen ein neues Staatsgebäude zu kitten.

Ein Sechster.
Die Zimmerleute wollen mittelst eines großen Hobels im ganzen Lande Gleichheit machen, daß kein Kopf über den andern kann.

Ein Siebenter.

Und die Hutmacher arbeiten schon an einem großen Hute, unter dem alle diese Köpfe vereinigt werden sollen.

Der Sultan.

Gott in deine Hände!

Der Vezier.

Fassen Sie sich. Man wird nichts wagen, ehe der Peyanz nicht hier ist, und den hab ich wahrscheinlich durch meine heroische Drohung ein wenig stutzig gemacht. So haben wir Zeit zur übereilten Flucht. Zuvor aber laßt uns noch alle Kassen ausräumen und aufpacken, was möglich ist.

Zweyte Scene.

Wald. Professor Hütchen, einen Sack auf dem Rücken, kriecht umher.

Professor Hütchen.

Es ist ausserordentlich lächerlich, sich um Politik zu bekümmern, drum mag ich auch nicht länger in der tollen Stadt bleiben, wo man auf der Gasse hundertmal umgerennt wird, weil alles in Staatsgeschäften auf den Beinen ist, wo man kein wissenschaftliches Gespräch mehr vernimmt, und mit Galle sein Schöpchen versetzen muß. Wie viel wohler ist mir hier in der großen Werkstätte der Künstlerin Natur. Da schwärm ich gleich den Käfern und Schmetterlingen herum, die ich mir einfange, und einstweilen an meinen großen Hut stecke, um sie daheim nicht etwa zur poetischen Belustigung unter Glas zu setzen, sondern zur Bereicherung der Wissenschaft zu anatomiren; oder ich grabe nach Pilzen und Moosen, davon ich schon die seltenste Flora in meinem Sacke

trage. Nichts geht doch über die Pilze und Moose, besonders die Pilze. Sie sind klein und haben große Köpfe, wie ich selber. Es besteht eine Wahlverwandtschaft zwischen uns. Aber auch die Moose verdienen, daß ich meine Liebschaft auf sie werfe. Da ist der Veilchenstein mit seinem rothen duftigen Moose, wovon mir auch schon alle Taschen beschwert sind. Wenn mich, poetisch zu reden, ein Riese, dergleichen es aber in der wirklichen Natur nicht giebt, hier sehen und riechen könnte, er würde mich für ein Veilchen halten.

Ein Bewunderer

(kommt mit ausgebreiteten Armen durch den Wald, und dreht sich oft um sich selbst herum).

O Wald, o Wonne, o Sonne! Verstehst ihr mein Entzücken, verstehst ihr meine heiße Liebesgluth? man sagt, die Dichter besäßen das Vermögen, vernehmliche Worte aus Bäumen und Blumen und Quellen und Wald und Himmelsblau zu locken, und sich aufs anmuthigste mit allem Leblosen zu unterhalten. O daß doch auch in mir dieß Organ zur Entwicklung käme. Ich trage so sehnliches Verlangen danach. Nimm indeß, du ehrwürdiger bemooster Eichstamm, nimm den Beweis, wie gern ich mit dir vertrauter würde (Er umarmt ihn). O ihr Gegenstände meiner Waldentzückung alle, habt ihr keine Brust, die Empfindung der meinigen auch nur mit einem einzigen geringen Seufzer zu erwiedern? (er eilt weiter und stürzt über den Professor.)

Professor Hütchen.

Ha, du poetisches Ungeheuer, ich bin dir genug aus dem Wege gegangen, und dennoch mußt du über mich tölpeln.

Der Bewunderer.

O, es war ein Mensch. Ich hab es wahrhaftig für ein großes Veilchen, oder für Novalis blaue Blume gehalten.

Profeſſor Hätchen.

Man thäte beſſer, bei mir naturhiſtoriſche Collegia zu hören, um das wahre Weſen eines Steines, eines Krautes, eines Thieres, eines Menſchen und eines Profeſſors kennen zu lernen. Wie kann man doch ſo ſtarrblind, wie ein wüthender Stier durch die Natur rennen? und Kabel zertreten Sie mir noch die rarſten Pilze. (Er geht weiter.)

Der Bewunderer.

O mein Herr, was wollen doch Sie von der Natur urtheilen, da Sie, wie ich ſehe, nur ein Sammler und kein Poet ſind, da Sie in ihr nur das Naturalienkabinet, nicht den Götterſaal, nur die Anatomirbank, nicht den Altar anzuerkennen ſich gedrungen fühlen, da Sie in dem großen Herzen der Natur nur den großen Blutmuskel gewahren, da Sie mit einem Worte ein Materialiſt, ein Narr ſind. — Er hört nicht mehr. Nun meinetwegen. Ich will mich in meinen ſüßen kindlichen Spielen an den Brüſten der Natur durch dieſe indifferente kleine Fliege nicht ſtören laſſen.

Dritte Scene.

Eine andere Gegend des Waldes. Mitten durch führt eine Landſtraße. Ein Wolf kommt geſchlichen.

Der Wolf.

Ich kann nicht weiter. Meine Zunge iſt trocken, wie eine Scherbe, meine Glieder wie abgeſchlagen, meine Füße voll Blaſen. — Ach, ich wollte, ich könnte auf ewig aus dem vermaledeiten Pelze herausfahren. (Er legt ſich unter einen Baum.)

Professor Hütchen (auf dem Rückwege).

Ach Hütchen, für was mehr hellst du dich denn selber halten, als für ein Blümchen, das von einer unbekannten göttlichen Hand aus einem Sumpfe hervorgerufen worden, um nach einem kurzen Frühlinge zu welken, für ein Veilchen, ja, ach ja. Ich bin der Professor Hütchen, sag ich mir tausendmal selber, der Leibarzt des Sultans, ein großer Naturforscher und Denker, ein Mann von einnehmendem Blick und Wesen, ein Mann aus der guten alten Zeit, ohne Umstände, von heitrem Humor. Ich trage Klappstiefeln, dieselben, die ich schon vor dreißig Jahren auf der Universität getragen, dazu kurze violette Hosen und einen gleichfarbigen Frack von altem Schnitt, mit perlmutternen Knöpfen, unter welchem eine weißseidene Weste und eine große silberne Uhrkette hervorsehn. Auch einen Zopf hab ich noch, und daran einen gewaltig großen Kopf, wie ich aus dem riesenmäßigen Hute absehe, und weßhalb ich auch Hütchen heiße. Ich weiß alles, was ich bin, wie ich bin, wo ich bin, was ich thue, und will thun, und doch — seh ich mich selber recht an in einem Spiegel, oder blick ich nur von ungefähr auf diese Hände, und drücke sie an die Stirn, und fühle Spuren des Lebens, so geschieht es mit einem argwöhnischen Grauen. Auf unerklärbare Weise trag ich in mir einen Zweifel, der mich noch zur Verzweiflung bringen wird. Ein gewisses Etwas, ein Bewußtseyn, von dem ich kaum weiß, ob es in mir selber ist, oder in einem unbekannten Andern, sagt mir ewig vor, ich sey nur Schein, nichts Wesenhaftes. Ja in gewissen ganz besonders melancholischen Augenblicken will es mich sogar bedünken, ich käme blos in einem Buche vor, und dächte nur in gedruckten Zeilen fort. Dann faßt mich eine rasende Angst, und gewaltsam rüttle ich an den Schranken meines

Daseyns, über dieselben hinaus und dem Meister, der mich geschaffen, und mich wahrscheinlich nur zum Spaß zuweilen seines Bewußtseyns theilhaftig macht, in seine ganze Werkstatt zu gucken, ihm das Geheimniß meiner Schöpfung abzulauern, ihm gleich zu werden, und mir mit List oder Gewalt einen festen Standpunkt in der Reihe der wirklichen Wesen zu erschwingen. Und warum sollt' ich es nicht? ich kann es ja schon denken, und dieser Gedanke ist mitten im Globus meines Kopfs der archimedische Schwerpunkt und Hebel, mit dem ich eben diesen Globus aus seinen Angeln heben kann, der überschwengliche Flügelschlag eines inwendigen Vögelchens im Ey meines Kopfes, der es alle Augenblicke auseinanderbrechen, und besagten Vogel, den wahren, ewigen Hütchen, gebähren kann. O denken, denken!

Der Wolf (gähnend).

Hahl

Professor Hütchen.

Wer gähnt da? — He da, ein wegmüder Wandersmann. Was stört Er mich in meinen Betrachtungen? wer ist Er? was macht Er da?

Der Wolf.

Einen Spaziergang nach Syrakus.

Professor Hütchen.

Er sieht ja ganz verboten aus, und wenn ich Ihn näher betrachte, so kommt Er mir just wie ein Wolf vor.

Der Wolf.

Ach mein Herr, Sie irren nicht. Ich bin wirklich nur ein Thier, ein Wolf, aber ein sehr verehrlicher, der berühmte isländische Wolf, der mit dem hochtheuren Helden Thiodolf seine Tölpeljahre durchgemacht hat. So bald ich indeß in die Jahre des Verstandes getreten war, konnt' ich es im Herrendienst

nicht länger aushalten. Der Naturtrieb trieb mich hinaus. Ich bekam Luſt, Schaafe zu freſſen, mich der bürgerlichen Ordnung zu widerſetzen. Ich ward, wie alle Wölfe ein Freiheitsheld, und wegen meines Umhertreibens, das man demagogiſche Umtriebe nannte, gewaltig verfolgt, bekam Prügel, mußte aus einem Wald in den andern flüchten, Wind und Wetter leiden, hungern und mich härmen, und ſo ſehen Sie mich jetzt in einem ziemlich miſerablen Zuſtande.

Profeſſor Hütchen.

Er thut mir leid, aber ich kann Ihm nicht helfen. Warum läßt Er auch die Schaafe nicht in Ruh, geht nicht lieber unter die Hunde, und befleißigt ſich eines ſittlichen und manierlichen Lebenswandels. Aber ſag' Er mir doch, iſt Er wirklich kein wirkliches Ding, nur eine Fiktion, der einfältige Gedanke eines Dichters?

Der Wolf.

Was man denkt, denkt ſelbſt, mein Herr. Wir wären manchmal verdammt wenig, wenn wir nicht ſelber mehr aus uns machten, als was ſich der Dichter bei uns gedacht hat.

Profeſſor Hütchen.

Eben. Er läßt mich tiefe Blicke ins wahre Weſen der Dinge thun. Ich muß doch Seine Natur näher unterſuchen (er betaſtet ſeinen Schädel). Das philoſophiſche und demagogiſche Organ iſt ſtark ausgedrückt. Er iſt übrigens ein ganz gemeiner Wolf. Laß Er mich doch ſeine Zähne — (Er will ihm die Schnauze aufmachen, aber der Wolf ſchnappt nach ihm).

Der Wolf.

Mäßigen Sie Ihre Wißbegierde, Herr Profeſſor.

Profeſſor Hütchen (ſchwingt ſein Spazierſtöckchen).

Oho, will Er mucken. So eine imaginäre Größe mena-

gire ſich nur, oder man wird ihr das Seifenblaſendaſeyn ausblaſen.

Der Wolf.

Wollen Sie mich nicht gefälligſt um meiner Müdigkeit willen in Ruhe laſſen?

Profeſſor Hütchen.

So iſts recht. Nur hübſch höflich, ſo wird Er durch die Welt kommen. Da hat Er ein paar Pfennige, und leg Er ſich wieder aufs Ohr. — Die Käfer ſummen, es iſt eine ſchwüle Dämmerung. Ich fühle, daß ich hungre, mithin ſo bin ich.

Vierte Scene.

Nacht. Ein großer Comet brennt am Himmel. Vorſtadt. Ein Gewühl von Menſchen auf den Gaſſen. Alles gafft nach dem Cometen. An einem Fenſter erblickt man den Profeſſor Hütchen mit einem Fernrohr.

Profeſſor Hütchen.

Wie ſoll ich dich genugſam bewundern, Schwanzſtern, ungemeines Phänomen, das plötzlich am weſtlichen Himmel erſchienen iſt. Und doch, je mehr ich dich betrachte, fremder hypothetiſcher Lichtkörper, deſto wehmüthiger rufſt du mir den wunderbaren Glauben an mein Scheinleben zurück. Ach auch du ringſt vergeblich nach einer feſten Stelle im Univerſum, und willſt nach Ocken ein erklecklicher Stern ſeyn, aber du biſt nur das Rezept dazu, die Kugelform für einen neuen Globus.

Stimmen von unten.

Seht, ſeht, der Komet bedeutet unſere Revolution, ſo dick und ungeſchlacht iſt er. Man ſieht gar keinen Kern drin.

Er iſt blos Schweif, oder ein Paradiesvogel ohne Beine, der nirgends ſitzen kann.

Andre.

Er iſt ein türkiſcher Roßſchweif und bedeutet, daß es türkiſch bei uns hergehn ſoll.

Andre.

Das muß ſeyn. Die Jungfrau Europa muß einmal wieder die Ruthe bekommen, und unſer altes Hofgeſindel muß ausgefegt werden. Darum ſieht der Komet auch wie eine Ruthe oder wie ein Beſen aus.

(Man ſieht im Hintergrunde den ganzen Hofſtaat aus dem Schloſſe eilends und unter heftigem Peitſchenknallen davon fahren).

Stimmen.

Seht, da macht die Majeſtät ſich aus dem Staube, den der Umſturz ihres Throns bewirkt. Alle Lichter ſind im Schloſſe ausgelöſcht von dem großen Winde, den das Volk macht.

Andre.

Es iſt aber doch gar keine rechte Revolution. Da iſt ein Laternenpfahl, aber es hängt keiner dran. Die Uhren gehn noch wie ſonſt. Die Leute lachen und ſchwatzen noch auf den Gaſſen, wie ſonſt, gehn in die Wirthshäuſer, wie ſonſt. Die Welt unten hat noch ganz die alte Phyſiognomie auf. Wenn nicht der Komet da droben hienge, glaubte man, es gäbe gar nichts.

Andre.

Wart nur, wir werden ganz andere Geſichter machen, wenn wir uns erſt an die Geſichter ſeyn gewöhnt.

Andre.

Morgen, morgen wollen wir revolutioniren nach Herzensluſt. Heut aber laßt uns noch eins zuſammen trinken.

Der Komet bedeutet nebſt vielen andern Dingen auch ein gutes Weinjahr.

(Der Nachtwächter ruft zehn Uhr aus, und die Leute zerſtreuen ſich.)

Profeſſor Hütchen.

Es ſchmerzt mich, dich länger anzuſehn, Komet, und ich muß von dir weg zum freundlichen Monde blicken, deſſen Glanz du zwar halb in Schatten ſtellſt, der aber aushalten wird, wenn du längſt in's unendliche Nichts zurückgeſchwunden biſt. Wie beruhigt mich der Anblick dieſes feſten ewigen Geſtirns. Wie ſeufz' ich einem Verliebten gleich zu ihm hinauf. So unzufrieden mit dem buntſcheckigen unruhvollen Leben hier unten, wo ich jeden Augenblick Schein und Wirklichkeit nicht unterſcheiden kann, wünſch ich emporſteigen und der Mann im Monde werden zu können. Ja, du geliebter, keuſcher, ſilberner Mond, ſey du mein Zufluchtsort, wenn es mir dereinſt in dieſem Leben zu eng, ſchwül, ſchwindlicht und närriſch wird.

Fünfte Scene.

Dieſelbe Nacht. Vor einer einſamen Hütte, in der ein Licht brennt. Der Dichter tritt auf.

Der Dichter.

Es zieht mich was in die Komödie hinein, ich weiß ſelber nicht was. — Aber hier iſt alles ſo ſtill und düſter. Soll ich die Stunden ausrufen? wo ſtecken denn meine Leute? Heda, dort ſeh ich Licht. Ich geh hinein.

Sechste Scene.

In der Hütte. Ein reinliches Zimmer. Maria sitzt schlafend an einem Tische, auf dem die Lampe brennt. Der Dichter tritt ein.

Der Dichter.

Ha, ein schlafendes Mädchen! — das also war es, was dein Herz dir unbewußt so mächtig anzog, dich hieher geführt durch's nächt'ge Grauen den Geisterpfad, der Wahrheit von der Dichtung trennt. — Dieß ist kein gemeiner poetischer Somnambulismus. Dieß ist der Schlaf im Schlafe, oder das Wachen, das sich selber überspringt, die Poesie, die sich selber überfliegt. — Oder Hölle, Hölle, Hölle! alles wäre nicht wirklich, nur Komödie, von mir erdacht, von mir im Fiebertraum phantasirt? Diese Venus wäre von mir nur aus dem leichten Schaum eines phantastischen Rausches hervorgezaubert? nur in meinem Kopfe lebte dieses göttliche Geschöpf, und ich wäre nicht Zeus, sie unsterblich als Minerven zu gebären? nein, nein! wer heißt dich überlegen? Verstand ist Tollheit, Denken Raserei. Wo Liebe quillt aus unerschöpflicher Quelle des Gemüths, und ganz und völlig uns erfüllt, und über alle Schranken strömt, was ist da noch zu überlegen, zu zweifeln, zu zittern, wie ein Narr im Hintergrunde zu stehen? nein, nein! die poetische Welt ist aufgeblüht in festen, lebenswarmen Formen. Hier ist Wahrheit oder nirgends. Was verlohnte sich, wahr zu seyn, das du nicht wärst. Zu deinen Füßen, schlummernder Engel, du entweichst mir nicht. Du bist wirklich. Ich fasse wirklich den Saum dieses Kleides, und fühle deine warmen Athemzüge. Hier will ich liegen, bis dieses süße Augenlied sich heben wird. Hier will ich knieen und unverwandt dich anschauen, bis die Glut meiner Blicke dich aufweckt. Wie himmlisch mild diese Züge?

wie ſelig der Traum auf deiner Stirn? o daß ich ihn mit-träumte, oder dir darin erſcheinen möchte? Dieſe kleine herabgeſunkene Hand, daß ich ſie faſſen dürfte, dieſe Liebe athmenden Lippen — aber Autor! mäßige dich! wenn ſie erwachte, ihre Sittſamkeit würde dein ungeſtümes Einbrechen in ihren einſamen Schlummer nicht verzeihen. Und nie ſoll ein Schatten von Unwille dieſes ſchöne Antlitz entſtellen. Ich bezwinge mich ſelbſt und fliehe jetzt, dir zu gelegner Zeit wieder zu begegnen, und es koſte, was es wolle, dich mir geneigt zu machen. (ab.)

Marie (wacht auf).

O mein Geliebter! — es war nur Traum.
Er knieete vor mir, ſüße Liebesworte
Entfloſſen ſeinen Lippen, heiß und trunken.
Ich ſtreckte meine Arme nach ihm aus,
Da fiel ein düſtrer Nebel zwiſchen uns,
Und ſchnell war mir das holde Bild geſchwunden.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Morgendämmerung. Die Stadt.

Hahn auf dem Kirchthurme.

Kikirikihah. Der Hahn rührt ſich, Morgenluft weht. Auf, auf, Bürger dieſer alten Stadt, revoltirt gegen den Schlaf. Macht einen Aufſtand aus euren ſchweißigen Betten und ſchluckt die fetten Traumbilder in die Tiefe eures Magens hinab, aus der ſie ſtammen. Zieht eure Schlafmützen ab, taucht ſie in's Morgenroth, und ſetzt ſie als Jakobinermützen ergrimmt wieder auf! der rothe Mantel des Him-

meis reiz' euch wie franzöſiſche Stiere zur Wuth! Gießt aus Morpheus bleiernem Gefieder Flintenkugeln! Wacht auf, wacht auf! der Hahn der Revolution iſt geſpannt und will abdrücken, der Hahn am Faß der Freiheit iſt aufgedreht und ſie will überlaufen, der Morgenhahn der Revolution kräht über euch, der Feuerhahn der Vegeiſterung ſtammt auf allen Dächern. Auf, auf, ſag ich, auf, auf, auf!

(Die Fenſter gehen auf. Man ſteckt die Köpfe heraus. Dann öffnet man die Thüren, und alles ſtrömt auf die Gaſſe).

Stimmen unten.

Ha, welch mörderlicher Lärm! wo brennts, wo brennts?

Andre.

In den Köpfen. Es iſt ja Revolution heute. Auf die Gaſſe, heraus, heraus!

Andre.

Schwingt die Mützen! jubelt, umarmt euch, küßt alle Weiber! Freiheit! Gleichheit!

Ein Ehemann.

Umarme mich, liebe Frau. Wir haben uns oft gezrügelt, aber wir wollen von nun an einig ſeyn.

Ein Autor.

Umarmt mich, Rezenſent! Wir haben uns oft gebudelt, aber wir wollen von nun an einig ſeyn.

Ein Gelehrter.

Umarme mich, mein Collega! dein Syſtem iſt ochſendumm, aber wir wollen von nun an einig ſeyn.

Ein proteſtantiſcher Prediger.

Umarmt auch Ihr mich, ehrwürdiger Pater Kapuziner! und wenn es Euch gefällt, ſo geben wir ein wenig bei Seite und disputiren über unſre Religion. Der Augenblick kann

nicht günstiger seyn, uns zu vereinigen. Ich werde mir alle Mühe geben, Euch zu bekehren.

Der Kapuziner.

Und ich. Mir sitzt das Maul auch nicht am unrechten Fleck.

Ein Leser.

Unbegreiflich. Sogar die Pfaffen versöhnen sich. Was kann widersinniger seyn?

Ein anderer.

Dort umarmen sich sogar in einem Winkel ein Hund und eine Katze.

Der erste Leser.

Immerhin, so bleibt es doch höchst unwahrscheinlich, daß unsere Geistlichkeit sich zu dieser Humanität erheben könnte. Es ist auf keine Weise zu erklären. Ueberhaupt alles, was ich hier sehe, trägt den Character des Unmöglichen. Wie können die Wölfe und die Wetterhähne auf den Kirchthürmen reden? wie kann es einen Popanz geben? wie kann ein Dichter sich in eine dramatische Person verlieben? wie können am Ende ich und Sie hier —

Der andere.

Ey, so machen Sie sich doch keine Scrupel. Es sind ja alles nur Ideen eines Dichters, und Sie werden doch das Daseyn der Ideen nicht läugnen?

Der erste.

Was denn sonst, wenns einmal geläugnet werden soll?

Der andere.

Nun, so schlagen Sie nur lieber das Buch zu.

Der erste.

Welches Buch? ich habe ja keins. Wir spazieren ja hier mitten auf der Straße.

Der andere.

In der That. Hätt ich doch ſelber bald vergeſſen, wo ich bin. Nun laſſen Sie uns nur getroſt dem närriſchen Zeuge da weiter zuſehen.

Der proteſtantiſche Prediger (kommt zurück).

Ja, ich ſeh es ein, ich war in beiloſem Irrthum. Ihr habt mich in den Schoos der allein ſeligmachenden Kirche zurückgeführt, mein Auge geöffnet. Wie kann ich Euch danken?

Der Kapuziner.

O ich elender Thor, wie konnt' ich ſo verblendet ſeyn? welchem finſtern Glauben hieng ich an? aber noch heute ſchwör' ich der katholiſchen Kirche ab.

Der Prediger.

Was ſagt Ihr, o Ketzer, Ketzer, iſt es möglich?

Der Kapuziner.

Was hör' ich? ein ſo aufgeklärter Mann?

Der Prediger.

Was Aufklärung? fort mit der Aufklärung, daß ich nur von dieſem verwünſchten Worte nichts mehr höre! ich geh' in Euer Kloſter.

Der Kapuziner.

Es iſt himmelſchreiend, o Gott! ſo hab ich doch wenigſtens das Heil gewonnen. (Es kommt viel Volks).

Stimmen.

Der Pöpanz rückt an. Halle, halle, die Wirthshäuſer aufgeſprengt! wer darf heute nüchtern ſeyn! laßt die Rebellion leben!

Andere.

Brüllt, brüllt, Rebellion, Reſtauration, Revolution, Conſtitution, Commiſſion, Confuſion, Freiheit, Gleichheit,

Einheit, Brüderschaft, allgemeine Menschheit, Vernunft, Gesetz, Popanz!

Der Riese Goliath

(erscheint von einer Menge Philister begleitet und trägt einen ungeheuren Weberbaum, woran ein eben so riesiger Hut schwebt).

Trommler hau zu, daß das Kalbfell berstet! liebes Lumpengesindel, marsch, marsch! Jungens, ruft hepp, hepp durch die Gassen! Löst die Kanonen, werft euch in die Kirchen, und zieht alle Glocken, daß der Herrgott sein eigenes Wort nicht hört!

(Unter ungeheurem Tumult und Vivatrufen, Tücherschwingen, Mützen werfen u. s. w. hält der Popanz, auf einem großen Triumphwagen sitzend, seinen Einzug).

Zweite Scene.

Maria's Garten. Daneben ein Fluß. Nacht und heller Mondenschein. Der Dichter.

Der Dichter.

Ich beschwör euch, Elemente,
Wald und Wiese, Bach und Berge,
Diesen Himmel, diese Sterne,
Seyd gewärtig meinem Dienst!
Müßt euch schöner heute schmücken,
Schöner als ihr je erschienen,
Weil ein Dichter seiner Schönen
Seine Liebe will gestehen.
Und ihr alle, beide Genien
Glücklicher erhörter Liebe,

Lebt auf Zweigen, lebt in Düften,
Schaut aus tausend Blütenaugen,
Webt in zärtlichen Gesängen
In der Liebe Wiegenliedern
Der Geliebten weiche Seele
In der Sehnsucht junge Träume,
In ein wehmuthvolles Schmachten.
Schon erblick ich sie von Ferne
Bei des Mondes Strahlenglanze
Bei dem Zauberlicht der Sterne,
Wie sie von der Nachtviolen,
Von der Lilien und Rosen
Süßen Düften angezogen
Wandelt aus den dunkeln Wegen,
Und nun stille steht am Strome,
Auf das leise Rauschen horchend,
Das da spielet in den Wogen.

Gesang der Geister über dem Wasser.

Unter dem hellen
Mondesschein leben wir,
Ueber dem schnellen
Strome hin schweben wir,
Leis' auf den Wellen
Liedesang weben wir,
Leise, wie Thränen
Ins Auge kommen,
Leise, wie Sehnen
In der frommen
Mädchenbrust entglommen,
Und das Lied, das wir beginnen,
Hörst tief innen

Dir im Herzen wieder klingen.
Nur von Sehnsucht dir zu singen
Haben wir uns auserlesen.
Unser Lied ist unser Wesen,
Ewig Sehnen,
Das da quillt aus Bergesquellen,
Liebesthränen,
Seine Wellen,
Durch die Frühlingsländer sendet,
Nirgend weilet,
Nirgend wendet,
Immer eilet,
Nimmer endet.
Ewig fließt der Strom der Liebe,
Ewig will das Herz sich sehnen,
Wonnelachend und in Thränen,
Ewig wechselnd Lust und Pein.
Daß der Mensch allewig liebe,
Darf er nie befriedigt seyn.

Maria.

Ich hör' im Ohr ein lieblich leises Klingen,
Gewiß mein Liebster denket mein.
Doch ist's so deutlich, wie wenn Kinder singen,
Und süße Flöten hauchen drein.
Woher doch kommt in dieser Einsamkeit
Der sanfte Ton, der so mein Herz erfreut?
Und diese Blumen auch sah ich noch nie.
Wie schnell in einer Nacht erblühten sie?
Die ganze Gegend ist so wunderbar
Verschönt und anders, als sie war.

Der Dichter (unſichtbar).

Ach könnteſt du mich lieben!

Echo.

Lieben.

Maria.

Was war das? Hieben und drüben
Erklang ein ſüßes Wort.
Wen ſoll ich, Echo, lieben?
Biſt du, mein Geliebter, dort?
Nein, du willſt mich nur necken, betrüben,
Er weilt am fernſten Ort.

Der Dichter.

Ich weile bei dir immer.

Echo.

Immer.

Maria.

Sein Bild ſo lieb und klar,
Das wohnt im tiefſten Gemüthe
Mir immer und immerdar.
Wenn ſich ein Feind bemühte,
Daß er mir das entriethe,
Er würde zu Schanden gar.

Der Dichter.

Ich will dir ſchöner ſcheinen.

Echo.

Scheinen.

Maria.

Es giebt für mich nur einen,
Der ewig mein Liebſter iſt,
Wie ſoll er ein andrer ſcheinen,
Der ewig der einzige iſt.

Der Dichter

(Wird plötzlich sichtbar als ein schöner junger Schäfer und sinkt vor Marien auf ein Knie nieder).

So sieh zu deinen Füßen mich
Und im tiefsten Gemüthe frage dich,
Ist's nicht mein Bild,
Das dich so süß und ganz erfüllt?
Kannst du in diesen Wiesen, diesen Waldesgründen
Je einen zärtlichern Schäfer finden?

Maria.

Ha, rasches, verwegenes Beginnen,
Fremdling, eile von hinnen!
Ich sah dich nie,
Ich meinte dich nie,
Verlaß mich, entflieh!

Der Dichter

(verwandelt sich plötzlich in einen zarten jungen Prinzen).

Du aller Minne
Reine Königinne,
Wie konnt' ichs wagen,
Ein schlechter Schäfer zu werben?
Dir gebührt aller Erden
Krone zu tragen.
So sieh als blühenden Königssohn
Mich knieen vor dir, und auf meinem Thron
Empfange deiner Schönheit Lohn.

Maria.

Ich eine Königin?
Um aller Throne Schimmer,
Um alle Fülle von Schätzen,
Um aller Himmel Ergötzen

Vertauſch ich nimmer
Den treuen liebenden Sinn.
Ich lieb einen andern, als Euch,
Steht auf und geht von hinnen gleich!

Der Dichter

(verwandelt ſich plötzlich in einen großen Helden).

So ſoll der Schmuck der Waffen,
Des Kriegers ſtolzer ſiegender Blick
Mir dennoch verſchaffen
Deiner Liebe Glück.
Haſt du des Helden Angeſicht geſchaut,
Und nennſt nicht freudig dich des Helden Braut?
Wer wagt es, daß er ſich
Im Kampfe für dich
Meiner Waffen Blitzen
Gegenüberſtelle?
Ich will dich beſchützen
Gegen Himmel und Hölle!

Maria.

Wohl haſt du's klug erſonnen,
Daß du dich läßt die ſtolzen Waffen melden,
Denn von behelmten Helden
Wird leicht ein edles Frauenherz gewonnen,
Wenn keinem es gelänge,
Wenn jeden ſie verwieſe kalt und ſtrenge.
Doch haſt du nicht bedacht,
Hat einer ſchon das Herz uns inne,
Hält in der feſten Burg der Minne
Schon Einer ſeine Wacht,
So wird ſie keiner erſtürmen,
Auch nicht der beſte Held.

An Mauern und an Thürmen
Wird ihm ſein Schwert zerſchellt.

Der Dichter (verwandelt ſich in einen Zauberer).

Noch einmal ſieh mich an,
Und wäg es mit verſtändgem Blick
Das namenloſe Glück,
Das ich dir bieten kann.
Ich bin ein Meiſter
Der Natur und ihrer Geiſter,
Kann ewige Jugend dir gewähren,
Dich in ewiger Schönheit verklären.
Viel ſchönere Auen
Sollſt du ſchauen,
Als die dich jetzt ſo glänzend umgeben.
An glückſeligen Inſeln ſollſt du landen,
Die nie eines Menſchen Augen fanden.
Befiehl und es heben
Dich Engel in lachendem Gewimmel
Zum wunderſchönen Himmel,
Darin du ewig ſollſt in Liebe leben.

Maria.

Wann willſt du enden?
Wann hörſt du auf mich zu berücken?
Es wird dir nimmer, nimmer glücken.
Hinweg, es wenden
Sich alle meine Sinne hinweg von dir.
Feſt will ichs halten
Im tiefſten Herzen hier.
Keines Zaubers Gewalten
Entreißen des Geliebten Bildniß mir.

Der Dichter.

O Himmel, so brich über mir
Schmetternd zusammen.
Höllische Flammen,
Durchbrecht der Erde finstres Grab
Und schlingt mich Unglückseelgen hinab!

Dritte Scene.

Großer Saal. Der Popanz sitzt auf dem Throne. Um ihn her Volk.

Der Popanz.

Nachdem die Festivitäten zu Ende sind, die unsre lieben neuen Unterthanen unsrer glücklichen Ankunft zu Ehren angestellt haben, will es sich gebühren, daß wir ihnen auch dasjenige Glück, was sie sich von unsrem Regimente versprechen dürfen, baldmöglichst ins Werk richten. Es ist zwar, wie ihr wißt, in diesem alten Augiasstalle so viel auszumisten, daß wir in einem Tage damit nicht fertig werden können. Auch wollen wir, um durch allzuraſche Ausrottung der alten verjährten Gewohnheiten schwache Gemüther nicht irre zu führen, nur mit Kleinigkeiten anfangen. Wir beschließen also und verordnen vor der Hand nichts weiter, als Gleichheit des Standes und der Talente, Gemeinschaft des Vermögens und der Weiber und Abschaffung aller Religion. Wenn wir diese kleinen Nüsse erst aufgeknackt haben, so wird für den Anfang einige Bahn gebrochen seyn. Erst nur im Groben müssen wir das Werk bebauen und von oben bei dem Augenfälligsten anfangen. Es soll daher auch sogleich Befehl ertheilt werden, alle Kirchthürme abzubrechen, da es sich mit nichten geziemen will, daß dieselben über uns

dere Dächer sich erheben. Gleichermaßen muß jeder Kopf, der über den andern sich erhebt, mittelst einer großen Baumscheere gleich einem überschüssigen Zweige weggeschnitten werden. Wir bezwecken in der Folge gänzliche Abschaffung des Denkens, Dichtens, Redens, Schreibens, als höchst verpesteter und aristokratischer Dinge, deren sich ehemals die Menschen bedienten, um sich über einander zu erheben. Indeß wollen wir vor der Hand nur einen ersten allgemeinen Streich mit der Sense der neuen Kultur in das Unkraut der Talente thun. Wir gebieten demnach, daß alle Philosophen und Poeten, die man in unsern Staaten aufspüren kann, vermittelst des Schubes sogleich und auf ewige Zeiten aus dem Lande gewiesen, denen aber, die sich fernerhin in unser Gebiet wagen, oder gar als Landesprodukt darin wachsen sollten, Nasen und Ohren abgeschnitten werden sollen.

Einer aus dem Volke.

Aber erhabenster Popanz, wenn es erlaubt ist, einige geringe Zweifel —

Der Popanz

(verwandelt sich plötzlich in ein Krokodill und verschlingt den Zweifler auf der Stelle. Dann wieder in seiner natürlichen Gestalt).

Es wäre uns äusserst angenehm, die Wünsche und Vorschläge unserer getreuen Unterthanen in Betreff der neuen Reformen zu vernehmen. Wenn ihr Mängel entdeckt, wenn ihr Verbesserungen angeben könnt, redet, sprecht, öffnet eure Herzen mit deutscher Freimüthigkeit.

Alle.

O wir sind vollkommen zufrieden, allergnädigster Herr Popanz.

Der Popanz.

Nun so ertheile ich euch meinen Segen und taufe euch in meinem Namen zur großen Nation. Wer ein guter Bürger ist, rufe laut, es lebe die große Nation!

Alle.

Es lebe die große Nation, es lebe der Popanz.

Vierte Scene.

Garten vor Mariens Hause. Der Dichter.

Der Dichter.

Unruhig schleich' ich noch umher
Von tiefer Sehnsucht fortgetrieben.
Mein armes Herz ist mir so voll und schwer
Denn grausam ists, so ungeliebt zu lieben.
Zwar weiß ich, alles ist vorbey
Und nie kann ich ihr Herz gewinnen,
Doch kommt mein Sehnen ewig neu.
Ich sollte fliehn und kann doch nicht von hinnen.

Maria

(tritt aus dem Hause, ein Vogelbauer in der Hand, worin ein Kanarienvogel).

Armes Vögelchen, hast dich so lange nach der Freiheit gesehnt, ich gebe dir sie jetzt. Flieh nach deiner schönen Heimath zurück, dort wird dir wohler werden. Ach ich habe dem Schicksal gezürnt, das meinen Freund in der unbekannten Ferne zurückhält, vielleicht gefangen so wie du, und doch hab ich selber dich so lange gefangen gehalten. Ich will es wieder gut machen. So flieg doch fort, du lieber Vogel! (Der Vogel fliegt fort und sie sieht ihm lange nach.)

Der Dichter.

O wie ergreift mich wieder Luſt und Schmerz.
Es treibt die Luſt mich hin zu kühnem Wagen,
Und wieder muß in tiefem Schmerz ich zagen.
Ich fühle Seeligkeit und ſie zerreißt mein Herz.

Maria (erblickt den Dichter).

Alle Engel und Seeligen, mein Geliebter! (Sie wirft ſich wonnetrunken in ſeine Arme).

Der Dichter.

O holder göttlicher Wahnſinn, ſchling auf ewig
Ein unauflöslich Band um meine Sinne!
Ich halte dich in meinen Armen, Maria,
Sey mein, mein, einen langen ewigen Traum!
Erwache niemals, laß mich niemals erwachen!
Holdes blaues Auge, zieh in langen trunkenen Zügen
Meine Seele ganz in die Deinige hinüber,
Nimm in deines Himmels ewige Freuden mich auf!
Dir will ich leben, dir all mein Daſeyn ergeben.
Nichts bin ich, was nicht dein iſt, ewig dein,
Und darum nenn' ich dich mein ewig mein.

Maria.

Ich bin die deine, ewig unauflöslich.
O goldner Tag, ich habe dich wieder gefunden,
Und in den klaren Thränentropfen allen,
Die ich ſeit deinem Abſchied um dich weinte,
Spielt hellerglänzend jetzt ein Regenbogen,
Der Liebe ew'gen Frieden uns verkündend.
Jetzt halt ich dich in meinen Armen feſt
Und laſſe dich nie, niemals ſcheiden wieder.

Der Dichter.

O ſchöner furchtbarer Todesengel,

Warum aus meinem Paradieſe mich
So ſchnell verſtoßen? — Weh mir Unglückſeelgen!

Maria.

Wo fliehſt du hin? o bleib mir, holder Freund!
Ich halte dich, ich darf dich nicht verlieren.
O wende wieder deinen Blick zu mir,
Bin ich Maria nicht, die du geliebt?

Der Dichter.

Wie rührt ſie mich mit ihren Liebesworten,
Und ihre ſchöne Hand hält mich gefangen.

Maria.

Beſinne dich, ſiehſt du Marien nicht,
Und ihre Arme ſinds, die dich umſchlingen?
Und in demſelben Garten ſtehn wir wieder,
Worin wir weinend uns den Abſchied ſagten.

Der Dichter.

Unglücklicher, du darfſt ſie nicht betriegen,
Und ſeelig macht dich doch ihr Wahn.

Maria.

Stets warſt du um mich, da du ferne weilteſt,
Jetzt biſt du da und ferne ſcheinſt du mir.

Der Dichter.

Du ſiehſt nicht ihn, den deine Blicke meinen,
Und meinſt du mich, ſo gibts ein doppelt ich.
Du aber biſt und ich betrogen,
Ein Glücklicher hat dir mein Bild gelogen
Und ſtahl auf immer mir dein Herz.
Den du geliebt, ich bin es nicht,
Doch trug ich nie ein ander Angeſicht.

Maria.

Weh mir, er will die treue Braut nicht kennen,
Sich selber meinen Buhlen nicht mehr nennen.
Ich sehe die geliebten Züge wieder
Des Angesichts, ich höre seine Stimme,
Und diesen Leib umfaß ich noch wie sonst,
Doch fremd ist seine Seele mir geworden,
Und schweift im fernen Reich feindseliger Träume.

Der Dichter.

Weh mir, wird sich der Irrthum endlich lösen,
Sie wird mich von sich weisen, wird mich hassen.

Maria.

O lieber Wolf, sey ganz der alte wieder,
Sieh meinen Kummer freundlich tröstend an,
Besinne dich. Nicht diesen starren Blick,
Der meine ganze Seele beben macht.

Der Dichter.

O trüge jetzt ein glücklicher Geschick
Zum erstenmal mein Bild vor deine Augen,
Du hättest, dem du zürnen mußt,
Dein ganzes Herz und Lieben zugewendet.
Vernimm, ich bin nicht, den du meinst,
Und den du mit so treuer Wahrheit Zeichen
Dich hoch verschwörst, daß du ihn liebst.
Ihn kenn ich nicht, ob ich ihm gleichen mag,
Ich kenn ihn nicht, und will ihn niemals kennen.
Weh ihm, wenn ich ihn finde, weh,
Wenn ich in dieser Komödie ihn finde.
Ich bin der Autor, Mädchen, ich,
Und kann mit einem Federstrich
Zum Teufel alle Würfe schicken.

Noch hemmt mir deine zärtliche Geſtalt,
Die ehrne Feſſel deiner zarten Hand,
Der Blick, den einem Engel du entwandt,
Der fürchterlichſten Raſerei Gewalt;
Doch weiß ich nicht, ob nicht im Augenblicke
Ich dich und mich, das ganze Stück zerſtücke.

Maria.

So ſchütze, Unſchuld, vor dem Böſen mich,
Der mit des Freundes heißgeliebten Zügen
Den wahren Freund will um mein Herz betrügen.

(Sie ſieht.)

Fünfte Scene.

An der Gränze. Landſtraße. Wolf, ein Poet, kommt gewandert.

Wolf.

Ihr heimiſchen Wälder, Berge, grüne Wieſen,
Seyd freundlich mir gegrüßt, ihr lieben Blumen,
Die ihr mit tauſend Kinderaugen mir
Zulächelt wie Geſpielen meiner Jugend.
Du altbekannter Strom, der von den Bergen
Der Heimath ſeine grüne Fluthen wälzt,
Der auch Mariens Thür vorüberrauſcht,
Und ihres Gartens Blumenrand beſpült,
Wohl manchen Seufzer, manche Thräne wohl,
Ein Roſenknöspchen, ein Vergißmeinnicht
Am jungen Tag gebrochen, trugſt du ſchon
Zum Weltmeer, mich zu ſuchen und ein Zeichen
Sehnender Lieb' und Treue mir zu bringen.
Holde Maria, weine länger nicht,

Und pflücke ferner deine Blumen mir
Zum Strauß nur an die lieberfüllte Bruſt.
Ich kehre wieder, ſchon ſeh ich im Geiſt
Den Rauch aus deiner Hütte ſteigen, ſchon
Seh ich von fern dich, näher, immer näher
Flieg ich heran auf Fittigen der Liebe.

(Gränzwächter verſperren ihm den Weg mit vorgeſtreckter Lanze).

Der Korporal.

Halt Er, Musje! wart Er ein Bischen! Hat Er auch einen Paß?

Wolf.

Frei ſchweift der Dichter durch des Himmels Höhen
Und auf der weiten Erde rund umher,
Denn ihm gehört die ganze Welt zu eigen.

Der Korporal.

Man wird Ihn lehren, Vagabunde! den Augenblick packt ihn, bindet ihn! er iſt geſtändig, das Laſter der Pederei an ſich zu tragen. Er unterſteht ſich ſogar, einem Diener des Geſetzes in Verſen zu antworten. Das iſt ein hartgeſottener Sünder. Dem muß man auf der Stelle Naſen und Ohren abſchneiden.

Wolf.

O Gott der Liebe, Gott der Dichtkunſt ſteht mir bey
Und ſendet einen Rettungsengel mir
Aus dieſes Waldes heilgem Dunkel her.

(plötzlich kommt aus dem Walde ein Löwe hervor, und verſchlingt die Grenzwächter mit Haut und Haar.)

Der Löwe.

Weil du ein fromm Gemüth dir treu bewahrteſt,
Wird niemals dich des Himmels Schutz verlaſſen.

Doch prüft der Himmel seine liebsten Kinder
Am längsten, und gedenk dir jetzt durch mich,
Kraftvoll dein liebesehnend Herz zu zwingen,
Und fern von der ersehnten Heimath weg
Die Pilgerfahrt zum Meere hinzulenken.
Dort findest du die Dichterschaar vereint,
Die dieses Landes Herbst sich abgestreift.
Mit ihnen einige deine Pilgerfahrt,
Die dich zuletzt doch wieder heimwärts führt.

(Er läßt sich vor ihm nieder, Wolf setzt sich auf seinen Rücken, und er trägt ihn davon. Bald darauf kommt Professor Hütchen, der auf einem Schubkarren sitzt, von Soldaten escortirt.)

Ein Soldat.

Hier ist die Grenze. Nun lauf, kleiner Knirps, und laß dich in deinem Leben nicht wieder im Lande blicken, sonst wird man dich wie einen Käfer an den großen Freiheitsbaum anspießen.

Professor Hütchen.

Ich dank euch, meine lieben Freunde. Ihr werdet das nicht nöthig haben. Nehmt hier und trinkt auf meine Gesundheit und stopft euch auch noch einmal von meinem Tabak. Ihr kriegt doch keinen so guten mehr, wenn der Peranz das Continentalsystem einführt.

Sechste Scene.

Des Dichters Zimmer. Nacht. Ein Licht brennt auf dem Tische, daneben stehn sieben Weinflaschen nebst einem Glase.

Der Dichter.

Große unerwartete Uebel erfordern außerordentliche Maaßregeln. Ich habe sonst mit sieben Gläsern vorlieb ge-

nommen; heut aber muß ich sieben Flaschen nehmen, denn eine ganze Hölle brennt in meiner Seele und will gelöscht seyn. Die alten Deutschen beriethen sich beim Wein, und hier schließ ich mich ein, und will in diesem Siebengestirn lesen, diese sieben Weisen zu Rathe ziehn bei dem rasenden Entschluß, den ich wahrscheinlich fassen werde. Heraus, Pfropf, du alter hölzerner Geselle, unwürdiger Gefängnißwächter eines edlen Geistes! — (Er öffnet die Flasche. Schaum und Nebel quillt daraus hervor, und aus dem Nebel entwickelt sich ein Geist.) Ha, was ist das? Dampf, Nebel, ein Geist. Ha, ich kenne dich, Geist. Die Weste gelb, der Frack blau — Werther, der junge leidende Werther!

Werthers Schatten.

Ja Werther bin ich, armer Freund,
Den Liebenden ein hülfreich guter Geist,
Und von der Lethe stillen Ufern komm ich her.
Du schwankest noch in rathlos herber Liebespein.
So laß mein Bild dich mahnen, mein Geschick,
Wie ganz dein Lieben meinem Lieben gleicht.
Nimm die Pistole hier, du kennst sie wohl,
Ein leichter Druck befreit dich von der Bergeslast
Des Lebens und des Liebens.

Der Dichter.

Nimmermehr, Werther! ich muß dir aufrichtig gestehn, ich habe Mitleiden mit dir, aber ich möcht' es um keinen Preiß auf diese Weise mit mir selber haben. Komm, setz dich her und trink eins mit. Da ist eine andere Flasche. (Werther verschwindet.) — Nun, wo bist du denn auf einmal hingekommen? Wahrhaftig, er ist zerflossen und es riecht nur noch gar lieblich nach Essenzen und Pomaden. Da müssen wir einen guten Weingeruch drauf setzen. (Er öffnet

die zweite Flasche. Es entsteht wieder Dampf und Nebel und der Geist des Karl Moor aus Schillers Räubern wird sichtbar.)

Moors Geist.

Sieh hier den riesenhaften Heldengeist
Des großen Mohr und ahm ihn nach.
Unglücklich liebend war ich kühn entschlossen
Und opferte der höhern Pflicht das Weib.
Hier ist mein Degen, noch geröthet von
Amalias Herzblut. Tödt auch du damit,
Die du nicht lieben darfst.

Der Dichter.

Du dauerst mich, Moor, aber mein Mitleid kann dich nicht weiß waschen. Du hast ein Weib ermordet, das dich liebte. Fort, Barbar, fort mit dir jenseits der Menschheit, wo du zu Hause bist. (der Geist verschwindet.) — Es ist keine Frage, daß sich meine dramatischen Personen dergleichen niemals unterstehn würden, was dieser Räuber gethan und gesprochen hat, auch wenn ich sie dazu zwingen wollte. Sie würden sich gegen mich empören, mich lieber gar aus dem Drama hinauswerfen. Nein, Moor, du bist ein erbärmlicher Kerl, daß du dir von Schillern so viel hast aufbürden lassen. — Aber Himmel, wann werd ich denn endlich zum Trinken kommen? — (er öffnet die dritte Flasche und es steigt der Geist Ferdinands heraus.)

Der Geist Ferdinands.

Der unglückseelge Ferdinand, der Sohn
Des Präsidenten aus Cabale und Liebe,
Kommt aus des Grabes tiefer Nacht hervor,
Darin er an Luisens Seite schlief
Den langen allzufrühen Tod.

O Liebender, wenn je das Höchſte ewig dir
Im Leben wie im Sterben Einigung
Mit der Geliebten iſt, ſo zaudre nicht.
Das Leben ſchmiedet deine Feſſeln nur,
Das Leben nur ſtellt ſeine Mauern zwiſchen dich und ſie.
Die du unnennbar liebſt.
Nimm dieſes Glas voll Limonade hier,
Geh hin und laß ſie trinken, trink auch du
Und ſinkt vereinigt dann dem Grabe zu.

Der Dichter.

Entſetzlich! ich will nichts weiter hören. Hier haben ſie ſich gar alle beide den Garaus gemacht, und warum? wegen eines Mondkalbs, das ſie plötzlich mit einem albernen Geſicht anglotzte, als ſie ſo ſentimental zum lieben keuſchen Monde hinaufblickten. Ei, ihr Kinder, wer wird denn ſo erſchrecken? Unglücklicher Ferdinand, nur das entſchuldigt Sie, Sie waren zu begierig zu ſterben, als daß Sie länger hätten leben können. Sie hatten mit ſo vielen Thränen auf Ihren Tod ſubſcribiren laſſen, daß Sie ſich zuletzt darin erſäufen konnten. (Der Geiſt verſchwindet.) O verſchwinden Sie nur, es iſt mir eben recht. Wenn noch ein ſolcher vermaledeiter Geiſt in der Flaſche ſteckt, ſo werf ich ſie ihm ſicher an den Kopf. (er öffnet die vierte Flaſche, und das Geſpenſt des Hugo Derindur aus Müllners Schuld kommt zum Vorſchein.)

Das Geſpenſt des Hugo Derindur.

Das abgeſchiedene Geſpenſt
Des Hugo Derindur erſcheint vor dir,
Und wundert ſich, daß du ſo wenig dir
Zu helfen weißt. Nimm die Jagdflinte hier
Und ſchieße deinen Nebenbuhler todt
Von hinten, auf der Jagd, wie ich es that.

Wenn er dein Bruder iſt, ſo wird es noch
Erhabner, tragiſcher und Müllneriſcher.

Der Dichter.

Ich kenne dich, du verruchte, moderne, gleißende, natterzüngige Gemeinheit, die ſich nur dem ſtehenden Sumpfe der deutſchen Litteratur entwinden konnte, die den Koth vergoldet, den Galgen zum Triumphthor ſchmückt, und das höchſte Geheimniß der Poeſie gefunden zu haben meint, wenn ſie den niedrigſten Gedanken im erhabenſten Pathos verträgt. Fort, du ſteifleinener Geſell, Lumpenkönig, Nordlandsrecke mit dem wohlfrisirten Tituskopf. (er wirft dem Geſpenſt die Flaſche an den Kopf und es verſchwindet.) Da klirrt recht an dem weißen Felſen, an dem ſich bisher nur ein Waſſerkrug zerſchlagen. — Aber Himmel, ich habe nur noch drei Flaſchen und noch keinen Rath. Die vermaledeiten Geſpenſter! (Er öffnet die fünfte Flaſche und der Geiſt des wüthenden Roland zeigt ſich.)

Rolands Geiſt.

Orlando furioso nennt man mich,
Vom großen Arioſt ein raſender Gedanke.
Verwundert ſteh ich, wie ſo kalt dein Lieben ſey,
Daß nicht ſchon lange raſend du wie ich
Die Bäum' entwurzelt deines Dichtergartens,
Und deine ganze kleine dramatiſche Welt
Zertrümmert, wenn dirs mit der großen nicht gelingt.

Der Dichter.

O göttlicher Roland, ich bitte dich, geh unter meine Leſer, ſo wirſt du mich ſchon für hinlänglich verrückt halten. Und wenn du dann bis an dieſe Stelle kommſt, ſo lies nicht weiter, ſondern das Geſpräch zwiſchen Cardenio und Don Quixott, und denke dabei, du ſeyſt der eine, und ich der andre. (der Geiſt verſchwindet.) Dein Rath, raſender Roland, war

gut, aber er kommt zu spät. Im Gasthof zum wilden Mann trinkt man guten Wein, aber er schmeckt eben so gut zu Hause (er öffnet die sechste Flasche, die den Ritter von Toggenburg enthält).

Geist des Ritters von Toggenburg.

Nur Schwesterliebe weihte mir die Holde,
Und in des Klosters Grab begrub sie sich,
Da baut' ich meine Hütte tief im Thal,
Und wählte dieses härene Gewand
Und statt des Schwertes diesen Rosenkranz,
Und täglich schauend nach dem kleinen Fenster
Der Gottesbraut, verlebt' ich viele Jahre,
Bis daß zum Himmel sie ward heim gerufen.
Da brach auch mein so treues Herz.
Nimm diesen Rosenkranz nun von mir an,
Und harre, hoffe, bete, stirb wie ich.

Der Dichter.

Du rührst mich sehr, Ritter, aber wenn du nur wüßtest, wie erstaunlich viel ich noch in der Welt zu thun habe, und wie ich überhaupt mehr ein dramatisches als ein lyrisches Gemüth in mir trage! ich möchte in der That recht gern du seyn, aber auch ich zugleich, und du begreifst — (der Geist verschwindet.) Gott sey Dank, daß er weg ist. Es ängstigt mich allemal, wenn ein Geist zu mir sagt, sey wie ich, und aus dieser Angst rettet mich immer nur der nächste Geist, der dasselbe sagt. Las ich in der Bibel, so möcht ich gern Christo nachahmen, oder Johannes der Täufer oder Johannes der Jünger seyn; las ich in der römischen Geschichte, so möcht' ich Cäsar oder Brutus seyn, dann möcht' ich wieder der Grieche Plato seyn und Homer, und Sophokles, und Apelles, und Raphael und Dante und Shakespeare und du lieber Himmel was noch mehr alles!

und ich danke Gott alle Tage, daß ihrer so viele sind, und daß ich von so vielen Sonnen wechselseitig angezogen, nothwendig als eigner Himmelskörper im ewigen Blau feststehen muß. — Nun zur letzten Flasche, und wenn ich hier nicht endlich Wein, oder wenigstens einen Geist finde, der mich in feurige Begeisterung taucht, so spring' ich, so wahr ich hier sitze, in den nächsten Fluß, und saufe mich in kaltem Wasser zu Tode. (Er öffnet die letzte Flasche, und der Geist Petrarka's steigt aus dem Nebel.)

Petrarka's Geist.

Erkenne mich, ich bin Petrarka!
Verschmäht, verachtet von der ird'schen Schönen,
Erhob mein heilig Lieben,
Das tief und ewig glühte wie die Sterne,
Zum Himmel sich und trug, die mich verschmähte.
Im Sternenkranze göttlicher Sonette
Ein ewig Sternbild kühn empor.
Die Schönheit ists, die in der tiefsten Brust
Aufweckt die Quelle göttlicher Gesänge.
Die Sänger sinds, die mit dem Strahlenglanze
Des ewigen Himmels ihre Schönen schmücken.
So schmückt' ich Laura mit der Heilgenkrone,
Und nahm zu meinem Lohne
Nur ihres Namens Abglanz mir hinweg,
Denn ewig bin genannt ich laureatus.

Der Dichter.

Ja göttlicher Petrarka,
Du hast das heilige Geheimniß mir
Der Sängerliebe lichthell aufgeschlossen.
So hab ich es geahnet,
So in der jugendlichen Brust erklang mir.

Als ſie der erſte Liebesſtrahl berührte,
Ein ſeeliger Accord. So hab ich ſtets
Liebend gerungen, ſingend ſtets geliebt,
Und dieſes Herz iſt nur ein Saitenſpiel.
Wenn nun mit vollen Wogen,
Heil'ge Maria, deine Liebe mir
Stürmiſch des Herzens tiefſten Grund bewegt,
So ſoll es in den Saiten mir
Wie göttlicher Wahnſinn rauſchen,
In langen vollen Tönen,
In ſüßen Klageweiſen,
Im allerlängſten Lied.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Auf dem Meere. Es erſcheint ein großes Schiff, dick vollgepfropft von Poeten. Sie rauſchen wie raſend in ihre Davidsharfen und Flammen gehn aus ihrem Munde. Im Maſtkorbe oben ſitzt Wolf.

Wolf.

O Himmel, was iſt da unten für ein Spektakel! ich habe mit großer Noth mein bischen Verſtand auf den Maſtkorb gerettet. Sie rühren die Harfen mit Händen und Füßen, daß alle Saiten ſpringen. Sie ſchreien jeder für ſich, daß ihnen die Augen aus dem Kopfe treten. Die Begeiſterung fährt ihnen wie eine Flamme aus dem offnen Rachen. Schon fängt das Thauwerk zu brennen an, und ſie merken es nicht. Es greift immer weiter um ſich und ich bin hier eben nicht mehr ſicher. Weh mir, ringsum nur die grauenvolle Tiefe des Meeres und der endloſe Himmel! die lichte

Lohe leckt ſchon durchs ganze Schiff und ſchlägt über mich. O ſo errette du mich zum zweitenmal, Poeſie, reiche deine Hand aus den Wolken oder ſende mir Arions Delphin. Ich ſpringe hinab in die Wogen.

(Er ſpringt. Ein Delphin nimmt ihn auf. Die Dichter ſingen und jubiliren noch mit halbverbrannten Leibern fort, bis das ganze Schiff in Aſche verwandelt iſt. Indem kommt ein zweites Schiff gefahren, das die Philoſophen an Bord führt. Profeſſor Hütchen befindet ſich eben auf dem Maſtkorbe. Man hört die Philoſophen gewaltig hämmern und pochen, denn ſie ſind im Begriff, das Schiff von innen heraus auseinander zu brechen.)

Profeſſor Hütchen.

Die Eſel, die Schranken ihres Daſeyns werden ihnen zu eng, wie mir auch. Aber ſie verſtehen nicht mit Ruhe und Mäßigung ihre edle Entpuppung abzuwarten. Sie wollen ſogleich aus der Haut fahren. Wie ſie an den Planken reißen, die Balken krachen, die Splitter fliegen. Das Waſſer lauft ſchon von allen Seiten ein und in wenig Minuten muß das Schiff berſten. O ihr vermaledeiten Metaphyſiker, ſo wollt ihr mich auch auf meinem beſcheidenen Katheder hier eben nicht länger duden und haut ſchon den Maſt um. Gleich wird er fallen. Aber ich nehme nur meinen großen Hut und ſetze die Beine hinein, ſo ſchwimm ich wie der Gott in der Lotosblume davon. Geht ihr in Gottes Namen zu Grunde, ich werde mein ſelbſtändiges Daſeyn ſchon durch dieſes naſſe kalte Zeitalter durchtragen. (Der Maſt fällt. Das Schiff zerberſtet. Alle erſaufen, nur Profeſſor Hütchen ſchwimmt auf ſeinem Hute fort und rudert mit ſeiner Schmetterlingsſcheere.)

Zweyte Scene.

Die Insel der Circe. Schönes waldiges Ufer. Wolf tritt ans Land.

Wolf.

So lebe wohl, freundlicher Delphin. Ich werde der Welt verkündigen, daß Arions Delphin keine Fabel gewesen. Ich werde an dich denken, so oft ich ein prosaisches Buch in die Hand nehme oder unter eine Gesellschaft Philister gerathe. — O wie wohl ist mir, daß ich wieder festen Boden unter mir fühle, und frisches Grün, Blumen, Bäume sehe. Diese riesengroßen Farrenkräuter, diese brennenden Blumenfarben, diese Palmen und Cedern, die Papagaien auf ihren Zweigen, die fremdartigen Schmetterlinge, alles mahnt mich, daß ich auf der andern Hemisphäre bin. O Himmel, wie oft hab' ich, wenn ich als Knabe in einem Winkel saß, und in einer Reisebeschreibung las, in diese Glutpracht des Südens mich hinübergeträumt. Jezt bin ich wirklich hier, und so unbefriedigt, und sehne mich wieder zur winterlichen Heimath zurück. Nur dein Bild, holde Maria, steht in meiner Seele, nur dein gedenk ich, und alles, was um mich vorgeht, dünkt mich nur ein böser zauberhafter Traum, da er mich immer weiter von dir entfernt. Maria, des weiten Meeres Wüste liegt zwischen uns, und ich habe kein Schiff, keine Flügel, zu dir hinüberzufliegen, und auch keine freundliche Fee erbarmt sich, dich plötzlich hieher zu zaubern. O Maria, wären wir hier auf dieser Insel allein, von jenem düstern, schwülen, blutigen Welttheil fern, nur uns lebend und dieser göttlichen Natur — Maria, o warum darf dieser Traum nicht Wahrheit werden?

Der Gott Merkur (erscheint plötzlich).

Guten Morgen.

Wolf.

Ey mein Gott! da kommt ja Merkurius gegangen, wie er leibt und lebt. In welchen Zeiten leben wir denn? ich dachte, Sie wären schon längst gestorben.

Merkur.

Ey warum nicht gar, mein lieber Sterblicher, ich führe Jahr aus Jahr ein die Todten in die Hölle und befinde mich ganz wohl dabei, wie du siehst. Nach der Götter Rathschluß komm ich jezt hierher, um dir gleich dem Ulyss' eine Verlegenheit zu ersparen. Wenn du bei Kreuzer oder Welker Mythologie gehört, oder auch nur deinen schlechten Damm oder Moriz gelesen hast, so wirst du wissen, daß es eine reiche Frau auf einer abgelegenen Insel gegeben, die mit Schwarzvieh starken Handel getrieben — Besinnst du dich?

Wolf.

Die Circe.

Merkur.

Bene, optime, die Circe. Eben die befindet sich auf dieser Insel und ohne mich würdest du —

Wolf.

Nun so sag ich aber auch gar nichts mehr, so geb ich meinen Verstand gänzlich gefangen. Auch die Circe soll noch leben.

Merkur.

Sie besizt bekanntlich ein Verjüngungswasser, und überhaupt, du bist ja ein Dichter, wie kannst du dich über Zeit und Raum so wenig hinwegzusetzen wissen. Schäme dich.

Wolf.

Aber so könnt ich ja mit heiler Haut, nachdem man mir Nasen und Ohren hat abschneiden wollen, nachdem ich mit genauer Noth dem Ocean entronnen, in ein Gergeseuerviech

wandern, so könnten meine opera posthuma, noch ehe sie gedruckt, geschrieben, gedacht sind, schon in Schweinsleder eingebunden werden.

Merkur.

Eben deßhalb bin ich hier. Da hast du das Kräutlein Moli, das dich gegen allen Zauber schützen wird.

Wolf.

O wie sehr bin ich Ihnen verbunden, edelgesinnter Merkur oder Hermes. Ewigen, ewigen Dank! ich werde wie Homer eine Hymne auf Sie dichten.

Merkur.

So leb wohl, lieber Sterblicher (er geht ab).

Wolf.

Leben Sie wohl, Edelster. Sie treuer Ekhart am Wennsberge. — Aber wie? soll ich mich nun verstecken oder geradezu die verwünschte Prinzessin aufsuchen? vielleicht landen zuweilen Schiffe bei ihr. Otto von Kotzebue bereist neuerdings das Weltmeer. Wenn er hier vorbeikäme, wenn er wüßte, wie sehr ich seinen Vater schätze, er würde mich gewiß nach Europa mitnehmen. (geht ab.)

Professor Hütchen (steigt ans Land).

Da bin ich, dürr und trocken, wie auf dem Catheder, und doch sind so viele berühmte Philosophen neben mir ersoffen, ein Kiesewetter, ein Jakobi, ein Garve, ein Krug — das macht, daß ich mich auf die Natur verstehe. Wer das versteht, der kommt nicht leicht im Wasser um. — Inzwischen bemerk ich hier Pilze, die ich mit einem gewagten Ausdruck beinahe göttlich nennen möchte. Himmel, was das hier duftet und grünt und blüht und wuchert und rankt und schwärmt mit Käfern und Schmetterlingen. Ist das Zeug wirklich so groß, oder bin ich nur kleiner geworden? und diese Wein-

trauben, alle viel größer als die berühmte bibliſche! Beeren wie Fäſſer, das ſind die rechten Iſisbrüſte, da will ich mich ein wenig drau legen.

Ein Schwein (kommt graſend und grunzend).

Grn, grn!

Profeſſor Hütchen.

Ey ſieh da, ein Schwein. Das iſt mir lieb, da giebt es hier keine Schlangen. Es kommt ordentlich auf mich zu, und grünſüſelt mich an. Meine Mutter ſeelig hatte juſt ſo ein Stück, wenn es etwa — doch nein, das haben wir ja geſchlachtet.

Das Schwein.

Ach armer Fremdling, wer du auch biſt, du biſt zur unglücklichen Stunde hierher gekommen. Entflieh, ſo weit du kannſt, denn wiſſe, dieſes iſt das Eiland der Circe.

Profeſſor Hütchen.

So und da biſt du wohl unter die Heerde gerathen? thut mir leid. Du ſcheinſt mein Landsmann zu ſeyn, wer biſt du denn eigentlich?

Das Schwein.

Ach ich war einſt der berühmte F— S—, Sie werden von mir gehört haben.

Profeſſor Hütchen.

So, ey, ey, ſo. Freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie ſehen recht hübſch fett und wohl aus. Die Verwandlung hat Ihnen zugeſchlagen.

Das Schwein.

Sie beſchämen mich. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich zu bedauern bin. Aber um Gottes willen, ſo eilen Sie doch nur hinweg, weil es noch Zeit iſt.

Professor Hütchen.

Hat keine Noth, mein lieber Herr von S—, ich habe mir schon, wie Sie sehen, alle meine Taschen mit dem Kräutlein Moli vollgestopft. (Es kommen noch mehr Schweine.) Da ist ja noch mehr Gesellschaft, wer sind denn diese Herrn.

Das Schwein.

Das alte magere da ist Voltaire, dort Grecourt, hier Kotzebue, Julius von B—.

Professor Hütchen.

Eine saubere Compagnie. Schämen Sie sich denn nicht, Herr von S—, mit diesen Vierbeinigen in einer Hese zu wühlen.

Das Schwein.

Ach, der Teufel dreht uns alle an einem Spieß herum.

Professor Hütchen.

Eben darum will ich nichts mit euch zu schaffen haben, und überdem so habt ihr die Natur nur höchst einseitig studiert, sie sogar entheiligt, ihr Gottlosen. (Sie drängen sich gegen ihn.) Nun, nun, sachte, kommt mir nicht zu nahe! he da, fort mit euch! was unterfieht ihr euch! o ihr Halunken, ihr Höllenbrände! (Julius von B— schiebt sich ihm zwischen die Beine und jagt mit ihm in den Wald hinein. Die andern folgen.)

Dritte Scene.

Im Pallast der Circe. Eine Halle. Circe und ihre Nymphen stehn um einen großen Kessel, der über einem Feuer hängt.

Circe.

Schon sind es wohl an die dreitausend Jahre
Daß mich Ulyß verließ und all die Zeit

Hab ich den ſüßen Liebsgenuß entbehrt,
Denn alſo wollen es die Götter, daß
Herzklopfen ich bei ſolchen nur verſpüre,
So dieſes Stäbchen nicht verwandeln kann.
Sie aber ließen alle ſich verwandeln,
Die nach Ulyß an dieſem Strand geſtrandet,
Und meine Koben werden niemals leer.
Da bin ich denn auf die Idee gerathen,
Weil ich nicht länger ohne Liebesluſt
Ein altes Jungfernleben führen mag.
Mir ſelber mittelſt künſtlicher Magie
Aus dieſem ofterprobten Hexenkeſſel
Den Mann, wie er ſeyn ſoll, zu braun.
Drum hurtig, Mädchen, rührt den Brei
Und zündet ſtets das Feuer neu
Mit euren Herzensflammen frei.

Stimme von auſſen.

He holla, macht auf!

Ein Mädchen.

Das iſt gewiß wieder ein armer Schriftſteller, der an den Trog will, und aus purem Hunger unzüchtige Sachen ſchreibt.

Circe.

Oeffne die Pforte, ich will mich auf den Thron ſetzen.
(Man öffnet, Wolf tritt ein.)

Wolf.

Ah, — ich ſtehe wie verzaubert. Das ſind die Zofinnen der Circe, und da iſt ſie ſelber.

Circe.

Wer biſt du Fremdling? tritt zu meinem Thron!

Wolf (ſinkt auf ein Knie).

Holdſeelge Göttin, neige gnädig mir

Dein Angeſicht, ich bin ein Sterblicher.
Ein Meeresſturm zertrümmerte mein Schiff.
Doch trug zu dieſem Eiland der Delphin
Arions mich. Dich fleh ich voller Demuth,
Daß du ein gaſtlich Obdach mir gewährſt,
Bis daß ein Schiff hier landet, das mich heimführt.
Wo nicht, daß ich mir ſelbſt aus deinen Wäldern
Den Rettungskachen zimmre.

Circe.

Großer Zeus!
Er rührt mit ſeinem ſanften Bitten mich
Und tiefes Mitleid fühl' ich, ſoll ich ihn
Nun unerbittlich in ein Schwein verwandeln.
Doch will es das Geſchick, daß ich ihn prüfe.
(Sie berührt ihn mit dem Zauberſtabe. Er hält ihr aber das Kraut unter die Naſe und bleibt unverändert.)

Wolf.

Bemühen Sie ſich nicht.

Circe.

Nun wird mir wehl.
(Es entſteht ein großer Lärm. Die Cavalcade der Schweine kommt an und ſetzt den Profeſſor Hütchen ab.)

Profeſſor Hütchen.

He, he, halt! ſo halt doch! — uf, ich kann nicht mehr.

Wolf.

Was iſt das? da iſt ja der Herr Profeſſor Hütchen. Ey, wie kommen Sie denn hieher? Gott grüße Sie, ſeyen Sie mir herzlich willkommen.

Profeſſor Hütchen.

Gehorſamer Diener! — o dieſer Affront! das iſt das erſte

und letztemal in meinem Leben, daß ich wüthend werde. Was zu viel iſt, iſt zu viel. Sie da, die Sie wahrſcheinlich die Circe iſt, wie kann Sie das dulden? iſt denn keine Polizei hier zu Lande? ſo ſoll ja der Donner und das Wetter drein ſchlagen.

Wolf.

Beruhigen Sie ſich, Herr Profeſſor, erſchrecken Sie die zarten Damen nicht. Sie ſind gar zu fürchterlich in Ihrem Zorn. Bedenken Sie, daß Sie ein Philoſoph ſind.

Die Mädchen.

O wir bitten gar zu ſchön, geben Sie ſich doch zufrieden.

Profeſſor Hütchen.

Nun — ich will ſehen.

Circe.

So ſoll nur heitre Freude dieſen Tag
Beſchließen. Rüſtet ſchnell ein frohes Feſt.

Vierte Scene.

Zimmer der Circe. Wolf erſcheint, von der Circe verfolgt.

Wolf.

Ha, freche Buhlerin, entflieh, ich will
Nichts von dir hören.

Circe.

Heißgeliebter, bleib
An dieſem weichen Buſen, daß ſein Feuer
Den Froſt zerſchmelze, der dein Herz umpanzert.
Wie kannſt du dieſes ſchönen Buſens Schmachten,
Wie dieſen trunknen Augen widerſtehn?

Wolf.

Fort, ſchöne Hexe, fort! All deine Reize

Sie überwiegt ein einzig armes Wort.
Von dieſem ſüßen Namen laß ich nie,
Du herrlicher als Venus ſelbſt — Marie.

Circe.

Zum König dieſer Inſel mach ich dich.
Mit aller Pracht der Welt umhüll ich dich.
Sieh deine Königin dir zu Füßen liegen.
O nur ein Ja, einen leiſen Liebeskuß
Gewähre mir, und Götter ſollen dich beneiden.

Wolf.

O alle Königreiche wiegen nie
Den Laut des ſüßen Namens auf — Marie.

Circe.

Mit ewger Schönheit will ich ſchmücken dich,
Mit ewger Jugend deinen Scheitel zieren,
Ein ewger Frühling ſoll dir lachen hier,
Nie ſoll die Luſt dir enden
In dieſem ſeeligen Eiland, Tag und Nächte
Wie ſeelige Minuten dir verrinnen.

Wolf.

Der ſchönſte Schmuck kann nur die Seele zieren,
Der Seele ſchönſten Schmuck nenn ich die Treue.
Die ewge Treu iſt ewge Jugend auch.
So bin ich ewig jung und ſchön durch ſie,
Läßt meine Treue nimmer dich — Marie.

Circe.

Unſinn'ger Thor, ein irdiſch ſchwaches Weib
Wagſt du der hohen Göttin vorzuziehn?
Den kurzen Reiz, den ſie dir bieten kann,
Der Wangen flüchtge Röthe, die der Winter
Des Lebens bleichen wird, das arme Leben,

Univ.

Das ſchnell hinunterſinkt ins ewige Grab,
Wagſt du der Göttin ewgem Jugendreiz,
Dem ewgen Wonneleben vorzuziehen,
Das ich dir biete? Freund, beſinne dich!

Wolf.

Wenn herbſtlich alle Blätter niederrauſchen,
Der kalte Sturm die welken Zweige ſchüttelt,
So lebt im Marke noch die Jugendkraft,
Und einen neuen Frühling ſchafft ſie wieder.
Die wahre Liebe hängt am Irdſchen nicht,
Sie iſt allein dem Ewigen zugewendet,
Und darum wird im Himmel ſie geſchloſſen.
Auf Erden nicht, im Himmel weilet ſie,
Die mir mein ewger Engel iſt — Marie.

Circe.

Verräther, Mörder, meine heiße Liebe
Verwandelſt du in tiefen glühenden Haß.
Daß ich ſterben könnte, weh mir, weh,
Zu ewiger Qual geſchaffen muß ich leben.
Doch Rache, Rache noch ſoll mich entzücken,
Will weiter nichts mir glücken.
Mein biſt du, lebend oder tod,
Kein rettend Fahrzeug ſoll an dieſen Küſten landen.
Das Schiff das du gebaut, ſteck ich in Flammen
Mit Amors Fackel und das ganze Gebäude
Deiner Liebe, deines Glücks brech ich zuſammen.

Fünfte Scene.

Ein Berggipfel auf der Insel. Professor Hütchen und Wolf klimmen herauf.

Professor Hütchen.

Nur hier herauf, mein Lieber, hier sind wir oben. Von hier aus können wir sehn, ob Otto von Kotzebue anlangt. Sehn Sie, dort unten brennt unser Schiff, und die Weibsleute raufen sich die Haare aus.

Wolf.

O es ist entsetzlich. Wie soll das enden? nirgends ein Segel zu erblicken, und wenn wir wieder zurückgehen, sind wir ohne Frage des Todes.

Professor Hütchen.

Wissen Sie was? wir machen einen Luftball und fliegen auf und davon. Hier mein grosser Hut stellt das Schiff vor. Wir brauchten nur noch Papier zu haben, um den Ball daraus zusammen zu kleben. Sie sind ja ein Poet, haben Sie nicht dergleichen bei sich?

Wolf.

Hier ein phantastisches Drama, der Popanz betitelt, das ich vor einigen Tagen zur Gemüthsergötzung auf dem Mastkorbe geschrieben.

Professor Hütchen.

Lustiges Zeug wahrscheinlich?

Wolf.

Freilich wohl.

Professor Hütchen.

Und fixe Ideen drinn?

Wolf.

Zum Erstaunen, zu meiner eigenen unmaßgeblichen Verwunderung.

Professor Hütchen.

Deſto beſſer, ſo bedarf es der fixen Luft nicht erſt, um den Ball aufzufüllen, ſo trägt er uns von ſelber ſchon ins Blaue hinaus. Geben Sie her. Das ſoll gleich ins Werk gerichtet ſeyn. O wie freue ich mich! da gebt mein ſchöner Plan, nach dem Monde zu fahren, doch in Erfüllung.

Sechste Scene.

Der Pic auf Teneriffa. Wolf und Professor Hütchen ſchweben auf ihrem Luftſchiff aus der Ferne herbei. Sie halten an der Spitze des Berges an und Wolf ſteigt aus.

Wolf.

Nein, wenn Sie durchaus in den Mond fahren wollen, das iſt mir doch zu weit. Ich muß nothwendig wieder in mein Vaterland zurück.

Professor Hütchen.

So leben Sie wohl. Hat mich gefreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Furchtſamer Haſe (fährt davon).

Wolf.

Ein komiſcher Menſch. Die fixe Idee, der Mann im Monde ſeyn zu wollen, hat ihm den Kopf verrückt. Nun ich wünſche ihm alles Glück auf ſeiner Fahrt und mir, daß recht bald ein Schiff Kimmeriſcher Männer mit ebenem Kiele die heilige Salzfluth durchackernd, an dieſes Berges Fuß zu meiner Rettung lande. Ein wenig will ich mich noch an der ungeheuren Ausſicht ergötzen, die man von dieſem Nabel der Länder genießt und dann hinabſteigen zu der grünen Küſte, daran tief unten die ſilbernen Wellen ſich kräuſeln. Dorthin liegt Europa und Deutſchland. Aber alles deckt die ferne dem Himmel ver-

mähte Fluth. Kein weißes Alphorn, kein Segel, kein Wölkchen
steigt auf, als Taube mir der Hoffnung Oelzweig zu bringen.

Ein Kanarienvogel (singt).

Wanderluſt
In leichter Bruſt
Schweifet gerne
Zu der Ferne,
Seelge Inſeln aufzufinden.
Wenn die holden Ufer ſchwinden,
Kann doch Sehnſucht nicht verſchwinden,
Zieht herab entlegne Sterne.

Wolf.

Welch ſüße Stimme ſingt zu meinem Ohr?
Ein kleiner Kanaribenvogel iſt's,
Der ſeinem nordſchen Käfig wohl entflob.

Der Kanarienvogel.

Was wir wähnten
Und erſehnten
Und in goldnen Träumen ſahen,
Was wir dichteten und dachten,
Läßt uns lange, lange ſchmachten,
Kann der Qual uns nicht entbinden,
Bis wir die verirrten Schritte
Zu der Heimath wieder lenken,
Die uns treu geblieben war.

Wolf.

Du kleiner goldner Sänger freuſt mich ſehr,
O ſinge mir der holden Tröſtung mehr.

Kanarienvogel.

Iſt der ſüßen
Ihne Grüßen

Deinem Herzen nicht vertraut?
In Mariens Zimmer
Sang ich immer
Deinem Seufzen viel zu laut.

Wolf.

O mahnst du mich an sie, an sie zurück.
Erinnrung füllt mit lieblich spielenden Bildern
Die ganze Seele mir aus. Ja kleiner Vogel,
Ich kenne dich wieder, süßer, lieber Sänger.

Kanarienvogel.

Eile, eile
Ohne Weile,
Denn es harret die betrübte,
In Geduld und Harm geübte,
Treue liebende Geliebte.
Ach vor Sehnen, dich zu sehen,
Noch in Thränen wird sie stehen,
Denn sie weinte, da ich schied.

Wolf.

Wie aber hast du sie verlassen können?

Kanarienvogel.

Lieber Sänger,
Sagte sie,
Flieh, o flieh
Und gefangen sey nicht länger.
Zu der Heimath sollst du fliegen,
Daß nicht zürnend das Geschick
Mir auch hält den Freund zurück,
Der an meiner Brust soll liegen.

Wolf.

O treues Herz wie rührst du mich so tief.

O holdes Wort, das ich so wunderbar
In weiter Ferne hier vernehmen muß.
Herunter eilends jetzt, zu dir, zu dir,
Dort naht ein Segel oder ist's ein Schwan,
Der heimwärts mich auf seinem Fittich trägt.
Fort muß ich, — lebe wohl, geliebter Vogel.

Siebente Scene.

In der Luft. Hütchen im Hute schwebt aufwärts.

Professor Hütchen.

So ist er doch erreicht, der Wunsch, den ich schon als kleiner Knabe hatte, und der auch durch mein Professorenleben immer durchgeschienen ist, wie Mondschein, o Mond, holdes stilles Friedensland, das ich in dich hinauffahren, der sogenannte Mann im Monde seyn soll. — Irr, da sitz ich fest und bin schon auf der Tangente, wo sich die Peripherien der Erd- und Mondsphäre berühren und ich kann nun vorwärts oder rückwärts fallen, wie ich will. Ich will aber noch eine Weile hier sitzen bleiben, und bei einer Pfeiffe Taback moralische Betrachtungen anstellen. — So klopf ich denn über dir, o Deutschland, den Pfeiffenkopf aus, denn eben fährst du unter mir vorbei. Wie wunderlich! hab ich doch mein Lebtage gedacht, die Länder seyen im Großen besehn wirklich so blau und roth und gelb gemahlt, wie auf der Landkarte, und wie hübsch müßte sich Deutschland hier oben ausnehmen, besonders in der Gegend von Thüringen! Aber hier könnte Gott selber keine Landeshoheit von der andern unterscheiden. Es ist übrigens hübsches klares Wetter, und sie haben drunten einen vergnüglichen Sonntag-Nachmittag. Im Prater fressen sie, und ich rieche die Backhohnerl bis hier

heraus. Im Berliner Thiergarten glänzts von Uniformen, und geschnürte Lieutenants verbeugen sich vor geschnürten Mamselus. Durch Frankfurt rasseln Staats-Carossen. Dort bekehrt der berühmte neue Prophet, und der andächtige Unsinn brennt in hoher Lohe. Gegenüber wird ein kleiner Cato in die Stadtvogtei geführt. Dort sehen sie einem andern nach, der eben auf einem Fischerkahn über die Ostsee fährt, und ein Polizei-Commissaire trippelt und gaggert am Ufer, wie die Henne, der ihr junges Entchen das erstemal in's Wasser läuft. In Leipzig fabricirt man mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die Pfefferdüten und Servietten für unsere Enkel. Eine ganze Menagerie von Autoren steckt in Dachstübchen, wie Katzen in Käfigen, und ein paar grobe Buchhändler stechen sie abwechselnd in den Schwanz, daraus dann ein großes literarisches Concert vernehmlich wird. In sieben und siebenzig verschiedenen Städten spritzen Recensenten, wie peruanische Vulkane Wasser, Dampf und Dreck zugleich aus. Politische Windmühlen drehen an allen Orten ihre Flügel im St. Veitstanz. Esel tragen ab und zu und fressen Disteln unterwegs. Und wie blinkts und funkelts überall von Genie's, Schöngeistern und ruhmanstrebenden Jünglingen. Die großen Männer sind heimgegangen, aber die kleinen großen Männer leben immerfort, und hocken wie Ungeziefer auf dem Erdenschädel. Die Riesenbäume hat Sturm und Alter gebrochen, das niedere Gras und Gestoppel schwankt nur leise im Winde. Sind die alten Thürme gefallen, vermag sie das neue Geschlecht nicht mehr zu bauen. Aber dort auf dem Straßburger Münster steht noch ein großer Mensch und schaut mit dem Feuerblick in den Crystall der Welt. — Rheinaufwärts kommt man in das Land der silbernen Schimmer, das mich immer an den Mond erinnert hat, schöne Schweiz,

Wiege des Mondes, verlaßne Marmorwerkstätte des Gottes, der sofort vollendet zu seinem Himmel aufflieg. Sollte ich vielleicht gar anfangen, poetisch zu werden auf einem so hohen Standpunkt, ich würde mirs selber weniger verdenken. Indessen glaub ich, die Erde dreht sich. Freilich. Sie muß ja, und das verdrehte Volk mit, nolens, volens, und bald werden sie ganz unten seyn, indeß ich als der Mann im Monde die Südseeinslaner oder irgend ein hottentottisches Liebespaar mit meinem milden keuschen Schein beglänze. — Wie sie da unten sich abmühen, jeder für sich, und hier oben kann man sie doch nur in Masse nehmen. Dort exponirt ein Bube den Cäsar mit Zittern und Beben. Du Narr, es exponiren ihn viele hundert tausend, und wird doch keiner wie Cäsar. Dort seufzt ein verliebter Jüngling, gegenüber hinter dem Vorhang ein schmachtendes Mädchen. Ihr Thoren, es giebt Millionen wackre Jungen und hübsche Mädchen in der Welt. Dort plagt sich einer gemüthlich mit seiner deutschen Frau. Kleingläubiger, komm hier herauf und denke dir alle Dächer abgehoben, sieh hinter alle Gardinen, und höre die Predigten, die heute von hundert Millionen Zungen fließen. Dort studiert einer, daß ihm der Kopf raucht. Armer, steig auf den nächsten Berg und kühle dich ab. Die Welt wird ohne dich grünen und blühen und Gänsebraten geben statt Gänsefedern. Dort wird einer gehangen, und meint, es sey ihm etwas ausserordentliches widerfahren, aber wie mancher ist nicht schon gehangen worden. Das sind Kleinigkeiten. Damit kommt ihr nicht weit. Hier oben sieht mans recht, was mit der Erde anzufangen wäre. Man denkt gar nicht ins Große. Juden hätten schon längst den ganzen Erdball taxiren können, was er ohngefähr werth sey, mit allem drauf und dran. Diplomaten hätten schon längst eine Eisenstange bis zum Monde schmieden, ihn

auffpießen und zur Provinz machen können, da ihnen ſo ſehr das Erdreich mangelt, von dem ſie bei Friedensſchlüſſen ſich entſchädigen ſollen. Auch wäre für einen Philoſophen der Gedanke nicht zu kühn, die ganze Erde mit Pulver auseinander zu ſprengen. Wenn man den Klumpen hier ſo aus der Vogelperſpektive ſieht, kommts einem nicht unmöglich vor. Kameraliſten aber würd' ich rathen, dem dürren Monde all' unſer überflüſſiges Waſſer zuzuſpritzen, um mehr Ackerland zu gewinnen. Ja, lieber Mond, Schade, daß du kein Waſſer haſt. Aber ein guter Wein muß auf dir wachſen, das ſpür ich an meinem Durſte. Hinab jetzt oder hinauf zu dir. O Wonne, Wonne, ſeh ich nicht ſchon ganz deutlich, daß die ſogenannten Ringe im Monde Pilze ſind. Ich habs immer gedacht.

Achte Scene.

Garten vor Mariens Hütte. Der Dichter tritt auf.

Der Dichter.

Zu dir, zu dir, o heilige Maria,
Reißt mich noch einmal innige Sehnſucht hin,
Daß ich dir knieend theure Eide ſchwöre,
Mich feierlich zu deinem Sänger weihe,
Und deinen Segen mir aufs Haupt erflehe.

Wolf (erſcheint).

Zu dir, zu dir, o heilige Maria,
Treibt mich unnennbar heiße Sehnſucht hin,
Daß ich dir knieend theure Eide ſchwöre,
Der deinige zu ſeyn bis in den Tod.

Der Dichter.

Was hör ich? dieſer Ton iſt mir bekannter,
Als ſelbſt die Stimme der Geliebten.

Wolf.

Wie?
Hier red ich ſelber, oder iſts mein Geiſt?

Der Dichter.

Weich' Höllenblendwerk augenblicks zurück.

Wolf.

Entſetzen faßt mich.

Der Dichter.

Schrecken rieſelt mir
Eiskalt den Rücken nieder. Welch Phantom!
Hier ſteh ich, und dort ſteh ich wieder ſelbſt.
Hier ſprech ich, und dort ſprech ich wieder ſelbſt.
Hier bebe ich, zittre, dort ganz eben ſo.
Hier bin ich ſelbſt, dort nur mein Spiegelbild,
Doch freigeworden, ganz ſelbſtſtändig in
Bewegung.

Wolf.

Was er ſpricht, daſſelbe juſt
Empfind auch ich. Um ſo gewiſſer iſt
Er Abglanz meines Weſens.

Der Dichter.

Soll ich ihn
Anreden? Schlägt er ganz mir ſelber nach,
So wird er freundlich ſeyn, auf alle Fälle
Nicht gröber als ich ſelbſt. Und bin ich nicht
Der Autor? hab ich nicht zu allem Macht?
He, ſprich Phantom! biſt du mein Spiegelbild,
Das mir ein Dämon raubte, biſt vielleicht
Ein unbekannter Zwillingsbruder du,
Daß du dich unterſtehſt, ſo ganz mein Ich
Zu äffen?

Wolf.

Gott, ich komme von mir selber!
Er redet ganz die Worte, die ich denke.

Der Dichter

Wirst du mir Rede stehn? Wer bist du, sprich!

Wolf.

So wahr mir Gott soll helfen, ich bin ich.

Der Dichter.

Ich denke, ich sey ich, und du seyst nicht ich,
Und weil ich denken kann, so bin ich ich,
Und weil ich ich bin, darum bist du nicht ich.
Hab ich dir nicht dein lügenhaftes Wesen
Nun ganz und gar zu Schanden construirt?

Wolf.

Auch dieses wieder spricht er ganz aus mir.

Der Dichter.

Gieb deine Hand mir, daß ich fühlen kann,
Ob Fleisch und Bein dir inwohnt, so wie mir.

Wolf.

Ich fühle wirklich, daß er Leben hat
Und Blut von meinem Blut. Welch ein Gefühl!

Der Dichter.

Hier weiß ich Rath nicht weder aus noch ein.

Wolf.

Ich möchte dich ermorden, wär mirs nicht,
Als müßt' in dir ich selber mich ermorden.

Der Dichter.

Ich selber fühle so von Grauen was,
Sonst stündest du nicht lebend länger hier.

Wolf.

Ein Ausweg bleibt noch übrig uns, Marie.

Der Dichter.

Wohlan, der Rath ist gut. Ich rufe sie.
Marie, Marie!

Maria (von innen).

Wer klopft? ich öffne gleich.

(Sie tritt heraus, betrachtet beide, und wirft sich dem Wolf in die Arme.)

Was seh ich da? o Gott — du, du nur bist es.
Mein Wolf, mein Leben, all mein süßes Glück.

Der Dichter.

Sie hat entschieden. Ha, nun wird mirs klar,
Wie alles hier gekommen, ist und war.
Ich bin ich selbst, doch dieser auch bin ich.
Mein Wesen, wie natürlich, spaltet sich,
Der eine Theil gehört der Komödie
Vollkommen an, und kann heraus nicht blicken,
Der andre, der die Komödie erdacht,
Muß ewig über ihr und draußen stehn.
Doch sind wir ganz dieselben, und es ist
Unmöglich, daß ich eifersüchtig werde.
So freue dich denn, holdes liebes Paar,
Des Wiedersehns, und ich will fort mich schleichen,
Eh mich Marie zum zweitenmal erblickt,
Daß sich die Gute nicht ob mir entsetze.

Neunte Scene.

Saal. Der Popanz und das Volk.

Der Popanz.

Ich hab euch zusammenrufen lassen, um ernsthafte Maasregeln gegen meine Freßbegierde zu ergreifen. Ich bin, wie

ihr wißt, mit einem grimmigen Hunger nach Menſchenfleiſch behaftet, aber je mehr euer Patriotismus ſich befleißigt, ihn zu ſtillen, deſto mehr nimmt er zu. Schon hab ich die Hälfte meiner getreuen Unterthanen gefreſſen, und es ſteht zu befürchten, daß die andere Hälfte nachſpaziert, und daß ich dann allein übrig bleibe, und mich ſelber zwiſchen die Zähne nehmen, verſchlucken und wie einen Handſchuh umdrehen muß. Ach, was du doch fett biſt, du da! (er greift einen aus der Menge heraus und frißt ihn) Krack, krack und knatſch, welch ein Biſſen! wahrſcheinlich ein ehemaliger Domherr.

Das Volk (ſieht nach allen Seiten).

O Jammer, Grauſen, Elend, Entſetzen! Gott im Himmel erbarme ſich.

Der Dichter (ſchreitet durch die Menge).

Was giebts denn da für ein Wehklagen, und was iſt das hier für ein Moloch?

Das Volk.

Ach der Popanz, der Popanz!

Der Dichter.

Wart, da will ich euch geſchwind helfen (er zieht die Feder hinter dem Ohr und ein Tintenfaß aus der Taſche hervor). He Popanz, kennſt du mich?

Der Popanz.

O Publikum, o Publikum! Hier ſiehſt du, wie alles eine höhere Hand lenkt, hier erkennſt du die Wege der Vorſehung. Unter einem Schickſal ſtehn wir alle, dem auch der Mächtigſte nicht entgeht. O wohl mir, daß ich dieſe ſchöne Nutzanwendung denen hinterlaſſen kann, die ich übrig gelaſſen, denn ſeht — ſeht, wie ich immer kleiner werde, immer mehr zuſammenſchmelze — jetzt nur noch eine ſchwarze Gallert — endlich ein Tintentropfen bin — in die Feder des Autors

und aus dieser — in das Tintenfaß — zurück — schlüpfe. (Er verschwindet im Tintenfaß. Der Dichter stößt den Stöpsel drauf.)

Der Dichter.

Hier drinn sitzt er nun wieder in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Das Land ist frey. Ihr könnt euch einen neuen König wählen. Zu wem hättet ihr wohl Lust?

Das Volk (kniend).

O darf ein dankbares gerettetes Volk auf seinen Knien dich, erhabenster —

Der Dichter.

Wir haben schon längst etwas von Majestät in uns verspürt. Wir glaubten längst, einer unsichtbaren Welt Herr und König zu seyn. Dieses, was ihr bittet, sey gnädig gewährt. Wir werden euch zu organisiren wissen. Jetzt aber sollen sogleich hundert geschmückte Ritter und hundert der allerschönsten Damen sich bereiten, mir zu folgen, ich will euch eure Königin zeigen.

Zehnte Scene.

Mariens Garten. Wolf und Maria.

Wolf.

Mein Engel, meine Taube, meine Blume,
Mein holdes Leben, meine süße Unschuld,
Ich habe dich und ewig bist du mein.

Maria.

O mein Geliebter, du mein Himmel, mein Alles,
Wie kann ich's ertragen, daß mich die Freude nicht tödte.

Wolf.

Hast du auch nach dem Abendstern geblickt,

Den wir allnächtlich zur bestimmten Stunde
Sehnsüchtig wollten anschaun, ob auch Meer
Und meilenweite Wüsten uns getrennt?

Maria.

So oft er aufgieng, hab ich ihn geschaut,
Hat er in meinen Thränen sich gespiegelt,
Und immer dacht ich, du auch schautest hin,
Und in dem süßen Liebeslichte fanden
Die treuen Seelen sich. Sieh diese Blumen,
Die ich gepflanzt vor einem Jahr,
Sie sollten blühen, wenn du wieder kämest,
Und diesen Morgen sind sie aufgebrochen.

Wolf.

Wer kommt da, unsre süße Lust zu stören?

(Das königl. Gefolge zeigt sich. Voran ein Marschall mit den Reichsinsignien.)

Der Marschall (kniet vor Wolf nieder).

Wie du befohlen, mein erhabner König,
Bring ich die Krone dir, den Scepter dar,
Und dieses glänzende Gefolge steht
Bereit, die holde Königin zu empfangen.

Wolf.

Was ist das, träum ich, oder wird der Traum,
Den ich als Bube kindisch oft geträumt,
Jetzt wunderbar erfüllt? Ich faß es nicht,
Doch sagt der innre Geist mir, diese Krone
Ist für Mariens schönes Haupt bestimmt.

(Er setzt sie Marien aufs Haupt.)

So ruft, daß es die Himmel wieder tönen:
Heilge Maria, Königin der Schönen!

Letzte Scene.

Hellerleuchteter Hochzeitsaal. Musik. Der Dichter steht einsam am Fenster, Wolf und Maria als König und Königin eröffnen den Reihen. Herrn und Damen vom Hofe folgen. Man tanzt. Im höchsten Eifer des Tanzes treten alle im Stück vorgekommenen Personen ein und es entsteht eine unendliche Polonese. Der Krönungsmarsch aus der Jungfrau von Orleans beginnt, den Zug eröffnen Braut und Bräutigam, es folgen die Hofleute, dann der alte Sultan mit seinem Gefolge, der Popanz und das Volk, die Dichter, die Philosophen, Circe mit ihren Nymphen, der Bewunderer, der Riese Goliath, das Ehepaar, der Autor und Rezensent, die Gelehrten, der protestantische Prediger und der Kapuziner, die Leser, die Ehrenwächter, die sieben Weingeister, als da sind: der leidende junge Werther, Carl Moor, Ferdinand von Walther, Hugo Derindur, der rasende Roland, der Ritter von Toggenburg, Petrarka, der Gott Merkur, dann die Bestien, der Löwe, der Delphin, der Schwan, der Wolf, die Schweine, der Hund und die Katze, der Hahn auf dem Kirchthurme, der Kanarienvogel. Den Zug beschließen die Wassergeister. Plötzlich öffnet sich die Wand, und der Himmel geht auf mit goldnen Wolken. Der Zug wandelt hinein, der Saal verschwindet. Unten bemerkt man das Luftschiff des Professor Hütchen, das aufschwebt. Hütchen steigt verwundert im Himmel aus. Der Dichter setzt sich in seinen Hut. Der Himmel schließt sich, und der Dichter bleibt allein auf dem Luftschiff im leeren Raum zurück.

Der Dichter.

Ich muß allein nun wieder niedersteigen,
Und über Raum ist rings um mich ergossen,
Lichtes Gewölk, auch du bist nun zerronnen,

In dir hab ich mein Paradies verſchloſſen,
Ach meiner erſten Liebe ſüße Wonnen.

Oben zum fernen Sternenreich gehoben
Erquickt mich dieſe ſüße Liebe nimmer.
Holdſeelge Träume doch hat ſie gewoben,
Lieder wie Roſen jung und lieblich immer.
Hat in die Träume nicht ein Licht geſchienen,
Aus Roſenlippen zauberiſcher Schimmer?
Fühlt ihr die Kraft der ſüßen Liebeslichter?
Es zünden ſchöne Träume ſich dem Dichter
Nur nächtlich aus dem Strahle der Rubinen.

Romanzen.

Der Tod des Propheten.

Auf den Bergen iſt der Alte,
Wie der Herrzug mit Gedröhn
Durch die dunkeln Thäler wallte,
Klomm er aufwärts ungeſehn,
Bis er fern von dem Getümmel
Nahe ſchon dem Gipfel ſteht,
Oben in dem klaren Himmel
Sucht ein Grab ſich der Prophet.

Hoch und höher wie geflügelt,
Steigt er an der Felſenwand.
Weit und weiter ſieht entriegelt
Er das ferne Morgenland,
Jene lange bange Wüſte,
Wo er irrte vierzig Jahr,
Daß er einſt die Stätte grüßte,
Die des Volkes Heimath war.

Doch er weiß, daß er vollendet,
Und er ſchaut nicht mehr zurück,
Nach dem Thron der Berge wendet
Trunken ſich des Sehers Blick.
Vorwärts, aufwärts ſeine Wege,
Im Gemüthe Gottvertraun,

Von dem hohen Himmelsberge
Das gelobte Land zu schaun.

Und er hat der Felsenzacken
Höchstes Ende nun erreicht,
Das die wilden Winde packen,
Das der Sonne Gluth gebleicht.
Und er schauet wie in Grüfte,
Sieht nur sich lebendig stehn,
Doch im Brausen durch die Lüfte
Hört er Tritte Gottes gehn.

Der auf Horebs Flammenwipfeln
Ihm die Feuertaufe lieh,
Ihm gereicht auf Flammengipfeln
Das Gesetz vom Sinai.
Denn von Berg zu Berge schreitet,
Wer sich darf der Gottheit nahn,
In den Tiefen sind verbreitet,
Die den Segen dann empfah'n.

Vor Jehova, der da waltet
Hoch im ewig reinen Licht,
Sinkt, die Hände fromm gefaltet,
Moses auf sein Angesicht.
Und es rühret die Augensterne
Unsichtbar ihm Gottes Hand:
Da in sonnenvoller Ferne
Schaut er das gelobte Land.

Mildes seeliges Gestade,
Wo die ew'gen Palmen wehn,

Wo er steht die Bundeslade
Auf der hohen Zion stehn.
In dem Haine seiner Palmen,
Tönen Davids Harfen schön,
Tönen die erhabnen Psalmen
Süßen Klang zu Gottes Thron.

Über diese Klänge deuten
Auf den hehren Paraklet,
Dem die Stätte zu bereiten,
Sich gerüstet der Prophet.
Und die goldnen Tempelzinnen
Werden tief in Nächten stehn,
Wird das reine Licht von Innen
Aus der niedern Krippe gehn.

Mildes seeliges Gestade,
Ziel und Sarg der Erdennoth,
Doch die Wiege süßer Gnade,
Ewig Leben aus dem Tod.
Die Prophetenzungen sprechen:
Balde wird er bei uns seyn.
Des Gesetzes Tafeln brechen
Und es bricht des Grabes Stein.

Und ein innerlich Erschüttern
Reget auf das Erdenrund,
Und die fernen Hügel zittern
Und es bebt des Nebo Grund.
Und der Sonne Purpurgluthen
Sind dem Horizonte nah,

Und in ihre Flammenfluthen
Ragt der Hügel Golgatha.

Moses tiefstes Herz muß beben
Und in süßem Weh verachen,
Da er sieht das Kreuz erheben
Auf den gnadenreichen Höhen.
Und vollendet ist sein Streben,
Und er hat genug gesehen,
Und er haucht sein großes Leben
In der Abendlüfte Wehen.

Niemand hat sein Grab gefunden,
Nur Gott selber deckt es zu.
Alle Spuren sind geschwunden,
Gönnen müßt ihr ihm die Ruh,
Der euch aus den Finsternissen
Treu geführet zum ew'gen Licht,
Euren Führer könnt ihr missen,
Seinen Weg verliert ihr nicht.

Wolfgang Menzel.

Die Schwägerin.

(serbisch.)

Wuchsen auf zwei grüne Tannenbäume,
Mitten eine dünngespitzte Fichte.
Waren keine grünen Tannenbäume,
War auch keine dünngespitzte Fichte,
Waren Brüder, einer Mutter Kinder,
Paukus einer und Radul der andre,
Zwischen ihnen Helena, die Schwester.

Und der Schweſter brachten Liebesgaben
Viele ſie, zuletzt beſchlagne Meſſer
Silberausgeſchlagen und vergoldet.
Als dies ſah des Paulus junge Gattin,
Trug der Schwägerin ſie Neid im Herzen,
Rief ſie Radulis Weibe: meine Schweſter,
Kennſt du Kräuter nicht, die Feindſchaft ſtiften,
Zu entzwein die Schweſter mit den Brüdern?
Wieder aber ſprach die Frau des Radul:
Schwägerin, bei Gott, ich kenne nirgend
Keine Kräuter, welche Feindſchaft ſtiften,
Kennt' ich ſie, doch würd' ich ſie nicht nennen.
Lieben herzlich doch auch mich die Brüder,
Brachten auch für mich ſie Liebesgaben.
Als dieß hört' die junge Frau des Paulus,
Gieng ſie zu den Pferden auf der Wieſe
Und erſtach den Rappen auf der Wieſe.
Dann zu ihrem Gatten ſprach ſie dieſes:
Paulus, weh dir, deine Schweſter liebſt du,
Brachteſt leider du ihr Liebesgaben.
Sie erſtach den Rappen auf der Wieſe.
Paulus fragte Helena, die Schweſter:
Schweſter, wie? bey Gott, du ſollſt es büßen!
Doch die Schweſter ſprach und ſchwur dem Bruder:
Bruder, ich bins nicht, bey meinem Leben,
Nicht bey meinem Leben und bei deinem.
Und der Bruder glaubte ſeiner Schweſter.
Als dieß ſah des Paulus junge Gattin,
Gieng ſie Mitternachts zu ihrem Hofe,
Schlachtete den grauen Edelfalken,
Und dann ſprach ſie wieder zum Gemahle:
Paulus, weh dir, deine Schweſter liebſt du,
Brachteſt leider du ihr Liebesgaben.

Sie erstach den Falken die im Hofe.
Paulus fragte Helena, die Schwester:
Schwester, wie? bei Gott, du sollst es büßen!
Doch die Schwester sprach und schwur dem Bruder:
Bruder, ich bins nicht bey meinem Leben,
Nicht bey meinem Leben und bey deinem:
Und der Bruder glaubte seiner Schwester.

Als dieß sah des Paulus junge Gattin,
Gieng sie Abends nach dem Abendmahle,
Stahl der Schwägerin das goldne Messer,
Mordete das Kindlein in der Wiege.
Als darauf der erste Morgen graute,
Lief sie eilends hin zu dem Gemahle,
Klagend und das Angesicht zerfleischend.
Paulus, weh dir, daß du liebst die Schwester
Und ihr leider Liebesgaben brachtest.
Sie erstach dein Kindlein in der Wiege.
Und wenn dieses du nicht glauben wolltest,
Zieh das Messer ihr aus ihrem Gürtel.
Auf er sprang, als wenn er rasend wäre,
Stürzte rasch hinauf zur obern Kammer.
In dem Bette schlummerte die Schwester,
Unterm Haupte lag ihr goldnes Messer.
Aber Paulus nahm das goldne Messer,
Zog es eilends aus der Silberscheide,
Aber blutbefleckt fand er das Messer.
Als Herr Paulus dieses angestarret,
Faßt er bei der weißen Hand die Schwester:
Gott erschlage dich, o meine Schwester!
Schlugst du mir den Rappen auf der Wiese,
In dem Hofe mir den grauen Falken,
Warum auch das Kindlein in der Wiege?
Doch es schwur die Schwester ihrem Bruder:

Bruder ich bins nicht bey meinem Leben,
Nicht bey meinem Leben und bey deinem.
Willst du aber diesem Schwur nicht glauben,
Führe mich hinaus zum weiten Felde,
Binde mich den Rossen an die Schweife
Und zerreiße mich nach den vier Enden.
Doch der Bruder glaubte nicht der Schwester,
Faßte bey der weißen Hand die Schwester,
Führte sie hinaus zum weiten Felde,
Band sie seinen Rossen an die Schweife,
Jagt' das Feld hinunter seine Rosse.
Wo ein Tropfen Blutes ihr entflossen,
Sproßten Smilie und Basilikum.
Aber wo sie selber war gefallen,
Hob sich aus dem Boden eine Kirche.
Darauf hat es wenig Zeit gedauert,
Da ward krank die junge Frau des Paulus,
Lag sie siechend da neun volle Jahre.
Wildes Gras entsproß aus ihren Knochen,
Grimme Schlangen nisteten im Graie,
Logen ihr versteckt aus ihren Augen.
Schrecklich jammerte die junge Gattin,
Sprach sie klagend zum Gemahl und Herren:
Höre mich, o Paulus, mein Gebieter,
Führe hin mich zu der Schwägrin Kirche,
Daß die Kirche noch mich heilen möchte.
Als Herr Paulus dieses Wort vernommen,
Führt er hin sie zu der Schwägrin Kirche.
Nahe war sie schon der weißen Kirche,
Da erscholl heraus zur Kirche dieses:
Geh nicht nahe, junge Frau des Paulus,
Denn die Kirche, sie will dich nicht heilen.
Als dieß hört die junge Frau des Paulus,

Fleht bei Gott sie Paulus, ihren Gatten
Prima nicht heim mich zu dem weißen Hofe,
Binde mich den Rossen an die Schweife,
Jage mich das weite Feld hinunter,
Daß die Rosse lebend mich zerreißen.
Paulus folgte seiner Gattin Worten,
Band sie seinen Rossen an die Schweife,
Jagte sie das weite Feld hinunter.
Wo ein Tropfen Blutes ihr geflossen,
Sprossten Dornen auf und wilde Nesseln.
Aber wo sie selber war gefallen,
Aus dem Boden da entstund ein Weiher,
Auf dem Weiher schwimmt der schwarze Rappe,
Hinter ihm schwimmt eine goldne Wiege,
Auf der Wiege sitzt der graue Falke,
In der Wiege da ein Knäblein schlummert,
Seiner Mutter Hand an seiner Kehle,
In der Hand das Messer seiner Mutter.

Die blühenden Lanzen.

Legende aus dem Leben Karls des Großen, nach der ungedruckten Kaiserchronik vom 12ten Jahrhundert übersetzt.

Der Kaiser und seine Mannen
Kehrten in Galizien.
Der König von den Heiden,
Der that ihnen viel zu Leide.
Die Christen wurden all erschlagen.

Karl kaum von dannen entrann.
Heut noch iſt der Stein naß,
Da Karl darauf ſaß
Viel heiß weinend.
Er klagte ſeine Sünde.
Er ſprach, wohl du Gott Herr,
Gnade mir an der Seele,
Den Leib ſcheide von der Welt,
Daß um mich das Volk nicht leide,
Sonſt würd ich nimmermehr froh.
Ein Engel tröſtete ihn da.
Er ſprach, Karl Gott Lieber,
Deine Freude kommt bald dir wieder.
Heiß die Boten eilen,
Nach reinen Jungfrauen,
Die Weiber laß daheim,
Gott läßt ſeine Tugend daran erſcheinen,
Willſt du Gott fürchten und minnen,
Sie ſollen die Ehre dir wieder gewinnen.
Die Boten eilten mit Fleiße
Allenthalben in die Reiche,
Sie ſammelten die Mägde
Und brachten ſie zuſammen
Ad portam Caesaris,
Dort erwartete ſie der Kaiſer gewiß.
Da kamen zu der Verſammlung
Manche Mägde jung,
Fünfzig tauſend und drey,
Wahrhaft ſag ich es euch,
Und ſechs und ſechzig mehr.
Der Kaiſer lobete unſern Herrn.
Ein Ort heißt Karlsthal
Dahin kamen die Mägde überall.

Zum Kampf sie sich gürteten,
Männlich sie sich schaarten.
Da konnte der Kaiser schauen
Manch' edle Jungfrauen.
Der Heiden Führer
Nahm es sehr wunder,
Wer das Volk wäre.
Es däuchte ihnen selten.
Sie eilten hinwieder.
Sie sprachen zu dem König:
Herr, haben wir die Alten erschlagen,
Wir mögen dir aber fürwahr sagen,
Die Jungen sind hernach kommen.
Sie wollen rächen ihren Zorn,
Sie sind groß um die Brüste
Herr, dich darf nimmer gelüsten,
Daß du mit ihnen fechtest,
Sie sind viel gute Knechte,
Ihr Haar ist ihnen lang,
Viel schön ist ihr Gang.
Es ist ein vermessen Volk.
Unser Fechten nicht taugt.
Was in diesem Erdboden
Mag kommen zusammen,
Die dürfen sie nimmer bestehn.
Ihre Geberden sind schrecklich.
Dem König riethen die Weisen,
Und dem Kaiser gab er seine Geißeln
Und ließ sich taufen,
An Gott er wohl glaubte,
Und sein ganzes Volk.
Ihm ward die Christenheit lieb.
Also hat Karln Gott siegbaft gemacht

Ohne Stich und ohne Schlag.
Wohl erkannten da die Mägde,
Daß Gott vom Himmel mit ihnen war,
Karl und seine Helden
Kehrten wieder zur Ruhe
Heim in ihr Reich.
Die herrlichen Mägde
Kamen an eine Wiese grün,
Helden heermüde.
Ihre Lanzen sie aufsteckten,
Kreuzweis sie sich streckten.
Sie lobten Gott um die Güte,
Die er ihnen gethan hätte.
Sie waren da über Nacht.
Ein großes Wunder da geschah.
Die Lanzen begannen zu grünen,
Sich zu belauben und zu blühen.
Davon heißt er Lanzenwald,
Den man noch heute sehen mag.
Karl der reiche,
Der zimmerte da eine Kirche
Gut und feste,
Zu Lobe dem heiligen Christe,
In die Ehre Ser. Maria's,
Zu Troste der Christenheit,
Für die Keusche und die Reinheit,
Durch die er in den Mägden siegte;
Es heißt sie domini sanctitas.

Almanſor.

I.

Andaluſiens Gefilde
Füllt der Mond mit heitrem Glanz,
Lächelt ſanft nach ſeinem Bilde
Auf des Fluſſes Wellentanz.

Und Almanſor, der verhöhnte,
Wandelt um Zuleimas Haus,
Lockt Zuleima, die erſehnte,
Mit der Laute Klang heraus.

Lauſchend auf dem hohen Söller
Hört ſie ſeiner Saiten Klang,
Aber mahnend ruft ſein heller,
Süß erklingender Geſang:

Ließ dich Liebestreue brechen
Walids ſonnig Angesicht,
Darf Almanſor ſich nicht rächen,
Doch Almanſor zagt ſich nicht.

Eh der Mond mit neuem Glanze
Auf Cordovas Fluren ruht,
Trank des Caſtilianers Lanze
Meines Herzens warmes Blut.

Dann, wenn warm aus meiner treuen
Bruſt das letzte Blut acquillt,
Mag freundlich ſich erneuen
Dir ein längſt vergeßnes Bild.

II.

Bald nach wenig heißen Tagen'
Braust es am Guadalquivir,
Eine Schlacht wird wild geschlagen,
Christ und Moslem kämpfen hier.

Wie der Sturm in' Wogenfeldern,
Braust des Castilianers Muth,
Wie der Leu in Ostens Wäldern,
Schweigt der Maure kühn im Blut.

Wird der Castilianer weichen?
Bricht des Mauren kühner Muth?
Endlos thürmen sich die Leichen,
Rastlos trinkt die Erde Blut,

Und der Strom auf rothen Fluthen
Trägt, gefällt vom scharfen Stahl,
Heldenleichen, die verbluten,
Heldenleichen ohne Zahl.

Sieh, des Ostlands Schaar bewähret,
Sich in alter Löwenkraft,
Fliehend von dem Schlachtfeld kehret
Heim Castiliens Ritterschaft.

Wehe, ihre Lanzen rötbet
Dunkel manches theure Blut,
Weh, Almanzor trägt getödtet
Rasch dahin die mächtge Fluth.

III.

Wie die Schlacht von ferne brauſet,
Wird Zuleima bänglich ſchwer,
Wie's ihr banget, wie's ihr grauſet!
Nimmer denkt ſie Walids mehr.

Neu erwacht ein altes Sehnen
In dem Busen tief erweicht,
Und es fließen heiße Thränen
Aus dem dunkeln Aug zu feucht.

Und es drängt ſie banges Grauen.
Eh der Weſt den Abend kühlt,
Eilt ſie in die Blumenauen,
Die der ſtolze Fluß beſpült.

Und gefüllt mit tauſend Leichen,
Wirft er eine an den Strand.
Kennſt die Züge du, die bleichen?
Haſt du ſie nicht längſt gekannt?

Ach, er iſt's, die Schreckenskunde
Hat ihr Ahnen vorgekündt!
Ach, er iſt's, die Todeswunde
Hat ſich tief ins Herz gewühlt!

Und ſie beugt ſich zu der Leiche,
Küßt des Helden Angeſicht,
Und ihr Aug, das Sonnengleiche,
Lodert auf zu neuem Licht.

Und es locken und es winken
Sanft die Wellen sie hinab.
Wie die treuen Augen sinken,
Sinkt sie in der Fluthen Grab.

Albert Preuschen.

Die todte Braut.

Die du im Lenz gestorben unter Blumen,
Du lebst in meines Herzens Heiligthume,
Und steigst als Geist empor in dunkler Stunde.

Da du gestorben, war ich noch ein Knabe.
Es klang am Fenster bang die Aeolsharfe
Im Augenblicke, Mädchen, da du starbest.

Und immer seh ich, hör ich solche Töne,
Dich lächeln mir in deiner Jugendschöne
Und kommst im Traum du, hör ich auch die Töne.

Jüngst träumte mir, ich stund im grünen Kranze
Als Bräutigam bereit vor dem Altare.
Vom hohen Thurme hört ich Glocken hallen.

Und mir zur Seite standen meine Freunde,
Von Kopf zu Füßen alle schwarz gekleidet,
So wie ich selbst versenkt in tiefes Schweigen.

Die andre Seite war noch leer und lange
Harrt' ich der Braut, der völlig unbekannten,
Der Priester hielt die Hände still gefaltet.

Da öffnete ſich plötzlich eine Pforte,
Und durch die langen weißen Säulenhoarn
Kam eine Schaar von Mädchen hergezogen.

Schneeweiß gekleidet und geſenkten Blickes
Lenkten ſie zum Altar die bangen Schritte
Und trugen einen Sarg in ihrer Mitte.

Den ſetzten ſie zu meiner Seite nieder
Und gingen ſchweigend dann zurücke wieder
Und reihten ſich zur Linken meiner Brüder.

Da ſprach der Prieſter ſeine Segensworte,
Und in der Braut erkannt' ich eine Tode,
Die weiße Roſe meiner Jugendroſen.

Ich neigte mich, die ſchöne Hand zu faſſen.
Wechſelnd die Minne, tobt' ich mich erblaſſen.
Ich ſank zu ihr, das Leben wollt' ich laſſen.

Dem ſüßen Tode fühlt' ich hingegeben
All meine Sinne, meines Herzens Leben,
Brautnacht des Todes nur mein letztes Streben.

Doch deren Tod das Leben mir entzunden,
Das ich in heiliger Liebe nur gefunden,
Ihr auch hat Leben nun mein Tod errungen.

Und ſterbend fühlt' ich liebend mich umſchlungen,
Von nie gekanntem Wonneraufch durchdrungen,
Von einiger Liebe jeden Tod bezwungen.

Wie Lilienkelch und Mondlicht ſich vermählen,
So in einander floßen unſre Seelen
Und wachten auf, wie Roſ' und Morgenröthe.

Es zuckt ein Blitz, die Blicke ſind erſchloſſen
Und Seel in Seele trunken ausgegoſſen,
In einem Liebesblick die Welt zerfloßen.

Da ward die Pforte dieſer Welt entriegelt,
Die Liebe wird im Himmel nur beſiegelt,
Und Pſych' und Amor ſchweben auf geflügelt.

Und unter uns die Kirche war geſchwunden,
Der Glocken Stimme fern und fern verklungen,
Wie Aeolsharfen, die uns Tod geſungen.

Und lächelnd ſeelig Arm in Arm geſchlungen
Schwebten wir hoch und höher zu dem jungen
Morgengewölk von rothem Schein durchdrungen.

Von Wolken war bald alles übergoſſen,
Aus einer Mitte Blatt an Blatt entſproſſen,
Der Himmel als ein Roſenkelch geſchloſſen.

Und es umſchlangen uns die Blätter loſe
Und wir verſanken in dem duftgen Schooße
Der wunderbaren heilgen Himmelsroſe.

Die Sterbende.

Geläute ſchallt vom Thurm herab,
Es droht der Tod, es ahnt ein Grab,
Ihr ſünd'ge Menſchen, zum Gebet!
Ein gleiches Loos bevor euch ſteht.

Im Sterben liegt ein ſchönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre ſünd'ge Luſt,
Sie ringt die Hände, ſie ſchlägt ihre Bruſt.

Es harrt des Auskaufs ihr Gemahl,
Blickt ſtarr und kalt auf ihre Qual, —
Sie windet ſich in dieſer Stund',
Sie ringt die Hände, ſie öffnet den Mund:

Verzieh mir, Gott, in deiner Huld,
Verzieh, Gemahl, mir meine Schuld,
Ich klag es an in bitt'rer Reu —
Weh mir! ich brach geſchworne Treu. —

Vertrauen iſt Vertrauen werth —
Und machſt du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach ich dir kund in deiner Noth,
Du ſtirbſt am Gift, das ich dir bot.

Adalbert von Chamiſſo.

Windmüller-Lieder.

I.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Sturm, der ſauſet darin, —
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin.

Laß ſauſen den Sturm und brauſen,
Ich habe gebaut auf den Wind,
Ich habe gebaut auf Schwüre,
Da war ich ein thörichtes Kind.

Noch hat mich der Wind nicht betrogen,
Der Wind, der blieb mir treu,
Und bin ich verarmt und belogen,
Die Schwüre, die waren nur Spreu.

Wo iſt, der ſie geſchworen?
Der Wind nimmt die Klage nur auf;
Er hat ſich aufs Wandern verloren,
Es findet der Wind ihn nicht auf.

II.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der ſauſet darin:
Ich wollt, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller iſt geſtorben,
Gott ſchenk ihm die ewige Ruh.
Ich wollte, es holte der Henker
Den Siegel von Knecht noch dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt ich, ſie ſchiele nach mir,
Sie ſchielte an mir nur vorüber,
Der Knecht, der ſtand an der Thür.

Und als ich gieng zum Tanze,
Da kam ſie eben mir recht.
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar — nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! ich wollte — —
Mir kocht in den Adern das Blut,
Ich wollte an ihm mich rächen —
Ich wollte, ich hätte den Muth.

Ich wollte, — nun was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der ſauſet darin.

Adalbert von Chamiſſo.

Aus einem Spaziergang in der Schweiz.

I.

Gang zum Rigi.

Es war im Anfang des Auguſts, als ich mich, und zwar zum dritten Male, auf dem Wege zum vielbeſuchten, in ganz Europa geprieſenen Rigi befand. Dießmal führt' er mich zuerſt durch eine fruchtbare, luſtige Ebene des Aargaus, aus der ſich, neben andern Hügeln, ein ziemlich ſteiler, ringsum freier Rebberg erhebt. Die Krone deſſelben bildete ein aus Felſen hervorwachſendes, noch wohl erhaltenes, mächtiges Schloß. Ein vorübergehender Landmann ſagte mir, das ſey das Schloß Lenzburg, und auf ihm hätten einſt gewaltige Grafen und ſpäter die Berner Landvögte geſeſſen; jetzt ſey es aber wieder bewohnt von vielen Leuten; denn eine Schule oder, wie ſie's hießen, ein Inſtitut, ſey da oben errichtet worden. Kein übler Gedanke, dachte ich, die Jugend in ein Adlerneſt zu ſetzen. Lehrt ſie da oben nur auch, wenn ihr könnt, edelen Schwungflug und kein Spatzen- un Schwalbengeflatter! — Ich ließ das Schloß links liegen und ging ſüdwärts waldigen Hügeln zu, ſchaute noch einmal um, als eben ein Aar hoch über dem Haupte des Schloſſes, im Blau des Himmels, ſeine Kreiſe zog. Nach ſchnellem Wechſel häufigen Thalauf- und Thalabgehens erblickte ich den Hallwyler See. Bald war ich an ſeinem Ufer, in einem von Süden nach Norden ſtreichenden Thal. Nicht weit von den Seeufern laufen mäßige, waldige, hie und da mit Wein bepflanzte

Höhen hin. Das Thal, in deſſen ſüdlicher Hälfte noch der Baldegger See liegt, iſt mehrere Stunden lang. Ich ging am linken Ufer des Sees, faſt immer im Schatten von Obſt- und duftigen Wallnußbäumen. Ich freute mich eben über die bunten Felder und Wieſen zu meiner Linken, als ich eine Frau einholte, die der Erwiederung meines Grußes ſogleich Klagen über das furchtbare Hagelwetter beifügte, das, wie viele Gegenden Deutſchlands und der Schweiz, auch dieſe, ſeit Menſchengedenken verſchont gebliebenen Gefilde, getroffen hat. Bebût' üs, Bebût' üs, ſagte ſie, ſolch Wetter möcht ich nicht wieder erleben; das war ein Hagel; Stücke, wie Hühnereier groß, ſind gefallen, recht wüſte; wenn man ſie betrachtete, ſo hatten ſie in der Mitte ſo weiße Ringel, wie blinde Augen. Und der Sturm erſt; dortunten bey Seon hat er Bäume ausgeriſſen, bey Hunderten, und mannsdicke Stämme zerknickt; die älteſten Männer konnten ſich an kein ſo böſes Wetter erinnern. Das iſt doch ſonderbar, erwiederte ich, hier, wo wir geben iſt auch keine Spur zu finden, daß auch nur ein Halm beſchädigt wäre. Freilich, ſagte die Frau und ſchüttelte mit dem Kopf, es iſt ordentlich, als hätte ſolch Wetter ſeinen Zug und Grimm wider das eine Feld und wider das andre nicht. Wie mit dem Meſſer abgeſchnitten ſind dort oben alle Aehren auf dem großen Felde links, und auf dem kleinen Felde dicht daneben fehlt auch nicht eine. Ja und grade manches armen Mannes Acker hat es getroffen und des reicheren, der es eher hätte erleiden mögen, hat's verſchont. Es iſt wohl ſchlimm und mir ſteht der Verſtand ſtill; aber es wird am Ende alles doch wohl recht ſeyn, denn die Leute ſagen wieder, das ſeyen die fruchtbarſten Jahre, wo's recht donnere und wettere, und wenn das Erdreich nicht durch und durch manchmal erſchüttert würde, ſo wüchſe zu-

leyt gar nichts mehr. Da mögen die Leute wohl recht haben, sagte ich zu der Frau, die einen Seitenweg einschlug und mir ein „Behüt Euch Gott“ mit auf den Weg gab. Dieser tröstliche Bauernglaube an nothwendige Ungewitter, die im Allgemeinen heilsam seyen, wenn auch Einzelne darunter litten, gab mir Veranlassung zu vielem Hin- und Hersinnen, und ich mußte mir zuleyt die Frage, ob nicht die Aussprüche der höchsten, menschlichen Weisheit hier wiederum mit der Einfalt unbefangenen Glaubens zusammenträfe, mit Ja beantworten. Unterdessen war ich im Gespräch mit der Frau und in dem Nachdenken darüber ganz am Hallwyler See vorbey, beynah bis an's Ende des Baldegger gekommen. Die freundlichen Gelände mit ihren grünenden Feldern, und in Bäume und Gebüsche traulich gehüllten Häuser und Dörfer zu meiner Linken, der klare See, der rechtsher still zu mir herüber sah, waren wie im Traum vor meinen Augen vorübergeflogen. Nicht blos die hochgestiegene Sonne, auch der seltnere oder mundfaulere Gruß, der mir von den Vorübergehenden zu Theil ward, erinnerten mich nicht minder, als eigne Erhitzung und Müdigkeit, daß Mittag nahe sey. Ich gelangte nach Hochdorf, ruhte und erfrischte mich kurze Zeit, und brach trotz aller Hitze auf; denn ich hatte mir nun einmal in den Kopf gesetzt, an selbigem Abend noch, kost' es was es wolle, auf dem Rigi zu seyn. Bald führte mich der Weg in ein Gehölz, das mich in seine kaum kühlenden Schatten aufnahm. Instinktmäßig folgte ich den schattigsten Wegen, bis ich mit einem Male mich zwar mitten im Walde, aber auch alle Wege und Stege verschwunden fand. Seltenes Hüpfen von Vögeln, Knistern herabfallender dürrer Zweige, meine eigenen Tritte von Zeit zu Zeit, in weiter Ferne, kaum hörbare Taktschläge von Holzhauern, das waren die einzigen

Laute hier, welche die rings herrschende Stille mehr bemerklich machten als unterbrachen. Indeß drang die Mittagsgluth von allen Seiten durch die Zweige, und drückte mit bleischwerem Fittig auf alles nieder. Wenn hier die Kräfte ausgingen und die Stimme versagte, so nah dem Leben und so ferne! Der Gedanke kam einen Augenblick über mich und ich blieb stehen. Da gedacht ich eines Freundes, der einst in der Ostsee der aufgehenden Sonne entgegengeschwommen, bis er nichts mehr als über sich den weiten Himmel, um sich das Meer sah, unter sich aber das stumme Reich der Wasserthiere wußte. Beynahe hätte seine Phantasie ihm einen unberufenen Dienst gethan; allein er bemeisterte den schwarzen Traum, in dem Augenblicke, da die steigende Sonne Gluthen über den Himmel strömte, und dieser sie als Purpurwogen ins Meer und Kraft in die Seele goß, so daß mein Freund auf rosigen Wellen das Gestade erreichte.

Rüstig auf und durch das Dickigt, mit luftmachenden Armen! Nicht gar lange, so ward es heller, die Vögel redseliger, und mit einmal gesellte sich ihnen das Johlen zweier Buben, womit sie, wie es schien, sich Lebenszeichen gaben in dieser Einsamkeit. Als ich mich in der Mitte beider Buben, die ich jedoch nicht sah, befand, schien mir's in Jauchzen ausbrechende übermüthige Lust, worin einer den andern zu überbieten trachtete; je weiter ich aber mich entfernte, schien der Laut mir wehmüthiger, klagender zu werden, in der Art, wie in Volksliedern Lust in Schmerz und Wehmuth in Jauchzen wechselt und aufgeht, deren Mittelpunkt die nimmerrastende Sehnsucht ist. Noch lange tönte in mir diese Waldmusik nach, als ich schon lange aus ihren äußersten Wellenkreisen herausgetreten war, aber noch lange nicht aus dem Walde. Endlich erglänzte durch auseinanderrückende Bäume

das sich sonnende Grün einer Wiese. Hervorgetreten sah ich vor mir eine weite, hügelige, mit Gehölzen und Fruchtfeldern wechselnde Gegend, nur hie und da ein einzelnes Haus. Rechts war sie begränzt von der gewaltigen Felsenfestung des Pilatus bey Luzern, der seine finstern Zinnen in Wolken barg; linkshin stand, noch ziemlich fern, der freundlichere Rigi, bis zur Mitte gleichfalls im Wolkenschleier. In der Richtung nach ihm steuert' ich nun an einen Waldrand hin, bis ich einem Mann begegnete, der mich mit vieler Freundlichkeit, ohne den geringsten Lohn für den Dienst anzunehmen, lange führte, und erst dann verließ, als er mich zu einem Pfad gebracht, auf dem ich nicht mehr irregehen könne. Solche unbezahlte Freundlichkeit, welche freilich die einzig unbezahlbare ist, als die den Lohn in ihrer Freude über sich selbst in sich trägt, findet man in der Schweiz, wie überall, nicht selten, wenn man die allgemeinen Reisestraßen meidet. Hier noch dazu eben so oft Zutraulichkeit, offnen Sinn und eine physische und moralische Schnellkraft, die konzentrirt und zur rechten Stelle geleitet, jeden Augenblick fähig wäre, alter Schweizertugend sich würdig zu erweisen.

Mit phantastischen Variazionen dieses feststehenden Thema's beschäftigt, kam ich hinunter an die Gisliker-brugg. Hier wälzt von Luzern her die Reuß ihre smaragdenen Wogen; ich überschritt sie und die Landstraße, welche von Zürich nach Luzern führt, und wandte mich, meines freundlichen Wegweisers Anleitung folgend, gleich zu dem Pfad hinan, der über den Rothenberg nach St. Michael aufsteigt, und von da nach Küßnacht sich hinunterwindet.

Das nun folgende, dreiviertelstündige Bergauf erleichterte mir nicht allein der jetzt äußerst erquickliche kühlende Schatten, den der Wald, wie zum Laubengang gewölbt, herabgoß,

sondern insbesondere die Vorspiegelung der schönen Aussicht, die meiner bey St. Michael da droben harre, und die Rückerinnerung an eine Scene, die ich, meiner Natur gemäß, in ihrer vollen Bedeutung, erst in diesem Nachgenusse würdigte, welcher mich zu dem Ausruf bewog: Gottlob, daß du kein Mann von Gewicht bist, wie das wackelnde Saumfaß auf den Bierkannenbeinen da unten! Mit diesem aber hat es folgende Bewandtniß.

Nicht lange, nachdem ich jenen gefälligen Landmann, der mir den Weg gewiesen, verlassen, so trieb Hitze und Durst mich einem Wirthshause zu. Ich trat in ein Zimmer, dessen Läden gegen die Sonnenstrahlen geschlossen waren; niemanden sah ich, hörte aber neben mir schnarchen. Indem ich mich dahin umkehre, gewahre ich eine Tonne und ein paar große Kannen vor ihr. Eben wollte ich über die Tonne hinsucken, in der Meinung, mein Bacchus schnarche daselbst, hinter seinem Faß eingeschlafen. Aber indem ich näher zuschaue, bemerke ich, daß auf dem Fasse zehen zusammengefaltete Wurstfinger liegen, und daß es selbst eigentlich ein Menschenbauch und die Kannen zwei Beine sind. Gleichzeitig fiel eine graue Filzkappe zu Boden, und enthüllte damit ein speckiges Menschenantlitz, wofür es anzusehen, weniger die struppigen Augenbraunen, als die zwischen sanftgewölbten Seitenwällen in etwas kühnem Aufschwung sich erhebende Nasenbastei mit ihren zwei geräumigen unterirdischen Casematten, mich bestimmte. Es thaten sich Augenlieder von einander, und nach nicht geringem Schnaufen, Prusten, Niesen, Augenreiben, Armaufstemmen begann die Maschine einen sonderbaren Mechanismus zu praktiziren. Zu wiederholten Malen nämlich stieß sie mit dem Rücken, wie ein Sturmbock, wider die Wand, bis sie, gleich der großen Glocke in Erfurt, nur nach und nach in Schwung gesetzt, plötzlich vor mir stand,

mit freundlichem Blinzeln eine, um des lieben Gleichgewichts willen keineswegs allzutiefe Reverenz vollbrachte, dann sich zum Fenster hinschob, und durch einen gebietenden Pfiff hinaus sich mir als den Wirth und Hausherrn manifestirte. Es versteht sich, daß ich, da er mich zum Niedersetzen einlud, den Mann, den ich aus einer solchen beneidenswerthen Ruhe gestört, aufrichtigst dafür um Verzeihung bat. Er selbst hatte noch bevor sich die Magd seinem Pfiffe gestellt, wieder bedeutend Platz genommen, ließ sich dann mit mir zugleich von ihr bedienen, und leuchtete mir vor mit gutem Beispiel in Trinken und Essen. Hier erfuhr ich, was Methodik ist und vermag in der Ernährungskunst. Erstlich nämlich wurde von dem Manne eine Flasche Wein ausgenippt, dann zwei Kannen Bier darauf gegossen; so daß ich zu meiner frühern Hypothese vom Viersäumer ohne Zweifel zurückgekehrt wäre, hätt' er nicht das Küfergeschäft durch reichlichen Genuß mit Kümmel und Salz bestreuter Brotstücke häufig unterbrochen. Ich vermuthe aber, er wollte meiner unwillkührlich schlechtverhehlten Verwunderung über seine schaudarliche Reproduktionskraft dadurch abhelfen, daß er mir ein Pröbchen vorführe, wie er solche sich selbst verdanke und zu erhalten wisse. Nicht minder heilte er mich vom etwaigen Wahn, als könne in solchem Sir-Johnschen Fleischthurm nicht so gut, als in einem thurmtragenden Elephanten, eine adäquate Beweglichkeit statthaben, dadurch, daß er mit dem Bauche, und konsequent mit der Zugabe des Körpers, beständig, wie ein Bär in dem Eisenkäfig, hin und her wackelte und oszillirte. Das ist ja wohl die ruhige Bewegung und bewegliche Ruhe der Seligkeit, wovon einige Idealphilosophen uns erzählen; — wirklich hatte ich, bis hieher, keine deutliche Anschauung der Lehre erschwingen können.

So lächerlich der erste Eindruck des Mannes war, und so nahe die Vergleichung mit einem sehr nützlichen, aber doch nur erst nach dem Tode tafelfähigen Geschöpfe lag, — so unterdrückte ich dieselbe doch bald, da der Mann in kurzem Gespräche viel Verstand, Gutherzigkeit, sogar Humor verrieth, was auch, bey näherem Betrachten, aus allen, nicht ganz schlaff gewordenen und mit Fett ausgespritzten Zügen hervortrat. Auch sprachen die zwar schneeweißen, aber noch reichen Haare, und Stirn und Augen, so viel von letzteren zum Tageslicht gelangen mochte, von einer gut und rüstig durchlebten Jugend. Armen Schnittern aus dem Entlibuch, die bei ihm einkehrten, und wegen der dißjährigen Ueberfülle an Arbeitern nicht ankommen konnten, ließ er nicht nur umsonst Speise und Trank reichen, sondern schickte auch seine Diener- und Hausgenossenschaft, die er immer noch durch sein Pfeifen herbeizurufen und in Bewegung zu setzen vermochte, im ganzen Dorf herum, um nach Arbeit für jene fragen zu lassen. Was der Erfolg gewesen, weiß ich nicht, wohl aber, daß, als ich den Mann und sein Haus verließ, ich an sein unförmliches Aeußere nicht mehr dachte. Allein jetzt, bei dem tröstlichen Gedanken, um wie viel leichter ich mein verhältnißmäßiges Taschenformat bergauf zu tragen vermöge, als wenn ich einen Folianten, wie jenen da drunten, in Bewegung zu setzen hätte, trat mir die Erscheinung wieder ganz lebhaft und leibhaft vor die Seele; und indem ich, ungestört von den moralischen Qualitäten der Person, ihr Komisches rein objectiv betrachten konnte, versetzte mich die Vorstellung davon in ein heimliches und lautes Lachen, daß ich oft still zu stehen und die Perpendikel-Schwingungen jenes Bären-Bauches mit meinem eignen geringen Ansatz dazu, nicht ohne einigen Erfolg, nachzuahmen genöthigt war.

— Aber wie denn die Extreme sich berühren, so war mir, eh ich noch auf dem Wege nach Kißnacht zum kulminiren kam, ohne Zweifel vom ausgleichenden, rächenden Schicksal zugemessen, Dir, Göttin Empfindsamkeit! ein wehmüthiges Opfer zu bringen.

Diese hatten mir nämlich ein, wie es schien, kaum gestorbenes Rebhuhn in den Weg gestreut; schon erstarrt, aber noch nicht leichenkalt, schien sein gebrochener Blick Wehmuth über das allzufrühe Ende seines harmlosen Luft- und Buschlebens schweigend auszusprechen. Als ich es aufnahm, bemerkte ich, daß es unter dem Halse geschwollen und blau war, und ich wagte die Vermuthung, daß eine Schloße jenes großen Hagelwetters es daselbst getroffen, und nach einem schmerzhaften Krankenlager dem Tode zugeführt habe. Sofort begrub ich es unter grünem Moos, legte Steine darauf, und richtete Einen derselben pyramidalisch empor, damit ich nach hundert Jahren die Stelle wieder finden könnte. Dann wandte ich mich, zu gehen: aber indem ich die schönen blänlich gestreiften Bauchfederchen, meinen Obolus oder Todtengräberlohn, betrachtete, dachte ich, sie sind doch zu schön, und verlangen offenbar von mir, daß ich die stille Leichenfeier ganz vollende. Deßhalb kehrte ich mich wieder zu dem Grabstein, und hielt folgende Leichenrede in dem einsamen Walde, dessen Bäume sich, wie ein leiseathmendes Auditorium, um das Grab zu drängen schienen.

O du, salve Lenlo, geliebtes, todtes Reb- oder Feldhuhn, gallus campestris fem. Linnaei! oder wie du sonst da heißen magst, denn ich habe das Buch nicht bey mir. Was nunmehr aus deiner Seele wird oder anhero geworden ist, das weiß ich armer Sterblicher freilich mit eben so wenig oder so viel Gewißheit zu sagen, als womit unsere Weltweisen und Got-

tesgelehrten von dem Zuſtande der unſterblichen Menſchen-Seele nach dem Sterben zu reden pflegen!

Allein von dieſem ſtrabiren wir jetzt ab. — Vielmehr werde ich meine Rede in drei Theile zerlegen, wie ein gebratenes Feldhuhn; nachdem ſchon der Heide Julius Cäſar ſein berühmtes Buch vom Galliſchen Kriege mit dieſem Anfang angefangen: Omnis Gallina tribus dividitur partibus; oder zu deutſch: Jede Gückelhenne wird in drei Theile zerlegt.

In dem erſten Theile meiner Rede werde ich darthun: daß du, s. t. geliebtes, entſchlafenes Reb- und Feldhuhn! zu keiner Zeit zur Welt kommen konnteſt. In dem zweiten Theile aber werde ich beweiſen, daß, nachdem du zur Welt gekommen, du nicht im Stande wareſt, zu ſterben. In dem dritten Theile endlich, ſo zu ſagen des Vogels oberem Bruſtſtück, aus deſſen halbmondförmigem Knochen ſinnreiche Schuſter, vermittelſt präparirtem Kolophonium oder Pech, Darmſaite und Schwefelholz, jene ſogenannten Purzelmännchen oder Springer verfertigen; — in dieſem dritten und letzten Theile alſo, werde ich, ungebornes, ungeſtorbenes Reb- und Feldhuhn! auf deinen rührenden Tod eine lebhafte Beleuchtung mit Ombres-Chinoises veranſtalten, d. h. auf die verbrecheriſche Tragödie, welche das allgerechte Schickſal mit deiner verehrungswürdigen Perſon zu ſpielen ſich erlaubt hat.

Verehrtes, zu deinen Vätern verſammeltes Reb- und Feldhuhn! Es kann dir nicht entgehen, daß ein Sprüchwort ſagt: Aller Anfang iſt ſchwer. So zum Exempel frage ich Dich in dieſem meinem Erſten Theile der Leichenrede auf Dich: Was biſt Du geweſen, eh und bevor Du ein Reb- und Feldhuhn geworden? Antworte mir nicht etwa: ein Feldhühnlein. Denn was biſt Du, könnt' ich weiter fragen, vor Deinem Feldhühnlein-Stand geweſen? Ey, ein Ei, ton

Du sagen. Allein, um mit deutscher Gründlichkeit in die Materie uns zu versenken, würd' ich fortfahren; was warst Du vor dem Ei? ferner, was warst Du, eh Dein Vater und Mutter selig, nein, eh die verehrungswürdige Reihe Deiner urältesten Ahnen, kurz, eh die ganze Reb- und Feld-Gückel-Hühnerschaft in diese Welt gekräht haben? Wie benennst Du die Periode vor Erschaffung der Feldhühner, oder, weil die Fragen wie die Schaufeln eines Mühlrades, immer einander nachlaufen, wie heißt die Periode vor Erschaffung der Erschaffung? Es nimmt immer und immer keinen Anfang, und somit ist es deutlich, daß in jenen unaufgeklärten und barbarischen Perioden schon die Ewigkeit allerdings Mode gewesen.

Was nun Dich insbesondere anlangt, süßes Reb-Feldhuhn! so würd' es Dein bescheidener Karakter schon nicht zugeben, Dir ausschließlich einen Anfang anzumaßen, da alle übrigen Dinge, als da sind Feuer, Wasser, Luft und Erde, Bäume (mit Ausnahme der Stammbäume) und andere vernünftige und unvernünftige Geschöpfe, wie gesagt, keines solchen sich berühmen können, und der Anfang selbst, dieser adeligen Zierde entbehrt; und außerdem würde Dir eine solche Arroganz doch zu nichts helfen. Sintemal du aber doch in dieser Welt Dich faktisch vorgefunden, wie Dein dermal ehrlich begrabener Leib ausweist, so folgt unzweideutig, daß, da diese Deine Existenz keinen Anfang genommen haben kann, Du Dich von Ewigkeit an hier in der Welt befunden haben mußt, und so alt bist, als die Ewigkeit selber.

Wir gehen zum zweiten Theil unserer Betrachtung über. — Ungebärliches, ungebornes Feld-Rebhuhn! Um Deine Ungestorbenheit zu beweisen, könnte ich ganz kurzweg mich auf den Ersten Theil meiner Rede beziehen, worin ich darthat, daß Du nicht geboren werden konntest; denn was keinen An-

ganz hat, kann auch kein Ende haben, weil der Anfang selbst das Ende des Nichtanfangs ist, demnach das Ende vor dem Anfang zu suchen wäre, und nicht hinter ihm. Allein die Wichtigkeit des Creianisses, welches wir feyern, fordert, daß ich weitläufiger zu Werke gehe.

Feld- und Rebhuhn meiner sanfteren Wehmuthsthräne, und übrige hochstämmige, taubstumme Waldzuhörerschaft: Es ist den Leuten, welchen es vergönnt ist, in die Kirche zu gehen, bekannt, daß man nur zu sterben braucht, um der Unsterblichkeit theilhaftig zu werden, und daß der erste Akt der Unsterblichkeit sogleich anfängt, sobald das Orchester des Athems aufgehört und der letzte Athemzug, gewissermaßen der Aufzug des großen, schwarzen Theatervorhanges, statt gefunden hat. Euch aber, Verehrte, die Ihr ohne Widerspruch mir zuhört, will ich in die tieferen Eleusinien der unvernünftigen Vernunft einweihen. Sterben also — hört, hört! — das kann man eigentlich gar nicht. Denn entweder ist man todt, und dann, versteht Ihr mich, stirbt man nicht mehr. Oder, man lebt, und dann (kapirt Ihr?), stirbt man doch nicht, unter andern deshalb, weil man lebt. Wo bleibt nun da, frage ich, das Sterben? — Es muß entweder im Leben oder im Todt-seyn stecken geblieben seyn, und kann so wenig heraus, als die Katze aus ihrem Pelz. Aber da eben so wenig zwei Katzen in ein und demselben Pelz Platz haben, so ist zu ermessen, daß ein Gegenstand nicht zugleich ein anderer seyn kann; sofern man gegen diesen Schluß neuerdings gefochten und den scharfsinnigen Flegel der Philosophie gegen das hartnäckige Spreustroh in Bewegung gesetzt hat. Da also Leben Leben, Todseyn Todseyn ist, und kein Drittes herausspringen will, so ist doch unwiderleglich dargethan, daß es kein Sterben giebt.

Indem ich Euch hiemit den Isisschleier gelüpft, Ihr erhabnen Holz- und Wurzelseelen oder Wald-Radikale! verlaß ich mich darauf, daß Ihr reinen Mund haltet; insbesondere deßhalb, weil Ihr nicht disputiren könnt. Es soll mir zwar nichts verschlagen, wenn Ihr die neue Weisheit mit Windmelodien in Eure Windharfen singen wollt, aber, hört Ihr, nur in solchen dodonischen Orakelgesängen, die blos den Geweihten des neunundzwanzigsten Don-Quixotten-Grades verständlich sind. Vorzüglich deßhalb muß ich auf Nichtprofanirung halten, weil, wenn mein sonnenklarer Beweis von der Unsterblichkeit unter das gemeine Volk käme, dem Dombechant Schwarztanber, dem Probst Straußendeckel, dem Pastor Harmbläser und dem General-Vikar Dunkelmann niemand mehr in ihre Unsterblichkeitspredigten, und somit diese Trefflichen ihres Ruhmes besseren Theiles verlustig geben würden. Jeder hätte ja die Quintessenz der Arznei, den Solawechsel oder Kreditbrief auf unbestimmte Summen, schon in der Tasche, und würde sich wenig ums Einsammeln der Scheidemünze bekümmern. — Ja noch mehr, der Stolz deutscher Literatur, die Andachtsbücher meine ich, die Stunden der Andacht, dies längst gefühlte Bedürfniß, selbst eines Schmolke gottselige Gedanken, sogar das système de la nature würden in Unordnung gerathen, und über kurz dem verruchten Molochsdienst der berüchtigten Lichtenberg'schen Makulaturgäule anheim fallen.

Und nun gar der Schaden, den der medizinische Stand nehmen müßte, wenn nicht gestorben wird! — Man denke sich das ganze Aeskulaps-Linienregiment, vom untersten rohen Anfang des Henkers, durch den partiellen Mörder, den Barbier nämlich, hindurch, und so weiter, bis hinauf zum vollendeten Praktikus, in dessen Einer Hand Leben und Tod

liegen, während die andere durch Goldballast in der Schwebe gehalten werden muß! brodlos wären sie Alle, die Edlen, wenn die Möglichkeit des Sterbens wegfiele. Ein solches ginge aber einerseits meiner Moralität und Menschenliebe zu nahe, und anderseits dürft' es mir schwerlich gelingen, gegen den vereinten Haß und Sturm sämmtlicher Seels und Leibsorger auf die Länge mich zu behaupten.

Also, verehrtes Auditorium, reinen Mund, reinen Mund!

Wir wenden uns zum dritten und letzten Theil unserer Betrachtung, wo ich, in Bezug auf das rührende Schicksal des Beerdigten, vom tragischen Schicksal überhaupt reden werde, und von dessen Nutzen für die Kunst und Moralität.

Schwester der Ewigkeit! Geschwisterkindsbase der Unsterblichkeit! ungebärbar-unsterbliches Reb-Feldhuhn! Mitten im Genusse schuldloser Freuden, indem Du nämlich dem Bauer seine Erbsen stahlst, marschirte das kalte Schicksal, nämlich das Hagelwetter, ohne Vernunft und Gerechtigkeit, ohne Kriegserklärung aus dem Himmel, und faßte Dich mit eiskaltem Arm, indem es dir eine Hagelschlosse an den erbsenvollen zarten Kropf schleuderte! O Thalia, welch ein Stück Rindsleder für den tragischen Kothurn! O, welch ein Danaidenfaß-Stoff für die scheußlichholdeste Schicksals-Trag ....!

Hier vernahm ich aus Zweigen und Wipfeln plötzlich ein heimliches Wispern und Flüstern, ein abndungsvolles Raunen, mit Echotönen hört' ich die obigen Worte meiner Rede wiederholen: „partieller Mörder, Barbier, Barbier. Mit Beben erinnerte ich mich jenes Barbiers, der seines Herrn Geheimniß von den Ohren in die Erde gemurmelt, welches das tückische Schilfrohr dann weiter ausgeplaudert; — konnten die Bäume da, meine Zuhörer, nicht eine ähnliche Tücke gegen mich im Schild führen? — Horch, wieder raunt und

mannt es: „Schicksals-Drachen.“ Mein unterer Ideenlauf, nach Fries, gerieth mir, wie eine unterschlächtige Mühle, in Bewegung, die Mühlräder der Phantasie klapperten und sausten im Umschwung, da sah ich schwarze Männer zum Auto, die Medizin zum vollständigsten Consilium zusammentreten, in der Ferne aber Tragöden Gift, Dolch, Blutgerüst in Bereitschaft setzen. Jetzt übermannte mich, was man Angst nennt, und wie gesagt rannte ich der Höhe bey St. Michael entgegen, um bey diesem Patron irrender Ritterschaft Trost und Schutz zu suchen.

Dieser Rannt bergauf kam mir ungemein gut zu Statten, er führte mich nämlich gerade zu derjenigen Zeit auf den Höhenpunkt, wo die Abendbeleuchtung die schönste Wirkung thut; ich weiß nicht, ob ich diesen Zufall für eine Belohnung meiner Pietät, oder für eine Fügung spezieller Gunst des angerufenen Patrons zu danken hatte. Gegen den Gipfel des Rothenbergs bey St. Michael öffnete sich der Wald in eine weite, grüne Trift, und als ich den Grat erstiegen, da stand plötzlich vor mir der Rigi, ein wahrhaft königlicher Berg! Wie vorn übergebeugt stämmt er, fast in senkrechtem Niedersturz, seinen rechten Fuß in den Zuger-See, und wurzelt in ihm, während er den linken aus dem Vierwaldstätter, wie zum Vorwärtsschreiten hervor- und dem rechten nachhebt. Frei war jetzt sein edler Leib von jedem Gewölk, das ein frisches Wehen von Norden, über sein Haupt erhoben. Wie ein Priester und Held der Natur, deren erhabnes Heiligthum hier er öffnet und bewacht, so erschien er mir, die wolkige zu Feld fliegende Purpurbinde ob der Stirne. Von der rechten Schulter herab und über die nordwärts gewendete Brust fiel ein dunkler, faltenreicher Mantel, aus Wald und Busch gewoben; unter diesen hervor, ein wiesengrün-sammtenes Be-

wand bis auf die Füße, wo es in einem breiten Arabeskenkranz endigte, von Kastanien- und Wallnußbäumen gestochten. — Nun aber sank die Sonne, und in ihrem Strahl erglühten Felsenwange und Stirn des Gewaltigen. Sie waren unbeweglich gen Nordosten gewandt, als feire er den Untergang der Allbelebenden durch sein zuversichtliches Harren auf ihre Wiederkehr.

Aber während ich vielleicht zu vieles in das Angesicht meines Helden und Priesters hineinsah, stieg die Gluth desselben so, daß dieselbe sich in eine Opferflamme zu verwandeln schien, die auf einem riesengroßen Altar lodre. Statt des Priestermantels sah ich jetzt ein wogendes Altartuch und der Arabeskenkranz schmückte als Maienkranz die unterste Stufe des Opferheerdes.

Wer weiß, wozu noch alles der unschuldige, ruhige Rigiberg mit seinen Wäldern, Wiesen und Gärten, mit seinen schroff abstürzenden und sanfter sich hebenden Felsen und Schluchten, von der Willkühr meiner Phantasie wäre umgeschaffen worden; ob zum Bräutigam im hohen Lied etwa, dessen Nase blos als Thurm auf Libanon nach Damaskus schaut? oder wozu sonst?! Aber ich hatte nicht Zeit dazu; denn die Nacht brach hervor aus dem Schooße der Erde, wohin sie die Königin des Tages zurückgebannt, und regte die dunkeln Glieder in allen Thälern und in den Tiefen der Seen. Schnell wuchs sie in die Höhe und Breite, eine unermeßliche Riesin, unerbittlich alles verschlingend. Schon lag das vordere Schwyz und Unterwalden, schon lag Luzern in ihrem Schooße, der Rigi selbst und der mächtige Pilatus sanken nach. Endlich reckte die Unersättliche ihre stets wachsenden Arme auch nach den tausend Goldblüthen aus, welche die letzten Strahlen der Sonne auf den Schnee der himmelan

gelbärmten Hochalpen gesäet hatten. Aber noch waren sie nicht gepflückt, nur erblichen, um schöner im Rosengewölk aufzublühen, als, wie auf den Ruf des eben ringsum ertönenden Abendgeläutes, der Mond zwischen den Felsenpyramiden des Schwizerhaken und Mythenstein, die im Hintergrunde links vom Rigi standen, hervorstieg. Glühend, wie vor Verlangen und Sehnsucht nach der ihm entflohenen Geliebten, rief er noch einmal einen röthlichen Schimmer aus den schon erblichenen Schneeblumen hervor, bis auch dieser sich auflöste in den Silberduft, den bald darauf der Mond selber und der ganze Himmel aus Millionen funkelnden Augen über die Erde ergoß. Ueberall hin wallten leise und sanft seine mildglänzenden Wellen, umspülten Berge und Thäler, Hügel, Gebüsche und Bäume, daß sie aus der alles umfangenden Düsterniß, wie verklärte Leiber aus dem Grabe wiedererstanden, — vermählten sich dann mit den ruhigen Wogen der Seen in leichter Umarmung, und als nun auch der Klang der letzten Abendglocke auf ihnen in immer weiteren schwächern Ringen sich verloren, da schien es, als wäre die Feindin des Tages zur stillen schöneren Schwester desselben verwandelt. Die dämmernde Ruhe, die jetzt alles liebend umschlungen hielt, durchdrang auch mich, und war nicht zu besiegen durch stundenlanges Hinabirren nach Küßnacht; denn freilich hatte mein phantastisches Schauen mich den rechten Weg verfehlen lassen. Aber was that es, überall wo ich ging, schimmerten Thauperlen auf Matten und Gebüsch, und freundliche Hirten wiesen und geleiteten mich von Hütte zu Hütte, und am Ende gelangte ich unter frohem Gesang, den von allen Seiten, fern und nah, die Landleute in den Abend hinaustönen ließen, zu Küßnacht an.

Als ich am andern Morgen, meine Wanderung auf den Rigi fortzusetzen, ins Freie trat, umfingen mich dichte, kalte Nebel, welche die ganze Gegend bedeckten. Kein Wunder, daß ich von dem Mantel meines Heldenpriesters eben so wenig, als von dem grünbeglänzten Altartuch, das ich am gestrigen Abend wogen gesehen, irgend etwas wahrnahm, obschon ich wohl wußte, daß ich eben heute über und durch sie hinwandelte. Ich stieg so rasch wie möglich und tapfer drauflos, denn ich hatte es heute vielmehr auf sonnige Höhen abgesehen, als auf trübseelige Nebelschluchten. Als ich so eine Stunde lang, wie ein Roß im Mühlrade gestiegen war, ohne daß ich wahrgenommen hätte, ob und welche Höhen ich etwa schon erklommen haben möchte, nöthigte mich die Müdigkeit zu einigem Ausruhen. Ich stand still und brach unwillkührlich in die Worte aus: O seeliger Heinse, wie wahr, ja natürlich entfaltete sich dein etymologischer Scharfsinn, als du vor vierzig Jahren den Rigi bestiegest und auf den Gedanken geriethst, die Schwyzer hießen also vom häufigen Schwitzen! Kaum hatte ich diesen Stoßseufzer von mir gegeben, so sah ich mich etwas verlegen um, ob nicht etwa Dieser oder Jener vom feinen Ton herannahe, der, wenn er mich vernommen, mich bey den gebildeteren Cirkeln in Mißcredit bringen könnte. Ich erblickte Niemanden, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als sich schon wieder ein neuer darauf wälzte, der Gedanke nämlich, daß Ihr, theuerster Leser, holdseeligste Leserin, meine Begleiter und mir dicht auf den Fersen wäret. Aber gestehet es nur, daß Ihr, stieget Ihr nicht blos auf dem Kanapee hinter und neben mir, Euch weniger über mich entsetzen würdet. Auch habt Ihr nicht Zeit dazu, denn ich muß Euch jetzt gleich ein Geschichtchen erzählen. Sehet einmal links vom Wege an die Felswand hinan! Da

hängt ein Stationsbild für die Wallfahrer nach Maria-Schnee und auf ihm sinkt der Heiland auf seinem letzten Wege unter der Last des Kreuzes nieder. Sagt mir nicht, daß ihr jetzt die Geschichte schon wüßtet, sondern vernehmet.

Es sind gerade jetzt zwei Jahre her, als ich, in Gesellschaft eines Freundes und einer wallfahrenden Familie, denselben Weg, auf dem wir heute mit einander wandeln, hinanstieg. Unter den Wallfahrern befand sich ein junges Paar, das immer voran eilte und viel Heimliches mit einander zu haben schien. Neugierig, wie ich schon damals in der Eigenschaft eines Reisenden war, hielt ich mich so dicht wie möglich hinter ihnen und der verrätherische Wind trug mir durch die Nebel, welche auch damals den Berg umhüllten, wenigstens so viel zu, daß ich wohl merkte, wie zwischen den beiden, es war ein junges Zuger Mägdlein und ein junger Bursch, ein allgemein interessantes, obwohl nichts weniger als neues Thema abgehandelt wurde. Sie wurden immer lauter, endlich aber verstummten sie ganz. Mit einem Mal vernehm' ich einen Schrei des Entsetzens; ich trete rasch um die Felsenecke und sehe hier unter dem Stationsbild das Mägdlein sitzen bleich und bebend. Vor ihr stand der junge Bursch mit ein Paar Blümchen in der Hand und sagte: Sie, ich meinte nur, es fehlten noch an deinem Blumenmieder ein Paar Blumen; du hast da blos Vergiß-mein-nicht und Röschen drauf, da hab ich dir am Abhang noch ein Paar Steinbrechlein gepflückt. Schon bei den letzten Worten kehrte rosiges Leben auf die Wangen des Mädchens zurück, und indem ich vorüberschritt, fuhr sie verlegen mit der einen Hand über die Stirn, und nahm die Blümchen mit der anderen zu sich. Liebster Kuoni, hört' ich sie dann, als ich schon weiter war, flüstern, mach mir nicht wieder solche Angst; schwarz ist mir

vor den Augen geworden, als du dich dort über den Abhang hinausvoagst; ich glaube, ich wäre dir nachgesprungen, wärest du hinunter gestürzt. Das war das Letzte, was ich von den beyden hörte und sah. —

Während ich, über dieses, in meiner Erinnerung durch den Anblick des Stationsbildes erweckte, Ereigniß nachsinnend weiter ging, wurden die Nebel immer flüchtiger und dünner, und nicht lange, so tauchte ich bey Rigistaffel, eine halbe Stunde noch vom Gipfel des Berges an das reinste Sonnenlicht hervor. Himmel, welch' ein Anblick! Ein unermeßliches Nebelmeer lag dicht unter meinen Füßen, so weit das Auge reichen mochte, ausgebreitet. Aus seinen, von der Sonne erleuchteten, weichen, milchweißen Wellen ragten wie einsame Inseln nur die höchsten Bergesspitzen hervor. Im äußersten Südwesten trat eine Gruppe der Berner-Oberlands-kuppen heraus, vom Finster-Aarhorn an, bis zum Mönch, der sich frech vor die Jungfrau drängt, und sie fast ganz verdeckt. Sie überglänzten noch die weißen, sie umfluthenden Nebel an Helle. Weiter rechts im Vorgrunde hob drohend der Pilatus seine, mit scharfen Zügen in das Blau des Himmels gezeichneten grauen Felsenzacken empor, die eine riesenhafte, dreifache Krone zu bilden schienen. Sie schwamm, als einsame Insel im weiten, unwirthbaren Meere. Erst am äußersten Horizont liefen weit hinter ihm rechts hervor in unermeßlicher Reihe die vielen Juraspitzen, vom Weißenstein bis hinunter zur Gysulafluh, ja bis dahin, wo der Schwarzwald durch das Thal, welches die Aar, Reuß und Limmat mit vereinter Kraft zum Rhein sich durchgebrochen, herübersieht. Sie erschienen mir wie die fernen Küsten eines großen Festlandes. Aber die Nebelwellen, welche mir zuweilen bis an die Füße heraufspülten und den Berggrat,

auf welchem ich ſtand, zu überdringen trachteten, geriethen jetzt in ein unruhiges Ebben und Fluthen, in welchem ſie, obwohl langſam, immer tiefer ſanken, und ſo meinen Augen einen ſteilen Abhang zeigten, der dicht vor mir in die Tiefe ſtieg. Immer mehr und bedeutender traten die Berge hervor, und ich ſah mich in jene Urzeiten verſetzt, da die Hochlande Aſiens zuerſt aus den Waſſern hervortauchten. Ich ſetzte inzwiſchen meinen Weg an dem ſüdweſtwärts in einem weiten Bogen ſich hinziehenden Abhange fort. Zu meiner Linken ſtieg eine mit Felſenſtücken und Baumpartieen bepflanzte Matte aufwärts zu einer der Nigiſpitzen hinan, welche man des röthlichen Felſens wegen, in den ſie endigt, den Rothſtock nennt. Es war etwa neun Uhr Morgens und die Kühe ruhten ſchon im thauigen Graſe von ihrer erſten Morgenarbeit aus. Eine von ihnen hatte ſich mitten in den Weg gelegt. Als ich ſie eben umgehen wollte, rief mir ein von der andern Seite kommender Reiſender zu: Nein! ſolch göttliches Rindvieh giebt es auf der ganzen Welt nur in der Schweiz! Wir kommen dagegen doch nicht mit unſerer ſorgfältigſten Stallfütterung auf. Natur bleibt doch Natur! Sehen Sie nur die junge ſchwarze Kuh hier, wie ſie glänzt und wie ihr in der friſchen reinen Luft ſo wohl iſt. Ja, entgegnete ich, und wie naiv ſie ſich mitten in den Weg gelegt hat, und, im Gefühl, daß ſie hier zu Hauſe und der Berg ihretwegen da iſt, ſich im Mindeſten nicht um enthuſiaſtiſche Reiſende bekümmert. Dafür macht ſie aber auch allerdings ihrer Heimath Ehre. Sie ſcherzen, ſagte der Oekonom, (dafür hielt ich ihn) dennoch iſt es freilich wahr, daß ſie der Mutter Natur vortrefflich gerathen iſt. Eben das iſt auch meine Meinung, antwortete ich, indeſſen, fuhr ich fort, dürfen wir nicht bei dieſer oberflächlichen Bemerkung ſtehen

bleiben. Hätten wir nur einen unserer tiefsinnigen Mythe-
sophen bey der Hand, er könnte uns gewiß genauen Auf-
schluß über das geben, was ich jetzt nur in schwachen Ver-
muthungen auszusprechen wage. Ich bin nämlich im Zwei-
fel, ob ich dieses vortreffliche Stück Vieh für eine Mond-
oder Sonnenkuh halten soll. Fast möchte ich mich für das
letztere entscheiden. Denn es will mich bedünken, als dürfte
der berühmte Sonnenstier Apis, der, wie Sie wissen, zu
Memphis im Tempel des Phtha, der wieder niemand an-
ders, als der griechische Hephaistos ist, göttliche Verehrung
genoß, sich dieser Kuh als seiner Mutter nicht zu schämen
gebraucht hätte. Betrachte ich dagegen dieses halb zum
Schlaf sich senkende Auge, dieses Ausströmen von kräftiger
Lebenswärme durch die Nasenlöcher, diesen von tiefem Ath-
men und heftigem Verdauungsgeschäft sich blähenden Leib,
dieses jugendlich strotzende Euter, so werde ich fast versucht,
sie für eine Mondkuh zu halten, die, wenn auch in der tau-
sendsten Generation, dennoch direkte von der Isis, dem
Symbol der allfruchtbaren Natur, der Gemahlin des großen
allbefruchtenden Sonnengottes Osiris, welcher die unend-
liche Liebe und Güte ist, abstammt. Herr, rief der Oekonom,
excusiren Sie, aber ich glaube, Sie rasen. Mir gefällt die
Kuh zwar auch, und ich möchte sie in meinem Stall haben;
aber sie, wenn ich anders Ihre lange Rede verstanden habe,
zu einer Tochter oder gar zur Gemahlin der ewigen Liebe
und Güte zu machen, scheint mir frevelhafter Wahnsinn.
Ereifern Sie sich nur nicht zu sehr, erwiederte ich ruhig,
haben Sie mich doch selbst mit Ihrem göttlichen Rindvieh
auf diese mysteriöse Ansicht desselben gebracht! Und hätten
Sie mich nur ausreden lassen, die Sache wäre Ihnen zuletzt
ganz plausibel vorgekommen. Das müßte denn doch wun-

derbar zugehen, fuhr der Oekonom beruhigter fort, wenn Sie mir mit Ihren mythologischen und, was weiß ich, was für Redensarten, von denen ich nichts verstehe, irgend Etwas begreiflich machen könnten. Indessen kommt mir unser Gespräch, von welchem ich mir vor einer Viertelstunde nichts habe träumen lassen, doch lustig vor und ich bin ordentlich neugierig darauf, wie Sie's anfangen wollen sich auf diese Weise mir verständlich zu machen. Ich verspreche es Ihnen, nahm ich das Wort, nur wollen wir etwas bey Seite gehen, damit die Kuh dort still liegen bleibt und verdaut. Ich setze mich dort auf den Stein und thu, wie ein deutscher Professor auf dem Katheder. Seyen Sie sich hier zu meinen Füßen nieder, damit ich die Kuh nicht aus dem Auge verliere; denn sie soll mir jener abgerissene Studentenknopf Kant's seyn, an dem ich meine Gedanken anspinnen will. Lachend that der Oekonom, wie ich sagte und ich hub an:

Es ist Schade, daß Sie gestern nicht meine Leichenrede auf ein gestorbenes Rebhuhn vernommen haben, Sie würden mich dann besser verstehen. Sollte Ihnen daher noch etwas dunkel bleiben, so suchen Sie sich nur das neue Taschenbuch Moosrosen zu verschaffen, darin Sie jene Rede, so wie die, welche ich jetzt Ihnen vorzutragen im Begriff stehe, finden werden. — Eigentlich muß ich noch etwas weiter ausholen, als ich vorhin gethan, denn auch für diese Kuhbetrachtung möchte aus dem Orient das meiste Licht zu gewinnen seyn. Nach Zoroasters Lehre nämlich ward von Ormuzd, dem Wort, dem Licht, welches zu Anfang war, nicht blos das Wasser und Licht, die Pflanzenwelt, sondern auch jener Urstier geschaffen, jener Urkeim alles künftigen organischen Thier- wie Menschenlebens, und es wird Ihnen jetzt schon klar seyn, warum ich keinen Augenblick anstehe,

dieſer naiven Kuh dort einen mit uns gemeinſchaftlichen Urſprung einzuräumen. Wie könnte auch ſonſt ein ſo gutes Vernehmen und Verſtändniß zwiſchen Menſchen und Vieh ſtatt haben, wie es wirklich der Fall iſt, daß ja ſogar ein rechter Hirt lieber ſeine Kinder, als ſeine Kühe erkranken ſieht. Ja noch mehr als dies Verhältniß erklärt ſich und geht aus dem unerſten hervor, nach welchem der Menſch ſelbſt ſein irdiſches Leben zunächſt einem Stiere verdankt. Ich meine, daß man nie aufhört, ſich vom Rindvieh zu unterhalten. Denn, ſagen Sie ſelbſt, welchen Nutzen zieht man nicht fortwährend aus der Rindviehzucht? Ueberhaupt, und hier hoffe ich Ihnen ſchon verſtändlicher zu werden, überhaupt ſollte der Menſch nie aufhören, dieſe göttliche Thiernatur ſich zum Muſter zu nehmen, was auch einige ſonderbare Menſchen, die Ihnen unter dem Namen Idealiſten ſchon vorgekommen ſeyn werden, dagegen einwenden mögen. Ihre frevelhafte Entfernung von der Natur rächt ſich auch genug an ihnen ſelbſt, da ſie auf Erden nie zu Ruhe und Selbſtbefriedigung kommen können. Wir können ſie nur bedauern. O wären ſie nur in dieſem Augenblick da, ich könnte ihnen an dieſer Kuh zeigen, daß Nützlichkeit das wahre Prinzip des Lebens iſt. Wie meinen Sie das wieder, Herr, unterbrach mich der Oekonom, denn obgleich mir hier ſchon der Sinn Ihrer Rede zu dämmern anfängt, ſo verſteh ich Sie doch nur halb, und Sie ſcheinen einen Sprung gemacht zu haben. Wenn, fuhr ich ungeſtört fort, es anerkannt ſeyn dürfte, daß das ganze Nützlichkeitsprinzip ſich darum dreht, daß man, vor Allem aus, ſich ſelbſt zu nützen bedacht iſt, um dann deſto gewiſſensruhiger auch andern nützlich werden zu können, ſo frag ich, abgeſehen von allen etwaigen Sprüngen, ob es noch länger bezweifelt werden kann, daß die vor uns liegende Kuh, welche, indem ſie ſo

ſchön für ihre Selbſterhaltung durch Freſſen ſorgt und mit Wohlgefühl ihrer Verdauung obliegt, dennoch ſo uneigennützig das Verſchlungene nicht allein zu eigner Nahrung verbraucht, ſondern vielmehr ihrem Sennen ſein Theil zukommen läßt und zu Käſen verhilft, die durch ganz Europa verſendet werden, und zur Ausbildung des wahren Geſchmacks beytragen, — ob dieſe Kuh, frage ich, welche, indem ſie — nicht als Repräſentant ihres Nützlichkeitsprinzips und als nachahmenswerthes Vorbild betrachtet zu werden, vollkommen würdig iſt? — Während ich nach dieſem Satz, welcher unverkennbare Spuren antiken Periodenbaus an ſich zu tragen hofft, Athem ſchöpfte, ſtand der Oekonom auf und ſagte: Jetzt glaube ich Sie zu verſtehen; aber wozu das lange und weite Ausholen bey ſolchen Dingen, die doch kein Menſch von einiger Vernunft wird bezweifeln wollen?! Ich denke Sie haben am Ende blos Scherz treiben wollen. Freilich hab' ich das, fiel ich ihm ein, aber daß es mir eben mit dieſem Scherz bitterſter Ernſt iſt, ſollen Sie gleich erfahren. Wenn Sie nur nicht die Kuh aus dem Auge verlieren wollen! Sehen Sie nur, wie ſie ſo eben nach dem letzten Sternblümchen ſchnappt, das ſie vor ſich hatte ſtehen laſſen! Wer kann an der teleologiſchen, in ſich ſelbſt ſtets ſichern Weisheit der Natur noch zweifeln und ihr nachzuahmen anſtehen? Oder wird etwa nicht Milch und Butter und Käſe und Alles beſſer durchs Blumenfreſſen? Wenn ich ein Oekonom wäre, ich wollte dieſen Wink nicht unbefolgt laſſen. Jeder Reſt von Blumenbeeten auf meinem Gut müßte augenblicklich in einen Krautgarten umgackert werden, und kein Blumenſtengel oder Blatt ſollte mir davon kommen, ſondern Alles als lebendiger, würzreicher Dünger fürs Kraut untergepflügt werden. Sagen Sie ſelbſt, iſt ſo ein Blumenbeet auf einem

Landgut etwas anderes, als die unnützen, ja schädlichen Kornblumen auf einem Getraidefeld? Aber, wie gesagt, man höre nicht etwa auf die klagende Stimme seiner empfindsamen Blumenfreundin von Frau, sondern auf die der Natur, wie sie aus gegenwärtiger, zoroastrischen Urstier- und Isis-Osiris-Tochter laut und vernehmlich zu uns spricht. Bravo, rief der Oekonom, mir wie aus der Seele gesprochen; hätte ich doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß man aus den albernen mythologischen Sagen solche Nutzanwendungen fürs Leben gewinnen könnte. Es muß doch wohl mehr als fabelhaftes daran seyn! So ist es, sagte ich lächelnd und stieg von meiner Feldkanzel herunter. Aber es wird schon heiß und spät, ich muß weiter, bemerkte der Oekonom und reichte mir zum Abschied die Hand. Nachdem wir uns glückliche Reise gewünscht, schieden wir von einander.

Sogleich stellte sich mir, während ich weiter ging, ein neues Schauspiel dar. Es erhob sich ein heftiger Nordwind und brachte in die Nebel, welche noch immer dicht unter mir auf Thal und Hügel lagen, ein furchtbares Wogen und Fluthen. Sie wirbelten durch einander. Bald öffneten sie sich in trichterförmigen Vertiefungen, durch welche ein Haus, ein Stück Feld, Wald oder See herauf sah; bald rissen sich einzelne Massen los und schwebten über dem Ganzen, endlich kochten alle in allgemeiner Gährung und hoben sich und stürmten aufwärts. Im Nu war ich eingehüllt. Berge und Himmel und Sonne verschwunden. Mein Pfad wandte sich links und abwärts. Nicht lange, so schwebten alle Nebel als Wolken über mir, und ich sah sie den schneeigen Scheiteln der Hochgebirge zueilen und dieselben verdecken. Ich fand mich aber schon auf der von Norden nach Süden hinabstreichenden Alpung, an deren westlichem Rande das kalte Bad liegt. Tief

unten lag vor mir ein Theil des Vierwaldſtätterſee's, wie eine große, ſchimmernde Chryſoprastafel. An ihrem jenſeitigen Rande war die Unterwaldner Landſchaft gelagert. Die Sonne warf einen ruhigen Blick darauf, und die dem Ufer zunächſt gelegenen Wieſen und Felder glänzten im munterſten Grün, welches ſich zwiſchen dunkele Waldberge bis in die Schneeregion hinaufzieht, wie Heiterkeit und Scherz die Düſterniß und den Ernſt des Lebens bis zum Tode durchwindet. Dieſe großen Contraſte, welche ſich uns in der Schweiz auf allen Wegen darſtellen, erfüllen ja eben unſere Seele mit nie verſiegendem Entzücken! — Jetzt war ich dem Waldhorn, dem Wirthshaus nämlich zum kalten Bade, ſo nahe gekommen, daß Baptiſt, der Wirth, welcher vor der Thür ſtand, mich erkannte und mir entgegenrief: Gott grüß Euch, Herr — Ruhig, ſtill doch, fiel ich ihm in ſeinen wohlgemeinten Gruß, nennt meinen Namen nicht, ich reiſe diesmal als Prinz, will ſagen, Incognito. Mein prinzliches Angſtgeſchrei half aber nur ſo viel, daß meine unſichtbare Reiſegeſellſchaft immer noch nicht erfuhr, mit wem ſie denn eigentlich in der Welt herumlaufe. Der Wirth hatte dennoch meinen Namen ausgerufen und drinnen im Waldhorn hatten ſie ihn vernommen. Daher flog mir unter der Thür ein junges Mädchen mit offenen Armen entgegen. Aber, ach, wie ſchnell ſanken ſie zurück, als ſie mich erkannte und ſah, daß mit mir nur der Name ihres erwarteten Bräutigams angelangt ſey. Aus der feurigen Umarmung ward eine verlegenfreundliche Begrüßung. Als die erſte Ueberraſchung vorüber war, ward mir die Sache erklärt und ich mußte in der That bedauern, daß hier ein Irrthum ſtatt gefunden habe. Dieſe ſonderbare Scene hatte mich indeſſen ſchnell bey der im Waldhorn verſammelten Geſellſchaft eingeführt. Obgleich dieſelbe

kaum aus zwölf Gliedern bestand, so bot sie doch in der Art ihrer Zusammensetzung eine große Mannigfaltigkeit dar. Frankreich, Deutschland und die Schweiz hatten ihre Repräsentanten in ihr. Die Männer gehörten den drei Ständen an; Lehr- Wehr- und Nährstand waren vereinigt; die Frauen waren natürlich eben so viel Blumen, von denen ich nur drey nennen will: Stiefmütterchen, das man in der Schweiz Denkeli heißt, Lilie und Röschen. Die Persönlichkeiten der Männer wollen sich aber nicht mit Blumen- oder andern Naturbildern bezeichnen lassen. Die Männer sind nur in einzelnen Momenten, da ihre Thätigkeit fixirt ist, mit Eichbäumen oder Eichhörnchen, mit Fichten oder Bären, mit Eseln wie Ajax, mit Hasen oder Löwen und andern Geschöpfen, sogar mit Felsen und Bergen zu vergleichen. Ich begnüge mich daher, zu sagen, daß der ethisch-ernste Geistliche und der gutmüthige Bruder Lustig, der grämlich-wunderliche Alte und der leichtfertige Spring-ins-Feld unter den Anwesenden anzutreffen waren. Was brauchte es mehr, um einen nicht minder auf Menschen- als auf Naturbetrachtung ausgehenden Reisenden, wie mich, zu längerem Aufenthalt im Waldhorn zu bewegen. Schnell fühlte ich mich in der Gesellschaft heimisch. Ueberhaupt wird man in der Entfernung vom gewöhnlichen Leben zur Vertraulichkeit gestimmt. Hier eben im Waldhorn, in einer Höhe von fast vier tausend Fuß überm Meer, nur von Wiesen und Wald, von Bergen und Heerden, Wolken und Himmel umgeben, kettet das enge Beysammenwohnen in einem Hause um so schneller aneinander. Nur dünne Wände schieden die Wohnkammern von einander und gestatteten, eine Unterhaltung von den entlegensten Ecken des Hauses aus zu führen. Es war kaum möglich, daß einer, der etwa im Mundstück des

Waldhorns reſidirte, nieſen konnte, ohne ein vielſtimmiges Proſit aus dem Schallloch deſſelben hervorzurufen. Man betrachtete ſich wie eine Kolonie auf einer einſamen Inſel. Gleich am erſten Nachmittage meines Aufenthaltes auf ihr ward ein gemeinſamer Spaziergang unternommen. Der Weg führte uns dicht hinter dem Hauſe in eine Schlucht, in der zwiſchen Felſen verſteckt eine Kapelle liegt. Eine Quelle eiskalten Waſſers dringt neben ihr mit dumpfem Brauſen aus dem Schooß der Erde hervor. Sie giebt dem Ort den Namen, und eben ihrer Kälte und Lauterkeit ſchreibt man die ganze Heilkraft zu. So viel iſt gewiß, daß es ſich an ihr, im kühlen Schatten der Kapelle und der Felſen gar erquicklich ruht. Hinter der Kapelle windet ſich der Weg noch eine Zeitlang zwiſchen eng zuſammengedrängten Felsblöcken fort. Sie liegen da wie die Trümmer eines uralten mächtigen Baues. Sie ſind aus Nagelfluh gebildet, welche aus Millionen einzelnen, kleineren und größeren Steinen zuſammengeſetzt iſt, und dieſe werden wiederum durch einen natürlichen Kitt, der alle Zwiſchenräume ausfüllt, zuſammengehalten. Aus dieſen Felspartieen kamen wir bald ins Freiere hinaus. Hier ſtellen ſich ſogleich wieder dem Auge die dunkeln Berge Unterwaldens dar, und durch die Kronen der Bäume, welche links am Abhange ſtehen, blickte des Sees mildes Grün freundlich herauf. Bald wurde alle Ausſicht durch dichtere und näher an den Weg heraustretende Bäume verhüllt. So gelangten wir bey einem Kreuz an. Dicht unter demſelben laufen die Weſt- und Südſeiten des Rigi in einen ſcharfen Winkel zuſammen, und ſtürzen ſich daſelbſt faſt ſenkrecht in die Tiefe. Ja der Winkel ſelbſt bildet einen Ueberhang, dem die Phantaſie der Bewohner dieſer Gegend nicht mit Unrecht den Namen Känzeli gegeben hat. Wir traten hinaus an

den Rand des Känzeli und als ich in die schwindelnde Tiefe hinabsah, und von da den Blick auf die ganze große Aussicht schweifen ließ, sagte ich zu dem neben mir stehenden Geistlichen aus unserer Gesellschaft: Wer hier auf diesem Känzeli predigen wollte, dessen Lippen könnten ja nur, als wäre er in einer Versammlung von Heiligen, zu stillem Gebet sich schliessen. Kann man etwas Lieblicheres und zugleich Rührenderes sehen, als diesen Wiesengarten hier tief unter uns? Wie still dort links am Seeufer das Dorf Wäggis zwischen seinen Kastanienbäumen ruht! Hören Sie nur die sehnsüchtigen Töne, welche die Vesperglocke aus der höher gelegenen Kirche zu uns heraufschickt. Nach einer kurzen Pause sagte der Geistliche: Ja, ich verweile nirgends lieber als hier, wo man nur hinsieht, überall bringt das Gefühl innigster Harmonie durch das Auge in unsere Seele. Wahrhaftig, fuhr ich fort, es ist einem, als müßte die ganze grünende Halbinsel, auf welcher da unten Wäggis liegt und die sich in den See hineinstreckt, von unvertilgbarem Wohlgefühl durchdrungen seyn, indem sie immer neue Erquickung aus den klaren Fluthen, die sie rings umspülen, trinkt. Zugleich aber müssen sie und ihre Bewohner von heiligen Schauern ergriffen werden, wenn sie die Felsenthürme und Spitzen des gewaltigen, finstern Pilatus, die am jenseitigen Seeufer sich schroff in den Himmel reissen, auf den spiegelnden Wellen des Sees zu sich herüberschwimmen sehen! Ja wohl, wenn, fiel der Springinsfeld unserer Gesellschaft, der zu uns herangetreten war, mir ins Wort. Da unten sehen ja die Leute, denn davon, daß Wiesen, Bäume und Ufer Augen haben, ist mir bis dato nichts bekannt geworden, das Spiegelbild des Pilatus ganz anders. Allerdings, entgegnete ich, es reicht noch viel näher an sie heran, als es uns hier oben scheint, wo sich noch ein bedeutender

Theil des Himmels verſöhnend zwiſchen das diſſeitige Ufer und der höchſten Spitze des Pilatus legt. Ei was, rief Spring-ins-Feld, was helfen dergleichen Deutungen, wovon ſich gewiß kein Menſch da unten je etwas hat träumen laſſen. Es iſt freilich recht hübſch ſo Schatten und Licht, grüne und blaue Farben munter durch einander gemiſcht zu ſehen; aber das iſt auch Alles, und hiemit wandte er ſich zu den Frauen, die ſich nicht ganz an den Rand des Abſturzes gewagt hatten, zurück. — Er hat auch Recht, ſagte ich zu dem Geiſtlichen, ein jeder genieße die Natur nach ſeiner Weiſe, oder nach der augenblicklichen Stimmung ſeines Gemüthes, nur ſoll er nicht allein Recht haben wollen. Mir erſcheint nun einmal heute nichts, ohne daß ſich mir dabey nicht irgend eine tiefere Deutung aufdränge. Ruht nicht der himmelheitere See zwiſchen ſeinen hohen Ufern in der Geſtalt eines Kreuzes, als wollte er alle die Länder, welche er berührt, ſegnen? — Der Fuß des Kreuzes verbirgt ſich unſeren Blicken, aber wir wiſſen, daß es im Lande Uri wurzelt, aus dem es herabkommt. Sein rechter Arm greift in's Land Unterwalden hinauf, ſein linker ſtreckt ſich nach Schwyz aus und berührt es bey Küßnacht; die Stadt Luzern umgiebt ſein Haupt wie eine Krone. Und iſt, was ein willkührliches Spiel der Natur dazu gebildet zu haben ſcheint, der See nicht ſchon für die freie Schweiz einſt geworben und geweſen? Ein heiliger Mittels- und Vereinigungspunkt? Noch ſind Natur und Geſtalt des Sees dieſelben; noch iſt er und alle Ufer ringsum voll friſcher, lebendiger Jugendkraft, aber ihre Söhne ſind dahingeweilt; ſeit ſie ſich von dem mütterlichen Buſen zu fremden buhleriſchen Brüſten hingewendet, die ihnen, ſtatt Lebenſtärkenden Balſams, ſüßes Gift eingeflößet haben.

Der Geiſtliche ſah mich einen Augenblick mit verwunderlichem Kopfſchütteln an, dann ſagte er:

Hier finde ich in Ihrer Bemerkung ſo viel Wahres, daß ich nicht unterſuchen mag, wo das Gleichniß, welches Ihnen der Anblick des ſchönen See's darbot, den Hinkfuß hat. Iſt der einmal ausgefunden, ſo iſt er der wahre Teufelsbocksfuß, der jeden menſchlichen Gedanken vernichtet und verhöhnt. Laſſen wir das auf ſich beruhen, erwiederte ich, ſo viel iſt gewiß, daß kein Schweizer hier eben oder ſonſt wo die erhabene und ſchaurige, liebliche und freundliche Natur ſeines Vaterlandes betrachten kann, ohne daß ſeine Bruſt, wenn anders ein Herz darin ſchlägt, von erhebenden, wie von wehmüthigen Gefühlen bewegt wird. Wie demüthigend, niederſchlagend muß es nicht für ihn ſeyn, wenn er die nie wandelbare Beſtändigkeit ſeiner Berge mit dem ſteten Wechſel des Charakters ſeines Volks vergleicht? Steht dort drüben nicht der Pilatus noch eben ſo felſenfeſt als vor Jahrhunderten, vor Jahrtauſenden? Noch brechen ſich alle Wolken, alle Stürme an ſeinen gewaltigen Zacken! Dort unten aber an ſeinem rechten Fuße Luzern; — würde es noch wie ehmals Wall und Damm ſeyn gegen fremden Uebermuth? Dieſe näheren Ufer des Sees, — prangen ſie nicht immerdar in alter lebendiger Fülle? Und wie ausgetrocknet Herz und Kopf jener Städter! — Es zerreißt mir die Seele, ſagte der Geiſtliche. Ich denke immer, um mich zu tröſten, es walte nur eine Art Winterſchlaf über den jetzigen Menſchen, und ſie müßten einmal zu neuem Leben erwachen. — Aber laſſen Sie uns in's Bad zurückkehren, die Geſellſchaft iſt ſchon dahin aufgebrochen. Wir ereilten die Jüngeren derſelben bey der Kapelle. Meine jungen Herren und Fräulein, nahm der Geiſtliche das Wort, laſſen Sie uns einen Augenblick hier

verweilen. Ich möchte Ihre Hülfe in Anſpruch nehmen. Morgen iſt Sonntag, und da wäre es gar ſchön, wenn wir beym Abendgebet, zu welchem ſich die Hirten dieſes Berges hier verſammeln, dieſelben mit einem vierſtimmigen Chorgeſang erfreuen könnten. Ich habe da ein ſehr einfaches Ora, welches ich zu ſingen habe, und wozu Sie die wenigen Reſponſionen ſich gar leicht einüben können. Nach einigem Anſtand, den die Frauenzimmer nehmen zu müſſen glaubten, fand man ſich bereit zum Singen und ging ſogleich an die Einübung. Es war ſchon Abend und zwiſchen den Felſen vor der Kapelle tönte der Geſang ſo herrlich wieder, daß wir alle ſelbſt großen Gefallen daran fanden. Am folgenden und noch an einigen Sonntagabenden wurde nun das Ora von uns zu eigener und der Hirten Erbauung geſungen.

Aber nicht immer wurden unſere Spaziergänge in einem ſo ernſthaften Styl gehalten, als dieſer erſte. Es war wohl oft eine Luſt zu ſehen, wenn wir alle, Männer und Frauen, mit Holzſandalen bekleidet, wie ſie die Bewohner dieſer Berge der feuchten Wieſengründe wegen tragen, und mit unſern wohlbeſtachelten Alpenſtäben über Stock und Stein klapperten! Bald ging es hinauf zum Schild, einem der höheren Punkte des Rigigebirges, welches, nebenbey bemerkt, zehn Stunden im Umfang hat. Da lagerte man ſich dann an die duftende Gluth von Alpenroſen und ſchmückte ſich gegenſeitig damit. Bald ſtieg man zu dem nördlichen Grat unſerer Alpung, oder zu Rigiſtaffel, zur Kuppe des Rothſtocks hinan, ſah der ſinkenden Sonne nach und tanzte dann, ſo gut es die Holzſchuhe erlauben wollten, wieder zum Waldhorn hinab. Oft auch zerſtreute ſich die Geſellſchaft in einzelnen Partien, deren eine zum Klöſterli, ins Herz des Rigi wandelte und der dort verſammelten Eurcolonie einen Beſuch abſtat-

tete, während eine andere zu einer Sennhütte wallfahrtete, um die Milchbehälter zu unterſuchen, der Käſebereitung zuzuſehn und ein erquickendes Hirtenmahl einzunehmen. Noch andere blieben wohl gar auf dem freien Platz vor dem Waldhorn, ergötzten ſich an der immer neuen Ausſicht, oder mit fröhlichem Geſang oder endlich mit Kegelſchieben und Scheibenſchießen. — Hiebey muß ich bemerken, daß eine Schweizerin den beſten Schuß in's Schwarze gethan hat, während dich, holdeſte Leſerin, vielleicht blos der Gedanke an den Knall, den das abgeben haben muß, in heimliches Beben verſetzt. Dennoch verweilten alle Blumen unſerer Geſellſchaft nicht ungern auf dem Schützenplatz. Denn warum? Es mußte wenigſtens ein Drittheil derer, welche den Rigikulm beſteigen wollten oder von ihm herabkamen, bey dieſem Platz vorüber. Da gab es denn viel zu ſehen, zu bemerken und über das Geſehene und Bemerkte zu reden.

Oft zogen lange Karavanen von Engländern und Engländerinnen, die ſich auf Roſſe hatten packen laſſen und von einer Maſſe Führer umgeben waren, ſtolz und ſtumm heran; muntere Franzoſen, neugierig allerwärts die Köpfe drehend, tanzten vorüber; deutſche Wanderer ſchritten daher, von ſyſtematiſcher Neubegier beſeelt, mit aufrichtiger Verdrießlichkeit die Größe und Gewalt der Natur bewundernd oder in eifervollem Pflichtgefühl dem Gipfel des Berges zuſtimmend und ſich weder Raſt, noch Ruhe, noch Genuß gönnend. So erſchien die Maſſe der reiſenden Nationen, aber jede derſelben hatte doch auch welche aufzuweiſen, die mit Gemüth, Geſchmack und Verſtand begabt wohl wußten, wozu ſie reiſeten. So erinnere ich mich noch mit Vergnügen eines Mannes aus Frankfurth am Mayn, der eines Morgens bey uns anlebrte. Er war eben mit ſeiner Frau auf der dritten

Wanderung durch die Schweiz begriffen. Immer, sagte er, zöge es ihn wieder nach diesem starken Herzen Europa's, nach welchem ihm einem organischen Gesetze zufolge alle Blutstropfen immer wieder zurückkehren zu müssen schienen, um von da aus erfrischt und neu den großen Körper durchströmen zu können. Was haben wir damit gewonnen, fuhr er fort, wenn wir so ein einziges Mal durch all die erhabenen, rührenden, reizenden, lieblichen Schönheiten welche uns in den Eisgebirgen und Felsen, in den waldigen Thälern mit ihren klaren Bächen, lachenden Wiesen, unergründlichen Seen entgegentreten, hindurchgelaufen sind? Einen flüchtigen Rausch und Traum, der höchstens allgemeine und unbestimmte Eindrücke zurückläßt. Ich mußte dem Mann Recht geben; denn wahrlich, wahrer Genuß ist überall nur durch eine gewisse Innigkeit zu gewinnen. Wie dieser Mann uns alle durch sein echtgebildetes Wesen entzückt hatte, so daß in der Gesellschaft noch öfter das Gespräch auf ihn zurückkam, so gewährte uns ein Engländer ganz andere Ergötzung.

Es war an einem regnerischen Nachmittage, als derselbe bei uns eintrat und mitten unter uns nach kaum bemerkbarem Gruß Platz nahm. Schon grau von Haaren, aber noch rüstig von Leib, verrieth ein gewisser Zinnoberglanz seines Angesichts den ruhmsüchtigen Seemann. Wir waren alle schon darauf gefaßt ihn in vornehmer Schweigsamkeit beharren zu sehen, als ihn der Anblick unseres Röschens aus dem Konzert zu bringen schien. Er fing sich an zu räuspern und drückte sodann aus, wie zum Blattrompeten, zusammengekniffenen Lippen einige französische Redensarten gegen die ihm zunächst Sitzende los, womit er ihr emsiges Sticken belohnen zu wollen schien. Was bleibt uns übrig, erwiederte Röschen, bey so schlechtem Wetter, über das wir uns, die

wir die Wiederkehr des schönern abzuwarten Zeit haben, wohl trösten können. Wer aber, wie Sie, gerade an einem der schönsten Punkte der Schweiz von demselben überrascht wird und doch weiter muß, ist wahrlich zu bedauern. Das hängt wohl von Ansichten ab, fuhr der Britte fort, und zupfte dabey die das Kinn bedeckende Kravatte bis zur Unterlippe herauf, mich können dergleichen kleine Unfälle um so weniger betrüben, als ich daran auf meinen vieljährigen Reisen durch den ganzen Europäischen Continent gewöhnt worden bin. Eine leichte Röthe des Unwillens über die ihr übel angebracht scheinende Antwort überflog Röschens Wangen, indem sie dem Britten entgegnete: Es mag allerdings recht schön und gut seyn, wenn man sich durch unvermeidliche Reiseunannehmlichkeiten, durch Wetter und Wind nichts anfechten läßt, aber gleichgültig ist es doch gewiß nicht, wenn neidischer Nebel und Regen einem die freundlichen Blumenaugen, die aus den Matten sonst so klar und traulich uns anblicken, trübt und verschließt, und nun gar die unendlich reiche Aussicht auf Berge, Thäler und Seen entzieht! — Ah! fiel ihr der Britte mit satirischem Lächeln in's Wort; Sie sind Enthusiastin für die schöne Natur. Das ist freilich mein Fall nicht. Mir ist es ziemlich gleich, ob mich mein Weg durch des heiligen Römischen Reichs Sandbüchse, durch die Mark Brandenburg meine ich, oder durch die gepriesenen Fluren des südlichen Frankreichs oder über Schweizerberge führt. Aber mein Gott, wendete Röschen ein, warum reisen Sie denn? Doch freilich, es interessirt Sie vielleicht das Treiben und Leben der Menschen in den verschiedenen Ländern und Städten mehr als die Natur, in welcher sie leben. Daß ich nicht eben wüßte, antwortete der Britte, denn abgesehen davon, daß, um Menschen und ihr Treiben

kennen zu lernen, man nicht nöthig hätte, Lauben zu verlassen, so finde ich an Menschen und ihren Wohnplätzen und Lebensweisen, Erwerbsjagden ꝛc. eben nicht viel mehr Interesse, als an dem, was man gewöhnlich schöne Natur nennt. Ich muß gestehen, daß ich mit meinen Reisen keinen andern Zweck verbinde, als eben zu reisen, denn bey der beständigen Bewegung von einem Ort zum andern kann man noch am besten der Langenweile des Lebens entgehen! Und ich muß gestehen, sagte Röschen, indem sie mit einer unwillkührlichen Wendung sich halb vom Britten wegkehrte, daß ich bey Ihren Reisezwecken, sie nicht eher erreichen zu können hoffen würde, als bis ich die Kunst erfunden hätte, vor mir selbst davon zu laufen. Als hierauf Röschen schwieg und eifriger zu sticken fortfuhr, meinte der Britte gesiegt zu haben und erklärte, mit selbstzufriedener Miene sich in der ganzen Gesellschaft umsehend, man habe sich freilich schon öfter über ihn und sein Reisen verwundert, aber er sey nun einmal wirklich zu sehr Philosoph, um sich von irgend einem Interesse namentlich für das, was so unter dem Namen „schöne Natur" passire, hinreißen zu lassen. Ihm habe noch Niemand darthun können, warum Dieß oder Jenes in der Natur oder überhaupt schön sey. Bey diesen Worten erhob er sich, verneigte sich flüchtig gegen die ganze Gesellschaft mit etwas mehr Aufmerksamkeit gegen Röschen und schob zur Thür hinaus, indem er noch einmal sagte: Ja, ja, ich bin zu sehr Philosoph. Die ganze Gesellschaft sah sich lächelnd an, nur Röschen rief: Gott sey Dank, daß der lästige Mensch fort ist; ich weiß nicht, ob ich ihm nicht die derbsten Wahrheiten gesagt hätte, wenn er noch länger geblieben und mit seiner albernen Philosophie weiter vorgerückt wäre. Was die Wahrheiten anlangt, nahm ich das Wort, so mein

ich, hätte er an der einen genug bis zum Kulm hinauf zu tragen, die Sie ihm, mein Fräulein, mit auf den Weg gegeben haben. Es iſt aber auch wahr, erwiederte Röschen und raſch aufſteigender Groll funkelte aus ihren dunkeln Augen, ſeine Abgeſchmacktheit hat es verdient. Da haben wir übrigens wieder einmal ein Exempelchen von der geprieſenen Originalität der Engländer gehabt. Ich habe es immer geſagt, daß ſie alberne, eingebildete Sonderlinge ſind und weiter nichts. Ey wie ſchnell und ungerecht Sie doch urtheilen, ſagte ich hierauf. Und Sie werden ihn doch nicht vertheidigen wollen, replicirte Röschen, denn von Allen will ich freilich nicht geredet haben. Warum denn nicht? fragte ich dagegen. Iſt es denn ſo gar albern und abgeſchmackt zu nennen, daß der Engländer gerade Sie, mein Fräulein, mit Anrede und Gruß vor der übrigen Geſellſchaft auszeichnete? Allerdings war es das, fiel Röschen ein, in demſelben Maße, als Ihre Frage eine Unart gegen die andern anweſenden Frauen iſt, und überhaupt, wenn Sie nicht beſſere Gründe anführen können, ſo dürfte Ihnen Ihre Vertheidigung ſchwerlich gelingen. Ich ſah mich durch dieſe Antwort nur um ſo mehr aufgefordert, meine Behauptung feſtzuhalten, und, nachdem ich mir der übrigen Geſellſchaft, ſelbſt unſerer Lilie und unſeres Denkeli Zuſtimmung zu erliſten gewußt hatte, ſchickte ich mich eben zu einer langen Vertheidigungsrede an, als draußen ein mit Stampfen, Scharren, Räuſpern untermiſchtes, lebhaftes Reden laut wurde, und alle Andacht meiner Zuhörer verſcheuchte. Gleich darauf brachen drey von Regen ganz durchnäßte Franzoſen zu uns herein und mit ihnen zugleich die lebhafteſte Unterhaltung über Reiſeglück und Mißgeſchick. Augenblicklich hatten ſich dieſe Franzoſen mit Jedem aus der Geſellſchaft in Rapport geſetzt. Mit ausnehmendem Entzü-

den sprachen sie von den gigantesken Gegenden des Oberlandes, durch die sie so eben gekommen, von dem klassischen Boden, auf dem man in der ganzen Schweiz wandle. Bald aber waren sie bey ihrer feurigen Beschreibung der Schweizernatur auf ihre Heimath zurückgekommen und wir wußten sogleich, daß sie in Lyon und Marseille zu Hause wären. Einige aus unserer Gesellschaft waren ebendaselbst bekannt. Es fand sich, daß die Bekannten derselben Handelsh oder sonstige Freunde der gegenwärtigen Franzosen wären, ja daß diese selbst mit den Familien unserer Lilie und unseres Röschens in Verbindung stünden oder gestanden hätten, und nun war des gegenseitigen Berichterstattens kein Ende zu finden. Ueberhaupt entwickelten diese Männer in einer halben Stunde so viel Artigkeit, humane Theilnahme an Allem und Welt, daß, als sie uns mit der Versicherung, die unter uns verlebte Stunde zu den glücklichsten auf ihrer ganzen Reise zählen zu müssen, verlassen, beynahe die ganze Gesellschaft in das eifrigste Lob der Liebenswürdigkeit dieser und aller Franzosen sich ergoß. Nur unser Denkeli, und wider Erwarten auch der Bruder Lustig meinten einen Augenblick, die Franzosen seyen doch gar zu leichtfertige Gesellen; endlich wurden sie überstimmt und ich konnte nicht umhin, den nun erfolgenden, ungetheilten, rauschenden Beyfall, der den Franzosen gezollt wurde, mit einem ironischen Lächeln zu begleiten. Röschen, die es bemerkt zu haben schien, drohte mir und sprach: daß Sie mir nichts gegen die Franzosen sagen, ich lasse nichts auf sie kommen; lieber will ich Ihre Vertheidigung des Britten ruhig anhören. Ich bin ja ganz mäuschenstill, erwiederte ich, und werde mich wohl hüten, gegenwärtige, mit Franzosenlob, wie mit Elektrizität geladene Batterie anzugreifen, was mir wenigstens eine einstweilige Zungenlähmung zuziehen

kannte. Ueberdieß bin ich durchaus kein so arger Franzosenhasser, daß ich nicht die Vorzüge dieser Nation wie jeder andern anerkennen sollte, ohne jedoch auch ihre Fehler liebenswürdig zu finden, wie uns etwa der süße Wahnsinn, welchen man Liebe nennt, dahin bringt, nicht allein Leberfleckchen oder andere unbedeutendere Abnormitäten des Antlitzes unserer Geliebten, wohl gar auch ein schielendes Auge, einen übertünchten Aufschwung des Rückens den Schönheiten und Reizen derselben beyzuzählen. Diese letztere Bemerkung erregte einiges Lachen und wandte zu gleicher Zeit die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf eine nähere Betrachtung der beyden Nationen, die uns heute einige, ihnen zugehörige Individuen zugeschickt hatten. Es fielen die wunderlichsten Aeußerungen zum Lobe und zum Tadel beyder Nationen, wie man sich denn in solchen Unterhaltungen gewöhnlich in den Extremen herumtreibt, um durch die in der Mitte liegende Gerechtigkeit nicht Gefahr zu laufen, auf die entgegenstehende Seite hinübergezogen zu werden. Hier war es um so schwieriger, sich zu vereinigen, da die beyden Nationen selbst einander so auszuschließen scheinen, daß, wer die eine lobt, die andere tadeln zu müssen glaubt. Endlich, als man vergebens seine Behauptungen durch Gründe zu stützen gesucht hatte, die bunt durcheinander, bald aus dem Staatsleben, bald aus der Literatur, Philosophie ꝛc. derselben entlehnt wurden, glückte es, die Betrachtung auf ein allen Anwesenden leichter einleuchtendes Verhältniß, nämlich auf den geselligen Charakter beyder Nationen zu fixiren. Als Endergebniß vielfachen Hin- und Widerredens stellte sich etwa Folgendes heraus.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Franzos offen und zutraulich, der Britte dagegen verschlossen und in sich gekehrt erscheint. Jener glaubt, daß er der ganzen Welt angehöre,

wie ihm dieſe ſelbſt; dieſer, daß er wie ſie, auf ſich ſelbſt beruhe; jener giebt ſich ihr hin, wie er ſie erobern will; dieſer gewährt ihr und verlangt von ihr nicht mehr, als ſie ihm gewährt und von ihm verlangt. Die einſeitige Verfolgung dieſer eigenthümlichen Richtung nach Auſſen führt den Franzoſen zu völliger Hohlheit, Breite, Herzloſigkeit, Anmaßung, eiteler Darſtellung ſeiner ſelbſt, zu einer läſtigen Freundſeligkeit und Aufdringlichkeit, ja zu einer übermüthigen Verachtung aller geſelligen Verhältniſſe, die er in der bloßen Manier eines allgemeinhöflichen Betragens geradezu perſifflirt, während er doch ohne ſie wieder ſo wenig, als der Fiſch ohne Waſſer leben kann. Den Britten führt dagegen die einſeitige Verfolgung ſeiner eigenthümlichen Richtung auf ſich ſelbſt und nach Innen, zu Leerheit, Trockenheit, Herzloſigkeit, zu feindſeligem, abſtoßendem, ſelbſtſüchtigem, einbliderischem, ſelbſtgenügſamem Weſen, zur Nichtachtung aller geſelligen Verhältniſſe, die doch ſelbſt wieder ohne dieſelben gar keine Bedeutung hätte. Wenn der Franzoſe ſchaal und geiſtlos wird, wie ſchlecht verſchloſſener Champagner verrauſcht und verdampft, ſo verkohlt der Engländer durch völlige Abgeſchloſſenheit von freier Lebensluft. — Höchſt liebenswürdig kann aber der Franzoſ, wahrhaft achtungswerth der Engländer ſeyn, wenn jener Haus zu halten und in ſich zu gehn, dieſer weniger in ſich gekehrt zu ſeyn verſteht. Welch' inniger, alles aufopfernder Freund kann nicht der Britte ſeyn, wenn er einmal ſein Herz aufgeſchloſſen hat, nicht minder iſt es der Franzoſ, wenn er ſich beſinnt, und nicht allen ohne Zurückhaltung ſich hingiebt! — daß der Franzoſ oft in der Welt, der Engländer in ſich ſelbſt zu Grunde geht, hat ja ſeinen Grund nur in einem an und für ſich lobenswürdigem Selbſtgefühl und wenn in dieſem jener vermeint, der ganzen Welt

unentbehrlich zu ſeyn und dieſer, ohne ſie ſich ſelbſt genug ſeyn zu können, ſo darf ja nur jeder von beyden bedenken, daß dieſer lichte Strahl innigen Selbſtgefühls auch in Millionen andern Menſchenſeelen ſich ergoſſen habe, um einzuſehen, wie thöricht ein jedes Sich-allein-etwas-wiſſen-wollen ſey, da ja auch jener lichte Strahl verdunkelt und gebrochen werde, ob er in die Tiefe ſich vergrabe oder auf der Oberfläche zerfahre. Somit würde wahre Bildung ſowohl den Franzoſen wie den Engländer zu den liebenswertheſten und achtungswürdigſten Menſchen zu machen im Stande ſeyn, indem dann keiner von beyden weder ſich noch die Welt überſchätzen aber auch nicht geringſchätzen, ſich ihr weder aufdringen noch entziehen werde. — Tiefer in die Würdigung beyder Nationalitäten einzugehn, war in einer ſo verſchiedenartig gebildeten Geſellſchaft, wie die unſere, nicht möglich, da, um dieſelbe zu einem nur einigermaßen befriedigenden Ziele zu führen, Bücher zu ſchreiben nöthig wäre. Den Frauen war ſchon die Unterhaltung zu lang geworden, und ſie hatten ſich entfernt. Es war wirklich ſchon ſpät und jeder begab ſich in ſein Schlafgemach.

Auf dieſe Weiſe vereinigten Nebel- und Regentage die Geſellſchaft zu mannichfacher Unterhaltung, die freilich nicht immer in Unterredungen, öfter noch in geſellſchaftlichen Zimmerſpielen beſtand. Mehrere von der Geſellſchaft waren muſikaliſch, und führten zu Zeiten Quartetten aus, die ſelbſt dann, wenn es manchmal zu keinem rechten harmoniſchen Spiel kommen mochte, grade durch das vergebliche Bemühen darum dem Zuſchauer mehr als dem Zuhörer zur Beluſtigung dienten. Nahm nun gar Abends Battiſt, unſer Wirth, ſeine Geige von der Wand, um einige Tänze herunterzukratzen, ſo drehte man ſich in dem ziemlich engen und unebenen

Zimmer so gut es gehn mochte, oft mit mehr Vergnügen herum als der glänzendste Ball zu gewähren im Stande ist. —

Seit ein Paar Tagen waren inzwischen unsere Wirthsleute ungewöhnlich thätig geworden. Ziegen und Lämmer wurden geschlachtet, Hühner gerupft, Krapfel und allerley Küchenwerk gebacken. Was habt ihr vor, Battist, redete ich den Wirth an, soll hier eine Hochzeit oder sonst so was gefeyert werden? Ey, wißt Ihr's denn nicht mehr vom vorigen Jahr her? fragte er zurück. Uebermorgen ist ja St. Lorenz. Da wird hier in der Kapelle allgemeiner Ablaß ertheilt. Die Aelpler vom ganzen Rigi, Wallfahrer und Alles versammelt sich dann hier. Sind sie dann fromm gewesen, so geht's ans Steinstoßen, Springen und Laufen. Hintendrein aber wird eins gegessen und getrunken, und da kann man nicht zu viel wüsten, wenn es, wie es scheint, gutes Wetter giebt.

Am Morgen des Fest. Laurentiustages weckte mich ungewöhnlich frühes Mettengeläute. Als ich ans Fenster trat, sah ich Männer und Frauen, Mädchen, Bursche und Kinder viele ärmlich gekleidet, noch mehrere festlich geschmückt aus dem Thale herauf, vom Berg herunter der Kapelle zuströmen. Gegen die Mitte des Morgens fanden sich zu der zweiten Messe und zu Anhörung der Predigt auch städtische Gäste ein, welche grade in Rigistaffel residirten. Als die Predigt begann, begab ich mich zur Kapelle, die so gedrängt voll war, daß ich außerhalb derselben verweilen mußte. Dennoch fing ich manches Wort auf, welches mir zeigte, daß der Kaplan seine Predigt in angemessenem Tone hielt. Um das Heilige des Opfertodes zu zeigen, erzählte er wie sich ein alter Römer einst, Marcus Curtius, mit Roß und Waffen in einen furchtbaren Spalt der Erde gestürzt, Arnold von Winkelried aber aus freiem Entschluß feindliche Speere

in ſeine Bruſt gedrückt und ſo ſeinem Volke den großen Sieg bey Sempach bereitet habe. Am höchſten aber pries er den Tod der Märtyrer für den chriſtlichen Glauben, zur Ehre des Herren, und erzählte nun den Tod des H. Laurentius, den derſelbe mit unglaublicher Standhaftigkeit auf dem glühenden Roſt geduldet. Die Gemeinde war ſichtbarlich auferbaut. Meine außerhalb der Kapelle befindliche, alſo profane Seele, wollte nicht ſo ganz hingeriſſen werden, und ich machte die ſtille Gegenbemerkung, daß Opfertod, einer ſo groß als der andere ſey. Tell, der, wie die Sage erzählt, ſein Leben an die Rettung eines Kindes aus den Fluthen ſetzt und verliert, ſtirbt keinen unwürdigeren Tod als ein Winkelried fürs Vaterland. Er würde, wenn er zu derſelben Stunde einen ſeinen Folgen nach größeren Tod hätte erringen können, ihn zu wählen gewußt haben. Wer der Mutter ein Kind erretten will, will auch dem Vaterland die Freiheit erkämpfen mit ſeinem Leben. Und derſelbe ſollte für die Religion, die ſein ganzes Herz ausfüllt, ohne die ihm das Leben keine Bedeutung hat, ſich zu opfern zagen. Nach der Predigt waren Geiſtlichkeit und Laven gleich aufgelegt zu einer leiblichen Herzſtärkung. Jedes Plätzchen, jeder Winkel in und vor unſerem Waldhorne wurde beſetzt. Doch kam es zu keiner rechten Ruhe und wohlthätlichen Niederlaſſung.

Nach einer Stunde, kurz vor Mittag etwa, entſtand unter den Aelplern eine gewiſſe Unruhe, bis ſie ſich plötzlich in maſſa in Bewegung ſetzten. Nicht weit vom Hauſe bildete ein Theil von ihnen auf hügliger Wieſe und unter freiem Himmel einen Kreis. In einiger Entfernung ſtellten ſich ältere Männer, Fremde und Weiber um ihn her. Knaben drängten ſich zwiſchen die Männer neugierig in den Kreis und hätten ſie ihren Weg auch zwiſchen den Beinen der Erwachſenen ſuchen ſollen.

Ein junger Aelpler, der etwa vier oder fünf und zwanzig Jahre zählen mochte, trat in den Kreis. Sein frisches, sonnegebräuntes Angesicht, aus dem sich eine kühngebogene Nase hervorhob, sicher blickende Augen blitzten, Purpurlippen glühten, zeugte von Gesundheit und Kraft. Er nahm, wie es die democratische Sitte mit sich bringt, vor der versammelten Aelpler-Gemeinde den Hutb ab, stemmte sich auf seinen vor sich in die Erde gebohrten Stab und fing etwa folgender Gestalt zu reden an:

Der Sennammann, den ihr im vorigen Jahr gewählt habt, kann nicht kommen und hat mir, den ihr auch voriges Jahr zu seinem Stellvertreter gewählt habt, aufgetragen, für ihn Gemeind zu halten.

Wir sind also hier besammelet nach altem Herkommen und Brauch, wie Ihr wißt. Es ist nehmlich einmal vor Hundert und mehr Jahren eine große Viehpest und Sterben hier auf dem Berg gewest, daß die Sennen nicht die Hälfti ihres Vieh's, das sie im Frühling zu Berg getrieben hatten, wieder heimbracht haben. Da haben denn unsere Vorfahren eine Bruderschaft aufgerichtet in die Ehre des Heiligen Sant Antoni und Sant Wendelin, auf daß sie ihnen Opfer brächten und Gebete, damit ein Jeder könnt' sein Vieh, wie ers gesund auf die Alp getrieben, auch wieder ungeschädigt und fröhlich heimbringen. Und da haben sie denn die Bruderschaft immer gefeiert alle Jahre am Tage Sant Laurenzi an selbiger Stelle mit Gottesdienst und mit Spielen und zu Michaeli an der Sennenkirchweih mit einer Procession unten in Wäggis. Und so wollen wir's denn auch wieder thun, wie es der Brauch ist und, daß es uns Gott gesegne, fünf Vaterunser beten zur Ehre des Heiligen Sant Antoni und Sant Wendelin. Hiemit kniete er nieder und mit ihm der

ganze Kreis von Männern, Jünglingen und Knaben. Einige Minuten herrschte gänzliche Stille. Das leise Murmeln des Gebetes, das wie ein tiefes Athmen zu Gott erhobener Seelen klang, erfüllte Jeden Umstehenden mit Andacht. Sie erhob meine Blicke über die braun- und silberlockigen oder kahlen Scheitel der Knienden hinaus auf den vor uns, zwei Stunden tief liegenden See. Ueber ihm war der sonst umwölkte Himmel aufgethan und lächelte daraus wie ein freundlichblaues Auge zwischen dunkelen Brauen und Wimpern hervor. Denn finster umstanden den See die Waldberge Unterwaldens, die nur selten und hie und da von drüberhinfliegenden Sonnenblicken erleuchtet wurden. So wählt sich denn, dacht ich, noch immer der reine Sinn des Volkes die schönsten Plätze zu ihren ernsten und fröhlichen Festen aus! Die Betenden erhoben sich und der Redner nahm wieder das Wort:

Ich mein', es wird jetzt an der Zeit seyn, daß die Aemter der Bruderschaft ausgetheilt werden. Es muß nun zuerst ein neuer Sennammann gewählt werden. Der alte hat mir aufgetragen euch zu sagen, daß er es nicht mehr seyn wolle; er habe keine Freude mehr daran und es wäre ihm lieb, wenn der neue mehr Freude dabei erlebe, als er. Hier unterbrach die Versammlung den Redner mit Murren und einer rief: Der alte Sennammann kann selber kommen, wenn er zu klagen hat und wenn er uns nicht mag, mögen wir ihn auch nicht. Ein beifälliges Gemurmel erfolgte, und der Stellvertreter forderte die Gemeinde auf, einen zum Sennammann dar- (vor) zuschlagen. Mehrere brachten sogleich den Stellvertreter selbst in Vorschlag. Der aber verbarg hinter finstern Mienen seine Lust zu dem Ehrenamt unter den Sennen und sträubte sich mit Händen und Füßen dage-

gen. Je mehr dieſer oder jener ihm zurede, deſto ungebährdiger ſtellte er ſich und erklärte endlich gar, er könne, wolle und werde es nicht werden. Da rief ihm einer zu: Ey was, ich meine, du ſeyſt gut genug dazu. Dieſe Redensart wurde mit Beyfall aufgenommen und unter Lachen wiederholt. Als der junge Burſch ſah, daß man auf ihn beſtand und kein anderer in Vorſchlag kam, ſchien ſein Ehrgeiz befriedigt und er ſetzte ſein Sträuben nur noch ſchwach mit der Bemerkung fort, daß es wider Brauch und Ordnung ſey, ſich ſelbſt zur Abſtimmung vor die Gemeind zu bringen. Nun, ſo ſoll es der Kerzenvogt thun, rieth einer. Der Kerzenvogt, welcher der zweyte Beamte nach dem Sennammann iſt, trat ſogleich hervor und ſprach: Wenn es Euch alſo recht und lieb iſt, daß der Sennammann-Stellvertreter unſer Ammann ſeyn ſoll, der hebe die Hand auf! Faſt alle Anweſenden thaten es unter Zujauchzen, was immer den höchſten Beyfall ausdrückt. Sogleich trat er nun ſein Amt an und leitete die noch übrigen Wahlen. Es gieng dabey immer luſtig her, mochte nun ein alter Beamter erhöht oder beſtätigt, oder ein Neuer zu einem Amt vorgeſchlagen werden. Das Sträubeſpiel wiederholte ſich häufig und um ſo nachdrücklicher, wenn neben dem alten Beamten noch andere in Vorſchlag gebracht wurden. Geſchah dieß, ſo brachte der Ammann die Verſchiedenen, in der Folge, wie ſie vorgeſchlagen worden, zur Abſtimmung. Wehe ihm, wenn er dabey nicht die vorgeſchriebene Ordnung beobachtete; es wurde ſogleich mit ſpottendem Schelten gerügt. So wie einer gewählt war, ſtellte er ſich ſogleich in den Kreis zu dem Ammann und entblößte ehrerbietigſt vor der Verſammlung ſein Haupt. Wollte einer etwa nach erfolgter Wahl, wenn ſie ihm wegen unterbliebenen Beyfalljauchzens oder zu weniger Stimmen nicht ehrenvoll

genug hielt, aufs Neue ſich ſträuben, ſo erbarmte ſich einer und endete alles Zaudern, indem er ihn mit einem freundſchaftlichen Rippenſtoß oder anderswie zu dem Sennammann in die Mitte des Kreiſes beförderte. Auf dieſe Weiſe waren endlich alle Beamteten gewählt. Nächſt dem Ammann oder dem Vorſteher der ganzen Sennenſchaft wurde erſtlich ein Kerzenvogt beſtellt. Dieſer muß dafür ſorgen, daß die Kerzen, welche die Bruderſchaft dem St. Antonius und Wendelinus gelobt hatte, gehörig beſorgt und angezündet werden. Sodann kam der Fähndrich, der die Fahne der Bruderſchaft bei ihrer Proceſſion zu tragen hat; ein Schreiber ꝛc. Nachdem alle dieſe Beamteten, und für jeden derſelben noch ein Stellvertreter gewählt waren, ſprach der Ammann: es wird nun wohl auch daran ſeyn, daß wir für zwei Tſchämeler ſorgen. Bey der Beſetzung dieſes mir etwas myſtiſchen Amtes ging es denn auch ſonderbar genug zu. Unter lautem Gelächter wurden viele vorgeſchlagen, und wenn bisher die zu Wählenden ſich beſcheidener Weiſe unter der Maſſe zu verlieren trachteten, ſo machten die diesmal in Vorſchlag Gebrachten ſich eher bemerklich, ſträubten ſich auch gar nicht, ſondern geſellten ſich gleich nach der Wahl in luſtigen Bogenſätzen zu den übrigen Beamteten. Vergeſſet auch die Helfer nicht, rief einer der erwählten Tſchämeler der Verſammlung zu, wir Tſchämeler haben gar ſchwere Arbeit. Auch die Helfer wurden erwählt. Ich erfuhr ſpäter, daß die Tſchämeler die Hanswürſte und Maitres de plaisir bey den Feſtlichkeiten der Sennbruderſchaft wären. Sie erſcheinen z. B. bey der Sennenkirchweih in Wäggis in wilde Männer verkleidet, werfen Lebkuchen unter das Volk aus, und haben überhaupt das Recht, Spaß mit jedem zu treiben. Nach Beendigung dieſer letzten Wahl beauftragte der Ammann den Kerzenvogt, Geld

einzusammeln, welches zu Anschaffung der den Heiligen gelobten Kerzen und anderen Ausgaben der Bruderschaft nöthig sey und ermahnte jeden Anwesenden, daß er seine Schuldigkeit thue, d. h. nicht weniger in den Huth des Kerzenvogts werfe, als er nach der Anzahl seines Viehes verpflichtet sey. Der Kerzenvogt that, wie ihm geheißen war, und brachte mir einen großen Begriff von seiner gewissenhaften Amtsführung bey; denn ihm entging nicht nur keiner der Steuerpflichtigen, sondern er zog in deren Kreis auch mich und andere Fremde, indem er uns den Huth unterhielt. Bey mir wunderts keinen meiner Leser, denn meine unbegränzte Verehrung vor der animalischen Bevölkerung dieses Berges muß doch wohl als starker Zug meines Charakters auf meinem Gesicht zu lesen gestanden haben? —

Jetzt brach die Versammlung nach einem etwas tiefer gelegenen Platz auf, der durch ein aufgerichtetes Kreuz geweiht und zu den Wettspielen, die nun beginnen sollten, bestimmt war. Die Beamteten traten hier sogleich ihr Geschäft an, indem sie als Festordner agirten. Zuerst wurde ein Steinstoßen gehalten. Auf einem etwas erhöhten Platz stellten sich die Wettstoßenden. Davon abwärts bildeten die Zuschauenden eine Gasse. Zuerst wurden leichtere Steine, die gleichwohl die flache Hand der ziemlich riesenhaften Sennenfäuste bedeckten, wohl dreißig bis vierzig Schritt weit geschleudert; dann immer schwerere, so daß zuletzt der Wettkampf nur von den gewaltigsten Stößern geführt werden konnte. Je schwerer die Steine wurden, desto neugieriger drängten sich die Zuschauenden vor, wie augenscheinlich auch die Gefahr war, daß die Steine, wo sie hintrafen, unheilbar verletzen mußten. Als die Bemühung der Ordner wenig fruchtete, schritt einer der Stoßenden zu einem durchgreifenderen Mittel, indem

er einen mächtigen Stein in eine, mitten in der Gasse des sindliche Pfütze stieß, daß sie nach allen Seiten hin etwas wohlbeleibte Strahlen sprühte. Zuletzt wurden die Steine zwei Köpfe groß und so schwer, daß sie höchstens 6 bis 8 Schritte weit flogen, und beym Niederfallen zur Hälfte in dem feuchten Boden versanken. Solche Steine mögen es gewesen seyn, welchen Brunhild, König Gunthers Gemahlin, nachdem sie dieselben geworfen, nachsprang. Das Werfen solcher Felsstücke geschieht auf eine ganz eigenthümliche Weise, welcher die Benennung Stoßen durchaus angemessen ist. Der Stoßende nimmt nähmlich den Stein auf die flache Hand und hebt sie über die rechte Schulter hinaus. Dann geschieht das Ausholen zum Stoß mit dem ganzen Leibe. Auf das rechte Bein gestützt, das linke erhoben, biegt sich der Stoßende hintüber und stößt dann, indem er mit dem linken Bein gewaltig vor- und niedertritt und den ganzen Oberleib vorüberwirft, den Stein in die Luft. Einige ältere Männer unter den Zuschauenden wurden hie und da von der Lust ergriffen, ihre Kräfte mit der Jugend zu messen und waren dann schon zufrieden, wenn sie es ihr nah und nicht mehr gleich oder zuvor thaten. Ein großer, starker Mann, der wohl schon fünfzig Jahre und mehr zählte, wurde mit vieler Achtung von den Jungen empfangen, als er sich zu ihnen gesellte. Als er inzwischen sah, daß seine Stöße immer einen guten Schritt zurückblieben, trat er wieder mit den Worten unter die Zuschauer: Na, meine Zeit ist vorbey, ich muß den Jungen schon Platz machen. Zuletzt wurde der Unterschied der Stöße immer geringer, daß sich der Sieg schwer entscheiden ließ. Endlich nahm ein junger Hirt, der seine Sennhütte etwa zehn Minuten weit vom kalten Bade hatte und uns unter dem Namen „Fränzel" bekannt war, ein baumstarker Bursch, der

wohl ſechs Fuß hoch war, alle ſeine Kräfte zuſammen, und ſtieß den ſchwerſten Stein zwei Schritt über das bisher weiteſte Ziel hinaus. Allgemeines Beyfallrufen erklärte ihn zum Sieger und er war es wirklich, denn keiner wollte ſich mehr nach ihm verſuchen. Sein Stoß war aber auch ſo gewaltig geweſen, daß er ſelbſt glaubte, er habe ſich dabey den Arm aus der Achſel geriſſen. Indeſſen vergaß er den Schmerz über der Ehre, die als der größte Preiß gilt, weil alle ausgeſetzten Gewinne bey dieſer Sennenſchaft äußerſt gering ſind. Nach den Stoßübungen wurde noch in die Weite gelaufen und geſprungen. Jenes geſchah bergan, und wie das Steinſtoßen mit dem Schleudern leichterer Steine anhub, ſo liefen zuerſt die kleinſten Knaben und dann immer größere. Um recht leicht zu ſeyn, bekleiden die Wettläufer nur Hemd und Hoſen an; dieſe ſtreiften ſie an den ganz entblößten Beinen, weit über die Kniee zurück. Eben ſo leicht waren die Wettſpringer angethan, nur daß ſie wie beym Stoßen wieder Schnupftücher oder leberne Gurte um den Leib banden. Es wurde nur in die Weite geſprungen. Die Beſten ſprangen zwei und zwanzig bis vier und zwanzig Schuh weit, wobey ſie denn aber auch zu allgemeiner Beluſtigung auf dem glatten Raſen, ſo lang ſie waren, niederfielen. — Worauf alle vernünftigen Feſte, freimaureriſche, wie academiſche, höfiſche und andere hinauslaufen, nach der nöthigen, körperlichen und geiſtigen Anſtrengung oder Erhöhung, das blieb auch hier nicht aus, ich meine das Eſſen und Trinken, das ſogar viele gelehrte und gebildete Leute als die Krone des Feſtes anſehen, ohne die verwirrten Vorſtellungen, welche dieſe Anſicht erweckt, zu bedenken. Es wäre freilich nicht übel, wenn man die Kronen vom Haupt auf den Magen verpflanzte. Was ſollen ſie denn auf dem Kopf, den ſie blos

drücken, ohne ihm Schatten zu gewähren und Schutz gegen Regengüsse, während sie doch in der Gegend des Magens wenigstens die Stelle eines tüchtigen Hosenknopfs vertreten konnten? — Eigentlich wollte ich aber hiemit nur angedeutet haben, daß nach Beendigung der Wettspiele Alles zum kalten Bade zurückkehrte, um sich gehörig mit Speiß und Trank zu laben. Die Einwohnerschaft des Waldhorns und die Fremden von Rigistaffel, welche dieselbe mit ihrem Besuch beglückten, thaten ordentlich, als hätten auch sie Gemeind gehalten, gestoßen, gesprungen und gelaufen und fielen, trotz allem beobachteten Anstande, mit gehöriger Wolfsgier über das Mittagsmahl her. Uebrigens bildeten wir, denn ich war keineswegs zurückgeblieben, einen grellen Gegensatz mit den Aeltern, welche in dem Nebenzimmer sich's wohl seyn ließen. Sie waren in fortwährendem Jubiliren begriffen. Dicht neben einander gedrängt. Mann an Frau, Bursch an Dirne, freuten sie sich ihres Lebens, schäkerten und scherzten durcheinander, wie es die Laune eines frohen Tages ihnen eingab. Wir dagegen, freilich auch auf einen kleinen Raum gezwängt, vergaßen dießmal keineswegs unserer Städtischen Sitten. Es waren Fremde bey uns, es durfte die Etiquette nicht verletzt werden. Zwey mit Juwelen geschmückte Weiber schoßen einander neidische Blicke zu. Ein alter Hypochondricus zu meiner Rechten hatte zu viel mit seinem Magen zu thun, um nicht alle Speisen entweder ungesund oder unbelikat zu finden, und doch am Ende von Allen, so viel er vermochte, zu verschlingen, denn — kostete es ihm nicht sein gutes Geld, dafür heute am Feste noch dazu mehr verabreicht wurde als sonst? Es wollte keine rechte Heiterkeit aufkommen, man war befangen, und wagte sich einmal ein Scherz hervor, so war er vom Zaun gebrochen oder eine

ſeine Gemeinheit. Die drei Blumen unſerer Geſellſchaft, welche voneinander unzertrennlich waren, ſaßen auch dießmal beyeinander und ſuchten durch eifriges Zerlegen und Vertheilen der Speiſen ſich über die wenig erbauliche Tiſchunterhaltung zu tröſten. Die Aufhebung der Tafel war eine wahre Erlöſung. Zum Glück war das während der Wettkämpfe eingetretene Regenwetter vorüber und man konnte ſich im Freien ergehen. Ich flieg zu unſerer Kapelle hinab, auf welche das heutige Feſt meine ganze Aufmerkſamkeit gelenkt hatte. Genauer als je zuvor betrachtete ich alles darin. In buntem Durcheinander ſind an den Wänden, meiſt frazzenhafte Bilder, wächſerne und hölzerne Arme, Beine, Gliedmaßen, Krücken und dergleichen Dinge ex voto aufgehängt, als eben ſo viele Zeugniſſe der Wunderkräfte, welche theils die Quelle, theils das Gebet in dieſer Kapelle, zu deſſen Marienbild oder zu andern Heiligen, gewirkt haben ſollen. Solch ein Bild, zu welchem eine große Menge Menſchen im Vertrauen auf ſeine Wunderkraft ihre brünſtigen Gebete richtet, erregt ohne Zweifel unſer Intereſſe. Ich wendete daher meine Aufmerkſamkeit dem wunderthätigen Marienbild zu, welches über dem Hauptaltare der Kapelle aufgerichtet ſteht. Es zieht eben nicht durch ſein Aeußeres an, da es nach gewöhnlicher Art mit grellen Farben und Goldlack überkleſt iſt. Inzwiſchen fiel mir doch die unverhältnißmäßige Größe des Kopfes auf, welche mich an die ähnliche Erſcheinung an altdeutſchen Bildern um ſo mehr erinnerte, als die Geſichtszüge eher einen ſtrengen Ernſt, als huldreiche Milde oder gar Lieblichkeit ausſprachen. Ich trat näher und fand, daß an der Bildung dieſer Statue, welche von Holz iſt, die Kunſt eben keinen großen Theil gehabt hatte. Dagegen glaubte ich daran eine einfache und tiefe, den älteſten Zeiten hoher

Frömmigkeit würdige Symbolik zu bemerken. Es war, wie auf dem rechten Arm der Muttergottes der Jesusknabe ruhte, in deren linke Hand ein Apfel gelegt. Das Weib also brachte die Sünde in die Welt, das Weib mußte auch den Erlöser gebären! Denn das Weib ist eben so für den größten Aberwitz, als für die reinste Tugend empfänglich! Das sprechen die heiligen Geschichten, das spricht die Erfahrung aller Zeiten aus! — Daß aber das Bild nicht der neuern Zeit angehöre, glaubte ich auf einer, in der Kapelle aufgehängten Pergamenttafel bestätigt zu finden. Sie erzählt nehmlich wie zu König Albrechts Zeit an der Quelle drey fromme Schwestern gelebt hätten, nach deren Tode die Quelle und vor Allem das Mutter Gottesbild, zu welchem die Schwestern gebetet, bedeutende Wunder zu üben angefangen und man sich deshalb bewogen gefunden habe, diesem Bilde eine Kapelle zu errichten. Selbige sey dann im Jahre 1585 von Balthasar von Askalon, Bischof von Konstanz geweiht worden ꝛc.

Vor dem Waldhorn fand ich, als ich zu demselben zurückkehrte, Alles in lautem Jubel. Alle Bänke und Tische vor demselben waren mit zechenden Aelplern besetzt. Andere aus ihnen ergötzten sich jauchzend am Kegelspiel. Ihnen schien aber das Himmeln der Kugeln auf der Bahn zu umständlich; sie warfen dieselben lieber im Bogen durch die Luft auf die Kegel zu. Auf dem Platze, da vor dem Mittagessen Gemeind gehalten wurden, tummelten sich die rüstigsten von den jungen Sennen in allerley gefährlichen Ringübungen herum, die in den zuschauenden Weibern und Männern der Umgegend Freude, in den umstehenden Fremden Staunen erregten. Die Ring- oder Schwing-Kämpfe, welche den Bewohnern des Berner-Oberlandes, Obwaldens, des Entlibuchs

und Emmenthals eigen sind, boten ein um so gefährlicheres Schauspiel dar, als die hiesigen Neipler es nicht recht verstanden und sich regellos herumbalgten. Statt daß die Paare, der rechten Schwingsitte gemäß vor einander niederknieten, mit der Rechten die aufgekrämpelten Schwinghosen des Gegner über dem rechten Dickbein, mit der Linken der Hosengurt über der linken Hüfte packten und nun so lange hin und her stemmten und wägten, bis sie den Gegner in die Höh heben und auf den Rücken legen konnten, zerrten sie einander an den Beinen herum und überkugelten sich dabei auf das Possierlichste. Darum verschmähte es auch ein Unterwaldner Schwinger, der auf einer Wallfahrt begriffen gerade herbeykam, mit ihnen zu kämpfen. Es war, wie die meisten Unterwaldner, ein von Gestalt und Angesicht wahrhaft schöner Mann. Kraft und Gewandheit war in seinem vollen, schlanken Gliederbau, frommer Ernst und milde Freundlichkeit in allen seinen Gesichtszügen ausgeprägt. Man forderte ihn, der nicht ohne Vergnügen und prüfenden Blick dem Wettkampf zusah, auf, einen Schwung oder Hosenlupf zu thun. Er lehnte es mit den Worten ab: Das ist nicht Wallfahrtswerk. Inzwischen würde er vermuthlich, wenn es ihm auch mit dieser Ausrede Ernst gewesen seyn mag, auch sonst nicht mit geschwungen haben; denn ein geübter Schwinger hält es eben so für eine Unehre mit einem Ungeübten seine Kräfte zu messen, als einem Geübteren den Kampf zu versagen. Es wird nämlich das Schwingen von den Schweizern, wie eine adlige und adelnde Kunst geübt, deren Regeln streng beobachtet werden müssen. Daher reichen sich auf jedem Schwingfest des Gebirges die Kämpfenden die Hand, womit sie einander gelobt, in der Hitze des Kampfes, der oft halbe Stunden lang währt, sich zu keinem

unerlaubten Griff verleiten zu laſſen. Daher bilden ſich Familien, deren Glieder von uralten Zeiten her ſich in der edeln Schwingkunſt ausgezeichnet haben, nicht weniger auf ihre Schwingahnen ein als Adlige auf die übrigen. Manche Familien glauben ſich durch die Geburt ſchon eben ſo zu Schwingern prädeſtinirt, als Barone und Grafen zu Kriegshauptmannsſtellen und Hofämtern. Ein Unterwaldner äuſſerte gegen mich einmal geradezu, die Kunſtfähigkeit zum Schwingen läge im Blut, werde von den Vorfahren angeboren. —

Nachdem auch dieſes Wettſpiel vorüber war, verſammelte ſich unſere Geſellſchaft nebſt ihren Gäſten wieder zu löblichem Thun, nämlich zum Kaffeetrinken und Honigſchnitten-eſſen. Letzteres wurde von uns immer mit deſto ärgerem Enthuſiasmus getrieben, als es durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft dahin gekommen war, daß die ſchon vielgenannten Blumen uns Männern die nöthigen Schnitten mit emſiger Hand zu bereiten pflegten. So wenig es meiner männlichen Eitelkeit ſchmeichelte, ſo konnte ich doch nie die Vorſtellung ganz unterdrücken, daß ſie, die Blumen mein' ich, für uns wie Bienen für Hummeln arbeiteten. Im Grunde iſt es aber auch eine ganz dumme Vorſtellung, denn wie können Blumen zugleich die Bienen ſeyn, die aus ihnen Honig ſaugen und bereiten? Wer kann aber dem Spiel der Phantaſie, das jeden Augenblick neu thätig wird, gebieten, und die Bienenblumen oder Blumenbienen mußten von demſelben heute noch mehr leiden. Wir ſaßen im Freien und ſo wurde auch die Unterhaltung freier, als beym Mittagmahl. Ein alter Pariſer hatte genug Wein und friſche Luft getrunken, um am ganzen Leibe jugendlich zu glühen, von Luſt und Witz überzuſprudeln. Er ging ſo weit, Paris und alles ſtädtiſche Leben zu verwünſchen und eine

Rousseauische Rückkehr zur Natur zu predigen. Ein neben ihm sitzender Engländer, ein junger, schöner Mann, wendete ihm dagegen ein, daß den Wünschen seines Herzens sein graues Haupt die Erfüllung versagen werde. Was, rief der Franzos, brechen nicht gerade unter Schnee und Eis dieser Berge die lebendigsten Quellen hervor? Die Natur hier wirkt die größten Wunder! Vertragen wir beyde uns hier nicht aufs trefflichste und doch sind Sie ein Engländer und ich bin ein Franzos; ich bin alt und Sie sind jung. Diese Umstände würden uns in Paris weit auseinander halten.

Wie dieses Gespräch sich weiter gesponnen, wie es geendet, weiß ich nicht zu berichten, denn was der Franzos von den wunderwirkenden Kräften der uns hier umgebenden Natur gerühmt, begann sich in mir selbst, obgleich in ganz anderer Weise, zu äußern. Ich warf bey seiner Bemerkung einen Blick auf die Unterwaldner Berge. Sie erschienen mir wie ein großes Amphitheater, das nicht von tausend Lampen aber von Millionen Sonnenstrahlen erleuchtet war. Auch stiegen seine Sitzreihen nicht allein aufwärts, sondern auch in die Tiefe, so daß den höchsten, glänzendsten, eben so glänzende in der Tiefe entsprachen. Nicht allein zu seiner Decke wölbte sich der Himmel, er ruhte auch als Boden in der unergründlichen Tiefe des Sees. Ein See, der den Himmel in seinem Schoße trägt, übt immer die fesselnde Gewalt eines Zauberspiegels über mich. Auch dießmal that er's und ich konnte nicht satt werden hineinzuschauen. Die glänzenden Schneeberge, die in ihm schwammen, verwandelten sich in meiner Phantasie urplötzlich in jene schimmernden Krystallpaläste, von denen sonst nur Mährchen zu erzählen wissen. Ich zweifelte um so weniger daran, daß sie es wären, da noch dazu aus ihnen, durch die goldgrüne Fluth herauf, drei jung-

fräuliche Geſtalten tauchten und in ihr, mit dem ſchlanken Oberleib über den Waſſern ſchwebend, zu tanzen begannen. Mir war, als grüßten ſie mich, als winkten ſie mir und als ſtünde ich am Ufer des Sees. Ich wollte eben hineinſpringen, da tönte ein ſchallendes Gelächter an mein Ohr. Ich erwachte wie aus einem Traum und merkte nun, was ich freilich ſonſt ſchon hätte wiſſen können, daß jene drei Jungfrauen im See keine andern waren, als die uns längſt bekannten drey, wie auf einem Stengel blühenden Augentröſtlein, unzertrennliche Blumen unſerer Geſellſchaft, die mir das gute Glück dieſes Nachmittags gegenüber gepflanzt hatte. Nachdem ich mir die Augen gerieben hatte, ſah ich ein, daß dieſes Traumwunder ganz natürlich zuging. Der Traumgott hatte diesmal die Theorie des Sehwinkels geſpielt, nach welcher ich nämlich meine Blicke nicht in den See ſpazieren laſſen konnte, ohne auf dem Hin- und Rückwege den drey Freundinnen zu begegnen, hinter deren Häuptern und Nacken der See, freilich ſtundentief und weit, lag. Das unerklärbare Wunder bleibt dabey immer, wie ich die Entfernung des Sees, oder die Nähe meines ſchönen Vorgrundes durchaus vergeſſen konnte. So viel iſt gewiß, daß ein ſo feuchtglänzender Hintergrund den darauf hingemalten Figuren ein eben ſo verklärtes Anſehen giebt, als Heiligenbilder haben, die auf Spiegeln gemalt ſind. Die reinſte Klarheit umfließt ſie, ſie treten äußerſt lebendig hervor, und während ſie mitten unter uns zu leben ſcheinen, iſt es doch auch wieder, als gehörten ſie einer andern uns durchaus fremden Welt an. Dergleichen heilige Spiegelbilder trifft man häufig in dieſen Gegenden an und es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß die Natur die Idee dazu und den Geſchmack dafür erweckt hat. Wie oft ſieht man nicht am Ufer der Seen Menſchen nur von ihrem

Spiegel umgeben, wie oft glaubt man auf dem Rand eines Berges andere im reinen Blau des Himmels wandeln zu sehen. — Inzwischen waren diese Betrachtungen, welche meinem Erwachen folgten, nicht geeignet, mich ganz der Gewalt des einmal angeregten Phantasirens zu entreissen. Ich fing jetzt an, mit der Vergleichung des Bildes vor mir und der Spiegelbilder zu spielen, so daß mir sehr zur rechten Zeit unser Denkeli eine höchst appetitlich zugerüstete Honigschnitte darreichte, weil ich eben daran war, jedem Anachronismus zum Trotz, in dem mir gegenübersitzenden Mädchendrey die drey Schwestern der Quelle aufleben zu lassen. Hatte ich sie nicht oft genug bey der Kapelle, in der Schlucht, auf diesem und jenem dunkeln Felsen- und Waldpfade wandeln sehen? — Jetzt wollte ich aber durchaus wach bleiben, denn ich war immer noch nicht ganz im Klaren, ob jenes Gelächter mir gegolten habe oder nicht, und zu einem zweiten wollte ich wenigstens nicht Anlaß geben. Ich warf also die Frage etwas laut ins Gespräch, ob man denn keine genauere Erzählung über die drey Schwestern kenne, welche bey unserer Quelle gehauset und dem Ort Namen und Heiligkeit verliehen haben sollten. Das Wenige, welches man auf der Pergamenttafel in der Kapelle erfahre, fuhr ich fort, sey doch gar zu trocken und dürftig. Es sey nicht zu glauben, daß, wenn jene drey Schwestern nicht mit den glänzenden Farben der Heiligkeit vor die Einbildungskraft des Volkes getreten wären, sie jemals die Aufmerksamkeit auf diesen Ort gelenkt und erhalten haben würden. Ein bloßes Faktum mache auf das Gemüth des Volkes eben so wenig Eindruck, als der trockene Begriff einer Sache. Für dießmal, nahm der Geistliche das Wort, trifft wenigstens Ihre Bemerkung zu. Jetzt freilich sind die Vorstellungen, welche man von jenen drey Schwestern hegt,

sehr bruchstückartig, ja das Andenken an sie ist so erblichen, daß der Name sogar, den sonst die Quelle von ihnen trug, fast gänzlich ausser Brauch gekommen ist; sonst nannte man sie den Schwesternborn, heut zu Tage kennt man fast nur den Namen des kalten Bades. Das mag wohl wahr seyn, was Sie da von den unzusammenhängenden Erzählungen, die über die Schwestern im Umlauf sind, behaupten, wandte dem Geistlichen ein Anderer ein, der sich heute unter uns befand, allein nichts desto weniger leben dieselben noch im Gemüthe der Menschen, deren Einbildungskraft sich noch so sehr mit ihnen beschäftigt, daß manche behaupten, sie da und dort vor langer Zeit einmal gesehen zu haben, obwohl es unter der Jugend unseres Dorfes Wäggis heißt, nur dem Schlimmsten von allen jungen Burschen erschienen sie. Als ich mich über letztere Meinung verwunderte, die ein Glück, dessen man sonst nur die Frommen theilhaftig mache, grade den Unfrommen widerfahren lasse, sagte der Mann von Wäggis, man verbände mit dem Wort „schlimm" gar keinen so bösen Begriff, es bedeute bey ihnen etwa nur das, was man wohl auch muthwillig, verwegen, vorwitzig aber auch unternehmend nenne. Auch stimmt diese Meinung, nahm der Geistliche wieder das Wort, ganz mit der ausführlicheren Sage vom Schwesterborn zusammen, die ich einst nach langem Umherfragen, von einem alten Mann vernommen habe. Als ich nämlich vor mehreren Jahren hieselbst Kaplan war, so interessirte es mich allerdings sehr, genauere Kunde darüber einzuziehen, wie dieser Ort zu dem Ansehen nicht blos bey den Sennen des Berges, sondern weit und breit gekommen ist, dessen er sich noch erfreut. Denn wenn auch die Kapuziner drüben bey Maria zum Schnee mehr Wallfahrer an sich zu ziehen gewußt haben, so geht doch auch keiner so leicht nach

Hause, bevor er nicht herüber gekommen ist, am Schwesterborn getrunken, und sein Gebet in der hiesigen Kapelle verrichtet hat. Die Sage nun, die ich vernommen, giebt, wie viel die ihr zu Grunde liegende Thatsache durch Tradition verloren oder empfangen haben mag, doch Aufschluß genug, um wenigstens einzusehen, wie unsere Kapelle im Glauben des Volks bis auf den heutigen Tag ihr Ansehen behauptet hat. Wenn es Ihnen, sagte er zu mir gewendet, und der Gesellschaft überhaupt gefällt, Sage statt Geschichte zu vernehmen, so bin ich gern erbötig, mitzutheilen, was ich selbst mir habe erzählen lassen. Ein Theil der Gesellschaft erhob sich, oder setzte früher angesponnene Gespräche fort; ein anderer gab durch Näherrücken zu erkennen, daß er zu hören geneigt sey, und der geistliche Herr begann:

Zu König Albrechts Zeiten, da noch die Landvögte das Land inne hatten, und die Bewohner dieser Gegenden unter der Geisel ihrer Willkühr litten, da war nicht blos Geld und Gut, da war selbst die Unschuld vor jenen Unholden in Gefahr; ihr Uebermuth erlaubte sich jede Zügellosigkeit. Aber wie aus dem Judenthum das Christenthum geboren worden, wie selbst die Knechtschaft, die Tyranney oft die Mutter der Freiheit ist, so auch bildet sich der Sündhaftigkeit gegenüber, freilich ganz gegen deren Absicht, die Tugend in himmlischer Reinheit. Es lebte nämlich zu jener Zeit, von der ich spreche, dort drüben auf dem Schloß zu Meggen zwischen Küßnacht und Luzern ein österreichischer Landvogt. Diesseit des Sees aber, zwischen Küßnacht und Wäggis, wohnte in Kreppen eine ehrsame Bauerfamilie. Zu ihr gehörten drey Töchter, deren Schönheit und Anmuth jeden, der sie sah, mit Wohlgefallen erfüllte, während der Ruf ihrer Frömmigkeit und Sittsamkeit dieselben manchem braven Burschen

noch mehr zur künftigen Hausfrau empfahl. Von ihnen vernahm der Landvogt; von der Schönheit gereizt, von der Tugend, die seinen lüsternen Absichten nicht günstig war, noch mehr angefeuert, beschloß er, es koste, was es wolle, die drei Jungfrauen zu seiner Beute zu machen. Obgleich sein unsittlicher Lebenswandel verschrieen war, so wurde es ihm als angesehenem Manne dennoch leicht, sich Zutritt im Hause der Eltern jener Schwestern zu verschaffen. Oft und immer öfter kam er von Meggen nach Kreyen über den See und wußte sich, um desto sicherer zu seinem Ziele zu gelangen, so wohl zu benehmen, daß die Eltern zu zweifeln anfingen, ob auch die Gerüchte von seiner Lüderlichkeit wahr seyn könnten, ja, daß sie es endlich gar so ungern nicht sahn, wenn sich der Herr Vogt mit den Töchtern zu thun machte, besonders da derselbe so hie und da hatte merken lassen, daß sein adliges Gemüth von der Schönheit besiegt, sich wohl zu derselben herabzulassen im Stande sey. Desto scheuer hielten sich die Schwestern selbst, sicher von ihrem reinen Gefühl geleitet, vor dem zurück, dessen Höflichkeit sie wie Gifthauch anwehte. Sie hatten sich nicht geirrt, denn bald verwandelte sich die Höflichkeit in Zudringlichkeit, und als es dem Vogt einmal geglückt war, die Schwestern in Abwesenheit der Eltern allein zu finden, wagte er es, einer wie der andern die ehrenrührigsten Anträge zu machen. Glühend vor Schaam wurden sie von den Eltern angetroffen, und diese konnten und wollten nun selbst nicht hindern, daß ihre Töchter fortan jedesmal, wenn sie des Vogtes Schiff von Meggen herüberkommen sahen, sich in den Wald hinter dem Dorfe zurückzogen. Als der Vogt sie mehrere Male nicht gefunden hatte und wohl merkte, daß sie ihm flöhen, so drohte er den Eltern, wenn er das nächste Mal wiederum ihre Töchter nicht träfe, so wolle er sie mit

Gewalt rauben und sich grimmig an ihnen rächen. Von dieser Drohung des Vogtes benachrichtigt, beschlossen die Schwestern auf immer das elterliche Haus zu verlassen, und sich tiefer in den Wald und auf die höheren Bergregionen des damals fast unbetretenen Rigi zurückzuziehn. An einem bestimmten Ort brachten ihnen alltäglich ihre Eltern das Essen, ohne sie jemals anzutreffen; nur fanden sie, wenn sie andern Tags wieder kamen, die leeren Gefäße, an deren Stelle sie gefüllte setzten. Aber nicht lange dauerte es, so blieben die Speisen, ob sie auch die schmackhaftesten waren, unberührt. Vergeblich stellten die bekümmerten Eltern nun Nachsuchungen in dem durchaus noch wilden Waldgebirg an; nirgends fanden sie eine Spur, ja das einzige, was ihnen aufstieß, ein zerfetztes Gewand, welches sie als das einer ihrer Töchter erkannten, mußte ihnen die traurige Ueberzeugung geben, daß dieselben der Rache und wilden Gier des Landvogts nur entgangen seyen, um eine Beute der wilden Thiere zu werden. Gränzenlos war der Eltern Betrübniß und wer nur die drey frommen und schönen Schwestern gekannt hatte, beweinte mit ihnen ihren Tod. Was half es ihnen, als bald darauf, da die Männer von Schwyz die Burg Schwanau auf dem Lowerzer See, und die von Unterwalden des Landenbergs Schloß bey Sarnen gebrochen hatten, endlich auch den Vogt von Meggen die Strafe für das ereilte, was er an dieser Gegend und auch an ihnen gesündigt hatte? —

Mit der Gewinnung eidgenössischer Freiheit fing man indeß an, mehr Liebe, denn zuvor, auf Erhaltung und Erweiterung seines Eigenthums zu wenden, das nun nicht mehr die Lust fremder Herrn erregte. Die für die Jagdfreuden der Ritter wildgelassenen Wälder begann man immer mehr auszuroden und sie zu Weiden für das Vieh zu benutzen.

Die Gemeinde Wäggis, eine von den wenigen, welche ſchon ihren Abgeordneten unter den 33 Männern auf dem Grütli hatten und die mithin, ſo wie Gerſau, zu denen gehörte, von welchen die Gründung ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft ausgegangen iſt, wie es Tradition und Urkunden *) bis auf den heutigen Tag erweiſen, — dieſe Gemeinde unternahm es in Folge jener ewig denkwürdigen Begebenheiten, den wilden Wald des Rigi auszureuten, und legte auf demſelben Alpungen an. Der Weg zu dieſen führte aber die Hirten durch dichten dunklen Wald. Als einer derſelben einsmals zur obern Alp hinaufſtieg, war es ihm, als ſäh er zu ſeiner Linken fern im Gebüſch zwei Geſtalten und neben ihm einen Schein, wie ein Flämmchen, ſchweben. Es nahm ihn Wunder und er erzählte es ſeinen Genoſſen, die jedoch wenig darauf achteten, weil ſie wußten, daß einem oft im Walde dergleichen Erſcheinungen vorkämen, welche, wenn man darauf zuginge, in Nichts zerfließen. Als aber nicht lange darnach ein Anderer von ihnen deſſelben Weges kam, ſah auch er die Erſcheinung wieder, aber ſtatt zweier Geſtalten zwei Flämmchen und ſtatt des einen Flämmchens eine Geſtalt. Die Erinnerung an das, was ſeinem Geſellen hier begegnet war, machte ihn ſchon ſtutziger, und mit abgewandtem Geſicht eilte er zu den andern Hirten und berichtete ihnen, was er geſehn. Er fand ſchon mehr Glauben als ſein Vorgänger, und man wollte fortan nicht gern mehr den Weg von und nach Wäggis allein machen. So geſchah es, daß einige Zeit nachher Mehrere zugleich auf demſelben wanderten. Als ſie an die ſchon allen bezeichnete Stelle kamen, ſo ſahen ſie's wieder, aber keine Geſtalt mehr, nur drey Flämmchen wiegten ſich

*) S. Tſchudi zum Jahre 1359.

auf den Zweigen und schienen gegen die Wanderuden heranzuschweben, und ihnen immer nachzukommen, wie weit sie sich aus Furcht davor zurückzieben mochten. Endlich faßte einer von den Hirten, der immer durch Verwegenheit und Tollkühnheit sich auszuzeichnen bemüht gewesen war, Muth und stand still; auch die Flämmchen standen; jetzt wagte er's auch, gegen sie vorzurücken und sie wichen zurück. Immer muthiger gemacht verfolgte er sie wohl eine Stunde lang, indem sie so geschickt links und rechts durch den Wald wichen und an Felsen vorübergleiteten, daß der kecke Bursch, der sie gar zu haschen trachtete, nie zu seinem Ziele kommen konnte. Da fuhren sie endlich in eine Schlucht hinein, die immer enger und enger wurde, und, als jener schon meinte, hier würden sie ihm nicht mehr entgehen können, verschwanden sie hinter einer Felsenecke; er drang nach, vernahm unter seinen Füßen ein dumpfes Murmeln, zwängte sich hastig durch die nun bis auf Mannsdicke zusammengetretenen Felsen und befand sich plötzlich auf einem von überhangenden Nagelfluhfelsen, wie von Klostermauern umschlossenen Platz. Auf den Felsen standen Tannen und Gesträuche; ihm gegenüber quoll zwischen zwei Felsen dicht am Boden sanft ein Brunnen hervor; links neben demselben lehnte an dem einen Felsen ein Dach, unter welchem drei Lagerstätten zu sehen waren. Als er verwundert vorschritt und um sich schaute, nahm er rechts hinter sich, der Quelle gegenüber, einen Altar mit einem Muttergottesbild wahr, und die drey Flämmchen, welche um dessen Haupt schwebten. Kaum hatte er sie gesehen, so fuhren sie, ihn blendend, dicht vor den Augen wie ein Blitz vorüber hinein in das Gelüft, aus welchem die Quelle und mit ihr ein Ton, als brodle etwas darin, hervorkommt. Schnell wurde die Begebenheit bekannt, und jedem fielen sogleich die drey frommen

verſchwundenen Schweſtern ein. Noch fanden ſich Leute, welche das Muttergottesbild in ihrer Eltern Hauſe geſehn haben wollten und dieſes, ſo wie der Ort und die Quelle kamen bald in den Ruf beſonderer Heiligkeit. Wo ſo fromme Jungfrauen ihr keuſches Leben im Dienſte der Himmelskönigin beſchloſſen hatten, glaubte jeder größeren Troſt und größere Beruhigung im Gebet zu finden. Ermattete und Kranke fühlten ſich durch die Quelle, welche die Heiligen genährt und an deren Urſprung ihre Geiſter jetzt zu wohnen ſchienen, wunderbar geſtärkt, und ſo wurde das Muttergottesbild, vor welchem, Quelle und Ort, an welchem Jene Labung, Troſt und Stärkung und Weihe zur Gottſeligkeit empfangen hatten, bald den Gnadenreichen zugezählt. Lange blieb alles unverändert; dann wurde einem Waldbruder, da wo jetzt unſer Wirthshaus ſteht, eine Hütte gebaut, damit die Wallfahrenden hier oben die Meſſe hören könnten. Erſt ſpäter wurde dem alten Stamberte gegenüber, eine Kapelle 1540 erbaut und 1585 vom Konſtanzer Biſchoff geweiht. Aber das Muttergottesbild ſoll noch daſſelbe ſeyn, und die vor faſt fünf Jahrhunderten ihm beygelegte, wunderthätige Kraft bis auf den heutigen Tag bewahren. Und lieferm wir nicht insgeſammt ſelbſt den Beweis dafür, dadurch, daß wir unſerm geiſtigen und leiblichen Wohlſeyn zu Liebe hier eben uns zuſammengefunden haben?

Mit dieſer Frage ſchloß der Geiſtliche ſeine Erzählung; man ſah ſich ſchweigend an, bis die Lilie unter unſern Blumen, deren zierlich-ſchlanker Wuchs, blondes Haar, ſtilles ſchimmerndes Auge im weißen, kaum röthlich überhauchten Angeſicht, dem Charakter eines zum ſchwärmenden Sinnen und Ahnen geneigten Gemüthes angemeſſen war, ſagte; Ob, uns kann man ſich doch etwas Beſtimmtes dabey denken,

wenn einem wieder so heimlich und wohl vor und in der Kapelle wird. Man stimmte allgemein ihrer Bemerkung bei.

Während der Erzählung war es schon ziemlich spät geworden, der Glanz der Sonne, welcher sich an den rothen Felsenwänden des Bixenser Stockes brach, verhieß einen schönen Sonnenuntergang. Es wurde beschlossen zum Rigistaffel, oder wenigstens bis zum Grat unserer Matte hinaufzugehen, um die Sonne mit Blicken zur Ruhe zu begleiten. Wir schlenderten an unseren Alpenstäben aufwärts; aber leichte Wolken hüllten das Sonnenangesicht in goldene Schleier und während wir noch immer hofften, es werde dieselben nun und nun siegend durchglühen, war sie schon hinter den Jura hinabgeglitten. Auf der Heimkehr schloß ich mich an den Geistlichen an und sagte zu ihm, während die andern vor der Wand des Rothstockes standen und die Echo durch Rufen zu zwey und dreyfachem Gegenruf herauszufordern nicht müde wurden: der Mensch wende sich nur mit kecker, starker Frage, die aus voller Seele dringt, an die Natur, sie antwortet deutlich und mehr als er erwarten konnte. So ist es, sagte der Geistliche, und es ist kaum zu begreifen, wie manche verbrannte Gehirne die Beschäftigung mit ihr haben verdächtigen wollen als ziehe sie ab von der Idee, vom Heiligmenschlichen und Göttlichen hinunter zum Thier. Das sind dieselben, nahm ich das Wort, welche von der sogenannten formalen Bildung, von der Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum alles Heil erwarten, oder umgekehrt, weil ein großer Theil Philologen eben nicht Geistesschönheit im Leben darstellt, behaupten, die Philologie führe zu Sittenlosigkeit und Heidenthum. Alle diese Leute sind sich verwandter als man es nach den entgegengesetzten Ansichten und verschiedenen Gegenständen, die sie verfechten, ahnen sollte; alle

leiden nämlich an der Verirrung, das Aeußere und seinen Eindruck als Etwas an und für sich mit Nothwendigkeit Gebietendes gelten zu lassen. Der Geist, der im Menschen wohnende, ungetrübte, weihet und heiliget alles, so wie der eben durch die Aeußerlichkeit getrübte alles entweihet und entheiliget. Sie sind doch ein eingefleischter Protestant, bemerkte lächelnd der Geistliche, überall construiren Sie von innen heraus und lassen das allein gelten. Allerdings, versetzte ich, und eben dadurch bekommt alles, auch der Katholizismus, wenn er's nicht von sich weiset, ewige Frische, ja wenn und wo diese in ihm erschienen ist, da ist es nur dadurch geschehen, daß dieser, wenn Sie ihn so nennen wollen, protestantische Grundsatz, wenn auch unbewußt, in Anwendung gesetzt worden ist. Das sollte Ihnen doch schwer werden, historisch durchzuführen, entgegnete der Geistliche mit sichtlichem Vertrauen auf die Kirchengeschichte, in deren Kunde er mir muthmaßlicher Weise überlegen seyn mußte. Weder haben wir hier Zeit, sagte ich, noch ist mir alles gegenwärtig genug, um vom Arestel Paulus, ja von Christus selbst anhebend, alle für meine Behauptung bedeutenden Momente hervorzuheben und ins Licht zu setzen; auch ist es nicht nöthig; wie gewöhnlich liegen die Beweise nahe genug vor Augen. Wodurch ist denn selbst nach Ihrer uns vorhin mitgetheilten Legende, jene Kapelle und ihr Marienbild sammt der Quelle zu so heiligem Ruf gekommen? Würde, um eins nur hervorzuheben, das Marienbild wohl je zu einem gnadenreichen geworden seyn, wenn vor demselben nicht die frommen, tugendhaften Schwestern ihr andächtiges heiliges Leben geführt und ihm dadurch höhere Bedeutung, größere Heiligkeit gegeben hätten? Ja ist es denn mit der von der ganzen katholischen Welt hochverehrten schwarzen Mutter Gottes in Ein-

ſieheln anders? Freilich nicht, ſagte der Geiſtliche, aber Sie überſpringen die Wunder, die es an ihrem frommen Verehrern während ihrer Lebenszeit und bey ihrem Tode gewirkt hat. Keineswegs, ſagte ich, denn Glaube und fromme Verehrung war immer das erſte. Sie ſind allein geiſtiger und wunderwirkender Art; denn das werden ſie doch nicht behaupten wollen, daß das Holz, oder aus was für Materie die Bilder ſonſt ziemlich roh von Menſchenhand geformt werden, ſie an und für ſich beſitze? Ihre Anſicht, erwiederte der Geiſtliche, bringt ſich mir in dieſem Augenblick mit ſehr blendendem Schein von Wahrheit auf; doch ſcheint noch etwas darin überſehen zu ſeyn; ich will weiter darüber nachdenken, und ein andermal das nicht unintereſſante Geſpräch wieder aufn... .... Hiemit waren wir beym kalten Bade angelangt. Wir gingen hinein, und ſanden; denn ſchon war der Abend gänzlich hereingebr...en, die Scene des Tages ziemlich verändert. Der laute Jubel war verſtummt, nur wenige Hirten aus den nächſten Sennhütten waren noch anweſend. Einer von ihnen machte ſich und uns Tafelmuſik, indem er die tollſten Scherzlieder ſang, und dieſen Geſang nicht blos mit den lebhafteſten Mienen, ſondern auch mit Geſtikulationen, auf den Tiſch trommelnd, mit den Füßen ſtampfend, oder mit den Fingern den Takt dazu ſchnippend, begleitete. Freilich hatte er dieſe Beweglichkeit des ganzen Leibes, in welchem es ſeinen Lebensgeiſtern zu enge zu werden ſchien, aus der Tiefe des Glaſes getrunken, die er zu ergründen beſtändig ſtrebte, aber erſt ſpät ergründete, weil er die Erreichung des verhaßten Zieles durch ſtetes Zufüllen ſo weit wie möglich hinaus zu ſchieben wußte. Ein gleichfalls fröhlicher, aber nicht ſo wildgelaunter Geſell nahm ſein Mädchen beym Arm, bat den Wirth, er möchte ihm eins aufgeigen, und be-

gann mit ihr zu tanzen, keinen ſchlechten Schleifer oder Hey-ſer, ſondern den hier unter dem Landvolk einheimiſchen Nationaltanz. Er ſtellt offenbar das erſte Nähern, dann das darauf folgende Entfernen, abwechſelnde Anziehen und Zurückziehen zweier Liebesleute bis zu ihrer Vereinigung vor. Daher reichen die Tanzenden einander zuerſt die Hände und hüpfen gegen einander, dann trennen ſie ſich und nun tanzen ſie, ein jeder für ſich in ſteter Beziehung auf den andern. Der Burſch tanzt beſtändig um das Mädchen herum, klatſcht dazu in die Hände, ruft ſie an, ſcheint ſie nun und nun umfangen zu wollen; ſie aber entflieht immer, und nahet höchſtens wieder, wenn er ſich gleichfalls abzuwenden ſcheint u. ſ. w., — bis der ganze Tanz im Walzer endet. Dabey müſſen ſie wohl zuſehen, daß ſie ſich nicht zu lange zieren und necken, denn ſonſt verdirbt ihnen der Geiger den Spaß, indem er unverhofft zu geigen aufhört. Der Takt der Muſik kam mir ganz ſo vor, wie der zum berühmten Fandango. Ich muß übrigens geſtehen, daß beyde Tänzer, beſonders aber das Mädchen, nicht ohne Grazie, wenn man ſie auch bäueriſch nennen will, tanzten. Wenigſtens hatte ſie doch Sinn und Wahrheit, während die ſchönſten Pas auf unſern Bällen nichts ſagen. Es kann aber auf ihnen auch nichts, kein ſinnvoller Tanz getanzt werden und ſoll es nicht, weil dazu Tänzer, die einander kennen und nicht fremd ſind, gefordert werden. Es iſt unbegreiflich, wie ein junges Mädchen ſich dem wildfremdeſten Menſchen in die Arme wirft, wenn ſie auf dem Balle iſt, während ſie anderswo auch der leiſeſten Berührung auszuweichen ſtrebt. —

Als der Tanz vorüber war, ging ich noch einmal in die ſternhelle Nacht hinaus. Auf mehreren Höhen brannten Feuer vor den Sennhütten, und vom Berg ins Thal hinab und vom Thal den Berg hinan jauchzten und jodelten die Hir-

ten einander zu. Und so war der heil. Laurentiustag fromm und fröhlich durchlebt und beschlossen. —

II.

Der Rigikulm.

Eines Abends, als die Curgesellschaft im Waldhorn beysammen saß, die einen Schach, die andern Karten spielten, noch andere traulich mit einander plauderten, tönte aus der Tiefe des Thals ein seltsames Durcheinandersprechen und Rufen zu uns herauf. Gewiß wieder eine Karavane Engländer, rief Röschen, die blos eine Stunde hinter Sonnenuntergang einherreiten und unwillig seyn werden, daß die Königin des Tages nicht für gut befunden hat, auf ihre hohe Ankunft zu warten. Es kann wirklich seyn, daß Engländer kommen, sagte der Wirth, vor denen ist man in keiner Minute, und wär es um Mitternacht, sicher; aber das viele Sprechen und Rufen will mir nicht gefallen, das haben sie nicht in der Art. Man eilte neugierig hinaus, um zu erfahren, wer in aller Welt noch so spät vorbeykäme. Man sah im Dunkel der Nacht weiße Alpenstäbe sich neben unbenklichen Figuren bewegen und schätzte danach die Zahl der Ankommenden auf zehn bis zwölf Personen. Die Stimmen wurden immer lauter, immer vernehmlicher, bis endlich ein Vorausgeeilter einen der Unseren laut bey Namen rief. Jetzt ward gewiß, was man geahndet hatte, daß eine Gesellschaft Luzerner Freunde, ihr Versprechen, einen Besuch im kalten Bad zu machen, zu erfüllen kämen. Wir strengten uns an, unsere Freude darüber, durch schleuniges Abfeuern mehrerer Flinten, durch ein herzbrechendes Durcheinander von Klari-

nettens, Geigen-, Posthorn- und Pickelflötentönen, denen sich älpisches Jauchzen und Jolen gesellte, der nächtlichen Dunkelheit zum Trotz an den Tag zu legen. Letztere Ingredienz unseres Janitscharenzirkels fand ein bedeutendes Echo in der Brust der schon nahe Gekommenen. Nicht lange, so lagen Töchter den Vätern, Freunde Freunden, Geschwister einander im Arm. Ein jeder führte die Seinigen in stillem Triumph ins Waldhorn. Nur für mich und den Geistlichen war kein Freund, kein Bekannter angelangt. Doch, als man uns im Waldhorn beym Licht besah, ward auch uns manch freundlicher Gruß zu Theil, sobald man, wie wir vermutheten, sich über unsere beyderseitige Vortrefflichkeit unterrichtet hatte. In der ersten Freude ward darauf auf die Motion der Angekommenen hin der Entschluß gefaßt, am anderen Morgen einen Sonnenaufgang auf dem Rigikulm zu erleben. Ich schlug wegen mehrerer Sicherheit dieser Erlebung vor, man möge doch einen Courier aufwärts spediren mit der unterthänigsten Anfrage, ob ihre Majestät die Königin beym morgendlichen Levé Cour anzunehmen geneigt wären oder nicht; Wozu das, entgegnete einer der Angekommenen. Denn abgesehen davon, daß es wider die Etikette ist, danach zu fragen, so ist ja eben jene Cour schon dadurch angesagt, daß um den Mond der Hof heute nicht versammelt ist. Ich und die ganze Gesellschaft gaben sich hierauf lachend zufrieden. Bis zum Abendessen setzte man sich in einzelnen Gruppen zusammen. Die Frauen hatten Allerley über die neuesten Vorfälle in der Stadt, die Männer über die in der Welt, über Handel und Politik, beyde Theile auch über Familienangelegenheiten mitzutheilen. Die Eranickung der Tafel vereinigte alle wieder, und steigerte die Meisten zu immer tollerer Lustigkeit; denn wo Luzerner hinkommen, muß es laut und

fröhlich vergehn, bis man endlich in Erinnerung des jüngst zu Luzern gehaltenen Musikfestes in allgemeinen Gesang ausbrach. Von Kunst-Uebung und Genuß war dabey freilich nicht sehr die Rede, weil fast jeder der Singenden nur darauf aus war, seinem Ueberschwall von Lustgefühl durch die Kehle Luft zu machen. Scherze und Neckereien aller Art gegen die Nachbarn rechts und links wurden mitten im Singen fortgesetzt. So kam es, daß ein Tenorist, nachdem er eben ein Solo nicht ohne einige Ziererey vorgetragen hatte, beym Niedersitzen völlig untersank. Statt des einfallenden Chors erfolgte ein unauslöschliches Gelächter und es ergab sich, daß Jemand dem Sänger den Freundschaftsdienst geleistet hatte, seinem Schemel die Hinterbeine auszuziehen. Nur in der wahrhaft bacchantischen Laune, welche der reichliche Weingenuß nach dem anstrengenden Bergaufsteigen in den Angekommenen erweckt hatte, wurde es möglich, daß man einen so derben, ja, wenn man will, plumpen Spaß eben so leicht verzieh als beging. Inzwischen konnte ich heute nun einmal nicht von der heiligen Wuth ergriffen werden, und ich wäre bestimmt aus dem tollen Scharivary davon gelaufen, hätte mich nicht ein gar zu liebliches Mädchenangesicht mit demselben versöhnt und in ihm zurückgehalten. Goldgelbe Locken legten sich in glänzendem Geringel um eine mit Silberblüthen bedeckte Stirn, die sich in feiner, sanfter Wölbung zu zwey funkelnden Saphiren herunterbog. Sie warfen leuchtende, verklärende Strahlen auf die Rosen- und Liljenbeete in zarter jugendlicher Fülle blühender Wangen nieder. Und zwischen diesen Wangenbeeten hob in mildem, leichtem Bogen sich ein Hügel weißblühender Narcissen, zu dessen Fuße zwei leuchtende Rubinenzeilen sich bald schloßen, bald sich öffneten, und heilige Töne aus verborgenen Tiefen hervorströmen ließen. — Him-

mel! da sitz ich ja schon wieder mitten im hohen Liede, aber in dem wundervaren Garten einer zauberhaften Fee, und es soll doch einzig und allein von einem Mädchenangesicht die Rede seyn, welches ich ja nur ohne alle Umstände und Anstrengung, das uns allen wohlbekannte Engelsköpfchen, das in allen Romänchen vor der Thür steht, oder zum Fenster hinaussieht, hätte nennen dürfen, um mich allgemein verständlich zu machen. Aber es war eben nicht dieses allgemeine Romanenthür- und Fensterangesicht, sondern ein lebendiges, zauberischschönes, das, so wie die ganze Natur, sich kaum mit hyperexcentrischen Metaphern bezeichnen läßt. Ja wärest du nur da gewesen, verehrtester Leser, du, ja selbst du, reizendste Leserin, wärest ohne Neid entzückt gewesen über dieses Angesicht, dem es mit der Musik ein nicht geringerer Ernst war, als der heiligen Cäcilie selbst. Fest heftete es und selig lächelnd den Sapphirblick aufs Notenblatt und sang, als wollte es wenigstens seine Stimme nicht untergehen lassen im allgemeinen Tumult. Nur, wenn dieser zu toll wurde, sahen die tiefblauen Augen freundlichblickend auf, als wollten sie sagen, o so singt doch, und tobt nicht so arg, wenn ihr rechte Freude haben wollt. Aber auf stummes Bitten versteht sich die Welt, selbst die musikalische, schlecht. Sie verlangt einen Grobian von Kapellmeister, der den Taktstock auch als Korporalstock zu handhaben, oder doch diese jenem mangelnde Eigenschaft mit dem Munde zu suppliren weiß. Zwar war ein Musikdirektor heute Abend mit aus Luzern heraufgekommen, aber ihm fehlte leider jene kapell- und singmeisterliche Tugend der Grobheit, und so wurde vor lauter freundschaftlichem Zurechtweisen aus der Ordnung dießmal nichts. Aber, wie gesagt, mich fesselte das wunderliebliche

Gesicht, bis wir alle aus einander gingen, um noch vor unserem Aufbruch nach dem Kulm wenige Stunden zu ruhn.

Ich erwachte am andern Morgen aus verworrenen Träumen, die eine Fortsetzung des vorabendlichen Lärmens waren, sprang rasch vom Lager und trat aus dem Waldhorn, in welchem noch kein Laut rege war, ins Freie hinaus auf unsere Matte. Noch hielt der Mond alles mit Dämmerlicht umfangen, die hohen Alpen sahen wie eine im Kreis versammelte Geisterschaar herüber, und der See lag in ferner Tiefe von den nahen Waldbergen überschattet. Aus seinem dunkeln Spiegel traten noch dunkler die in ihn einander entgegenlaufenden Nasen des Wipnauer und Bürglenstock hervor, und nur, wo die Blicke der hellesten Sterne sich in ihn vertieften, oder die mondhellen Alpen einen Schein in ihn warfen, schimmerte er in feuchtem, mattem Silberglanz. Der führte meine Betrachtung wieder zurück und hinauf zu jenen Geistergestalten, die über dem nächtlichen Dunkel der ganzen, noch in tiefem Schlummer ruhenden Gegend thronten. Es kam mir vor, als höben sie sich immer höher und höher in den schwarzblauen, silberumsternten Himmel empor, dem Mond entgegen, der dicht über ihnen schwebte. Oh, rief ich ihnen über See und Thäler und Berge hinüber, daß es schauerlich von der finstern Wand des Rothstocks, der zu meiner Linken stand, widerhallte, Oh, wie gewaltig ihr Euch doch hinauf sehnt und mit Euch die ganze Erde und ich selbst in den Himmel, darin jetzt euer Bruder, der Mond, seelig erleuchtet wandelt! Ja ihr wollt ihm nach; — denn nicht seyd ihr, wie dies Mährchen erzählt, von ihm herab auf die Erde gefallen, nein, Er hat sich von euch los und hinaufgerissen, als die Erde nach langem Fall zurückwollte in den lichterfüllten Mutter-

ſchoß der Sonne. Und nun ſteht ihr ſeither da, erſtarrt in eurem höchſten Verlangen, und euer und der ganzen Erde ſtummer Schmerz hat nichts als Tauſend Thränenbäche, die ſich aus unverſiegbaren Quellen über eure bleichen Wangen in die Tiefe ſtürzen, und dort hoffnunggrünendes Leben erwekken! — Was Himmel, unterbrach mich hier unvermuthet der Geiſtliche, ich glaube gar, Sie deklamiren hier dem Rothſtock etwas vor, während die ganze Geſellſchaft ſchon dem Kulm zueilt? Wirklich war ſie ſo eben, nicht weit von mir, vorübergezogen, zu ſehr mit eigenem Lachen und Schwatzen und untermiſchtem Nieſen beſchäftigt, als daß ſie mich hätte bemerken können. Nur der Geiſtliche, welcher hinterdrein kam, hatte mich vernommen. Auf ſeine Frage entgegnete ich, daß ich weiter nichts gethan, als die Natur befragt, dießmal aber eine etwas pythiſche Antwort bekommen hätte. Hiemit eilte ich, was ich konnte, der Geſellſchaft nach und vor, nachdem ich nur flüchtig die, an welchen ich vorüber mußte, gegrüßt und mich verſichert hatte, daß mein geſtriges Geſicht nicht fehlte. Ich wollte allein ſeyn, um meinen morgenträumeriſchen Nachgedanken ungeſtört nachhängen zu können, und voran, um jeden Falls vor der Sonne auf dem Kulm zu ſtehen. Bald war ich am nördlichen Rande unſerer Matte angelangt, wo man ſonſt eine ſo ſchöne, weite Ausſicht in die niedere, nordöſtliche Schweiz hat, und wo der Weg ſich an dem uns bekannten Abhang, an welchem die Kuhreihe vorfiel, zum Rigiſtaffel hinaufzieht. Die ganze Gegend tief unter mir ſchlief noch feſt, der Rigi warf einen Rieſenſchatten über die nächſten Thäler, bis über die Stadt Zug hinaus. Weiterhin regierte noch der Mond, und in ſeinem Lichte ſchimmerte die Kapelle von St. Michael und ſtundenweit entfernte Dorfkirchen, ja ſelbſt Nebel waren davon erleuchtet, die über

dem Sempacher, Baldegger und Hallwylersee schwebten, sich das ganze Aarthal hinab, am Fuß des Jura hinzogen und dem östlichen Himmel zu, in düstern Wolken aufstiegen. Diese letztern machten zwar einen schönen Kontrast gegen die vollkommene Himmelsreinheit, in welcher die hohen Alpen standen, dämpften aber ein Wenig die hohe Zuversicht auf den glänzenden Empfang, den man sich gestern versprochen hatte, und ich sagte zu meinem gestrigen Opponenten und Zweifeltödter, der mir nachgeeilt war, es will mich fast bedünken, als sey die Himmelsordnung doch noch etwas anders beschaffen, als die Hoferknung. Hierauf überließ ich die gleichfalls nachgekommene Gesellschaft ihren Vermuthungen über den etwaigen Sonnenaufgang und stürmte mit dem Rufe: nur frisch vorwärts, weiter, als ob ich durch meine Anstrengung und Begierde dem Himmel einen glühenden Morgengruß abtrotzen könnte. So viel erlangte ich inzwischen doch durch meine Hast, daß ich, ehe ich mich dessen versah, beym Wirthshaus von Rigistaffel anlangte, als eben eine Menge Reisender aus demselben hervorbrach, um gleichfalls dem Kulm zuzueilen. Tief unten im Herzen des Rigi, wo in einer ostwärts niederziehenden Schlucht das Klösterli liegt, nahm ich mehrere sich heraufbewegende Laternen wahr, welche von dort aus Heranziehenden ihren noch ganz finstern Thalweg erleuchteten. Die Betglocke der Kapuziner, welche so eben ertönte, ließ mich den Ort, wo das Kloster unter mehreren Häusern steht, und den man bey hellem Tage sonst von hier aus sehr wohl sieht, ahnden; ich aber setzte meinen Weg zum Kulm, zwischen links und rechts schlafenden Kühen wie zwischen Aegyptischen Sphinxallern, fort. Es wurde jetzt fast dunkeler, als es bisher gewesen, denn die hellesten Sterne fingen an zu erlöschen, der Mond erblich und die ersten blaßgrauen

Streifen, welche vom östlichen Himmel her durch die Wolken drangen, kündigten zwar den Tag an, mogten aber kaum einige Stellen des Himmels, viel weniger noch die Erde erheitern. Zugleich wendete sich der Pfad ganz ostwärts über einen Bergrücken hin, der in gleicher Richtung steil aufsteigend den ganzen morgentlichen Himmel dem Wandernden verdeckt. Nach zwanzig Minuten etwa erweiterte sich der Himmelsraum über und vor mir immer mehr und mit jedem Schritt, den ich aufwärts that, schien die Höhe vor mir einzusinken; ein bewegterer Luftzug wehte mich an und endlich war ich auf dem Kulm angelangt. Ihn bildet eine ziemlich geräumige, nach Ost, West und Süd sanft absteigende Ebene, die gegen Norden von einem schroffen Absturz begränzt ist. Auf der südlichen Seite steht ein Wirthshaus unter dem Streichen des Nordwindes. Auf dem höchsten Punkt hat man einen, nur aus Balken zusammengefügten luftigen Thurm errichtet, um eine, nach allen Seiten hin freie Rundsicht zu gewinnen. Auf demselben und an seinem Fuße fand ich schon Mehrere versammelt, die vermuthlich im Kulmwirthshaus übernachtet hatten. Noch lagen alle Thäler in trüber Dämmerung, welche die einzelnen Wiesen- Wald- und Dorfpartieen kaum unterscheiden ließ. Ein früher Hahn krähte unten in Arth, am Zugersee, der das falbe Weiß des Himmels und einiger Wolken gelbbraunes Roth spiegelte. So bleich wie Himmel und See, war das Angesicht der meisten Anwesenden, welche der erste Morgenfrost schüttelte. Lassen Sie uns in's Haus zurückkehren, sagte frösteind ein junger Herr zu seinem Gefährten. Die Sonne kommt noch lange nicht, und überhaupt lassen die trüben Wolken, welche am östlichen Horizont hinziehen, keinen besonderen Aufgang erwarten. Ei nicht doch, entgegnete der andere,

wenn wir auch die Sonne ſelbſt nicht ſehen können, ſo muß ihr Abglanz an dem weiten Kranz der Schneeberge da drüben doch ſehr ſchön ſeyn. Kalt wenigſtens genug, nahm der erſtere wieder das Wort, um auch nicht den mindeſten Genuß zu gewähren. Wären wir lieber geſtern in dem Dorf unten geblieben, wo das nette Bäbeli und die ſchöne Engländerin war, wir hätten heute Morgen weder mit der verdammten Kälte, in der aller eingebildete Enthuſiasmus erfriert, noch in der Nacht mit der verwünſcht-hungrigen, leichten Kavallerie zu kämpfen gehabt. Ich begreife eigentlich kaum, wie ich wieder die Thorheit habe begehen können, auf eine ſo malizidſe Bergſpitze zu ſteigen, um mich, wie immer, anführen zu laſſen. Aber wenn man ſo an dem Fuße eines Berges ſitzt und ſich's beym Weine wohl ſeyn läßt, ſo tanzt einem die aufgehende Sonne immer vor den Augen herum, viel ſchöner, als ſie am Ende, kommt ſie wirklich, erſcheint und erſcheinen kann, wenn man am ganzen Leibe wie ein Todtengerippe klappert. Kommen Sie, wir wollen gehn! Bewahre mich der Himmel, verſetzte der andere, ſehen Sie ſich nur um, da kommt eben die ſchöne Engländerin von geſtern. Wirklich kam ein äußerſt ſchönes Weib, an dem Arm eines alten, ſtämmigen Führers der Gegend, herangeſchritten. Sie trat, eine ſtolze ſchlanke Geſtalt, mit wahrhaft edlem Anſtande, wie er ſo vielen ihrer Landsmänninnen eigen iſt, an den nördlichen Abſturz des Berges und hüllte ſich in ihren, vom Führer dargereichten Mantel. Der Platz an dem Thurm füllte ſich immer mehr mit Neuankommenden. Unſere Geſellſchaft vom Schweſterhorn war angerückt, ſo wie die, welche ich bei Rigiſtaffel getroffen und in der Schlucht beym Kibſterli geſehen. Aus dem Wirthshaus ſchlüpfte noch mancher junge und alte Herr heraus, manche Jungfrau und Frau, meiſt in

Mäntel gehüllt und in Shawls gewickelt. Es war über uns ſchon ziemlich hell geworden, die Sonne wollte immer noch nicht kommen, und der Wind fing immer kälter an zu pfeifen. Wohl vierzig Perſonen aus allen Gegenden Europa's waren verſammelt, und von dem Froſt gezwungen ſetzten ſich faſt alle in Bewegung. Man wandelte wie auf einer Promenade auf und ab. Viele Damen waren darauf vorbereitet, und hatten ſich daher mit den zierlichſten Morgenhäubchen, die ſie unter den Hüten trugen, mit koſtbaren Mänteln und Shawls geſchmückt. Vergebens war aber ihr Bemühen, die Reize oder Nichtreize ihres Angeſichts mit Schleiern bedeckt zu halten, die der unhöfliche Wind alle Augenblicke faßte, in alle Lüfte zu tragen und wie in Nebel aufzulöſen drohte. Ich in leichtem Sommerkleide, wie ich war, rannte und ſprang an meinem Alpenſtabe auf und nieder, ließ mich vom Winde treiben oder warf mich ihm entgegen, nur ſelten verweilend, wo mir eine ſonderbare Gruppe oder Figur aufſtieß. Hier wandelte ein Häufchen deutſcher Studenten, die in ihrer Kleidung alle Abſtufungen von der höchſten burſchikoſen Zierbengelei, bis zum vollendeten Cynismus darſtellten; dort wackelte ein dicker Herr einher, deſſen pausbackiges Verwaltergeſicht aus einem ſchlafrockartigen Mantel hervorglühte; oder ein leichtfüßiger Franzos hüpfte vorüber, der auf dem Haupt eine vorn und hinten beſchildete Mütze trug, die nicht übel an den ſeeligen Ritter aller Ritter erinnerte, da derſelbe ſich ſtolz mit dem glorreich eroberten Helm Mambrins geſchmückt hatte. Am meiſten fiel mir ein langer und dürrer, junger Mann auf, der am Rande des Abhanges als mein wahres Gegenbild und Enthuſiaſt auf und niederwütete. Er hielt die Hände in den Rockärmeln verſteckt; aus dem bleichen mit ſeltſam glänzenden Karfunkelblüthen

überſäeten Angeſicht blitzten ein Paar graue Augen auf und zu, die aus allen Tiefen und Fernen poetiſche Bilder und Blumen zu einem Hymnus aufzugabeln ſchienen, während er die nächſten unter ſeinen Füßen niedertrat und die bey ihm vorüberwandelnden kaum betrachtete. Mit mehr Gemüthsruhe lehnten ein Paar deutſche Handwerksburſche mit ihrem Felleiſen auf dem Rücken an zwei Pfeiler des Baſelerthurmes, und der eine von ihnen meinte: Na, die macht heute einmal lange, eh ſie aufſteht. Ey, erwieberte der andere, es wird ihr nicht drum ſeyn, weil die Bettvorhänge nicht auseinander wollen und ſie niemand zu ſehen kriegt. Inzwiſchen durchfluthete ſchon dunkelglühendes Roth die höchſten Wolken, die ſilbernen Hörner der Schneealpen entglommen, und die Britten fingen an zu beobachten. Sá la la Jungfrau, ſchrie ein Führer ſeinem Herren zu, und hielt ihm den Alpenſtab als Wegweiſer an die Naſe. Ah, ſind Sie auch da, rief Röschen, als ich grüßend an ihr vorüber wollte, ich glaubte, Sie wären bey den Trägern zurückgeblieben. Umgekehrt, mein Fräulein, entgegnete ich, der erſte und vorderſte vom ganzen Zug bin ich geweſen; ich glaubte eher zu früh als zu ſpät hieranlangen zu müſſen. Es iſt doch gut, daß Ihr Eifer und Ihre Haſt, fuhr Röschen fort, in denen Ihnen kein Gedanke an die Zurückbleibenden möglich war, nicht ſo nöthig war; Ihretwegen hätten wir alle zu ſpät kommen können. Das habe ich in der That keinen Augenblick beſorgt, verſetzte ich; denn wer bliebe wohl zurück, wenn man der Sonne zufliegt. Aber ſehen Sie nur, wie Alles an und um uns glüht, vom Widerſchein der Wolken über uns! Hiemit rannte ich wieder bergauf dem Thurm zu, um beyde Seen, den Luzerner und Zuger, in dem jetzt purpurne Wolkeninſeln ſchwimmen mußten, zu betrachten. In dem Augenblick kam mir der Mu-

ſikdirekter entgegen, ſchwang ſeinen Alpenſtab und rief mit begeiſtertfunkelnden Augen „Und es ward Licht.“ Wie ein Blitz wendeten mich die Worte um, dem Feuerfluthenden Himmelsauge zu, das aus durchbrochenen Wolken, wie aus dunkeln Brauen und Wimpern hervor, ringsbin Strahlen ſchoß. Die aber ergoſſen ſich in drey vor allen mächtigen Flammenſtrömen durch die Wolken, über den Himmel und das ganze Schweizerland. Der eine zur Rechten umquoll und umwirbelte mit Zauberſchnelle den ganzen, weiten Kranz der Schneealpen, der ſich in hundert und aber hundert gewaltigen Mauern, Thürmen, Zacken, Säulen, Pyramiden vom hohen Sentis an, durch's Appenzeller, St. Galler, Glarner, Schwyzer, Urner-Hochland hinüberſchwingt bis zum Unterwaldener und Berner Oberland, über die Schneekuppel des hohen Titlis zur ewig-reinen Stirn der Jungfrau. Wie funkelten ſie Alle auf in Freude als ſtrahlenbekrönte Helden und Herrn der Schweiz, der ganzen Erde! — Und in ihren hohen Jubel klangen, wie zu feyerlichem Feſtgeläute, die Morgenglocken nah und fern, herauf aus Arth und Küßnacht, herüber von Zug am nördlichen Ufer des Sees, aus Luzern, daß am Fuß des düſtern, grauſelſigen Pilatus, von der grünen Reuß durchſtrömt, von Schwyz her, das auf fröhlichen Matten, unter den Felſenthürmen des Hacken und wetterkündenden Miethenſtein gebreitet, ruht. — Der zweite Flammenſtrom aber ſtürzte breit und ſtolz wie der Rheinfall, gluthſchäumende Wogen in das Thal, welches hinter dem vor dir liegenden Roßberge, von Morgarten zum Aegeriſee niederſteigt. Dahin ſchaute und deutete ich, als ich zu meinem Nachbar, dem Muſikdirektor gewendet, unwillkührlich in die Worte ausbrach: In dieſem ſprühenden Sonnenbade haben einſt die alten Schweizer die Feuertaufe zum Freiheits-

heldenthum empfangen, als sie vom Morgarten zermalmend auf die Ritterschaaren des Herzog Leopold niederfuhren und für ihr gutes Recht den ersten, reinen Sieg erstritten. Was Wunder, daß die himmlische Mutter des Lichtes noch oft, wie heute, begeisterte Blicke auf diese heilige Waffenflur wirft?! Unser Geistliche, der auch herangetreten war, schien von meinen Naturerscheinungs-Deutungen angesteckt zu werden und sagte, indem er auf den dritten Sonnenstrom wies, der links von dem zweiten durch finstere Wolken brach: Sehen Sie nur, meine Freunde, welch heiliges Purpurglühen dort überm See zwischen Zug und dem breiten Albis das dunkle Thal und Hügelland erleuchtet. Es ist, als ob die ganze Gegend in der Anbetung läge. Nicht doch, sagte ich, blutige, mitleidsvolle Thränen sind darüber ausgegossen; denn dort ist das Gefilde von Kappel, wo Zwingli fiel, als religiöser Partheihaß die Schweizer in den Brudermord getrieben. — Auf einmal tanzten tausend vielfarbige Funken vor meinen Augen, die von dem vielen Licht geblendet waren, und ich wendete sie von der Sonne ab auf das nördliche, grünende Hügelland, das bald in einem Wald oder Feld, bald in einem Thurm oder Haus, bald in einem Bach, Fluß oder See hundert muntere Augen aufthat. Schön lag jetzt an seiner äussersten Gränze die lange Juramauerkette in mildem Veilchenduft, und zu ihren Füßen schwamm ein langer mattvergoldeter Nebelfluß. In ihn hinein fuhr und verschwand die Reuß, welche von Luzern aus wie eine riesenmäßige Schlange sich nordabwärts durch die Thäler windet. Auf ihrem glänzenden Rücken kehrte der Blick zurück und weilte auf dem schönen Zuger-See. Ein ganzer golden und rosenfarbschimmernder Himmel lachte aus ihm hervor, und wie ich so die beyden Ufer betrachtete, die in seiner Mitte einander entgegendrin-

gen, und ihm eine ſchlanke Geſtalt verleihen, ſo meinte ich ihn mit einer Jungfrau vergleichen zu müſſen, die auf einer blumenreichen Wieſe, zwiſchen Gebüſch ruht, und aus ſüßen Träumen erwachend, über den ganzen jugendlichen Leib ihr ſanftglühendes Leben athmet. Aber wie, wenn man in Wolken ſchaut und an ihren krauſen Umriſſen die wunderſamſten Bilder erblickt, die wie ſie entſtehen auch vergehen, daß, wo wir eben von einem Engel angelächelt zu werden wähnten, gleich darauf ein Teufelsangeſicht uns angrinzt, oder alles in Ungeſtalt zerrinnt, ſo war es mir auch nur einen Augenblick vergönnt, in dem See jene erwachende Jungfrau zu ſehn. Wie auf einen Zauberſchlag entwickelten ſich aus ihm und aus den Thälern rings um uns und unter uns, leichte Nebelwölkchen, die luſtig zum glänzenden Aether aufflogen, als wollten ſie ihn begrüßen und ſeine Wonne theilen. Nicht lange, ſo wallten die Nebel immer dichter und größer auf, wie aus allen Tiefen und Schluchten und Quellen und Bächen und Büſchen erwachende Geiſter, drangen zu uns empor, umgaben uns anfangs mit lichten Schleiern, endlich mit ſo kalten und düſtern, daß alle Herrlichkeit des Morgens, die jetzt erſt alle, auch die verborgenſten Oertchen, heimſuchen, beleben und erquicken zu wollen ſchien, auf einmal ein trauriges Ende nahm.

Alle Anweſenden traten entweder ihren Rückweg an oder flohen in das Kulmwirthshaus. Zu den letzteren gehörte unſere Geſellſchaft und alſo auch ich. Da ging nun allen bey einem vortrefflich mundenden Frühſtück erſt recht das Herz auf. Jeder hatte etwas zu erzählen, was er bemerkt, ein anderer aber überſehen hatte, und wie konnte es anders ſeyn? Bey der Fülle, bey der Welt von einzelnen Schönheiten, die zu betrachten uns nur wenige Minuten vergönnt waren, mußte der eine dieß, der andere jenes

bemerkt haben, was einem dritten entgangen war und umgekehrt. Und von dem vielen wiederum, was jetzt nachträglich berichtet, gepriesen, bestritten oder bis in den Himmel erhoben wurde, ging fast Alles an meinem Ohr vorüber. Denn ich hatte mich zu meinem lieben Gesichtchen zu gesellen gewußt und war nur darauf bedacht, zu hören, was ihm besonders eingeleuchtet habe. Ihm waren freilich bey dem Sonnenaufgang keine Freiheits- oder Religionsschlachten, und dergleichen Reminiszenzen in den Sinn gekommen, aber ein Alpenröschen hatte es beobachtet und gepflückt, als dasselbe gerade die ersten Sonnenstrahlen trank. Indem es mir nun das Röschen zeigte, behauptete es, alle die goldenen Pünktchen, mit welchen seine vielen Blüthenkelchlein übersäet seyen, wären gewiß nichts anders, als festgewachsene Sonnenblicke. Mußte ich ihm, dem Gesichtchen mein' ich, nicht recht geben? Aber ach, fuhr es fort, was ist es doch für ein trauriger Anblick, das Goldau unten zwischen dem Zuger und Lauerzer See! Ich that, als wisse ich nichts davon, und heute hatte ich in der That darüber weggesehen, denn es liegt unter dem Roßberg. Nun erzählte sie, — was soll ich mich doch noch lange mit dem „Gesichtchen" zieren, da es ja eben einem Mädchen angehört. — Sie also erzählte mir nun, die bekannte Geschichte, wie das Dorf Goldau vor vielen Jahren durch einen Bergsturz ganz zu Grunde gegangen, wie an seine und der fruchtbaren Wiesen, Gärten und Felder Stelle Schutt und Trümmer getreten seyen. Und ich weiß nicht, fügte sie am Schluß der Erzählung bey, das Kirchlein, das man mitten unter den Trümmern errichtet hat, es scheint mir grade erst recht lebhaft und immer aufs Neue an das große Unglück, das die ganze reiche Gemeinde vernichtet hat, zu erinnern. So traurig sieht es auf die Oede

rings um sich her. Unter Allem aber, was sie bemerkt hatte, war sie am meisten entzückt worden durch die goldgesäumten Purpurwölkchen, die der Sonne vorauf über den Himmel geflogen waren. Und indem sie ihnen nachgeschaut, hatte sie sich kaum des Wunsches zu erwehren vermogt, auf solchem Wölkchen einmal durch den Himmel um die ganze Erde herumfliegen und überall den Tag verkündigen zu können; aber freilich wäre sie am andern Tage wieder gern zu Hause, bey Eltern und Geschwistern gewesen. Während sie also mit mir sprach, war es mir heute unmöglich, ihr Gesicht wie gestern Abend zu betrachten, oder gar mit dem der h. Cäcilie zu vergleichen, vielmehr erschien es mir wie ein Rosenknöspchen, an dessen obern Rande zwei große Thautropfen funkeln und dessen frischer halbgeöffneter Mund das reinste Gold aus dem Herzensgrunde hervorschimmern läßt. Doch schien ich heute keines Genusses recht froh werden zu sollen. Ein böser Dämon von Bruder riß mir mein Rosenknöspchen von der Seite, um, ich weiß nicht, was ihm zu sagen und mit ihm zu verkehren. In meinem Aerger darüber nahm ich das Fremdenbuch vor, und wollte mich an den erhabenen Gemeinplätzen über die Natur, an Wirthshausnotizen, und was sonst dergleichen Fremdenbücher darzubieten pflegen, ergötzen. Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Engländer klagten über theure Wirthe, Franzosen über unhöfliche, die Höflichen dagegen priesen diese eben so als jene die wohlfeilen. Empfindsame Deutsche klagten Himmel und Wetter an, wenn sie ihnen ungünstig gewesen, oder verbreiteten sich in rührendem Entzücken über das Gegentheil. Wie mancher junge Held hatte seine liebeschwangere Seele auf diese Höhe getragen, um sie in einem wimmernden Sonnetchen an die Einzigeine auszuhauchen! Andere gar hatten in ihrem Be-

geisterungstausch nichts Geringeres bewerkstelligt, als mit Schiller der ganzen Welt einen Kuß gegeben. Selten war ein gesunder Gedanke geboren worden. Ich suchte mir die Sache mit drei Aussprüchen zu erklären. Den ersten hat Jean Paul in des „Teufels Vorrede zum Brockenbuche" gethan und er besagt etwa, daß Leute, wenn sie sich durch die Kraft ihrer Beine auf Bergeshöhen geschwungen hätten, sich auch zur Aeußerung erhabener Empfindungen berufen fühlten; den zweiten fand ich im Fremdenbuch des Kibsterli, darin es hieß: die Leute würden auf den Bergen nie ausser sich gerathen, wenn sie nicht schon in den Thälern nicht recht bey sich gewesen; den dritten fügte ich selbst hinzu, den nämlich, daß Niemand hier oben irgend etwas fände und vermisse, was er nicht überall finden und vermissen würde. Vor allen Dingen liefe keiner, so hoch er auch steigen möchte, sich selbst davon, so wenig ich zum Beyspiel meiner Doppeleulenspiegelei habe entgehn können. Oder bin ich etwa nicht derselbe lachende, spottende, reflektirende, phantasirende Gesell auf der Herreise, bey der Lerchen- wie bey der Kuhpredigt, bey St. Michael, wie beym Känzeli, bey dem Steinstoßen wie selbst endlich hier oben beym Sonnenaufgang gewesen? Und so könnt ich wohl mit allem Fug und Recht zu erzählen aufhören, denn Neues, über mich z. B., erfährt keine Menschenseele mehr; ich liege schon längst und leider durch die Schuld meiner eigenen Schwatzhaftigkeit vor einer jeden, wie ein auf- und durch- und durchgeblättertes Buch, da. Aber eins muß ich doch noch erzählen. Ich ergötzte mich noch eine Zeitlang mit dem Fremdenbuche, in welchem ich auf die Namen mancher entfernten Freunde stieß; auf deinen z. B., treuester, liebster Sebaldus Nothanker, — auf deinen, du vortrefflich-naturphilosophisch-juristischer Atheist

und Kämmerſänger unſerer philoſophiſchen Theefreuden, da dein Herz mit deinem gottesläugneriſchen Kopf jedesmal auf den Flügeln der ſehnſuchtvollſten Töne davon und in den Himmel flog. — auch auf deinen, lieblicher Carlo Dolce, nicht unter den Malern, nein, unter der aufblühenden Knabenwelt, die einſt mein ſchulmonarchiſcher Scepter regierte, und auf ſo vieler Anderen Namen, welche meinen Begleitern und der ganzen Welt eben ſo wenig bekannt waren und ſind als die genannten. Während ich mich, wollt' ich eigentlich ſagen, eben noch über den Fund ſo vieler Freundes-Namen freute, brach mit einem Sonnenblick, der mir über's Buch fuhr, eine freudige Unruhe unter den Anweſenden aus, die Erlöſung aus der Nebelnacht und einen frohen Rückgang erhofften. Ich ſelbſt aber rannte zum Wirthshaus hinaus, um zu ſehen, wie's draußen eigentlich ſtünde und ausſähe. Es fing wirklich an, heller zu werden, wenigſtens ward der Nebel nach oben ganz fein und durchſichtig und ließ den blauen Himmel durchgucken. Am nördlichen Bergrande aber hinkte ein kleiner Mann, wie ein geſchäftiger Berggeiſt, unabläßig und haſtig auf und nieder, und als ich, ſein Treiben näher zu beobachten, auf ihn zu ging, ſtand er ſtill, ſah ſich nach mir um und rief überlaut: Kommen Sie, kommen Sie, vortreffliche Nebelbilder! Dahieher treten Sie, an den Abhang! Ich that's und ſah mein Schattenbild auf dem Nebelgrunde von einem beleuchtenden Regenbogenkreis rings umfangen. Ich erſtaunte, denn ſo etwas hatte ich freilich im Leben noch nicht geſehen. Mehrere Leute waren ſchon auf des kleinen Mannes Rufen herbeigeeilt und ſtellten ſich nicht minder verwundert links und rechts neben mich. Von ihren Schattenbildern ſah ich nur unbeſtimmt verſchwimmende Umriſſe, aber gar nichts vom Regenbogen. Ihnen gings nicht beſſer, wie

mir. Mein Nachbar zur Rechten ſagte daher zu mir, nein, kommen Sie hieher, wo ich ſtehe, da ſieht man's prächtig. Ei bewahre, entgegnete ich, kommen Sie nur an meinen Platz, da iſt es erſt ſchön. Wir wechſelten unſere Plätze und jeder ſah wieder nur ſich und ſeinen Regenbogen. Das iſt doch wunderbar, rief wieder der Nachbar. Nicht wunderbarer, meinte ich dagegen, als daß Jeder, der etwa vom himmliſchen Lichte erleuchtet wird, nur ſich auf dem Grunde des dunkeln Erdenlebens von wahrer Glorie umfangen wähnt. Jetzt wiſſen wirs, ſagte ein Dritter. Was iſt da zu wundern und durch pſychologiſche Deutereien noch mehr zu verdunkeln? Die ganze Erſcheinung geht ja aus weiter nichts, als aus der allgemeinen Theorie des Regenbogens hervor, die ſich auf die des Farbenprismas gründet. Reſpekt vor dieſen Theorien, replicirte ich, ſie erklären ungefähr ſo viel, als daß die Sonne leuchtet, weil ſie eben hell iſt und nicht dunkel. Denn was in aller Welt wiſſen Sie denn anders, als daß, *wenn* die Sonnenſtrahlen durch die vor ihnen ſchwebenden Regen- und Nebeltropfen oder durch ein vor ſie gehaltenes Prisma ſich brechen, die ſieben Farben des Regenbogens ſich zeigen. *Warum* das ſo geſchieht, läßt ſich durch jene Theorien eben ſo wenig *erklären*, als durch Oerſts Aetherſpannung und Strahlenhohlkugel, welche die Sonne um ſich auf Millionen und aber Millionen Meilen weit hinauswölbet. Uebrigens hat der große Mann darin vollkommen Recht, wenn er jenes Prisma ein für die Phyſik verderbliches Inſtrument nennt, weil es Verwirrung in die Farbenlehre bringt und die Meinung unterhält, als könnte durch die Brechung des Strahles irgend eine Farbe erzeugt werden, die nicht ſchon in dem lebendigen Strahle ſelbſt enthalten wäre. Da wir alſo das Wie und Warum

dieſer herrlichen ewig erquicklichen Erſcheinung nicht genügend erklären können, und ſie mithin für unſern Verſtand immer noch ein Wunder bleibt, ſo ſcheint es wenigſtens nicht unvernünftig ihre Anſchauung uns nicht durch unzulängliche Weisheit zu trüben, ſondern vielmehr uns ihrer zu freuen und in der Freude darüber der Phantaſie freies Spiel zu laſſen. Hiemit ließ ich den über meine kecke Rede etwas verblüfften Naturweiſen ſtehen und eilte ins Haus, um meine Roſenknöspchen herbeizuholen. Als wir beyde an den Rand des Abhangs kamen, entſtand in ihr ein luſtiger Kampf zwiſchen Neugierde und Furcht, bis wir endlich die glückliche Auskunft fanden, daß ich hinter ſie treten und ſie halten ſollte. Ach wie ſchön, rief ſie überraſcht aus, als ſie ihr Bild im Regenbogen ſah, und aber ſetzte ſie hinzu, es iſt doch ein gar zu hoffärtiges Schauen, man ſieht ja wahrlich, wie eine von der Glorie rings umleuchtete Heilige aus. Freilich wohl, ſagte ich, wenn nur nicht dort über der rechten Schulter der unheilige Mannskopf herüberſäh. Wir konnten uns nicht ſatt ſehen, und liefen bald hierhin, bald dorthin, um immer hellern Regenbogen zu entdecken. Da wurde es ganz heiter über uns, die Nebel ſanken zu tief und die Sonne verließ ihren, der Erſcheinung günſtigen, Stand, daß auch dieſe Freude wieder vorüber war. Unſere Geſellſchaft machte ſich auf den Rückweg und ich mit ihr. Noch oft eilte ich mit meinem Roſenknöspchen an den Abhang, aber vergebens; es war kein Nebelbild mehr aufzutreiben. Endlich geriethen wir wieder in die tiefer geſunkenen Nebel und wie ſich in ſie die Geſellſchaft zerſtreute und verlor, ſo verlor ich ſie das zweitemal ganz aus dem Auge, als am andern Tage die einen hierhin, die andern dorthin in ihre Heimath reiſeten. Ich befand mich ebenfalls unter den

Heimreisenden und auf dem traurigen Wege, der jetzt immer bergab ging, suchte ich das mich meiner Natur nach dabey peinigende Gefühl, durch die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit zu lindern. Da kam mir der Einfall, was sie mir an Begegnissen, Genüssen und Empfindungen gebracht hätten, noch einmal, aber, wie die meisten in angenehmer Gesellschaft mir erblüht waren, nicht einsam zu erleben. Darum lud ich Euch, lieber Leser, theuerste Leserin, ein, meine Begleiter durch dieses zweite Reiseleben zu werden. Daß ich Euch aber nur bis auf den Kulm mitgenommen, geschah, weil ich nicht zu irren glaube, wenn ich annehme, daß Ihr zwar gar zu gern das Werden und Wachsen Eurer Blumen bis zu ihrer höchsten Blüthenentfaltung betrachtet, aber trauernd euch wegwendet, wenn Ihr ihre Blätter welken und fallen sehn.

Bernhard, der Mönch.

Reliquien

von

Joseph Steuer.

Josephstag.

O heil'ger Joseph, den wir feyern heute,
Am Namen mir, doch gleich nicht an der Sitte,
Dein denk ich jetzt, wie du voreinst zur Seite
Der Jungfrau giengst, der Blume deiner Hütte,

Unschuldig, rein im freundlichen Geleite
Nur sorgend, daß ihr schöner Fuß nicht glitte.
So wandl' auch ich, jedoch in süßem Streite
Mit dieser hier, die stolz ist meiner Bitte.

Zwar wie an Schönheit, so der Gunst Verwehren
Ist sie Madonna ganz, die heilige, süße,
Doch hoff ich froh, sie werde sich bekehren,

Und wo der Hain dort schattet an der Wiese,
Dem Jünglinge gleich lüstern gern gewähren,
Was, Heiliger, dich dein Herz nie wünschen hieße.

Die Landmädchen.

So ruhen wir denn im Schatten dieſer Linde,
Nachdem wir uns genug herumgetrieben,
Betrachtend, wie das Aehrengold da drüben
Sich ſanft bewegt im Hauch der Abendwinde,

Und jede mittlerweile ordn' und binde
Ein ſchmuck Feldblumenkränzlein ihrem Lieben,
Damit er, fühlt er ſich hieher getrieben,
Sich freue deß und lob uns die Gewinde.

O Schweſter, ſieh, dorther aus jenem Grünen,
Siehſt du nicht kommen? hui? Sind unſre Süßen!
Nun flink ihr Hände, eilet zu vollenden!

Die Jünglinge.

Ey, ey, wie ſchön! Sind Roſen wo, ſind Bienen
Gleich flink herbey und ſitzen auf und küſſen!
So laßt denn Bienenküſſe gleich euch ſpenden!

An Elpine.

Wenn manches ich gedichtet und geſchrieben,
Das dich geleckt und hielt in ſüßer Schlinge,
Und du geſtandſt, daß es das Herz bezwinge
Dies alles, was ich jemals ſo geſchrieben,
Iſt blos ein Bild von deinem Seyn und Lieben.
Wollt' dichten ich, ſagt' ich zu mir, nun ſchwinge
Dich hin zu ihr, belauſche ſie und ſinge
Das Schöne dann, das all an ihr zu lieben.

Und wie ich dich nun ſah leichtfüßig ſchreiten
Im Hain, durch Blumen, im geſchmückten Zimmer
Beim Lächeln ſah, und gleich der Liebesflöte
Dein Reden ſchön dem ſchönen Mund entgleiten,
Da warſt du Muſe mir, beaciſtend immer,
Daß nichts umſtoß wie Morgenduft und Röthe.

Schmetterlinge.

Wie Lenz und Morgen blühn,
Im duft'gen Golde glühn
Die Wipfel licht und grün.

Kommt, Schweſterchen, uns ruft
Des Haines zarter Duft,
Die ſchön gefärbte Luft.

Im grünen Lenzgezweig,
Auf Blüthen ſanft und weich
Wiegt unſer Flug ſich gleich.

Und webend wie der Strahl
Von Gold in Hain und Thal
Im friſchen Thau zumal,

Mehr unſer Chor, umſchlingt
Die Wipfel weitbeſchwingt
Daß Blatt und Blüthe klingt.

Und rührt ſich ſtarker Wind,
Verſchlüpfen wir geſchwind,
Wo wir geſichert ſind.

Und ſchlummern tief verſteckt,
Bis uns, nur leicht bedeckt,
Ein ſchönrer Morgen weckt.

Grüne Blätter.

1.

Gärtnerin, ſchenk aus dem vollen Bund mir einige Blumen
Aber lächelnd, denn ſonſt ſind mir die ſüßen nicht ſüß.

2.

Was du ergreifſt, es iſt ſchwer im Beginn; doch reift es ein ernſter
Wille, die Wurzel iſt herb, aber die Früchte ſind ſüß.

3.

Leite mein Gang mich ſeitwärts oft in die Hütte des Landmanns,
Daß ſich erfriſche mein Geiſt, daß ſich erquicke mein Herz.

4.

Götter, ich will euch fortan nie mehr mit Bitten beläſtigen,
Gebt den Freien nur Wein, Korn und ein redliches Weib.

5.

Schöpfe nicht hier, wo ſie trüblich ſchleicht mit dem Sande der Fläche,
Drüben im ſchattigen Wald rauſcht dir die lautere Fluth.

6.

Ueberköniglich Loos, ſich zu freun der wachſenden Saaten,
Und mit der Hand, die das Korn ſtreute, zu ſammeln den Halm.

7.

Wald, wie du wankst und rankst, dich überlebet die Eiche,
Die am tiefsten hinab drang und am höchsten hinauf.

8.

Tausend Lieder ertönen im Hain, doch nur wenige dringen
Bis zum Olympos süß zu der Unsterblichen Ohr.

9.

Vielfach läßt es sich deuten, das Wort; so deut' es der eine,
Anders der andre, wenn nur jedem das Herz es erregt.

10.

Sprößlinge grünen und blühn in dem Frühlinge, schmücken die Wipfel
Leicht erst, eh sie das Gold beuget der herbstlichen Frucht.

11.

Schöner Morgen beleuchtet die frisch sich begrünenden Hügel
Und mit dem wachsenden Laub wachsen die Freuden im Hain.
Hirten freun sich des Lieds, der Winzer der thränenden Rebe,
Und mit den Blumen des Beets knüpfet der Gärtnerin Lust.
Süß ist jedem dein Blick, doch zu fühlen dein innigstes Leben,
Dies, o du lockender Mai, ist nur Verliebten gegönnt.

12.

Immer ein anders
Und ein schöneres stets
Erscheine dein Leben!
Es gleiche dem wachsenden
Jungen Frühlingshain,
Der laubiger, grüner
Jedem wandelnden Morgen
Im Thau entgegenrauscht.

13.

Sey, Geliebte,
Mir dein Bild
Auch im Sturme ſanft,
Ein deckender Blumenſchild.

14.

Und nun fort, ihr blaſſen Reime
Mit eurem ſtummen Ernſt und Scherz,
Dort ſeh ich grüne lebendige Bäume,
Dort labe dich mein Herz.

15.

Was dieſe Stunde, dieſes Jahr nicht ſpendet,
Wird in der andern dir in andern zugewendet,
Und was dir dieſes Leben nimmer bot,
Gewährt der Tod.

Faustinianus.

Nachstehende Legende ist einem großen altdeutschen Gedicht entnommen, das dem 11ten oder 12ten Jahrhundert angehört, und die Kaiser-Chronik genannt wird. Der Umfang und die schönere Hälfte des verähmten Liedes auf den heiligen Anno (Erzbischoff von Köln und Verweser des deutschen Reichs unter Heinrich IV. in der Mitte des 11ten Jahrhunderts) ist wörtlich aus dieser Chronik entlehnt, und man hat mit Recht schon im Bruchstück bewundert, was als großartiges Ganze noch verborgen lag. Die Kaiserchronik ist noch ungedruckt, und nur in 4 vollständigen und 3 fragmentarischen Handschriften vorhanden, wird aber einer gedruckten Ankündigung zufolge von Dr. Maßmann auf Subscription herausgegeben werden.

Man nennt jenes große Gedicht die Kaiserchronik, weil ihm die Folge der römischen Kaiser von Julius Cäsar an, der allen übrigen den Namen gab, und der römisch-deutschen bis auf Konrad III. zur äußeren Unterlage und gleichsam als Faden dient, um daran die tiefsinnigsten, wunderbarsten und lieblichsten Sagen zu reihen. Durch alle diese Sagen aber geht ein Grundgedanke, die Seele des Gedichts, Verherrlichung des christlichen Geistes, im Gegensatz gegen das eben abgestorbene Heidenthum. Im großen Ganzen der mittelalterlichen Poesie nimmt aber diese Chronik einen bedeutsamen Platz ein, indem sie die heilige Poesie mit der Hel-

denpoeſie verbindet, und zwiſchen den Hymnen und Legenden auf der einen, dem Sagenkreis Karls des Großen auf der andern Seite eine kühne Brücke baut.

Der erſte profane Blick in das Gedicht ſieht es im epiſchen Strom in loſe aufeinander folgenden Wellen dahinfließen. Wer es aber tiefer in ſeinem Geiſt durchdringt, gewahrt bald ein in ſich beſchloſſenes und erhabenes Ganze, das mit der reichen und lieblichen Fülle ſeiner Bilder und Geſtalten dem Ausdruck nur Einer Idee dient, ſo daß es ſich in meiſterlicher Vollendung den großen Kunſtwerken der Architektur, Malerei und Dichtkunſt, deren das deutſche Mittelalter ſo viele aufzuweiſen hat, würdig anſchließt. Bemerkenswerth ſcheint uns an der Kaiſerchronik noch der eigenthümliche Ton und Hauch der Verſe, der unverkennbar jene ſeelenvolle Andacht, zarte Innigkeit und rührende Sehnſucht ausdrückt, die dem Geiſt des religiöſen Gedichts ebenſo vollkommen entſpricht, als der kecke und einfache Ton des Nibelungenliedes ſeinem Heldengeiſt.

Die Legende vom Fauſtinianus ſtellt ſich aus dem Ganzen der Kaiſerchronik gleich einem jener vollendeten Thürmchen aus dem Ganzen eines Münſterthurmes heraus, ſo daß ſie nicht nur als Epiſode in ſich vollendet erſcheint, ſondern auch den Geiſt des Ganzen vollſtändig wiedergibt. Während wir die Anordnung und innere Vollendung der Theile an dieſer Legende bewundern müſſen, dient ſie zugleich in dem Grundgedanken, den ſie ausſpricht, und in dem Tone, der über ſie ausgegoſſen iſt, den Geiſt und Ton der ganzen Chronik zu bezeichnen.

Die Idee, welche durch die wunderbare Geſchichte des Fauſtinianus auf die lieblichſte Weiſe anſchaulich gemacht wird, iſt folgende: Nicht nur das heidniſche Gbzenthum, ſon-

dern auch die heidnische Philosophie führt nur dahin, die Menschen von einander zu entfernen, die schöne Harmonie der Gesellschaft und wieder im Innern die der Seelen selbst zu zerreissen. Aber das Christenthum führt die Verirrten wieder in eine ursprüngliche Familie zusammen, und giebt der Seele den Frieden jener Harmonie zurück. Was die Legende nun in der äussern und innern Geschichte weniger Personen zusammendrängt, ist sonach eine grossartige Allegorie der Völker-Geschichte und der erhabenen Wirkungen des Christenthums. Wer aber glaubt wohl, daß das Gedicht einen so tiefen Sinn in sich trage, da es wieder ganz als lieblicher Roman erscheint? Man findet einem rein ästhetischen Interesse vollkommen Genüge geleistet und das religiöse und philosophische wird auf eine bewundernswürdig kunstreiche Weise darein verflochten.

Unsern Lesern das Gedicht ganz in der altertümlichen Gestalt zu überliefern, schien unpassend, weil es nur wenige verstanden haben würden. Bey der Uebersetzung sind natürlich viele Schönheiten der Ursprache verloren gegangen, und manche Verkürzungen nothwendig geworden; doch ist sie im Ganzen wörtlich, und hält, so gut es sich thun läßt, den alten Ton.

* * *

Zu Rom ein Kaiſer war,
Fauſtinianus genannt,
Der nahm zur Ehe
Die fromme Frau Mathilde,
Von kaiſerlichem Blut geboren,
Zu mancher Tugend erkoren,
Dir hielt ihm große Treue.
Sie hatten ſüße Wonne
Beyde mit ihrer Liebe.
O wohl der Stunde,
Daß ſie in dieſe Welt geboren ward,
Denn ſie hat Gott Ehre gebracht.

Da ſtund es unlange,
Bis die Frau mit Kindern ward befangen.
Zweyer Söhne ſie zugleich genas,
Wie froh des der Vater war!
Den einen hießen ſie Fauſtinus
Und den andern Fauſtus.
Da wuchſen die Kindlein auf.
Alle Römer befliſſen ſich,
Nach Ehren ſie zu pflegen.
Litten ſie in der Kindheit
Noch manche Noth und Arbeit,
Die überwunden ſie hernach,
Und verdienten das ewige Leben.

Einen Bruder hatte der Herr,
Geheißen Claudius,
Der Mathilden heimlich liebte.

Zu der Königin er da ging,
Mit Armen er sie umfing,
Und seiner bösen Lust
Bracht er sie innen.
Er sprach, er wollte sie gern minnen,
Ihm wäre bereit der Tod,
So sie nicht hülfe seiner Noth,
Sein Leben hieng an ihrer Gnade.
Da begann die Frau schmähen:
„Entlaß mich solcher Worte,
Mich zwingt große Furcht,
Viel lieb ist mir mein Mann,
Zu dir hab' ich keine Liebe.
Ich soll zu dir mich nimmer wenden,
Mein edles Blut nicht schänden.
Merkte das mein Herr,
Er verdürbe dich sehr."
Er sprach: er wolle sie nicht lassen,
Ob er auch sterben müßte,
Alles woll' er tragen,
Nur sie nicht lassen.
Rasend war seine Minne,
Es schwanden ihm die Sinne.
Sie sprach: „merken es die Unsern,
Wir verlieren das Leben,
Die Römer steinigen uns."
Sie begann sehr weinen.
Dennoch wollte der Herr
An die Rede sich nicht kehren.
Da sprach sie mit List:
„Thu, was ich dir rathe,
Warte du der Zeit,

Wenn mein Herr auftreitet
Und es im Hause wird still,
Ich hab zu dir guten Willen,
Auch ist es unlange,
Daß ich mit Kindern bin befangen,
Das kann zu dieser Zeit nicht seyn,
Viel lieber Schwager mein,
Gib mir gütlich eine Frist,
Ich thue gern, was dir lieb ist."
Der Herr gewährte die Bitte,
Sein Gemüth stillte sich damit.

Die Frau erfann manche Listen,
Ihre Ehre zu fristen,
Eines Kindes sie genas,
Des freuten sich die Freunde.
Sie fanden ihm den allerschönsten Namen:
Den sie je hörten sagen.
Sie hießen ihn Clemens,
Der ward Papst zu Rom,
Er ist ein Martyrer hehr,
Er soll uns retten an der Seele.

Da die Frau zu Kräften wieder kam,
Und sie des Nachts bey dem König lag,
Als der Herr entschlief,
Laut sie zu ihm rief:
„Hilf du mir, Herr, in Zeiten,
Ehe ich verlasse das Leben."
Der König hart erschrak,
Aufsprang er und sprach:
„Alle meine Wunne,

Was iſt dir geſchehn?
Was haſt im Traume du geſehn?
Die Frau erwiederte dann:
„Herr, ich werde nimmer froh,
Ich mag nicht länger leben.
Auch ſag ich dir fürwahr,
Unſere Kinder leben kein Jahr,
Läßt du ſie nicht die Bücher lehren.“
Wohl tröſtete ſie der Herr:
„Liebe, nimm die Kinder beyde,
Euch unter meinen Treuen,
Wo die beſten Meiſter ſind,
Gieb ſelber deine Kinder,
Wo die allerweiſeſten ſind,
Da werden ſie früh
Tugendhaft und uns zum Ruhme.“

Die Frau ließ ein Schiff zieren.
Da alles fertig war,
Die Leute vernahmen,
Man wolle ſenden
Fern in die Fremde
Die Jungherrn beyde.
Da begannen ſie ſehr weinen.
Die erſten unter den Mannen
Wollten es hindern.
Da ſprach der König:
„Vernehmt die Lehre,
Wer die Ruthe nicht braucht,
Der haßt den Sohn.
Zucht und Furcht iſt gut.
Wer ſo nicht thut,
Zieht den Sohn zaghaft.

Daß er bey Jahren
Nichts mit rechtem Maas
Kann thun noch laſſen,
Daß ihn Thorheit
Bringt in Arbeit,
Die er zu tragen nicht weiß.
Meine Kinder bezwinge
Froſt und Hunger,
Noth und Arbeit.
Ueberwinden ſie dann die Thorheit,
So ehrt ihre Weisheit das Reich,
So mögen ſie fröhlich darin
Leben mit Ehren."
Da ſprachen die Herren,
Daß es ihr Wille wäre.

Die Kinder huben ſich an die Fahrt,
Auf dem Meer viel breit
Kamen ſie in Arbeit,
Der Maſtbaum ſchwankte,
Die Schifer verzaaten,
Da kamen groſe Winde,
Das Schif ſank zu Grunde.
Da ertrank alles, was darin war
Daß keiner genas,
Als die Junaherrn beyde,
Das gab ihnen Gott zu Heile.
Die Woaen ſchluaen ſie an eine Felswand,
Da ſie ein Fiſcher fand.
Der zog ſie mit dem Netz heraus
Und führte ſie heim in ſein Haus,
Die Kinder ſich beriethen,

Niemand das zu sagen,
Woher sie gekommen,
Einer nannte sich Nicola,
Der andere Aquila.

An einem Tag unweit
Ein großer Markt war.
Der Fischer nahm die Kinder bey der Hand,
An einen Stecken er sie band,
Er bot sie da feil.
Alle Bürger liefen herbey,
Die Kinder zu sehn,
Frauen, wer sie wären,
Woher sie gekommen?
Das sagten sie niemand.
Da war in der Burg
Eine Wittwe, klagend und in Noth,
Denn ihr einziger Sohn war todt,
Der sagte man die Mähre,
Daß auf dem Markte wären
Die allerschönsten Kindlein,
Die in aller Welt möchten seyn.
Sie kaufte die Junghrrrn,
Gab ihnen weiße Kleider,
Zog sie mit großem Fleiß,
Als ob sie ihr eigen wären,
Mutter sprachen sie zu ihr.
Sie hütete sie spät und früh,
Als hatte sie selbst sie an der Brust getragen,
Machte sie zu ihren Kindern,
Gab ihnen ihr Erbe.
Den einen sie auf die Seite nahm,

Und ihn ſo ſehr beſchwur,
Bis ſie ein Theil von ihm erfuhr.
„Mutter, in keiner langen Friſt,
Sprachen die Kindlein.
Mögen wir euer ſeyn,
Denn, wißt es wohl,
Der Bücher wegen zogen wir aus.“
Da ward die Mutter froh,
Sandte ſie dem Herrn Zacheo,
Den der Heiland auf dem Baume ſprach.
Sant Peter, der Held Gottes,
Hatt' ihn daher geſandt
Der Chriſtenheit zu Troſte.
Da erbaut' er ein Kloſter
Dem heiligen Geiſt zu Ehren,
Da waren dreyßig Herren,
Brüder altzugleich,
Dort lernten die edlen Kinder.

Da die Boten nicht wieder
Gen Rom kamen,
Lang die Mutter harrte.
Es ward ihr ſchwer,
Ihre Ehre zu friſten.
Sie ſann nach Liſten.
Oft war ſie allein,
Sie begann ſehr weinen,
Sie klagte ſehr,
Sie ſprach: „mein lieber Herr,
Das Leben ertrag' ich nicht,
Gieb mir Urlaub,
Laß ſelber mich ſehen,

Was den Kindern geschehen,
Ob die Kinder noch leben.
Der König erzurnte sich,
Er sprach: „Frau, was redest du da?
Ich habe viele Mannen,
Die können schreiben.
Du sollst dich nicht schänden,
Noch dein edel Geschlecht.
Ich habe keinen Trost noch Wonne,
Denn dich, Frau, allein.
Was mir zu leid
An den Kindern geschehe,
Das muß also seyn.
Geschäh auch dir eine Noth,
Mir wäre bereit der Tod.
Soll ich dich nicht haben,
Ich muß in die Erde mich begraben."
Da sprach die Königin:
„O weh mir armen Weibe,
Mir ist so leid geschehen,
Ich mag es länger nicht tragen."
Sie schlug die Brüste,
Das Kleid so feste
Riß sie von einander,
Das Haar mit den Händen
Aus den Flechten sie brach.
Der König traurig sprach:
„Frau, ich mag dein Ungemach
Nicht länger ansehen,
Soll mir doch Leid geschehn,
Und du willst gerne walten,
Wähle dir aus meinen Mannen,

Die dich hüten und wahren
Und mit dir fahren.“

Ein Schiff sie rüstete,
Mit Teppichen behangen
Mit Gold und Tüchern
Und aller Zierde,
Wie es der Königin gebührte,
Und mit manchem herrlichen Mann.
Die Frau ging an das Ufer,
Es diente ihr da
Manche edle Frau,
Mit großem Leide
Sie sich da schieden,
Man hörte nimmer
So große Klage.

Die Frau hub sich an das Meer,
Sie zogen auf die Segel,
Sie gewannen groß Unheil.
Von des Meeres Fluth
Brach der Segelbaum,
Ertrank alles, das darin war,
Daß keiner genas,
Denn die Frau allein,
Das gab ihr Gott zu Heile.
Die Wogen wurfen sie an den Sand,
Da blieb sie die Nacht,
Fiel oft in Ohnmacht.
Des andern Morgens früh
Hub sie sich von dannen
Nieder an des Meeres Sand.

Eine arme Burg sie fand.
Sie kam zu einer Wittwe,
Herberge sie bat.
Das Weib sprach, sie behielte sie gern,
Wenn sie mit ihrer Armuth
Zufrieden wollte seyn.
Da sprach die edle Königin:
„Du bist am Leibe siech,
Was ich mit Händen verdienen mag
Oder mit Bitten,
Da helf ich dir gerne."

Da sprach das siechе Weib:
„Du hast einen herrlichen Leib,
Dünkt es dir nicht übel,
Um mich zu seyn,
So befehl ich dir meine Habe,
Und sieh mir gütlich dann."

Die Frau sprach: sie wolle es gerne thun.
Dem Weibe diente da die Frau
Und war ihr treu,
Als wär' sie ihre eigne Magd.
Sie that, was sie nie gewohnt war,
Was sie mit Arbeit gewann,
Das brachte sie dem Weibe,
Sie war keusch und rein,
Ihres gleichen war keine,
Die mit solchem Fug
Ihre Leiden trug,
Daß es niemand inne ward,
Mehr denn dreißig Jahr.

Der Herr wartete je zu Rom,
Wenn die Boten kämen
Vom Weibe, von den Kindern,
Oder vom andern Gesinde,
Das er aussandte.
Der Jammer that ihm weh,
Man hörte nie einen Mann
So grausam klagen.
Da dauert' es lange Zeit;
Der König verzweifelte,
Er sammelte seine Mannen
Und sprach: Urlaub begehr ich
Nach Weib und Kindern,
Ob ich sie wo kann finden,
Mir ist das Weib so lieb,
Und find ich sie nicht,
So will ich ewig ein Pilger seyn.
Clemens das Kindlein
Meinen kleinen Sohn,
Befehl ich zu eurer Treue.
Heißet ihn Bücher lernen,
Ziehet ihn zu Ehren.
So lang er Kind ist,
Laßt ihn nicht frey gehen.
Müßiggang und Trägheit
Bringt im Alter Leid,
Wenn der junge Mann
Mit Zucht wohl sprechen kann,
Und schweigen, wenn er soll,
Stehn seine Dinge wohl.
Er bedarf großer Weisheit,
Der zu Rom soll sitzen

Mitten im Senat.
Clemens den Jüngling,
Und alle meine Dinge
Befehl ich in eure Gnade.“
Da war ein großer Jammer.
Darnach gab der Herr
Noch manche ſüße Lehre.
Er nahm das Kind bei der Hand,
Und befahl es in ihre Gewalt.

Er kehrte nach dem Meer,
Fuhr nach Sicilien,
Dann nach Kalabrien,
Da er niemand fand.
Er fuhr ins Afrikaland,
Er fuhr nach Alexandrien,
Und in das wüſte Romanien.
In einer Mitternacht
Hub ſich ein Blitzſchlag,
Das Schiff zerbrach,
Daß Niemand genas,
Denn der Herr theuer.
Der kam an das Steuer,
Ein Holz ergriff er mit der Hand,
Die Wogen wurfen ihn ans Land,
Ihm ward mancher harte Schlag,
Doch erhielt ihn Gottes Kraft.
Der Herr begann an dem Leben
Hart zu verzweifeln.
Nackt ſtund er da,
Der des Reiches Herr war.
Er rief nach dem Tode.

Dem da diente Rom,
Dem da dienten alle Lande
Froſt und Hunger zwangen.
Durch Wald und Steine
Lief er alleine
Drey Tag und drey Nächte.
Da ſah er bey dem Meer
Einen Eſeltreiber,
Laut begann er ſchreien.
Der Eſeltreiber ward ſeiner gewahr,
Kehrte ſich zu ihm dar,
Frug, was ihm geſchehen wäre,
Daß er ſo arg ſich gebärde.
Ein Theil er ihm ſagte,
Er ſprach: „ich und andere Kaufleute
Wollten zu Markt fahren,
Das Schiff iſt verſunken,
Darin ſind ertrunken
Alle meine Gefährten:
Sag, ob hier ein Haus iſt,
Es wird der vierte Tag,
Daß ich nicht aß noch trank,
Mir wäre der Tod lieb.“
Der Eſeltreiber ſprach da:
„Guter Mann, was redeſt du nun ſo,
Du magſt immer Gott loben,
Daß du aus dem Meere biſt kommen,
Dein Gut laß fahren.
Das war eine üble Wilfelde.*)

*) Wile oder Weile, Zeit, Stunde; Selde, salus, Schickſal, Heil und Unheil. Die Wilfelde iſt das Schickſal nach aſtrologiſcher Anſicht, das Verhängniß, das an die Conſtellation geknüpft

Ob du nun nackt biſt,
Haſt du nur das Leben,
Wird dir wohl noch guter Rath.
Eine gute Burg ſteht hier nahe,
Darin ſitzen reiche Herren,
Da magſt du alles Leids vergeſſen.“

Er zog aus ſein Gewand,
Und ſchlüpfte den Herrn darein,
Er gab ihm Wein und Brod,
Er ſprach: „ſolche Noth
Hab ich oft erlitten,
Dir iſt das noch unkund,
Ueberlegſt du mit guten Sinnen,
So magſt du noch genug gewinnen.“

Des andern Morgens viel früh
Die Gefährten huben ſich da
In Laodicea.
Da blieb der edle Mann,
Da litt er Arbeit genug,
Den Waizen er feil trug,
Er diente Armen und Reichen,
Gering war ſeine Habe,
Er pflegte die Wahrheit,
Haßte Lüg und Bosheit,
Damit ward er allen lieb.
Er führte weiſe Reden,
Sie ſprachen, daß kein Weiſerer wäre.

---

iſt. Man glaubte, daß die Stellung der Geſtirne bey der Geburt des Menſchen dieſem ein unabwendbares Loos vorherbeſtimme.

Nun hören wir, es kamen
Nach Jerusalem gefahren
Kaufleute von Rome,
Und wo sie hinkehrten,
Oft sie vernahmen,
Wie ein Kind in die Welt sey kommen,
Von einer reinen Jungfrau geboren,
Das große Wunder thäte,
Aus Wasser machte Wein,
Die Aussätzigen ließe heil seyn,
Die Blinden ließe sehen,
Die Todten ließe lebend auferstehen.
Die Kaufleute sprachen,
Sie wollten es Niemand glauben,
Sie sähen es denn mit Augen.
Ein Blinder war in der Stadt,
Dem unser Herr das Licht wieder gab.
Den schauten sie da,
Neugierig fuhren sie nach Bethania.
Lazarum suchten sie da,
Da sie den funden,
Zu derselben Stunden
Lehrte er sie von Gottes Güte,
Festete ihr Gemüthe,
Daß die Kaufleute immermehr
Liebten die göttliche Lehre.
Da sie wieder nach Rom wollten fahren,
Kam ein Diener Gottes,
Geheißen Barnabas,
Den Sant Peter, der heilige Pole,
Hieß fahren gen Rome,
Daß er dort wuchern ließe

Das heilige Evangelium.
Da ſie kamen an das Meer,
Einen Waſſerſüchtigen ward er gewahr,
Der klagte ſeine Noth.
Der gute Sant Barnabas
Seine Hand ihm darbot.:
„Willſt du glauben an Chriſt,
Der dein Erlöſer iſt,
So wirſt du geſund.“
Der Siecke ſprach zur Stund,
„Das glaub ich viel gerne.“
Da ſegnete ihn der heilige Herr,
Und als er das Kreuz gethan,
Geſund ward der ſiecke Mann.
Da ſprachen die Römer,
Daß er ihnen ein lieber Gefährte wäre.

Die Kaufleute kamen
In die Stadt zu Rom,
Und gingen in das Rathhaus,
Mit ihnen der heilige Apoſtel.
Die Fürſten ſie alle fragten,
Ob ſie nicht ſeltene Mähre
Von Jeruſalem vernommen.
Da ſprachen die Kaufleute:
„Wir wollen euch große Wunder ſagen,
Wovon die Welt noch nie vernommen,
Ein Kind iſt von einer reinen Jungfrau geboren.“
Da ſprachen die Römer,
Daß es Trug wäre.
Da erwiederten aber die Kaufleute,
„Wir wollen mehr von ihm ſagen.

Lahme und Krumme
Die werden alle durch ihn gesund.
Keine Krankheit ist so gethan,
Daß er den Kranken
Nicht hieße aufstehen.
Einem, der blind von der Mutter geboren war,
Zu Jerusalem in der Stadt,
Dem gab er die lichten Augen.
Das sollt ihr wohl glauben,
Da wir ihn täglich sahen,
Dieweil wir dort waren."
Da sprachen die Römer,
Daß er ein guter Arzt wäre.
Da erwiederten aber die Kaufleute,
„Wir mögen Wunder von ihm sagen,
Wie er gewaltig mochte seyn,
Aus Wasser macht er Wein,
Der drey Tage war begraben,
Den hieß er am vierten auferstehen.
Wir wollten nicht heimkehren,
Bis wir denselben Mann gefunden,
Und alle hatten die Wahrheit gesagt."
Da sprachen die Römer,
Daß er einem ihrer Götter gleich wäre,
So er es an sie gefordert,
Sie hätten ihn empfangen als einen Gott.
Da Sant Barnabas vernahm,
Daß sie von der Rede betroffen waren,
Auftrat er da zur Stund,
Und that ihnen den Gottes Sohn kund,
Er sprach: „wohl ihr Römer,
Erkennet euren Schöpfer,

Laſſet den böſen Trug,
Betet an den wahren Gott,
Der euch von der Hölle erlöſet hat,
Ich kündige euch das ewige Leben,
Viel kurz iſt die Zeit,
Da wir hier erſcheinen,
„Es muß die Seele von dem Leibe
Doch balde ſcheiden.“
Da antwortete ihm ein Römer:
„Du dünkeſt mich ein weiſer Mann,
Kannſt du mir wohl ſagen,
Warum die Heuſchrecke
Springet ſo oft,
Auf jeder Seite Fittiche hat,
Und auf ſechs Beinen ſteht,
Da der Elephant, das unnütze Thier,
Sich nur hebt auf vieren,
Der bedürfte der Federn viel baß.“
Da ſprach der gute Sant Barnabas:
„Unſer Herr Jeſus Chriſtus
Sandte uns nicht aus
Wegen Vögeln und Vieh,
Sondern den Teufel zu vertreiben,
Zu wuchern ihm die Seelen.“
Da zürnten die Römer
Sie hießen ihn räumen ihr Dinahaus,
Mit Spott warfen ſie ihn hinaus.

Clemens der Junaherr
Behielt wohl ſeine Lehre,
Drey Tag und drey Nächte
Nahm er keine Speiſe.

Er sorgte mehr um die Seele,
Mehr denn um weltliche Ehre.
Deß mochte er kein Ende haben.
Die Rede erschloß ihm der heilige Mann,
Was der Herr von Gotte sprach,
Das war dem Kinde lieb und gemach.
Da sprach der gute Sant Barnabas:
„Ich habe einen Meister,
Geheißen ist er Peter,
Hättest du den vernommen,
So wärest du erst vollkommen
Alles deines Willens."
Er sprach: „viel lieber Geselle,
Wo sind ich den guten Mann?"
„Kommst du in Judäam,
Da mach ich dir ihn kund."
Clemens gab ihm zur Stund
Seine Treue an die Hand,
Er käme nach ihm in das Land.
Von dannen schied da Barnabas.

Clemens wenig Zeit erwartete,
Bis er sich bereitete,
Er fuhr heimlich von dannen
Von allen seinen Mannen;
Er kam nach Cesarea,
Da erfreute sich der heilige Mann,
Der gute Sant Barnabas,
Als er ihn wieder sah,
Sein Gebet er zum Himmel sprach:
„O wohl du Gott admirabilis,
Geruhe diesen Mann zu stärken

Zu deinem Lob und zu deiner Ehre.“
Wohl empfing er den Herrn,
Und brachte ihn zu seinem Meister.
Da grüßte ihn Sant Peter,
Heil sey dir Guten,
Der mit einfältigem Muthe
Empfing den heiligen Boten,
Nun gebe dir Gott zu Lohne,
Daß du in der Martyrer Chore
Empfangst die himmliſche Krone.“
Clemens hub seine Rede an,
Er sprach: „Meister, du sollst mir sagen,
Wes tröstest du mich?
Ist die Seele tödtlich,
Soll sie ersterben
Und wieder lebendig werden,
Oder soll sie in dem Feuer verbrennen,
So sie fährt von hinnen,
Oder soll sie ewiglich leben,
Oder wird sie zu Gericht gegeben,
Oder verwandelt sie sich etwa
In eine Besserung,
Oder soll sie gar zergehen,
Oder zu dem Leichnam wiederkommen?
Solche Geheimniße
Möcht' ich gern von dir wissen.“
Da antwortet ihm also
Der heilige Apostel:
„Gott weiß, Jüngling,
Du forderst große Dinge,
Nun flehen wir Gott darum,
Daß er uns eröffne,

Warum er den Menschen habe geschaffen,
Was mit der Seele werden soll,
So sie scheidet vom Leichnam.
Doch laß dir nicht leid seyn,
Eine Weile sollst du vor die Thür treten,
Wir dürfen noch nicht mit dir beten.“
Hin zum Himmel er sah,
Zu seinen Jüngern er sprach:
„Brüder, meine viel lieben,
Nun sollen wir Gott flehen,
Ein Jüngling von Rom geboren
Ist wegen großer Dinge hergekommen,
Nach unserem Glauben.“
Da waren sechs und dreißig Männer.
Sant Peter fiel nieder zum Gebet
Mit der andern Menge.
Da er das Ende sprach,
Einen Engel er sah,
Hergesandt vom Himmel,
Der zog Petrum und Clement
Weg von den andern,
Daß sie sie nicht mehr sahen,
Noch wußten, wohin sie gekommen.

Zu derselben Zeit
In Gethsemane verschied ein Weib,
Geheißen Rachel,
Die Teufel nahmen ihre Seele,
Sie hatten sich gesammelt dar
In so großer Schaar,
Als Menschen nicht zusammenbringen möchten,
Niemand konnte zählen,

Wieviel der Teufel wären,
Die die Seele nahmen.
Sie führten sie da zur Stund
In den tiefen Höllenabgrund,
Ihr Siegslied sie sangen,
Als hätten sie eine Beute gewonnen.
Zu derselben Zeit verschied
Medastus, der heilige Mann,
Ein Priester, Gott gehorsam,
Seine Seele war Gott immer lieb,
Die Engel kamen ihr entgegen
Mit viel großer Menge,
Die Seele brachten sie dar,
Wo der Engel mit Petrus und Clemens war,
Mit Lob und mit Sange
Führten sie sie von dannen,
Den Himmel sahen sie offen stehen.
Der Engel sprach zu dem jungen Mann,
„Clemens, lieber Freund mein,
Hier sollst du immer und ewiglich seyn,
Ein Martyrer empfängst du die Krone,
Deine himmlische Heimath nach dem Tode.“
Der Engel fuhr zum Himmel,
Die Heiden kamen wieder,
Von wannen sie der Engel nahm,
Da freuten sie sich beyde.

Daheim hörten sie
Eine große Mähre,
Da war ein Gaukler
Wider Gott herkommen,
Geheißen Simon,

Der alles verkehrte,
Was sie von Gott lehrten.
Niceta und sein Bruder Aquila
Kamen auch zu ihnen da,
Sie sprachen: „willkommen Herr Petter,
Zu dir freut sich unser Muth,
Wie es Kindern um den Vater thut.
Ein Gaukler hat uns betrogen,
Dem mußten wir Gehorsam geloben."
Da sprach der heilige Mann,
„Des Gehorsams will ich euch ledig sagen,
Folgt ihm nicht mehr."
Da sprachen die Brüder beyde:
„Meister, er hat ein unbeflecktes Kind erschlagen
Und hat es unter sein Bett begraben,
Damit zaubert er, was er will,
Er spricht, er mache Blei zu Golde,
Wolle Jemand ihn fangen,
Der könn' ihm nicht nahen.
Will er sich verhehlen,
Könne Niemand ihn sehen.
Er könne sterben,
Und wieder lebendig werden.
Wenn ihm gefalle,
So sey er in der Hölle
Oder im Himmel
Und wieder auf Erden.
Binde man ihm die Füße und Hände,
Schnell löse er die Bande,
Die Schlösser ließ er aufgehen,
Kein Eisen möge vor ihm bestehen.
Will er durch einen Berg fahren,

Der ſtünde gegen ihn aufgethan.
In hölzerne Klötze
Mach er eine Seele,
Daß die Leute wähnen, ſie lebe.
Wenn er will, ſo iſt er ein Kindlein,
Wenn er will, ſo mag er alt ſeyn.
Sein Vater heißt Antonius,
Zu Gethſemane iſt ſein Haus,
Die Mutter heißt Rachel,
Die hat es ihn gelehrt.
Wenn ſie ihn ließ ſchneiden gehen,
Seine Hand kam nie daran,
Seine Sichel ſchnitt ſchiere
Mehr denn andere viere."
Da antwortete ihn alſo
Der heilige Apoſtel:
„Nun, meine viel Lieben,
Niemand mag zwey Herren dienen,
Simon iſt dazu geboren,
Von ihm muß Irrthum kommen.
Wir aber ſollen billig
Die Verſuchung dulden.
Ich traue meinem Meiſter wohl,
Daß keine Zauberliſt
Wider ihn mächtig iſt."
Da fragte der Bote mehr,
Wo der Gaukler wär?
Sie ſprachen, er wäre im Dinghaus.
Da kehrte der heilige Apoſtolus
Und der gute Micheas,
Da war auch Sophronias,
Und der gute Nicodemus,

Da war auch Helikeus,
Und war auch Onesimus,
Und war Heliodros,
Da war Clemens von Arinthos,
Da war Niceta,
Und sein Bruder Aquila.
Sant Peter hin zum Himmel sah,
Zu seinen Jüngern er sprach,
„Wohl euch, liebe Brüder!
Flieht zu meinem Herrn,
Daß die Leute werden innen,
Daß wir die Wahrheit minnen,
Und daß heute meine Rede
Seinem Namen wohl gezieme."
Also das Gebet ergieng,
Sie fielen alle an ihre Knie,
Hin zum Himmel sie sahen,
Und sprachen alle: Amen.

Sant Peter in das Haus gieng,
Und die Red' er anfieng:
„Friede sey hier innen
Allen, die Gott minnen,
Wem sein Friede lieb ist,
Den minnet der heilige Christ."
Da sprach Simon:
„Wären wir wegen Frieden hergekommen,
Würde sich niemand um uns bekümmern,
Wir zwey bedürfen keinen Frieden,
Die Leute sollen all einander schlagen,
Und gerne Streit untereinander haben,
Ein Land soll über das andere siegen,

Es iſt beſſer fechten denn Frieden,
Der Leute wurden ſonſt zu viel,
Und würden übermuthig.“
Da ſprach der heilige Pete:
„In der Hölle, Gott weiß,
Keine Sünde iſt ſo heiß,
Als die grimme Mannſchlacht iſt,
Denn Gott ſelber ſie verboten hat,
In dem Geſetz geſchrieben ſteht,
Du ſollſt nicht tödten,
Sonſt fällſt du ins Gericht.“
Simon ſprach da:
„Peter, wie faſſt du nun da,
Du willſt immer zuerſt reden,
Und dir ſelber antworten.“
Da ſprach der Gottestraute:
„Simon ſag uns überlaut,
Willſt du Gottes Frieden ſagen?“
Da war dem Gauckler
Die Rede hart ſchwer,
Daß er ſo oft Frieden ſprach,
Der Friede war ſein Ungemach,
Er ſprach: „Peter, du biſt ein wunderlicher Mann,
Daß du nicht begreifen kannſt,
Daß dieß Wort wider dich iſt,
Denn es ſpricht dein Meiſter Chriſt,
Ich komm nicht darum auf die Erden,
Daß Friede ſoll werden,
Sondern das Schwerdt ſoll ſiegen.
Was dein Meiſter hat gelehrt,
Haſt du verkehrt,
Daß er das Schwerdt ausſpendet,

Haſt du in Frieden gewendet.“
Da antwortete ihm alſo
Der heilige Apoſtel:
„Du haſt das Buch unrecht angezogen,
Deine Weisheit hat dich betrogen,
Du meinſt das weltliche Schwerdt,
Das dem Leibe mag ſchaden,
Und wilſt das verſchweigen,
Das gehört zum ewigen Leben.
Dabey zeig ich dir geſchrieben,
Wie ſeliglich ſie leben,
Die Friede machen und geben.
Unſer Herr der Heiland
Hat ſeine Jünger in die Welt geſandt
Zu taufen und zu lehren,
Die Heiden zu bekehren.
In welches Haus wir gehen,
Da ſoll Friede beſtehen,
Iſt Jemand darinne,
Der Gott fürchte und minne,
Dem iſt Gottes Friede verkündet,
Der iſt mit dem heiligen Geiſt entzündet.
Dann wird geſchieden
Die Schwieger von dem Eidam,
Der Vater von dem Sohne,
Der Schwäher von der Schnur,
Der Bruder von dem Bruder,
Die Tochter von der Mutter.“
Da antwortet ihm Simon:
„Peter, dein Meiſter war nicht vollkommen,
Er war nicht bey Sinnen,
Das beweiß ich ihm an manchen Dingen.

Wer das Weib scheidet vom Mann,
Das ist unrecht gethan,
Was mag man daran Gutes thun,
Daß man den Vater scheidet von dem Sohn,
Bruder von dem Bruder,
Tochter von der Mutter?"
Da antwortete ihm also
Der heilige Apostel:
„Die Scheidung ist gut,
Wer sie durch Gott thut,
Wir sollen kündigen seinen Namen,
Den Glauben festen und tragen
Ueber all die Erde.
Verschmäht es ein Bruder,
So empfähet es der Andere,
Empfängt es der Sohn,
So will es der Vater nicht thun,
Empfängt es die Tochter,
So hasst es die Mutter.
So besteht Gottes Wort ewiglich,
Und fällt des Teufels Reich.
Wer hier in seiner Zeit
Verlässt Kind und Weib,
Eigen oder Lehen,
Durch Willen unsers Herrn,
Dem vergilt es Gott hier zwanzigfalt
Und dort in seinem Himmelreich,
Da wohnt er immer und ewiglich."
Da sprach Simon:
„Deine Rede will ich nicht länger dulden.
Ich will aufholen
Daß alle gestehen,

Die hier ſitzen und ſtehen,
Daß ich die Wahrheit habe.
Und du muſt die Ohren einziehen,
Den Rücken kehren,
So du keine Antwort haſt.“
Da ſprach der Gottesfraut:
„Rede, was dir gefällt,
Daß die Hörer alle ſagen,
Ob ich antworten kann.“
Da ſprach der Gaukler:
„Peter, ich will dich belehren,
Daß viele Götter ſind,
Aber ſie ſind Einem Gott unterthan,
Der iſt dir unbekannt,
Er iſt Gott über ſie allesammt,
Er iſt aller Götter Herr,
Er iſt unkund den Göttern allen,
Den will ich dich lehren.“
Da ſprach der hehre Bote:
„Woher erkennſt du Gott,
Der uns ſo unkund ſey,
Der über alle Götter ſey?
Wie willſt du bewähren
Einen Gott ſo hehren?
Haſt du ihn von hebräiſcher Schrift,
Oder von Schriften der Griechen,
Oder von welcherley Büchern.
Oder künden ihn die Weiſſager,
Oder mögen wir keine Gewißheit von ihm haben,
Daß er alſo lange Friſt
Aus dieſer Welt verſchwiegen iſt?“
Da ſprach Simon:

„Ich will dich wohl lehren,
Du findest auch geschrieben stehen,
Daß die Götter sprachen, machen wir einen Mann:
In derselben Linea
Findest du geschrieben da,
Nun ist Adam
Als unser einer gethan.
Da erwählten die Juden
Einen Gott in Israel.
Keiner ist so gewaltig als er,
Er ist aller Götter Herr."
Der liebe Gottesbote
Begann zu lächeln,
Er sprach: „Simon, Simon,
Wir haben solches nicht vernommen,
Daß wir die Ohren einziehen,
Noch den Rücken zeigen,
Noch den Fuß dürfen wenden.
Du hast eine Rede erhoben,
Die ich dir baß kann sagen,
Gott richtet allein
Ueber alle Welt gemein,
Er gibt Leben ohne Tod,
Er gibt Gnade ohne Noth,
Es ist alles in seiner Gewalt,
Niemand nimmt es aus seiner Hand,
Moises Propheta
Schreibet von ihm da,
Deus deorum,
Dominus dominorum,
Du bist Herr und wahrer Gott,
Alles was ist, erfüllt dein Gebot.

David Propheta
Rufet ihn alſo an,
Herr Gott, du biſt wunderlich,
Dir war nie nichts gleich,
In deiner Gnade beſteht,
Daß je wird oder war.
Du biſt ein wahrer Gott,
Das Andere iſt alles ein Trug.
Simon, wie darfſt du je werden laut,
Daß kein Gott wäre,
Als der in Iſrael.
Der Engel ſprach, er wollte Gott ſeyn,
Deß erzürnte ſich der Herr,
Darum muß er
In Schmerzen
Die Hölle bauen.
Was die Schlange ſprach,
Gott an ihr rach,
Davon muß ſie an der Erden
Auf der Bruſt kriechen.
Aus Nichts ſchuf Gott die Engel,
Ihn zu loben und zu erkennen.
Den Menſchen ſchuf er von der Erden,
Drum muß er wieder zu Erde werden.
Der Engel iſt ewig,
Der Menſch vergänglich.“
Da ſprach Simon:
„Peter, du weißt nicht, wie das kam,
Ich weiß es viel beſſer,
Denn ich war dabey.
Daß du Menſch biſt,
Und dich der Himmel unterwindeſt,

Und kannſt die Erde nicht meſſen,
Der fünf Sinne biſt du beſeſſen.
In den fünf Sinnen beſteht
Alles, was je war,
Gunſt und Vermögen,
Und alle menſchliche Tugend.“
Da ſprach Sant Peter:
„Uebel lehrte dich dein Meiſter,
Ob er auch ein Gott wäre;
Ich will dich beſſer lehren.
Die hehren Propheten
Die mußten den ſechſten Sinn haben,
Vom heiligen Geiſt entzündet,
Da ſie uns verkündet,
Was in der Welt künftig wäre.
Simon, wie ſollen wir Gott dienen,
Kennt ihn niemand,
Wie ſollen wir ihn erkennen?
Möchteſt du ihn uns doch nennen.“
Da ſprach Simon:
„Peter, du biſt verloren,
Keines Menſchen Ohren
Sollen ſeinen Namen nimmer hören,
Es war nie kein Engel ſo hehr,
Der ſeinen Namen erkannte mehr,
Als ich alleine,
Und wem ich ihn will zeigen.
Der Gott, der Himmel und Erde geſchaffen hat,
Weiß ſelber nicht, wie es um ihn ſteht.“
Die Grundveſte der Chriſtenheit
Antwortet ihm bereit:
„Simon, biſt du von Menſchen geboren,

Oder von wannen biſt du in die Welt kommen,
Daß du dabey warſt,
Da unſer Schöpfer
Himmel und Erde geſchaffen hat.“
Da ſprach des Teufels Mann:
„Peter, das will ich dir wohl ſagen,
Ich bin nicht menſchlich,
Ich habe nicht Waſſer noch Erde,
Ich ſoll nimmer ſterben,
Von Feuer und von Luft
Nahm ich meine Kräfte.
Ich weiß wohl, was im Himmel iſt,
Ich bin nicht Menſch, wie du biſt.
Mir iſt wohl kund
Des tiefen Meeres Grund,
Wald und Steine,
Die weiß ich allgemein.
Es war nie eine Seele,
Noch wird ſie nimmermehr,
Ich wiſſe denn ihr Anfang und Ende,
Und wohin ſie ſoll wenden.“
Da ſprach der Bote hehre:
„Nun ſag mir von deiner Mutter Rachel,
Wohin ihre Seele ſey gefahren?“
Da ſprach Simon:
„Wohin ſoll die Seele kommen,
Die noch im Leichnam iſt?
Du weißt nicht, was du frägſt.“
Da ſprach der heilige Apoſtel:
„Dein Vater hieß Antonius,
Deine Mutter hieß Rachel.
Die Teufel nahmen ihre Seele;

Es iſt heute der dritte Tag,
Wie kommts, daß du ihr nicht helfen magſt?
Sie iſt in der Helle begraben,
Davon ſollteſt du ſie erlöſt haben.“
Da ſprach des Valandes *) Mann:
„Vater noch Mutter ich nie gewann,
Noch heiß ich Simon,
Von Menſchen bin ich nicht geboren,
Himmel und Erde mögen mich nicht haben,
Die Engel ſollen mich auf den Händen tragen,
Ich bin aller Götter Herr.
Peter, nun frage nichts mehr,
Wollt' ich dich haben verloren,
Ich hätte ſchnell gerochen meinen Zorn.“
Da ſprach der Gottesfraute:
„Du redeteſt vorhin,
Daß Menſchen und Engel
Deinen Gott nimmer ſollten nennen,
Und nun an der Stunde du ſprichſt,
Daß du ſelber Gott biſt,
Daß du ſo große Gewalt haſt,
Und ſo unaern bei mir biſt.
Wann fährſt du von uns hin zum Himmel?“
Sant Peter der heilige Mann
Ließ heimlich ſich ein Brod bringen,
Er ſegnets im Namen des Vaters und des Sohnes
Und des heiligen Geiſtes,
Die Hand er darüber hielt,
„Simon, biſt du der wahre Gott,
So ſage, was ich in der Hand habe.“

*) Valand, der Teufel.

Oder was ich Alles denke.
Kannst du mir das nicht sagen,
So bist du ein unwerther Gott,
Und mit Recht der Leute Spott.
Gott hat dein vergessen,
Vom Teufel bist du besessen."
Da sprach Simon:
„Peter, wie kommst du nun darauf,
Vor deinem Frieden möchte Niemand genesen,
Willst du nun ein Fechter seyn?
Du thust gegen mich so groß,
Als wärst du mir gleich,
Da du doch nur ein armer Fischer bist."
Da antwortete ihm also
Der heilige Apostel:
„Nun wähle dir aus der Menge
Der weisesten zwölfe,
Und gehen wir heim in dein Haus,
Nimm deinen Todten heraus,
Das unbefleckte Kind,
Damit du hast gezaubert,
Das du unter dein Bett begraben,
Da sollen der Rede wir ein Ende haben."
Der Gottes Widerpart
Kaum die Rede hörte,
Alle seine Farbe
Verwandelte sich ganz und gar,
Er gewann manch ängstliche Gedanken,
Kaum hielt er sich auf der Bank,
Er fürchtete ob er auch läugnete,
Daß sie den Todten
In seinem Hause fänden,

Daß ſie ihn da zur Stunde
Hängen oder verbrennten.
Er rannte das Dinghaus,
Die Mengе lief ihm nach,
Sie wollten ihn ſteinigen,
Da rettete ihn der heilige Mann,
Und ſo ſchnell er mochte,
Entrann er von dannen.

Da ſeanete er Zacheum,
Und befahl ihm das Bisthum.
Da ſprachen Weib und Mann,
Gott hätte wohl zu ihnen gethan,
Sie wurden alle viel froh.
Nun hören wir ſagen,
In dem Meere war eine Insula,
Aranthum hieß die Statt,
Da von Rom die edle Königin
Almoſen hat,
Da waren auch gläſerne Säulen,
Davon ſagte man große Wunder;
Die Junger wünſchten alle,
Daß ſie die Säulen möchten ſehen,
Sie baten ihn um Urlaub.
Da ſprach der heilige Mann:
„Ich will ſelber mit euch dahin fahren.“
Die Herren wurden viel froh.
In Schiff gingen ſie da.
Da ſie das Werk ſahen,
Saaten ſie alle,
Daß ſie noch nie erſehen
Ein Werk ſo köſtlich von Menſchenhand.

Die Jünger beschauten es.
Sant Peter ging in einen Winkel
Ausserhalb der Menge,
Fiel auf seine Knie,
Und begann zu beten.
Eine Frau da zu ihm ging,
Sie sprach, „Herr durch deine Güte
Hilf meiner Noth;
Sie sagen alle, du seyst ein guter Mann.
Speise ist mir theuer,
Dazu bedarf ich deiner Steuer;
Verrubige mich an diesem Tag,
Gott dirs wohl vergelten mag.“
Da der Herr vernahm ihre Bitte,
Aufstund er an der Stätte,
Er begann die Frau
Eine Weile anzuschauen,
Er sprach: „Sage mir, gutes Weib,
Du hast noch einen ganzen Leib,
Kannst du nicht arbeiten?
Verlieh dir Gott gesunde Hände,
So ist es dir grosse Sünde,
Willst du sie müssig tragen.
Hörst du nicht weissagen,
Wie selig die leben,
Die der Hände Arbeit pflegen?“
„Wär ich, sprach die Frau, gesund,
So wär es freilich schlecht,
Doch hab ich nicht Gesundheit noch Gesicht,
Ich bin lahm und durftig,
Besserst du meine Noth,
Das mag dir vergelten Gott.“

Da sprach der heilige Mann:
„Nun sollst du billig Hulde haben,
Willst du mir sagen,
Wodurch dir sey Leid geschehen,
Ob ich dir kann einen guten Rath geben.“
Da sprach die Frau:
„Ach Herr, behalt deine Rede,
Mir mag niemand frommen,
O Weh, da mir allererst übel geschah,
Daß ich mich selber nicht erstach,
Noch mich ertränkt in Zeiten,
Eh ich so verquälte den Leib,
Daß die armen Gebeine ruhten.
Ich wähne, nie ist einem Weibe so leid geschehn.“
Da antwortet ihr also
Der heilige Apostel:
„Frau, nun hebe deinen Muth,
Deine Gedanken sind nicht gut,
Wer sich selber gibt den Tod,
Der hat damit verursacht,
Daß die arme Seele
Brennt in der Hölle.“
„O weh, sprach sie, lieber Herr,
Sollte meine Seele
In der Hölle brennen,
Könnt ich damit nur wieder gewinnen,
Daß ich einmal sähe meine Kinder,
Die so lange von mir sind,
Daß ich ihre Gebeine sollte begraben.“
Da tröstete sie wohl der Herr,
Er sprach: „Frau, nun klage nicht so sehr,
Eröffne mir die Sache,

Die dir solches Leid gebracht.
Verkünde mir dein Geschlecht.“
Da sprach die Frau:
„Von meinem Geschlecht laß mich schweigen,
Aber wovon ich am Leibe
So lange Noth gelitten,
Das will ich dir sagen,
Mein Vater und meine Mutter
Waren von gutem Geschlecht,
Sie waren reich genug,
Sie zogen mich mit Fleiß,
Sie gaben mich einem edlen Mann,
Von dem ich zwey Söhne gewann.
Einen Bruder hatte mein Herr
Mir zum großen Leide,
Er war ein schröcklicher Mann,
Unkeusch er suchte mich an,
Er gehrte meiner Minne.
Da pflag ich guter Sinne,
Und hielt ihn ab mit Listen,
Mich vor ihm zu fristen,
Daß ich mein Geschlecht nicht entehrte,
Mein Gemüth mich lehrte.
Da ich das dritte Kind gewann,
Damit ich war befangen.
Da klagte ich meinem Mann,
Ich hätte im Traum gesehen,
Meine Kinder sollten das Jahr nicht erleben,
Noch würden sie uns nimmer zur Ehre,
Ich ließe sie denn Bücher lehren.
Da nahm ich Kleider und Schätze,
Und sandte sie zur Schule,

Ich weiß nicht, wohin sie fuhren,
Mir kam nie ein Mann,
Der mir etwas von ihnen sagen konnte.
Lange darnach war ich daheim,
Gedanken hatt' ich genug,
Wie ich der Schande mich überhöbe.
Ich klagte meine Noth,
Ich sprach, mir wäre bereit der Tod,
Ich müße meine Kinder ziehen,
Ich bat um Urlaub zu gehen.
Ungern es mein Mann that,
Doch gewährte er mir die Bitte,
Er befahl mich seinen Mannen.
Da huben wir uns von dannen,
Da ertrank alles, was mit mir war,
Leider, Herr, und ich allein genas
Zu meinem Unheil.
Ich kam zu einer armen Wittwe,
Der dient' ich spät und früh,
Weil ich noch gesund war.
Nun hat mich die Gicht gebrochen,
Gering ist unser Vorrath,
Was wir erbetteln beide,
Das haben wir gemein."
Da sie noch an der Rede waren,
Kam Clemens, der Jünglina.
„Meister, sprach er, solche Dinge
Hab ich noch nie gesehen,
Ich muß in Wahrheit sagen,
Daß in allen Reichen
Diesen Wundern nichts mag gleichen."
Da sprach der heilige Mann:

„Jetzt wollen wir zu Schiffe gehen,
Geh voran, lieber,
Ich komme dir bald nach.“
Der Gottesbote hehr
Fragte die Frau mehr:
„Wie heißen deine Kinder,
Die so lange von dir sind?“
Die Frau sagte es ungerne,
Eine Weile betrog sie den Herrn,
Sie sprach: einer heißt Elsinus,
Der Andere Heliosdrost.“
„O weh, sprach der heilige Mann,
Ich wähnte, daß wir Freude sollten haben.
Ein Jüngling ist von Rom kommen,
Von dem hab ich vernommen,
Wie seine Brüder fuhren zur Schule,
Wie die Mutter nachfuhr,
Wie sie ohne Mackel entrann.
Zuletzt fuhr auch der Mann,
Da sie lange waren auf dem Wege;
Das Kind sagte mir die Rede,
Daß sie daheim ließen.
Und noch heut sind sie geschieden,
Keins wurde wieder gefunden.“
Das Weib ward augenblicklich
Roth wie ein Blut,
Entzündet, wie das Feuer thut.
Augenblicklich sie verblich,
Das Leben ihr gar entwich.
Da segnete sie der heilige Mann,
Und hieß sie gesund aufstehen,
Als sie merkte,

Daß ſie am Leibe wieder war geſund,
Fiel ſie ihm zu Fuſſen,
„Herr, ſprach ſie, o daß ich das Kind ſehen müſte,
Es iſt wahrlich mein Sohn.“
Der Herr ſprach:
„Kunde mir ſeinen Namen.“
„Clemens, ſprach ſie, lieber Herr,
Mein jüngſter Sohn hieß,
Den ich zu Rom ließ.“
„Nun freue dich, ſprach er, du Liebe!
Den zeig ich dir hier.“
Er nahm die Frau bey der Hand,
Er wies ſie, da ſie Clemens fand.
Clemens ſah ſeinen Meiſter
Die Frau herbeyführen,
Er hielt es für Spott,
Er ſprach: „Meiſter, was iſt das um Gott?“
Die Frau zu dem Kinde gieng,
Mit Armen ſie ihn umfieng.
Clemens von ihr wankte,
Keine Minne er von ihr wollte,
Er hielt ſie für unſinnig.
Und wollt' ihr gerne entrinnen.
Da ſprach der heilige Mann:
„Sohn, du ſollſt ſie lieben,
Sie iſt deine edle Mutter auch,
Die dich zu dieſer Welt trug.“
Der Innaberr war da ſchnell zur Hand,
Ihre Wonne war mannigfalt,
Die ſie hatten unter einander.
Das fügte wohl Gott der Herr,

Und half auch ſein Meiſter,
Der gute Sant Peter.

Da es die Bürger vernahmen,
Eilten ſie alle herben,
Sie wurden viel froh,
Gott lobten ſie da.
Da ſprach die gute
Sant Elementiß Mutter,
„O wohl dir, lieber Meiſter mein,
Möcht' es mit deinen Hulden ſeyn,
Ich möchte von hinnen gehen
Zu einem guten Weibe,
Die lange krank iſt an dem Leibe.“
Da ſprach der heilige Mann:
„Wir wollen ſie gerne kennen,
Ehe wir ſcheiden von hinnen,
Heiß ſie vor uns bringen.“
Als man die Frau vertrug,
Da ſprach der heilige Bote gut,
„Glaubſt du an Gottes Güte
Mit Herz und mit Gemüthe?“
Da ſprach die Frau:
„Wie gern ich an ihn glaube.“
„Glaubſt du, daß ſein Sohn Chriſt
Unſer Erlöſer iſt?“
„Das glaub ich, ſprach ſie, gerne.“
Da ſegnete ſie der Herr,
Er hob auf ſeine Hand,
Da reinigte ſie der Heiland.
Die Frau ward geſund,
Er hieß ihr geben Goldes zehen Pfund.

Er befahl ſie einem guten Mann.
Da wurden Gott gehorſam
Alle, die da waren,
Und die großen Zeichen ſahen.

Von dannen ſchied der heilige Mann,
Die Frau hieß er mit ihm fahren,
Riceta und ſein Bruder Aquila
Kamen gegen ſie da.
Da ſie die Frau ſahen,
Begannen ſie unter ſich fragen,
Wer die Frau wäre,
Die ſie nicht kannten?
Der heilige Apoſtel
Hub die Rede alſo:
„Ich will euch ſagen,
Wer dieſelbe Frau iſt.
Sie iſt von Rom geboren,
Vom beſten Geſchlecht, daß jemals war,
Ihre Freunde gaben ſie einem Mann,
Von dem ſie zwei Söhne gewann,
Einen Bruder hatte der Herr,
Der unkeuſch ſie begehrte,
Das war der Frau leid,
Davon kam ſie in Arbeit,
Dem König ſie ſagte,
Daß ſie im Traume geſehen habe,
Die Kinder würden ihr nimmer zu Ehren,
Sie ließe ſie denn Bücher lehren.
Ihr Mann erlaubte ihr das,
Die Kinder ſandte ſie nach Athenen,
Da fuhren ſie zur Schule.

Ihr that Ungemachs genug
Der gierige Mann,
Auf das Meer sie ihm entrann,
Alle die im Schiff waren,
Ertrunken und starben.
Die Wellen warfen die Frau aus,
Da kam sie an einer Wittwe Haus,
Da fand ich sie klagend,
Große Noth habend,
Zu allen Zeiten rief sie so,
Lieber Sohn Faustinus, lieber Sohn Faustus!
Wohin soll ich sinnen,
Nach meinen lieben Kindern?"
Niceta und sein Bruder Aquila,
Aufsprangen sie da,
Sahen einander an,
Sie sprachen: „o Gott,
Was soll diese Rede seyn?
O Herr Peter, unser lieber Meister,
Entweder ängstigen uns Träume,
Oder sollen wir der Rede glauben.
Wir sind Faustinus und Faustus."
Der heilige Apostel
Der fiel auf seine Knie,
Also beter' er zum Himmel:
„Wohl du Christ Herr,
Drey Könige brachten dir Opfer,
Ferne von ihren Landen,
Die dich vorher nie erkannten,
Bis sie nach einem Stern mußten fahren.
Also wolltest du bewahren
Die Kinder in der Fremde.

Du biſt der Anfang und das Ende
Von Allem, was iſt.
Das Ende deiner Erbarmung erfüllet iſt.“
Er ſprach zu den Kindern:
„Begrüßet euch,
Clemens iſt euer Bruder,
Die Frau iſt eure Mutter,
Das hat Gott durch Wunder gethan,
Davon man wohl ſchreiben mag
Bis an den jüngſten Tag.“
Die Brüder zuſammengiengen,
Hei! wie ſie ſich empfiengen,
In Gott freuten ſie ſich da,
Sie ſprachen: Gloria tibi Deo.
Die Mutter war müde,
Da wollten ſie die Brüder
Vor Freude wecken.
Da ſprach der heilige Mann:
Nun wartet eine Weile,
Ich will euch den Weg machen.
Als die Frau aufſah,
Sant Peter zu ihr ſprach:
„Willſt du zu Gott kommen,
So ſollſt du die Taufe nehmen:
Willſt du im rechten Glauben leben,
So magſt du zum heiligen Tiſche mit uns gehen.“
Da ſprach die Frau:
„Viel gern ich glaube,
Daß mich ein wahrer Gott
Von nichts erbildet hat,
Daß ſein Sohn Chriſt
Ein wahrer Erloſer iſt.

In seinem Namen machtest du mich gesund,
Auch war ich sonst nicht so dumm.
Mir waren zuwider
Die bösen Tuge, die zu Rom waren."
Da sprach der Bote heilig:
„Weil du verließest die Stadt zu Rome,
Und dein edel Geschlecht,
Und aller Welt Wonne,
Um deine Keusche und Reine,
Und du dich erhieltest ohne Flecken,
Nun gebe dir Gott sein Reich
Immer ohne Tod.
Wegen deines heiligen Lebens
Laß ich deine Söhne dich sehen.
Hier ist Faustinus,
Und sein Bruder Faustus,
Die hat dir Gott erhalten,
Nun sollst du in deinem Alter
Mit großen Freuden seyn."
Als der heilige Apostel
Die Namen sprach Faustinus und Faustus,
Da erblühete die Frau,
Ihr Alter wurde zur Jugend.
Keines Menschen Zunge
Mag auch die große Wonne
Sagen noch singen,
Die sie unter sich hatten.
Der Mutter sie da sagten,
Was ihnen zu Leide war geschehen,
Wie sie versunken wären,
Wie sie an einen Stecken gebunden wären,
Wie sie zu einem Gaukler

Zuerst wären gekommen,
Wie sie der hätte betrogen
Bis sie der wahre Prophet
Davon erlöset hätte,
Und wie sie Gott erkannten.
Mit aufgehobnen Händen
Lobten sie ihren Meister Sant Peter,
Daß er sie wieder zu einander versammelt hätte.
Da sprach der heilige Mann:
„Das hat Gott selber gethan,
Der heilige Christ,
Der ein Versammler ist
Des Lebens und der Seele,
Dem geben wir Lob und Ehre.“

Des andern Morgens viel früh
Sant Peter zum Meere gieng,
Seine Jünger ihre Hände wuschen,
Ihr Gebet sie erhuben,
Sie sahen zum Himmel
Und dienten Gott.
Ein Armer ward ihrer gewahr,
Der schlich ihnen nach am Ufer,
Ein armer Thäter,
Der einst König zu Rome war,
Der wollte an sein Werk gehen;
Da sah er den heiligen Mann.
Die Rede hub er also an:
„Wenn ihr es nicht verschmähet,
So arnet' ich euch gern,
Nur fürchte ich gar sehr,
Denn ich bin ein alter Mann.

Daß es euch unziemlich däucht.“
Da antwortet ihm alſo
Der heilige Apoſtel:
„Wegen deiner Armuth verſchmähen wir dich nicht.
So gebietet der Herr,
Ihm iſt niemand unverſchmäht,
Wer ihm will dienen,
Arm und reich
Empfängt er alle gleich.“
Da ſprach der alte Mann:
„Peter, eine Rede möcht' ich mit dir haben,
Ich bin ein wohl gelehrter Mann,
Iſt dir meine Rede lieb,
So hätt' ich viel gern,
Daß du mir Beſcheid thäteſt,
Iſt aber das nicht,
So gehe ich wieder an meine Arbeit.“
Da ſprach der heilige Mann:
„Wir erlauben dir gern,
Zu reden wie dir gefällt.
Redeſt du etwas, das nütz iſt,
Willkommen du uns biſt;
Iſt es aber nichts nütz,
So ſchonen wir deinen Witz,
Und wollen gute Freunde ſeyn.
Halt' uns recht für die Söhne dein.“
Da ſprach der alte Mann:
„Peter, daß ich dieſen Tag müßig gehe,
Das will ich dir wohl ſagen,
Warum ich das habe gethan.
Du erbarmſt mich hart
Da ich gewahrte,

Daß ihr hier so unnütz betet,
Hier sind nicht Götter noch Altäre,
Noch keine Gebäude hehr.
Verlangst du etwas mehr,
Als du von der Wildelde maast haben,
So bist du ein einfältiger Mann.
Wähnst du, daß dir etwas möge geschehen,
Als dir die Wildelde will geben?
Das hab ich selbst erfahren
An meinem eigenen Leibe,
Daß Gebet kein Frommen ist.
Der Mensch kann nichts ändern,
Die Wildelde muß einmal ergehen."
Clemens sprach da:
„Es schreibt Herr Plato,
Was von Gott ist entsprungen,
Das ist selten zerronnen.
Vater, darf ich dich fragen,
Wo deine Heimath wäre,
Oder von wannen du wärst geboren?"
Da sprach der alte Mann:
„Was soll ich dir von meiner Heimath sagen
Oder von meiner Geburt.
Meiner Rede sollst du antworten.
Wird uns hernach die Stunde,
So geben wir einander Kunde."
Der heilige Gottesbote
Antwortet ihm schöne:
„Wir sollen dich wohl empfahen,
Gehe her, nahe,
Du bist von gutem Witze,
Zu mir sollst du sitzen.

Wer die Wahrheit lehrt,
Verbreitet und mehrt,
Und reift der Menschen Seele,
Der leuchtet immer mehr
Wie der Schein der Sonne,
Und wohnt ohne Tod
Ewig in Gottes Reich.
Denn es schreiben uns die Weissager,
Wer eine große Stadt
Auf einem Berge gezimmert hat,
Die soll man nicht verbergen,
Ferne soll man sie sehen.
Und Niemand entzündet sein Licht,
Daß er es unter den Scheffel stürze,
Sondern er setzt es auf den Leuchter,
Daß es glänzt überall."
Da sprach der alte Herr:
„Die Rede ist mir fremd,
Von deinen Weissagen versteh ich nichts:
Eine andere Rede wäre mir lieb.
Ich will dir etwas vorlegen,
Daß du mir lösen sollst;
Oder willst du etwas vorlegen,
Ich will dir gerne Antwort geben."
Da sprach der Gottestraute,
„Rede, was dir anfällt."
Ihm antwortet der alte Mann:
„Peter, ich behaupte,
Daß kein Gott die Welt richtet,
Und daß es thöricht ist,
Wenn einer in der Welt etwas begehrt,
Ausser was ihm die Wilfelde gibt.

In welcher Sternenſtunde der Menſch geboren,
Die muß immer über ihn kommen,
Er muß immer darinn bleiben,
So lange er mag leben,
Er kann nicht heraus.“
Niceta hervortrat,
Den Meiſter er um Erlaubniß bat,
„Meiſter, ſprach er, lieber,
Ich möchte gern verdienen,
Daß ich ihm antworten dürfte,
Die Rede iſt mir ſüße.“
Da ſprach der heilige Mann:
„Wie wohl ich dir das gönne,
Antworte du ihm zur Stunde,
Wie es der heilige Geiſt dir ſendet zum Munde.“
Da kehrt er ſich zu dem alten Mann,
Er ſprach: „Vater, halt es nicht für übel,
Daß ein einfältiger Jüngling
Verſucht ſo große Dinge
Gegen einen Greis,
Doch thu ichs nicht aus Frevel,
Sondern wie ein Sohn zum Vater.“
Da ſprach der alte Mann:
„Kind, wenn du etwas vorbringen kannſt,
So wähle dir aus ſieben freien Künſten,
Was dir am beſten kundig ſey.
Wider die Wahrheit will ich nicht fechten.
Einen Vermittler ſollen wir dazu thun,
Daß wir unſere Rede
Beyde abwägen mögen.“
Da ſprach Niceta:
„Vater, ich eröffne dir,

Daß mich und einen meiner Brüder
Epicurius erzogen hat,
Den dritten aber zog
Plato und Ariſtoteles.
Nun wähle dir aus dem allem,
Was dir mag gefallen,
Wohin dich dein Sinn leitet,
Hier findeſt du uns bereitet.
Doch haben wir keine Schande,
Ueberwindet uns ein ſo alter Mann."
Da ſprach Sant Peter, der heilige Mann,
Von der Wildnis hub er die Rede an:
„Und es dünket mich gut,
Daß wir das zu Ende bringen,
Wovon er die Rede angefangen."
Das Volk umher erkannte da Sant Peter,
Sie riefen alle überlaut,
„Willkommen ſeyſt du Herr,
Lob und Ehre müſſeſt du immermehr haben,
Daß du kommſt in Judäam."
Niceta hub den Streit an:
„Was ewiglich beſteht,
Das iſt einfach.
Was aber Menge hat,
Das muß zergehen.
Alles, was man theilen mag,
Hat auch keine ewige Kraft,
Nur was einfach iſt und Eins,
Das mag niemand theilen,
Das mag niemand enden,
Es hat nicht Anfang noch Ende.
Alles, was einfach iſt,

Das ändert auch keines Menschen List.
Wie sollte man es anareifen,
Wovon niemand Ende
Noch Anfang weiß,
Und das ohne Urheber ist,
Das ist ewig?
Hat es aber einen Schöpfer,
So muß es geraehen,
Darum ist der Engel ewig
Und der Mensch tödtlich.
Vater, wenn dirs nun lieb ist,
So sollst du mir Antwort geben,
Ob du's wollest widerreden."
Da sprach der alte Mann:
„Sohn, du hast dich meisterlich ausgelegt,
So lang ich lebe,
Hörte ich nie eine bessere Rede
Von einem Jünaling,
Doch vom Einfachen versteh ich nichts,
Von der Wildelde will ich reden."
Da sprach der junge Mann:
„Die Rede ist unterschieden
In drey Theile,
Ob die Wildelde ewig sey,
Oder ob sie einen Schöpfer habe,
Oder wie sie geschaffen worden,
Das will ich dir Alles erklären.
Die Welt hat einen Urheber,
Von dem sie den Anfang hat,
In dem sie beruht:
Er ist Schöpfer der Tugend,
Aller Dinge vermögend,

Er iſt der Vater aller Güte,
Er hat in ſeiner Hut
Alles, was in dieſer Welt iſt.“
Da ſprach der Alte:
„Die Rede kannſt du nicht halten,
Hätte die Welt einen Schöpfer,
Und wüßte ich, wär er wäre,
So wollt' ich wohl zu ihm kommen,
Ich laſſe mich das nimmer überreden.
Was dem Menſchen ſoll geſchehen,
Davor kann er ſich nicht bewahren.
Ich finde an mir ſelber viele Dinge,
Die unrecht geordnet ſind,
Die nimmer ſo wären,
Wenn es einen Schöpfer gäbe,
Was könnte mir denn ſchaden,
Wenn mich ein Schöpfer bewahrte?
Mir kann nichts geſchehen,
Uebel oder Gutes,
Als was die Wilfelde will.
Die Einen fallen zu Tode,
Die andern ertrinken oder werden erſchlagen.
Dieſe Dinge geſchähen nimmer,
Wenn ſie ihr Urheber verhängte.“
Da ſprach Nicera:
„Der Menſch wird klein geboren;
Dieweil er iſt ein Kindlein,
Hat er noch keinen Verſtand.
So zieht man ihn dann,
Bis er ſich bildet zu einem Mann.
Will man ihn wohl bewahren,
So ſetzt man ihn zu den Büchern.

Verſäumt er ſich in der Kindheit,
So ſchadet es ihm an der Tugend.
Iſt ein Mann nutz und gut,
Wieder man ihm Gutes thut.
Greift er zum Uebel,
So mißt man ihm hinwieder
Mit demſelben Maaße.
Dem Menſchen iſt es hier überlaſſen,
Daß er ſeinem Schöpfer
Wieder überantworte die Seele.
Will der Menſch ſich nicht ſelbſt erkennen,
So muß in der Hölle
Die Seele brennen.
Du ſprichſt aber, alles
Sey von der Willkühr kommen.“
Da ſprach der alte Herr:
„Sohn, du haſt ſchöne Lehren,
Deine Rede iſt ſüß genug,
Doch ſie wirkt nicht auf mich.
Ich höre dich ſagen,
Alle dieſe Welt ſtehe
Unter einem Urheber.
Kind, nun ſollſt du mir ſagen,
Ob der Urheber auch recht iſt und gut.
Er ſoll wahren,
Daß kein Menſch dem andern etwas Uebels thut,
Daß Niemand den andern erſchlage,
Daß Niemand irgend ein Uebel geſchehe.
Was Gutes aber ſoll ich von ihm ſagen,
Was für ein Urheber iſt er denn,
Wenn er das Uebel verhängt?
Hätt' ich unter mir einen Knecht,

Der mir zum Dienſt wäre recht,
Wie könnt er unterlaſſen,
Was ich ihn thun hieße?
Hat die Welt einen Schöpfer,
Hat er die Welt geſchaffen,
So hätt' er ſie auch ſollen machen,
Daß alle Leute wären reich,
Und alle mit einander gleich.
So aber hat mancher Armuth,
Dem Einen geht es übel, dem Andern gut.
Jeder lebt ſein Leben,
Wie es ihm die Wilfelde gibt."
Da ſprach Nicota:
„Des beſcheid' ich dich alſo,
Gott iſt Schöpfer
Himmels und der Erden,
Und alles, was darin iſt;
Doch alle Menſchenkinder
In einer Freyheit ſind,
Er hat ihnen gelaſſen eine Selbſtführ,
Der Eine nimmt ſich des Guten an
Mit Herz und mit Gemüth,
Hat Gott vor Augen,
Erkennt ſeine Geheimniſſe,
Und freut ſich guter Dinge,
Der hat die beſten Sinne.
Denn der Schöpfer iſt ein rechter Richter,
Den behält er bey ſich,
Der wird den Engeln gleich,
Und freut ſich immer und ewiglich.
Ein Anderer dagegen
Befleißigt ſich der Uebel,

Wie er unkeuſch lebe,
Wie er Uebermuthes pflege,
Wie er den erſchlage,
Wie er jenem nehme ſeine Haabe,
Wie er den verrathe.
Und freut ſich der Uebelthaten,
Und übt zu allen Stunden
Todes-Sünden.
Wir haben unter uns wahre Weiſſagungen,
Lügen müſſen wir auch haben,
Unter den Heiden ſind Philoſophi,
Die Lügner ſind auch daben.
Unter den wahren Gottesboten
Sind auch Trügner ackommen.
Einer will die Lüge haben,
Der Andere will bey der Wahrheit beſtehen.
Nun thue du, Vater, wie ein weiſer Mann,
Der unterſcheiden kann,
Wähle dir den beſten Theil,
Gewinne dir dein Heil,
Eil auf den rechten Weg,
Mache die Brück und Steg,
Zum Gottesreich,
Da freuſt du Dich
Immer und ewiglich.
Der Rede will ich nun Urlaub haben."
Viel ſchön neigt er ſich vor dem alten Mann.
Aquila da hervorging,
Die Red' er anfing:
„Vater, wär' es dir nicht ſchwer,
Ich berichte dich über die Wildfelde."
Da ſprach der alte Herr:

„Ich bin gefahren ferne,
Und nie kein Mann
Konnte mir Beſſeres ſagen,
Als daß die Wilfelde je muß ergehen.
Maqſt du aber mit deinen Sinnen
Mich zu einer beſſern Rede bringen,
Und erkenn ich die Wahrheit,
So folg ich dir gerne.“
Da ſprach Aquila:
„Vater, es iſt oft geſchehen,
Daß zwey reiche Könige
Uebel mit einander lebten,
Sich gerne ſchädigten
Mit Raub und mit Brande.
Oft ſammelten ſie ſich mit Menge,
Kamen einander entgegen,
Und fochten ihre Schlachten.
Da verließ mancher Mann das Leben,
Es wurden oft zehntauſend erſchlagen,
Wenn nun allen daſſelbe geſchehen,
Sind auch alle in Einer Stunde geboren,
Die in Einer Stunde ſtarben?
Wo ein offen Ufer iſt,
Sammeln ſich die Leute,
Da kommen mancher Art Weiber und Männer,
Um zu Schiffe zu gehen.
Da hebt ſich ein unſanfter Wind,
Und es ertrinken alle.
Wie kann das nun in Einer Stunde geſchehen,
Wenn ſie nicht in Einer Stunde geboren ſind?“
Da ſprach der alte Mann:
„Lieber, ich kann dirs beſſer ſagen,

Die Wilfelde muß doch erachen.
Du bist noch ein junges Kind,
Der Stunden vier und zwanzig sind
Bey Tag und bey Nacht,
Jede hat ihre Kraft,
Sie verwandeln sich nimmer,
Sie sind alle gleich lang.
Die Stunde, die vor hundert Jahren war,
Findest du noch heute wieder.
Du sprichst, daß Alt und Jung
Zu einer Schlacht sind kommen,
Nun laß hunderttausend gefallen seyn,
Wer da den Tod fand,
Das war seine Stunde und sein Tag,
Darüber er nicht hinauskommen konnte.
Welches Todes er sollte sterben,
Er mochte ertrinken oder erschlagen werden,
Die Wilfelde mußte ihn dazu bringen.
Das meistern alle septem planetae,
Die den Himmel ordnen,
Und die Zeit richten.
Und jedlicher besonders
Walzet all um,
Und muß seine Bahn durchlaufen.“
Der Junge sah den Alten an,
Und sprach: „ob ich dich ermahne,
Noch etliche Dinge,
Es soll seyn mit deiner Minne,
Daß du von der Wilfelde abgehst,
Daran du heut so fest stehst.
Unsere alte Herren
Beflißen sich vor langer Zeit,

Daß ſie etliche Wunder vorbrächten,
Dabey man ihrer gedächte.
Philosophi, die funden
Die Zeit und die Stunden,
Da der Herr Pythagoras
Ihnen die Höhe der Himmel maß;
Sie waren alle ſehr weiſe,
Der aber die höchſte Weisheit kündete
Vom Schöpfer Himmels und der Erden,
Den die Engel loben im Himmel,
Und alle ſeine Geſchöpfe hierunten
Fürchten und ehren,
Der ihnen ſelber hat gelehrt
Und eröffnet ſeine Geheimniſſe,
Dem ſollen wir mehr glauben,
Seine Lehre ſollen wir feſten und verbreiten.
Doch von der Wilfelde will ich noch reden,
Und gerne den Streit enden.
Vater, willſt du mir ſagen,
Mag ein Weib zwey Bürden tragen,
Mag ſie zweyer Kinder geneſen?"
Da ſprach der alte Mann:
„Sieben Bürden mag ſie tragen."
Da ſprach der Junge:
„So dann ein Weib
Geht bis an ihre Zeit,
So gewinnt ſie zwei Kindlein,
Die Brüder oder Schweſtern ſind,
Der Eine wird ein guter Mann,
Den Leuten lieb und loveſan,
Der Andere wird ein Schächer und ein Dieb,
Daß verſchuldet doch die Wilfelde nicht?

Wird Einer um Miſſethat gehangen,
Daran iſt nur die Sünde ſchuld.“
Da ſprach der alte Mann:
„Soll ein Weib zweier Kinder genesen,
So muß Zeit dazwiſchen ſeyn,
Hat ſie das eine Kind geboren,
Kann eine Stunde ganz erlöſchen,
Bevor das andere geboren wird.
Die Stunde kann ſich ja verwandeln,
Während du mit dem Auge zuckſt.
Wir wollen aber die Rede laſſen.
Die vordem die Himmel maßen,
Die waren weiſe Philoſophi.“
Da ſprach der Junge:
„Stern und Stunden
Walzen all um,
Und mögen uns leicht entrinnen.
Wollteſt du deiner Seele gewinnen
Eine ewige Heimath,
Erwähltеſt du dir das Beſte,
Gewönneſt dir eine Grundfeſte,
Die dir nimmer möchte entweichen,
Du thäteſt weislich.“
Da ſprach der alte Mann,
Mit feuriaen Augen ſah er ihn an:
„Wie ſollt' ich mit meinen Sinnen
Mir das beſte Theil gewinnen,
Die Welt noch heute ſteht,
Wie ſie zu allererſt war,
Sie wird auch nie ſchlimmer noch beſſer,
Der Menſch muß darin leben,
Und was ihm die Wilfelde will geben,

Dem kann er nimmer entrinnen,
Nicht im Thale, noch auf Bergen,
Mit keiner Art Wehre,
Und flieht er aufs Meer,
Iſt es über ihn verhängt,
So wird er in den Wogen ertränkt.“
Auf ſtund da Clemens,
Bat den Meiſter um Erlaubniß,
Und kehrte ſich zu dem alten Mann.
Er ſprach: „Vater iſt es dir recht,
Ich will dich gern etwas fragen.“
„Wohl, ſprach er, mein Sohn,
Das magſt du gern thun.“
Da ſprach Clemens:
„Erkennſt du keinen
Von den vielen Göttern der Helden?“
„Deren erkenn ich manche,
Davon könnt' ich dir genug ſagen.“
Clemens ſprach: „haſt du noch niemals
Ihnen Opfer gebracht?“
Da ſprach der alte Mann:
„Das hab ich oft gethan;
Wenn es aber der Willkühr nicht gefällt,
Helfen ſie mir doch nichts.
Doch wo es ſich ſchickt,
Bring ich ſie gerne.“
Da ſprach Clemens:
„Das wundert mich ſehr,
Daß du zu den Göttern gehſt,
Vor ihnen niederfällſt,
Und ihnen Opfer bringſt,
Wären Götter, warum

Thaten ſie dir keine Gnade?''
Da ſprach der alte Mann:
„Einmal haben ſie mir übel gethan,
Ein andermal wohl,
Wie es grade kam.
Uns gebietet das Geſetz,
Daß wir opfern Lunae
Beydes, Oel und Wein,
Davor will ſie des Nachts uns gnädig ſeyn.
Ad templum Martis,
Der iſt ein großer Gott gewiß,
Opfern wir Schild, und Schwerdt,
Große Ehren iſt er werth,
Denn wen er will bewahren,
Dem mag Niemand ſchaden.
Mercurius der hehre
Iſt ein ſeltſamer Gott,
Er will, daß ihm die Kaufleute
Vor allen Göttern trauen.
Iovi, dem Herrn,
Ziemt große Ehre,
Dem bringen wir Opfer
Mit Pfeil und Bogen.
Läßt er ſeinen Zorn erathen,
Mag nichts Lebendes beſtehen.
Veneri, der Frau,
Tragen wir alle Ehre zur Schau,
Ihr opfern wir Blumen und Ringe,
An ihrer Gnade ſtehn unſere Dinge.
Sie herrſcht über die Ehe,
In ihrer Huld ich gern beſtehe.
Saturno, dem Wilden,

Opfern wir Queckſilber,
Alle Götter mögen uns nicht bewahren,
Will er allein uns ſchaden.
Er will, daß ihm mit Golde
Opfern ſeine Holden,
Darum gibt er die Sonne
Und mancher Art Wonne.
Der anderen Götter ſind ſo viel,
Die wir zu Rom haben,
Daß ich von ihren Tugenden
Ein Jahr könnte reden.“
Da ſprach Clemens, der Jüngling:
„Das ſind wunderliche Dinge,
Du widerſprichſt dir ſelber.
Mit deinem eigenen Munde.
Was mögen dir denn die Götter helfen,
Wenn die Wilfelde ſoll ergehen,
Die Wilfelde muß lügen,
Oder die Götter trügen.
Bitteſt du etwas von dieſen,
Das lauft wider gegen die Wilfelde.
Ergeht die Wilfelde,
So mußt du die Götter fahren laſſen.
An jedem Theil biſt du betrogen,
Von keiner Seite kannſt du zum Ziele kommen.“
Da ſchwieg der alte Herr,
Und antwortete nicht mehr,
Im Zorne wollt' er von dannen gehen.
Da hielt ihn Sant Peter, der heilige Mann,
Er ſprach: „Sey nicht unmuthig,
Bleibe noch eine Weile bey uns.“
Da ſprach der alte Mann:

„Ich mag nicht wohl froh seyn,
Daß ich soll überwunden seyn
Von so jungen Kindern.
Ich kann mich davon nicht erholen.“
Da sprach Sant Peter, der heilige Mann:
„Ich will dir wahrlich sagen,
Wer sich auf die Weiber verläßt,
Dem geht es oft übel.
Lieber, thu, wie ich dich lehre.
Wähle dir der besten Meister zwey,
Die du findest in allen Reichen,
Nimm den Einen geheim
In dein Gemach,
Und sprich, dir sey großes Herzeleid
In einer Stunde geschehen,
Daß du gern dein Leben verließest.
Frag ihn, ob es der Stunde Schuld wäre.
Da läßt er sich ein Buch bringen,
Und zeigt dir viel manche wunderliche Sterne,
Und macht dir großen Lärmen.
Er wäget dir die Sterne hin und her,
Sein Haupt, das schüttelt er,
Er spricht, die Stunde wäre
Von so großem Unheil,
Daß sie kein Mensch möchte tragen,
Und mit Recht müßtest du Leid haben.
Nun ist das gethan,
Laß jenen seiner Wege gehen,
Und frage den andern Meister.
Mit fröhlichem Antlitz
Sprich, dir wäre dieselbe Stunde so günstig,
Dir wäre nie in der Welt so wohl.

So läßt er sogleich
Sein Buch bringen,
Und zeigt dir darin
All die Sterne so wunderlich.
Theuer vermißt er sich,
Die Stunde wäre
Von so großem Heil
Daß sie dem Menschen keinen
Schaden bringen könne,
Und mit Recht müßtest du Freude haben.
So haben die Meister beyde gelogen,
So hat dich die Wilfelde betrogen."
Da sprach der alte Mann:
„Peter, ich muß dir sagen,
Was mir von der Wilfelde geschehen ist.
Ich war zu allen Ehren erkohren,
Ich war zu Rom ein reicher Mann,
Und nahm ein würdiges Weib,
Von der gewann ich
Herrlicher Söhne drey.
Zwey sandt' ich nach Athenas.
Nicht lange nachher
Fand ich die Mutter reuig,
Weinend und klagend,
Sie rief zu allen Zeiten:
Lieber Sohn Faustinus, lieber Sohn Faustus.
Die Mutter fuhr den Kindern nach,
Da erfuhr ich nimmer,
Wohin sie alle gekommen,
Zum Leben oder zum Tode."
Meinem jüngsten Sohne
Gab ich all meinen Reichthum,

Und fuhr Weib und Kindern nach,
Und mochte nie keins finden.
Also fahr ich noch, das ist wahr,
Mehr denn vierzehn Jahr.
Ich kochte den Leuten und buck,
Den Waizen ich feil trug,
Die Mühle ich täglich zog.
Peter, glaubst du an die Wilfelde noch?"
Die Kinder hörten,
Daß der Herr ihr Vater wäre,
Sie wollten sich ihm eröffnen.
Da verbot es der heilige Mann,
Und hieß sie still seyn,
Bis es sein Wille wäre.
Sant Peter sprach:
„Sage mir des jüngsten Sohnes Namen."
Da sprach der alte Herr:
„Den sag ich dir gern.
Denn in der Welt kein Mann
Liebere Kinder je gewann,
So lange die Wilfelde duldete,
Daß ich sie haben sollte.
Der älteste hieß Faustinus,
Der andere Faustus,
Der jüngste Clemens hieß,
Dem ich all mein Erbe ließ."
Da antwortet ihm also
Der heilige Apostel:
„Wenn ich dir nun zeige
Dein Ehweib keusch und rein,
Ohne allen bösen Mackel,
Und deine drey Söhne,

Was willſt du dann von der Wilfelde glauben?“
Da ſprach der Alte:
„Peter, die Rede behalte.
Ebenſo unmöglich kann ich Weib und Kinder wiederſehen,
Als etwas ohne die Wilfelde mag geſchehen.“
Da antwortet ihm alſo
Der heilige Apoſtel:
„Willſt du den wahren Gott glauben,
Und der Wilfelde widerſagen,
So geb ich dir im Augenblick dein Weib,
Der du gebarbt ſo lange Zeit.“
Da ſprach der alte Mann:
„Kannſt du das thun,
Gleich will ich widerſagen.“
Der wahre Gottesheld
Nahm die Frau bey der Hand,
Den jüngſten Sohn Clemens
Hieß er zuerſt vorgehen.
Sant Peter in ihrer Mitte ſtund,
That allen offen kund,
Wie der Herr, den ſo arm ſie ſahen,
Der große Kaiſer von Rome wäre.
Da erzählt er alles
Von ſeinem Weib und ſeinen Kindern,
Und von allen Nothen,
Die ſie erlitten hätten.
Da ſprach der heilige Apoſtel:
„Hier iſt Faustinus und Faustus!“
Die Kinder ließ er hervorgehen.
Da erbleichte der alte Mann,
Begann zu ſinken,
Der Athem gieng ihm aus.

Da ſegnete ihn der heilige Mann,
Und hieß ihn geſund aufrichten,
Er kam wieder zu Kräften.
Erſt war er ſo verwandelt,
Daß man ihn für todt hielt.
Sein Leben war ihm ſchwer,
Als ob er in einem ſchweren Traume läge.
Als ihm aber Sant Peter zuſprach,
Fröhlich er allenthalben hinſah,
Zu dem Weibe, zu den Kindern.
Zuſammen ſie da gienaen,
Einander ſie ſich umfiengen
Mit ſolcher Wonne,
Als die Menſchenzunge
Nimmer ſagen maa.
Das war der fröhlichſte Tag,
Den ſie je gewonnen.
Gott wollte ihnen verkünden
Die allergrößte Freude,
Und den Glauben ſie annahmen,
Zur Chriſtenheit ſie übergiengen,
Die Taufe ſie empfiengen.

Einen, dem Mauler
Ward ihre Freude ſchwer.
Er nahm zwen ſeiner Jungen,
Der Eine hieß Aaon.
Der Andere hieß Anubien,
Und ſandte ſie zum alten Fürſten.
Die ſprachen zu ihm,
„Kornelius iſt von Rom kommen,
Hat deine Freude vernommen.

Er lobet den heiligen Christ,
Und er spräche dich gern allein,
Daß es deine Söhne nicht hörten."
Da sprach der alte Herr:
„Das thu ich alles gern."
Er sprach zum heiligen Apostel:
„Meister, du sollst mir Urlaub geben,
Ich will gern einen Freund sehen,
Kornelius ist kommen in das Land,
Und hat mir seinen Boten gesandt.
Verläßt mich nicht des Leibes Kraft,
Komm ich zurück noch vor der Nacht."
Da sprach der heilige Mann:
„Wie wohl ich dir das gönne,
Guten Freund, alten,
Soll man wohl behalten.
Fahre wohl, daß Gott dein pflege,
Und kehre nirgends aus dem Wege."
Als der alte Herr kam,
Empfieng ihn Simon gut,
Und er wähnte wirklich,
Daß es Kornelius wäre.
Simon hieß ihn niedersitzen,
Und verwandelte ihm sein Antlitz.
Als sie viel geredet hatten,
Nahm der Gaukler Urlaub.
Froh schied der Herr von dannen.
Also war er betrogen.
Da er heim unter die Seinen kam,
Und an seine Stätte saß,
Die Frau ihn ansah,
Zornig sie zu ihm sprach:

„Der Sitz gehört dir nicht,
Ich hab einen viel lieben Mann,
Wie darfst du in mir sitzen,
Die Unkeuschheit niemals pflog,
Schnell räume die Stätte!“
Alle, die da waren,
Sagten, es wäre
Simon der Gaukler.
Wer aber den Simon sah,
Sagte, daß er wäre
Kaiser der Römer.
Da sprach Sant Peter, der heilige Mann:
„Frau, es ist doch dein Mann,
Erkenn ihn an der Stimme,
Er ist nur zu dem Gaukler gekommen,
Da er wähnte, daß es Kornelius wäre,
Der hat ihm sein Antlitz genommen,
Weil er unsere Freude will betrüben.“
Die Kinder hörten das,
Wie der Vater betrogen wäre,
Sie fielen ihrem Meister zu Füßen,
Und baten, ihn zu heilen,
Weinend und klagend.
Aufstund der heilige Mann,
Hieß den alten Herrn hervorgehen,
Das Kreuz er über ihn hakt,
Gesund ward er an der Statt,
Das Antlitz verwandelte sich wieder.
Da wies er ihn zum alten Sitz,
Und gab ihm die Frau an die Hand.
Da lobten den Heiland
Alle, die da waren,

Da ſie die großen Zeichen ſahen.
Juſtinianus und ſein Weib
Baten ihren Meiſter,
Von dem ſie hatten
Freuden und Ehren,
Daß er mit ihnen fahre nach Rom.
Der heilige Gottesbote
Gewährte ihnen das.
Da wurden ſie alleſammt froh,
Sie fuhren nach Rom in die Stadt.
Der Kaiſer und die Seinen
Gaben Sant Petern all ihr Erbe,
Und ſie lebten geiſtlich.

Gedichte

von

Karl Hermet.

Zueignung.

Was will in Sturmeswehn ich hinaussuchen,
Wie ichs zuweilen dann der Schrift vertraute,
Die kindischen, die unverständ'gen Laute,
Die ungezähmt aus voller Brust gedrungen:
Du siehst sie hier in einen Kranz gerungen,
Kunstlos, wie einen je dein Auge schaute:
Waldblumen weiß, im Schatten feuchterthaute,
Wie sie sich boten, ohne Wahl verschlungen.
Der Wald, darin sie frei emporaufschossen,
Ist meine Brust, geschwellt von dunkelm Sehnen:
Der Schatten, unter dem sie wuchsen, Schmerzen.
Der Thau, den du auf ihnen siehst, sind Thränen,
Die nimmer eitel meinem Aug' entflossen,
Doch desto heißer strömten aus dem Herzen.

Aeolsharfe.

Ein süßes Wehn, doch wie von Geistermunde,
Schwebt von der Aeolsharfe zu uns nieder;
Es bringet von der fernen Heimath Kunde
Und singt die alten, lang vergeßnen Lieder
Von Freundestreu, von holdem Liebesglücke
Belebend in die Seele mir zurücke.

Und wie die Töne mir zum Herzen dringen,
So schwillt es auf in schmerzlicher Bewegung;
Und Wehmuth will die stolze Kraft bezwingen,
Die niederringt der Sehnsucht milde Regung;
Gluth kämpfet wider Fluth im Herzen mächtig,
Doch sie erlischt, und in mir dunkelt's nächtig.

Und durch die Saiten tönt so tiefes Klagen,
Als ob Natur in einem Wehelaute
All ihren Schmerz wollt', all ihr Leiden sagen,
All ihre Thränen diesem Ton vertraute;
Und in geheimnißvollem Geisterschauer
Verstummt der eigne Schmerz, die eigne Trauer.

Kennt auch die Geisterwelt dies dunkle Sehnen,
Das von Beginn des Menschen Brust erfüllte?
Und fließt jenseit derselbe Strom der Thränen,
Der hier so manches Aug in Nacht verhüllte?
Ist nie gestilltes Streben die Verpflichtung;
Dann sey gegrüßt, willkommene Vernichtung.

Des Lebens Becher.

Laßt Smaragden und Saphiren
Auch des Lebens Becher zieren,
Laßt Rubin und Diamant
Stehn um seinen goldnen Rand,
Laßt ihn durch verschied'ne Schönen
Mit dem reichsten Kranze krönen,
Glühe gleich der rothe Wein
Durch's Krystall in's Herz hinein:

Nur mit seinen ersten Zügen
Kann er Lust und Wonne lügen,
Nur das unerfahrne Herz
Wird verführt durch eitles Glänzen,
Wird verlockt von jenen Kränzen;
Bald — was gibt er uns für Schmerz?

Tausend, die ihn froh ergreifen,
Doch in harte Finger kneifen,
Brechen ihn noch in der Hand;
Dann beklagen sich die Thoren,
Daß sie ihn zu früh verloren,
Ihn vergossen in den Sand.

Andre lassen ihn entgleiten,
Ehe sie ihn, kaum von Weiten,
Zu den Lippen noch gebracht.
Andre, die noch groß mit prahlen,
Lassen's Naß darin verschalen
Und verdunsten Feuersmacht.

Andre ſchweigen! aber trunken
Stürzen ſie die koſtbar'n Funken
Ohne Sinn in ſich hinein;
Und, im wilden Lärm und Drängen,
So verſpritzen und verſprengen
Und vergießen ſie den Wein.

O, wie ſelten iſt ein Zecher,
Der des Lebens vollen Becher
Leeren und genießen kann! —
Doch man greif' ihn wohl und händig,
Halt' ihn feſt und trink' verſtändig;
Ach, was iſt's, das man gewann?

Mag der erſte Mundvoll ſchmecken,
Und, beym Durſt, uns Luſt erwecken,
Wie der Thau den Blumen thut;
Mag der Wein dem Gaumen ſchmeicheln,
Lieblich ſanft die Gurgeln ſtreicheln
Und beleben Muth und Blut;

Doch wie ſüß er erſt auch ſcheine,
Wie viel Luſt in ſich vereine,
Bald entdeckt ſich der Betrug;
Denn er ändert ſich im Munde,
Und der Nachſchmack, der im Schlunde
Bleibt, wird bittrer Zug auf Zug.

Rühmt um äußerliches Prunken
Mir den ſchimmernden Pokal;
Ich, ich hab' ſein Naß getrunken,
Und jetzt fühl' ich ſeine Qual.

Ich, ich weiß, was wilde Scharen
In der Wollust sind verloren,
Die sein erster Zug verirrt:
Die im Innersten sein Brennen,
So wie ich, empfunden, kennen
Seine wahre Süßigkeit.

Ich, ich hab von jenen Zähren
Um sein endliches Verrinnen
Jetzt die Nachwehn noch im Mund.
Ja, wenn Jemand käm' und heute
Mich vom letzten Rest befreite,
Das wär' mir die frohste Stund!

Alice Brand.

„Wie herrlich ist es im grünen Wald,
Wenn die Blätter rauschen, das Jagdhorn schallt.
Die Hunde bellen, in schneller Flucht
Der Hirsch vergebens Rettung sucht!"

„Doch wem die Schuld im Gewissen spricht,
Den freut des Waldes Leben nicht,
Den freut nicht munterer Hörnerklang,
Den reizt nicht mehr der Vögel Sang."

„Und was mich am allermeisten drückt,
Wenn dich, Alice, mein Aug erblickt,
Alice, du süßes, geliebtes Bild,
In Seide den zarten Leib gehüllt."

„Deinen Bruder ſchlug ich mit blutiger Hand,
Und dich entriß ich dem Vaterland,
Und führte dich aus fürſtlichem Haus
In den wüſten wilden Wald hinaus.“

„„Und reizt dich nicht mehr der grüne Wald,
Und freut dich nicht mehr meine Geſtalt,
Und ſchlug meinen Bruder deine Hand;
Treu bleibt dir ewig Alice Brand.““

„„Erſchlug meinen Bruder deine Hand,
So thatſt du's, weil du ihn nicht erkannt;
Er fiel dich an in dunkler Nacht,
Und hat ſich ſelbſt den Tod gebracht.““

„„Mich drücket nicht das rauhe Fell,
Mich labt der friſche ſprudelnde Quell,
Und beſſer ruht ſich's im Königshaus
Nicht, als auf ſchwellendem Moose aus.““

„„Du jagſt das Wild in dem guten Wald;
Wie freut mich's, wenn dein Jagdhorn ſchallt!
Die Sonne ſinkt, und du kehrſt zurück,
Und jeder Tag mehrt unſer Glück.““

Das Beil erklingt, die Buche fällt,
Der Elfenkönig im luft'gen Zelt
Wird aufgeſtört aus ſeiner Ruh,
Und ſieht mit Grimm dem Waidmann zu.

„Wer iſt der verwegene wilde Gaſt?
Wer wagt es in meinem Waldpalaſt
Zu trotzen des Elfenkönigs Macht,
Zu ſtören die grüne Elfennacht?“

„Uraan, du warſt ein arglauſter Mann,
Und furchteſt nicht der Chriſten Bann,
Steh auf und binde den thörichten Wicht,
Und führ ihn her vor unſer Gericht!“

Und vor dem Ritter ſteht Uraan,
Der gräuliche Zwerg und grinſ't ihn an:
„Noch iſt es nicht die Elfen-Zeit,
Heut Nacht mach dich zum Tod bereit!“

Und vor ihm weht ein bläulicher Duft,
Verſengt das Gras, verderbt die Luft,
Benimmt, daß er nicht athmen kann,
Die Bruſt dem unverzagten Mann.

„Dein Segnen Rolf, das fürcht ich nicht,
Und deinem Kreuz, dem weich ich nicht:
Das Kreuz, gerichtet von blutiger Hand,
Hat nimmer meinen Sinn gewandt!“

„„Befleckt auch rothes Blut die Hand,
Entgegnet kühn Alice Brand,
So iſt es Blut von gerättem Wild,
Drum fleuch, abſcheuliches Zwergenbild!““

„Das Wild, das Blut an ſeiner Hand,
Das iſt dein Bruder Lucio Brand,
Den mörderiſch, in dunkler Nacht,
Dein Buhle Rolf zum Tod gebracht.“

„„Und flichſt du, böſer, abſcheulicher Wicht,
Vor'm Kreuz von blutigen Händen nicht,
So biſt du doch nicht ſo unverzagt,
Zu trotzen dem Bann der reinen Magd.““

„„Drum ſprich, bey dem Namen Jeſu Chriſt,
Woher du kommſt und wer du biſt,
Und wie dein Zauber zu löſen ſey,
Durch kühne That und Muth und Treu.““

„Nur Schuld'ge trift der Elfen Bann,
Spricht zitternd der wilde Zwerg Urgan,
Ein reines Herz und frommer Muth
Iſt ſtärker, als der Elfen Wuth.“

„Doch hütet ſich der Verräther nicht
Vor Elfenkreiſen im Mondenlicht,
Vor Waldesgrün in dunkler Nacht,
So fällt er in der Elfen Macht.“

„Ich ward gefällt durch Freundes Schwerdt
Und drum in Zwergsgeſtalt verkehrt,
Doch wiſſe, ſo du mich dreimal küß't,
Daß dann mein Zauber gelöſet iſt.“

„Der Elfen Reich iſt nicht? als Trug,
Ihr Gold nur eitler Flitterſchmuck,
Ihr Zauber blendet das Geſicht,
Doch ſchreckt er keinen Frommen nicht.“

Und Alice, die treue fromme Maad,
Tritt hin zu dem Zwerge unverzagt,
Und küßt ihn einmal auf den Mund,
Und küßt ihn zweymal zur ſelben Stund.

Da tobt und gebährd't er fürchterlich,
Doch Alice vertrauet dem Herren ſich
Und gibt, wie er auch wüthen muß,
Dem ſcheußlichen Zwerg den dritten Kuß.

Und ſieh' es entſchwindet alsbald
Des Zwergen grauliche Mißgeſtalt,
Und vor ihr ſteht, von Zaubers Band
Befreit, ihr Bruder Lucio Brand.

Die Elfenhöhe.

Ich ritt allein durch den finſtern Wald,
Mir ſanken die Augenlieder;
In den Zweigen ſauſt' es, der Wind war kalt
Zur Erde zog es mich nieder.

Und als ich kam auf die Elfenhöh',
Umrauſcht vom Flüſtern der Bäume,
Legt' ich mein Haupt in den kühlen Schnee;
Bald nahten mir ſüße Träume.

Der Schnee, der war ſo weich und ſo zart,
Wie Blüthen der Bäume im Maien;
Zwey Jungfrau'n tanzten nach Elfenart,
Darauf ihren nächtlichen Reihen.

Sie ſahen mich und ſie blickten mich an,
Die eine winkt' mir und lachte;
Ich wußte nicht, wie es um mich ſtehan:
Ob ich träumt' oder ob ich wachte.

Sie ſchwebten heran mit lieblichem Blick,
Sie neigten ſich zu mir nieder;
Die goldenen Locken flohen zurück
Und enthüllten die zarten Glieder.

Denn licht, wie Waſſer, war ihr Gewand,
Das den ſüßen Leib umfloſſen,
Und aufgelöſet der Locken Band,
Die frei ſich im Wind ergoſſen.

Die erſte, mit ſchweigender Hand, ſie ſtrich
Mir die rothverblüheten Wangen;
Die andere neigte ſich über mich,
Als wollte ſie mich umfangen.

Sie liſpelte heimlich mir ins Ohr,
Mit herzbethörenden Liſten.
„Friſch auf, du muntrer Knab, empor!
Du ſollſt dich zum Tanze rüſten.“

„Wach auf, du ſchöner, du munterer Knab',
Zum Tanze mit mir zu ſpringen!
Wir tanzen auf und wir tanzen ab;
Meine Jungfrau'n ſollen dir ſingen.“

Da hört' ich die allerſchönſte Zel
Das lieblichſte Lied beginnen;
Der brauſende Strom ſtand ſtill dabey,
Der reißend pflegte zu rinnen.

Der reißende Strom jetzt ſtille ſtund,
Der ſonſt ſich brauſend ergoſſen
Die Fiſchlein kamen herauf vom Grund
Und ſpielten mit ihren Floßen.

Die Fiſchlein ſpielten in klarer Fluth
Mit ihren Floßen zumahle;
Die Vögel, als fühlten ſie Liebesgluth,
Begannen zu ſingen im Thale.

„Und höre, du schöner junger Knab'
Und willst du bey uns bleiben;
Wir geben dir unsern Zauberstab
Und lehren dich Runen schreiben."

„Ich lehre dich binden, bist du mir hold,
Den Bären mit Wort und Zeichen:
Der Drache, der liegt auf rothem Gold,
Soll deinem Zauber entweichen."

Sie tanzten hin und sie tanzten her,
Nach lustiger Elfenweise,
Sie schwebten so leicht auf dem Schnee daher,
Sie tanzten um mich im Kreise.

Sie luden mich ein mit süßem Gruß,
Den blühenden Leib zu genießen,
Sie luden mich ein zum süßen Genuß;
Schon brannt' ich, sie zu umschließen.

„Hat also dich dein Meister gelehrt,
Nach Nachtaeisenstern zu sehen?"
Da riß ich mich auf, ergriff mein Schwerdt,
Blieb ruhig und schreiend stehen.

„Und höre, du schöner, junger Knab',
Und willst du nicht mit uns sprechen:
Dich bringt dieß scharfe Messer ins Grab,
Dieß Schwerdt, das wird dich durchstechen."

Sie drohten sie mit zürnendem Blick,
Mit wuthentstellten Gebehrden;
Da sah ich am Osten, zu meinem Glück!
Denn Tag begann es zu werden.

Und schwang nicht seine Schwingen der Hahn,
Es hätte mich nichts gerettet,
Um mein jung Leben war es gethan;
So hatt' ich im Schnee mir gebettet.

Dänische Romanze.

Ich stand allein und wusch am Bach,
Und sah den klaren Wellen nach
Auf der grünen Haide.

Da ritten hoch und stolz zu Roß
Zwey Ritter her mit ihrem Troß
Auf der grünen Haide.

Vorbey ritt einer still für sich,
Der andre hielt und grüßte mich
Auf der grünen Haide.

„Süß Lieb, gelobe Treue mir,
Das schöne Goldband schenk ich dir
Auf der grünen Haide."

„Was soll ich sagen der Mutter mein,
Sieht sie des rothen Goldbands Schein
Auf der grünen Haide."

„So sag, du gienast am kühlen Strand,
Und fandst das goldne Band im Sand
Auf der grünen Haide."

„Was ſoll ich klagen, — mir wird ſo bang —
Erblickt ſie meine bleiche Wang
Auf der grunen Haide.“

„Und ſieht ſie keine Wang' auch bleich,
So ſag: das that ein Ritter reich
Auf der grünen Haide.

Und willſt du nicht mein Liebchen ſeyn,
So ſetze dich auf den Reiten Stein
Auf der grünen Haide.

So ſitze nieder, ſüßes Kind,
Und ſag, wer keine Eltern ſind,
Auf der grünen Haide.“

„Ich ward geboren in ſpäter Nacht,
Meine Mutter ſchlief, iſt nie erwacht,
Wie iſt die Haide grüne!

Sie leaten die Mutter ins Grab hinein,
Da läutets fur den Vater mein.
Wie iſt die Haide grün!

Noch lag der Vater auf der Bahr,
Als auch meine Schweſter geſtorben war.
Wie iſt die Haide grün!

Und alle ſind ſie nun hin und todt,
Die mir verliehen Kleid und Brodt.
Wie iſt die Haide grün!

Nur einer nicht, mein Bruder Svend,
Den leider mein Auge nimmer kennt,
Wie iſt die Haide grün!

Der brachte mich zur Mutter hin,
Da lernt' ich Nähen, Zucht und Ehr.
Wie iſt die Haide grün!

Das Nähen lehrte die Mutter mich,
Und Zucht und Ehr ich ſelber, ich.
Wie iſt die Haide grün!"

„Das hör ich an der Rede dein.
Du biſt die liebſte Schweſter mein.
Auf der grünen Haide.

Du liebſte Schweſter, trau du mir,
Den beſten Ritter geb' ich dir
Auf der grünen Haide.

Kämm', Schweſter, kämm dein goldnes Haar,
Dein wird der reichſte aus unſrer Schaar
Auf der grünen Haide.

Freu dich, die Hochzeit ſoll geſchehn,
Und die Mähr weit über Dänemark gehn,
Auf der grünen Haide."

Frühlingssehnen.

Die trüben Wolken sind nun fortgezogen,
Der Himmel steht enthüllt in heitrer Bläue,
Die Erd' ergrünt und blühet sich aufs neue,
Frisch wallt des Stromes Leben in den Wogen.

Doch wie ich mich der blauen Himmelsbogen,
Mich auch der frischen Grüne wohl erfreue,
Und in die Flur mit sehnsuchtsvoller Scheue
Hinunterschau, zu still'n mein innres Wogen;

Das Auge mag am Schönen sich ergötzen,
Doch wie das kranke Kind nur an den Spielen
Die es in seinen Schmerzen sollen letzen
Im grünen Feld, wie hinter düstern Mauern,
Muß ich dasselbe tiefe Bangen fühlen,
Muß ich, da du mir ferne, schmerzlich trauern.

Rückkehr.

Ich stand allein, in düstrer Nacht verloren,
In wilder Wuth verzweifelnd hingetrieben;
Ich hatte Lieb und Glauben abgeschworen,
Im Tode nur war Hoffnung mir geblieben;
Da sah ich dich — und fühlte mich gerettet,
Aus Haß, Verzweiflung, Wuth, die mich umkettet.

Die wilde Gluth erlosch in heißen Thränen,
Die wilde Woge sank zur Welle nieder,
Aus wildem Schmerz erblüht ein mildes Sehnen:

Und es erwachen in mir tausend Lieder,
Die neue Lieb' und neues Leben bringen,
Und nun den Geist mit Himmelslicht besingen.

Ich war dir fremd, so starr die wilden Züge,
So trüb die Gluth, die aus dem Auge sprühte,
Die Rede rauh, die Sitten ungefüge;
Wie schmeichelnd auch ich meinen Gruß dir biete,
Wirst du in Liebe jemals dem vertrauen,
Dem du nur fürchtend kannst in's Auge schauen?

Doch Liebe hat des Auges Gluth gemildert,
Das Wort gezähmt, die rohe Kraft geschmeidigt,
Die strengen Züge des Gesichts entwildert,
Das dich mit unbewußtem Trotz beleidigt;
So starker Liebe muß der Sieg gelingen,
Und Liebe muß sie — oder Tod erringen.

Zu Tiecks Geburtstag, den 30. Mai.

Winter war hinweggeschwommen
Auf dem Strome mit dem Eis
Und der Jüngling Mai gekommen,
Mild und heiter, blüthenweiß.

Und es schmückt sich, ihm entgegen,
Froh, die Erde, seine Braut,
Eilt ihr Festkleid anzulegen,
Bald ja wird sie ihm getraut.

Und die Hochzeit war ergangen,
Und die Gäste hoch erfreut;

Jeder pries, was er empfangen,
Alle Gaben — ohne Neid:

Laub und Blüthen, Blumen, Düfte,
Und des Himmels klares Blau,
Und die lauen Sommerlüfte,
Sang und Klang in Feld und Au.

Einer nur im dunkeln Kleide
Saß allein und traurig da,
Theilnahmlos an Festesfreude
Finster vor sich nieder sah.

Und das Fest war bald verüber,
Keiner nahm des Armen wahr,
Und sein Blick ward nur so trüber,
Um so lauter Freude war.

Da erblickt in seiner Ecke
Ihn der muntre Bräutigam:
Freund, warum so trub? verstecke
Nun nicht länger deinen Gram!

Deinem Leid erblühet Freude,
Wird mir nur dein Schmerz bekannt;
Doch — bist du nicht Föhrenhaide,
Föhrenhaide von dem Sand?

Sey getrost, blieb keine Blüthe
Gleich im Garten mir zurück,
Blühn doch Blumen im Gemüthe,
Zu erheitern deinen Blick.

Und die ſchönſte unter allen,
Und die duftigſte wird dein;
Laß dir ihren Schein gefallen,
Und vergiß nun deiner Pein!

Und die Blume, auserkoren,
War ein Sänger, hoch an Art,
Der am letzten Mai geboren,
Unſrer Mark zur Labung ward.

Und die Blume ward zum Becher,
Und der Thau drin ſüßer Wein,
Wer ihn trank, manch wackrer Zecher,
Sog den Himmel in ſich ein.

Schluß.

Entſchwunden ſind die gaukelnden Geſtalten!
Sie bleiben ferne dem verwaiſ'ten Herzen;
Um Glück nur mögen ſie und Freude ſcherzen,
Nicht in der liebeleeren Bruſt erkalten.
Nur Scheingebilde ſind's, die ſich erhalten,
Nur Schattenbilder aller Luſt und Schmerzen;
Erloſchen ſind der Dichtung helle Kerzen,
Seitdem des Haſſes Dolch mein Herz zerſpalten.
Im Traume nur, im Traume glüh'n ſie wieder,
Im Traum erwachen die vergeßnen Lieder,
Die einſt der Bruſt in freud'gem Spiel entquollen.
Doch hab' ich träumend noch ſo hell geſungen,
Iſt mit dem Morgen alles doch verklungen
Und mit des Traums Entflieh'n zugleich verſchollen.

Scenen aus dem wirklichen Leben.

Einsam lag das Diensthaus des Rentmeisters, ein ehemaliges Jagdschloß des regierenden Grafen von ****bach, von dem Dorfe und der Pfarre entfernt. Der Sturm jagte prasselnd den Schnee gegen die niedern Fenster, die Hunde bellten fortwährend, und ängstlich schmiegte sich die zwölfjährige Tochter des Rentmeisters an ihre Mutter. Der Vater blieb heute so lange aus, und immer unheimlicher ward es im großen Zimmer. „Tild'chen, ritt nicht Jemand auf den Hof?" rief jetzt erschrocken die Mutter. Hohl tönten die Tritte auf der morschen Brücke des alten Burggrabens, noch einmal schlugen die Hunde an, und ein donnerndes „Holla" ertönte an dem kleinen Fenster, bald aber bat eine sanfte Männerstimme um Entschuldigung wegen der späten Störung, und um Einlaß beym schrecklichen Schneesturm. „Ach wäre doch der Vater heim, lispelte ängstlich Mathilde, draußen ist's so kalt, laß doch den Fremden ein, lieb Mütterchen." Die Bitte der Kleinen bekräftigend klopfte der Officier jetzt an die Hausthüre, und der kleine Herrman begrüßte schon jubelnd das stampfende Pferd, und den schimmernden Pallasch.

Als einige Stunden ſpäter der Rentmeiſter heimkehrte, war der Lieutenant von Lehrken ſchon ganz einheimiſch. Tildchen lächelte freundlich, wenn Herrmann im ſchwarzen Schnurrbart wirrte, und das Schweſterchen warnte nicht, den Rothrock zu küſſen. Freundlicher aber noch als den Mann betrachtete die junge Frau den ſchlanken Holländer, und ſeine feurigen Blicke trafen wie Blitze in ihr unbewachtes Herz. Wohl bemerkte dies Lehrken, und glühend heiß brannte der Kuß, den er beym Schlafengehn auf ihre Hand drückte.

In ihrem fünfzehnten Jahre ſchon hatte Friederike ihrem Manne die Hand gegeben. Jugend-Freundſchaft hatte ſie verbunden, und bald war Mathilde das Band, welches ſie näher an einander knüpfte. Entfernt von der Welt und ihrem Treiben, hatte Friederike nie einen Mann kennen lernen, für den ſie mehr Intereſſe fühlte, als für ihren Raimund, und wenn auch der junge Graf, der Gutsherr ihres Mannes, einmal ſie freundlich anlächelte, ſo ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder, und küßte ihren Raimund nur um ſo zärtlicher. —

Heute Abend konnte ſie gar nicht einſchlafen, wars der Schreck noch über das donnernde Holla, oder waren es die feurigen Blicke, oder der Handkuß? — Ja die ſchwarzen Augen waren gar zu ſchön, und der Kuß, war der Fleck nicht noch als brenne das hölliſche Feuer darauf? Friederike wollte eben ihrem Manne ihre Unruhe beichten; ſie fühlte, daß es unrecht ſey, mit ſolcher Unruhe an den fremden Officier zu denken, und von Jugend auf hatte ſie ſich gewöhnt, jeden unrechten Gedanken durch Geſtändniß ſofort zu beſtrafen, und leichter war es ihr dann immer ums Herz geworden. Raimund aber ſchlief ſchon ganz ſanft, ſollte ſie ihn wecken? Der weite Ritt in Geſchäften hatte ihn ermüdet,

und so hatte denn Friederike Muße genug, über ihre Gefühle nachzudenken. Je länger sie aber nachsann, jemehr fühlte sie, daß der Fremde trotz seines wilden unsteten Blickes, ein sehr schöner interessanter Mann war, und dieser Mann hatte ihr die Hand so zärtlich gedrückt, und dann der Handkuß, nein! so hatte ihr noch Niemand die Hand geküßt. Als der Schlaf sich gar nicht einstellen wollte, stand sie auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab, dann trat sie ans Fenster; der Sturm hatte sich gelegt, und in einzelnen großen Flocken fiel der Schnee herab. Der Mond blickte grau durch zerrissene Wolken, und das weiße, stille Gewand, welches die Erde deckte, stach seltsam ab gegen ihr wildbewegtes Gemüth.

Drüben im grünen Stübchen war noch Licht. „sollte ihm etwas fehlen? und der Johann schläft hinten im Flügel und kann gar keine Schelle hören. ich will doch schnell hingehen und fragen, ob ihm etwas fehlt?" Schon stand sie auf dem Vorplatz, da rief sie warnend sich zu: „Friederike, nimm dich in Acht!" und schnell legte sie sich nieder, und bat Gott um Stärke gegen diesen Widersacher. Erst gegen Morgen schlossen sich ihre brennenden Augen, und als zum Frühstück von Lehrken erschien, wagte sie es kaum, ihn anzusehen; denn immer fiel es ihr ein, daß sie ja die Nacht auf sein Zimmer gewollt hatte, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Der weltkluge Lehrken merkte bald, daß er der jungen Frau nicht gleichgültig sey, und er nahm sich fest vor, auch wenn sein Regiment morgen schon aufbrechen müsse, noch einige Tage hier zu bleiben; denn unter allen seinen vielen Eroberungen erinnerte er sich nicht, daß irgend ein Weib solch einen Eindruck gleich beym ersten Anblicke auf ihn gemacht habe, und deutlich flüsterte ihm eine Stimme zu, daß

er hier manch ſchöne Stunde, im traulichen Familien-Kreiſe verleben werde.

Wenn Lehrken auch ein verdorbener, jetzt wirklich ſchlechter Menſch war, ſo gab es doch Augenblicke, wo ſein beſſeres Selbſt erwachte, und dann tauchten in weiter grauer Entfernung Bilder in ſeiner Seele auf, die ihn an ein einſt genoſſenes häusliches Glück erinnerten, und dies wehmüthige Gefühl, was ſich dann ſeiner bemächtigte, war ihm ſüßer, als alle berauſchenden Vergnügungen, womit er ſein noch bisweilen ſich regendes Gewiſſen zu übertäuben verſuchte.

Beyde Aeltern hatte Lehrken in der früheſten Jugend verloren; unter der Aufſicht eines mürriſchen Vormundes gingen ihm die ſchönſten Kinderjahre trüb und freudenleer dahin. Nur aus den hohen Fenſtern konnte er die ärmern Kinder bey ihrem Spiele auf der Straße beneiden; denn jeder Verſuch, ſich eine ähnliche Freude zu verſchaffen, ward mit der größten Strenge geahndet, und ſchon in dieſen Jahren ſenkte ſich in ſeinen Character eine Bitterkeit, die ihn ſpäterhin zu manchen ſchlechten Handlungen anreizte. Nach dem zurückgelegten 14ten Jahre kam er in ein Inſtitut, wo er bis zum Abgange zur Akademie, unter der Zuchtruthe eines ſteifen Pedanten, alle ſeine glühenden Gefühle und Wünſche in ſein Innerſtes verbergen mußte. Nach Freiheit lechzte ſein ganzes Weſen, und mit Ungeduld erwartete er den Tag ſeiner Abreiſe. Dieſer erſchien, und nun war Lehrken unabhängig, frei von allem Schulzwang, Herr über zehntauſend Gulden Einkünfte. Sein angenehmes Aeußere erwarb ihm Zutritt in jeder Geſellſchaft, und ſein jedem Bedrängten offener Beutel unter den Studenten bald einen großen Anhang. Freunde kannte er nicht; denn ſein ſtolzes Auge, ſein kaltes Weſen, ſtieß jeden, der ſeinen eigenen Werth

fühlte, von ihm zurück. So lebte er ein Jahr lang in G. angenehm und lustig fort. Sein starker Körper ertrug alle Ausschweifungen und wilden Gelage, und er wußte diese so gut geheim zu halten, daß ihm die besten Häuser noch immer offen standen, und er in allen seinen Gesellschaften gerne gesehen wurde. An einem herrlichen Julitage machten mehrere Familien eine Landpartie, wozu auch Lehrken eingeladen wurde. Nach einem einfach ländlichen Mahle ward getanzt. Auch er nahm Theil daran. Eben hatte er ein junges Mädchen zum Walzer aufgefordert, und stand noch mit ihrer Nachbarin in einem Gespräche begriffen, neben ihr, als sich ein Student nahte, und seine Tänzerin aufforderte. Sie schlug ihm den Tanz ab, da sie ihn schon vergeben hatte, und mit höhnischer Miene wandte der Student ihr den Rücken, und sagte laut vor der ganzen Gesellschaft ihr eine Unart. Empört durch dieses rohe Betragen drehte sich Lehrken um, und flüsterte ihm eine Drohung über dieses unverantwortliche Benehmen zu, worauf denn sofort eine Forderung erfolgte.

Zweimal hatte Lehrken erst herumgewalzt, als der kurze Athem seiner Tänzerin ihn mahnte aufzuhören, und mehrere Minuten nachher noch flog ihr Busen bewegt, so daß Lehrken zuletzt sie fragte, ob sie unwohl sey. Ach Gott! erwiederte sie endlich beklommen und ängstlich. Sie müssen sich gewiß meinetwegen schlagen, ich kann die ganze Nacht kein Auge zuthun, wenn Sie sich nicht mit dem Herrn da vertragen. Die hochwallende Brust, das halb in Thränen schwimmende Auge, die bewegte Stimme der kleinen Predigertochter hatte den größten Reiz für Lehrken. Fest nahm er es sich vor, sie nächstens zu besuchen, und nur zu bald hielt er Wort.

Noch am Abend führte er sie zu ihrem Wagen, und zitternd erwiederte sie seinen stürmischen Händedruck.

Die Bestimmung des Orts hatte Lehrken seinem Gegner überlassen, und andern Morgens begaben sie sich auf ein zwei Stunden von G. entferntes Dorf. Nach einigen Gängen bekam Lehrken einen sehr bedeutenden Hieb in die Brust. Er konnte nicht ohne Gefahr weiter gebracht werden, und wurde, da im Wirthshause keine Stube war, zum Pfarrer des Ortes getragen.

Aus schwerem Wundfieber erwachte er hier nach mehreren Tagen. Die Sonne sendete ihre scheidenden Strahlen durch die Vorhänge seines Bettes, wirre Phantasieen zogen als Nachklänge des schrecklichsten Wundfiebers vor seinem irren Auge vorüber. Da trat, von der Abendsonne magisch beleuchtet, Pauline, des Pfarrers älteste Tochter, Thränen im Auge, vor sein Lager, und es lichteten sich die Träume, und hell und heiter ward es im Gemüthe des Kranken. Wohl war es ihm oft während des schrecklichen Wundfiebers, als ob Jemand kühlend seine heiße Stirn berühre, und ihm liebend und tröstend zuspreche, aber immer hatten seine wüsten Träume die Oberhand behalten, und errötbend verließ sein Schutzengel Pauline die Stätte des für sie leidenden Freundes, denn unlautere Wünsche und Begierden sprachen aus seinen Phantasieen, und doch war sie ihm so gut, hatte er nicht für sie sein Blut vergossen, und ihre Beleidigung gerächt? und wie fromm und gläubig sah sein Auge zu ihr empor, wenn sie ihm zusprach, und ihn bat, doch gut und lies einzunehmen.

Die starke Gesundheit siegte endlich über das böse Fieber und wenn auch nur sehr langsam, Schritt vor Schritt erholte sich doch Lehrken von seiner Krankheit; ein Gegenstück zur hinwelkenden Natur blühte er mit jedem Tage mehr auf, wie sich diese dem Grabe zuneigte. Aber mit dieser

wiederkehrenden Gesundheit senkte sich auch in die Herzen Paulinens und Lehrkens eine tiefe heilige Liebe. Oft saßen sie unter den hohen Linden vor der Pfarre, stumm und wortlos neben einander, und nur die leuchtenden Augen und einzelne Seufzer gestanden die Leidenschaft, die erwachend ihre Brust belebte.

Von einem weiten Spaziergange zurückgekehrt, fühlte sich Lehrken von der scharfen Herbstluft angegriffen, und bat seine Führerin Pauline, etwas auszuruhen. Sie setzten sich am Ende des Gartens unter einem Fliederbaume nieder, und ängstlich sah Pauline sein immer blässer werdendes Gesicht. Sie faßte seine Hand; ein leiser Druck sagte ihr, daß er noch lebe, denn starr sah sein Auge in die Höhe. Da sank er plötzlich von einer Ohnmacht überwältigt in ihre Arme. Pauline, zum Tod erschreckt, wollte fortlaufen, aber konnte sie ihn denn in diesem hülflosen Zustande liegen lassen? Sie wollte rufen, aber der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt; nun hob sie seinen Kopf in die Höhe, nannte ihn bey den liebsten Namen, küßte die kalte Stirn, dann — was thut nicht alles der Schreck? küßte sie seine bleichen Lippen, und matt, doch die Seeligkeit dieses Kusses empfindend, sah Lehrken zu ihr auf, hob die gefalteten Hände bittend zu ihr empor und flehte kaum hörbar: „Pauline, willst du mein seyn?“ und, überwältigt von der heißesten innigsten Liebe, sank sie ihm in die Arme, und ein minutenlanger einziger Kuß besiegelte ihren Bund. „Ist es denn wirklich wahr, flüsterte endlich Lehrken, willst du mein seyn für das ganze Leben, und liebst du mich wirklich?“ „Dein bis zum Tode,“ stammelte Pauline, und barg ihr glühendes Gesicht an seinen Busen.

Als der erste Rausch der Liebe verflogen war, mahnte Pauline ans Heimgehn, da Lehrken immer noch sich schwach

fühlte, und der Herbſtwind rauh und kalt ihnen die fallenden Blätter zu Füßen jagte. Nun überraſchten ſie den guten Vater und die jüngern Geſchwiſter mit dem Geſtändniſſe ihrer Liebe, und ein ſchönes heiliges Familienfeſt ward am alten eichenen Tiſche in der Kinderſtube gefeiert.

Barbara mußte zu Oberförſters und dort nach Zitronen fragen, dann ward die dampfende Punſch-Boule aufgetragen, und munter und heiter ging es da im Pfarrhauſe her. Schon ſechs Jahre lang war Pauline den verwaiſeten Geſchwiſtern eine liebende Mutter, dem Vater eine ſorgſame Pflegerin geweſen, und nur ſelten noch vermißte der gute Pfarrer ſeine zu früh heimgegangene Marie; denn in Pauline ſah er das Ebenbild der Verewigten, und keine ihrer Tugenden mangelte der holden Tochter.

Das einzige, was ſtörend ſich in ſeine Freude miſchte, war der Gedanke, daß jetzt aufs neue ſeine Kinder eine ſorgſame Mutter entbehren müßten, indeß verſprach Lehrken, ſie ihm noch ein Jahr zu laſſen, „ſind wir doch beyde jung, und für unſere Liebe braucht uns ja nicht zu bangen," fügte er lächelnd hinzu. Er wollte gern noch ein Jahr nach einer andern Univerſität gehn und dann noch promoviren, was ihm bey ſeiner Verbindung in Holland vom größten Nutzen ſeyn konnte.

Nur noch vierzehn Tage durfte er ſich verweilen, und leider zu ſchnell enteilte den Liebenden die ſchöne Zeit. Täglich gewannen ſie ſich lieber und prieſen die Vorſehung, die ſie aus ſo verſchiedenen Ländern einander zugeführt hatte. Der Tag der Trennung erſchien. Sie hatten ſich gelobt, nicht gegenſeitig die Stunde des Abſchieds durch Klagen ſich zu erſchweren. Auch ging es bis Abends gut, als aber Lehrken zum leztenmal ſie in ſeine Arme ſchloß, da war aller Muth

und alle Standhaftigkeit dahin. Bleich und ohne Besinnung legte er sie in des Vaters Lehnsessel, und rasch flog er die Stufen herunter. Drunten aber, unter den hohen Linden, ließ auch er seinem Schmerz freien Raum. Er kniete nieder vor der Moosbank, wo er zum erstenmale sie seine Braut genannt, den ersten Kuß von ihr erhalten hatte, und drückte die brennenden Augen in das kühlende Moos. Dann erhob er sich, trocknete seine Thränen, und schwor im Angesicht des mit tausend Sternen besäten Himmels Paulinen Liebe und Treue bis in den Tod, und als ob der Vater dort oben seinen Schwur annehme, und ein Zeichen ihm gebe, tönte bang und dumpf die Glocke vom Kirchthurm. Unten in der letzten Hütte des Dorfes wurde auch geweint; eine Mutter war geschieden aus dem Kreise ihrer Kinder und Enkel, und der Sohn, der Küster des Orts, läutete die Mutter, Thränen im Auge, ein in das ewige Leben.

Wankend verließ Lehrken den Garten, warf sich in den Wagen, der seiner auf der Straße wartete, und ließ seinen trüben Gedanken freien Lauf.

Wenn wir von Geliebten scheiden, und nun fort in die leere öde Welt hinausziehn, so kommt es uns vor, als schieden wir von allem Glück auf Erden, und nichts Erfreuliches erwarte uns mehr hienieden. Wenn dann aber erst einige Stunden vorüber sind, die Gegenstände im bunten Wechsel vorüberziehn, dann wandelt sich der Schmerz der Trennung in sanfte Wehmuth und auch diese macht bald der gewohnten Heiterkeit Platz. Ganz anders aber sieht es aus in dem Kreise, aus dem wir schieden, ach! dort fehlt der entfernte Freund überall; jedes Plätzchen, wo er mit uns war, jedes Fenster, vor dem er stand, der leere Platz am Tische, ach! alles ruft uns das Bild des Geliebten zurück, der nun nicht

mehr unter uns weilt; es iſt uns, als müſſe er jetzt zur Thüre hereintreten, und bitter fühlen wir die Täuſchung.

So auch ging es unſern Scheidenden. Der Mond blickte zuweilen durch fliegende Wolken in unſeres Freundes bleiches Geſicht, bald aber war er ganz verſchwunden und ſtürmiſch und unruhig wie die tobende Natur brachte Lehrken die Nacht in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Träumen zu. Am hohen Morgen erſt erwachte er; dicke Nebel verhüllten noch das Thal, die Sonne rang ſchon im Kampfe mit dieſem, und ſiegreich trat ſie endlich hervor. Da lag die ſchönſte Landſchaft ausgebreitet vor ihm da, die Mündung der Weſer. Auf der Werra und Fulda, durch deren Zuſammenfluß ſie ſich bildet, glitten einige Fiſcherkähne hinab, und das freundliche Städtchen Münden ſpiegelte ſich in den klaren Gewäſſern. Der Wald prangte in den ſchönſten herbſtlichen Farben, und an den Bergen hinauf blitzten die goldenen Kuppeln der kleinen Villen zwiſchen den hohen Maſten der Schiffe hindurch. Der Morgen war ſo herrlich, daß Lehrken ſich im Wirthshauſe Papier und Feder geben ließ, um oben auf einem der ſchönen Berge ſeinen erſten Gruß der Geliebten zu ſenden. Er war bis hieher mit dem Wagen ſeines künftigen Schwiegervaters gefahren, und wollte wenigſtens einige tröſtende Zeilen ſeiner Pauline mitſchicken. —

Von hier aus reiſete er mit Poſtpferden weiter, durch Kaſſel und Frankfurt ohne ſich aufzuhalten, bis eine erneute Bekanntſchaft in C. ihn für lange feſthielt; es war ein junger Holländer mit dem er früher in ein und demſelben Inſtitute geweſen war. Dort hatte ein gleicher Trieb zur Freiheit ſie einander näher gebracht, und wenn auch Lehrken wenig ſchöne Tage in Holland verlebt hatte, ſo zogen doch die bekannten Klänge der Mutterſprache ihn unwiderſtehlich an,

auch hatte van Boys ein so einnehmendes Wesen, und wußte so gut bald durch freundliche Mittheilung, bald durch seinen Stolz gegen alle andere Menschen Lehrkens Freundschaft zu gewinnen, daß dieser sich gar nicht von ihm losmachen konnte. Schon hatten die Kollegien angefangen, und er schämte sich, seine Briefe an Pauline noch immer von C. aus zu datiren, er schickte sie daher einem Freunde auf der Universität zu, der sie dort auf die Post gab. Dies war die erste Unwahrheit gegen seine Braut, sie ward Veranlassung zu unzähligen darauf folgenden. Hätte Pauline ihn in C. gewußt, gewiß hätten ihre Bitten noch so viel über ihn vermocht, ihn zum Losreißen von seinem gefährlichen Freunde zu bewegen.

So blieb er denn den ganzen Winter und auch im Frühjahr noch in C., spielte unter Anleitung seines Freundes in einigen Kaffeehäusern hoch und unglücklich. Ein Banquier, der im Sommer auf den Bädern sein Wesen trieb, war hier heimlich in C., mehrere junge Leute wurden durch ihn unglücklich. Der Hauptfang aber ward an Lehrken gemacht, denn selten verließ er die grüne Tafel, ohne einige hundert Gulden verloren zu haben. Auch van Boys verlohr viel, doch hoffte dieser auf den Sommer, wo ihm in den Bädern das Glück immer günstig gewesen war, dann wollten sie Moitié machen, und er versicherte Lehrken so fest, daß er alle Jahre im Winter verlohren, und dann in den Bädern das doppelte wieder gewonnen habe, daß dieser, unbekannt mit der Welt, wenigstens in dieser Hinsicht, ihm traute, und das Leben so fortsetzte. Nicht aber blos seine Börse litt dabey, auch sein, seit Paulinens Besitz wieder gebessertes Herz, ward in den alten Strudel gerissen. An einem Abende, wo die jungen Holländer viel verlohren, und dann einige Flaschen Champagner getrunken hatten, überredete van Boys ihn, mit zu

einer ſchönen Wittwe zu gehn, die ſtill und eingezogen vor dem Thore ſeit vorigen Herbſt lebe. Er hatte ihre Bekanntſchaft im Theater gemacht, war oft hinausgegangen, und ſchon lange hatte er ihr verſprochen, ſeinen Freund Lehrken einmal mitzubringen. Ungern ging Lehrken mit; es kam ihm doch verdächtig vor, daß dieſe unbeſcholtene nette junge Frau wie ſie ſein Freund nannte, den Abendbeſuch zweier jungen Herrn annehmen könne, aber Boys ſchilderte ſie ihm ſo reizend und naiv, daß er, vom Champagner ein wenig luſtig geworden, der Verſuchung nicht widerſtehn konnte. Er fand in der Frau von Bort eine allerliebſte junge Dame. Freundlich empfing ſie den Freund ihres alten Bekannten, und heitrer muntrer Scherz kreiſete bald am Theetiſch. Daß ſie lange in der feinen Welt gelebt hatte, konnte man ihr leicht anmerken; ihr ganzes Weſen bezauberte Lehrken, nur ihre unſteten glühenden Blicke, die ihn zuweilen trafen, machten ihn ängſtlich für ein gutes Ende ihrer Bekanntſchaft. Er verſprach bald wieder zu kommen, und er hielt Wort. Jeden Abend, ſo bald er dem grünen Tiſche ſeinen Tribut gezollt hatte, eilte er hinaus; dann tröſtete ſie ihn, ſchalt ihn auch wohl des Spieles wegen, doch dies immer auf eine ſo feine Weiſe, daß Lehrken mit dem freundlichſten Geſichte zuhören mußte.

So kannte er ſie denn ſchon mehrere Monate, als ihn van Boys einſt eines Abends, wo er eine bedeutende Summe verloren hatte, halb benebelt hinausführte. Vor der Thüre beurlaubte ſich dieſer von ihm, er wollte noch einmal ſein Glück verſuchen; auch er hatte mehrere hundert Gulden verloren. Lehrken ſah durch die Fenſterladen, es war ſchon zehn Uhr, die reizende Frau ſtand vor dem Spiegel und begann ſich zu entkleiden. Hörbar klopfte ſein Herz, endlich ſei-

ner nicht mehr mächtig, stürzte Lebrken in das Zimmer. Schnell hatte die schöne Frau einen Shawl umgeworfen, und machte ihm Vorwürfe über die Heftigkeit womit er ihre Hand an seine brennende Lippen preßte. Sie bat ihn, nicht so auf seine Gesundheit einzustürmen, aber von alle dem, was der Mund sprach, sagte ihr glühendes verlangendes Auge das Gegentheil. Wild umfaßte er sie, und nur schwachen Widerstand leistete sie seinen stürmischen Umarmungen. Fest hatte er sie umspannt, da sank sie erschöpft ins Sopha zurück, und der Treubruch an Paulinen war begangen.

O! wenn doch der Mensch es sich recht oft zuriefe: vor dem ersten Schritte hüte dich, alle folgenden sind unvermeidlich! wie ein Rad, am Abhange eines Berges in Bewegung gesetzt, immer schneller und rascher dem Abgrunde zueilt, so geht es dem, der einmal sich dem Laster hingab; er strauchelt und keine rettende Hand ist da, die ihn seinem Falle entzöge.

Lebrken hatte nicht die Kraft sich dem Umgange dieser reitzenden Frau zu entziehen. Sie wußte jede Umarmung, jeden Kuß ihm zu würzen. Hundertmahl nahm er sich vor, diese Armida zu fliehn, hundertmal gelobte er vor dem Bilde seiner Pauline Besserung, aber immer siegte seine wilde Leidenschaft. Die Briefe Paulinens, sonst seine schönste Erhohlung, die Momente, wonach er sein Leben rechnete, waren ihm jetzt lästig, sie erinnerten mahnend sein Gewissen an seine Schlechtigkeit, und immer seltener beantwortete er diese Grüße der reinsten heiligsten Liebe. Paulinens Liebe war zu tief und stark, als daß sie an der seinigen hätte zweifeln können. Sie glaubte ihm gern, wenn er ihr sagte, daß überhäufte Arbeit ihn hindere, jeden ihrer lieben Briefe zu beantworten.

Immer mehr wußte die ſchöne v. Dorf ihren Liebling an ſich zu feſſeln. Ganze Tage verlebte er in ihrer gefährlichen Nähe, ſeltener und immer ſeltener tauchte das Bild der armen verrathenen Pauline in dem Strudel ſeiner jetzigen Freuden auf, und wenn er zuweilen tiefſinnig daſaß, und ſeine Gedanken fern hin über die Berge zu ſeiner Geliebten ſchweiften, da wußte die ſchöne Frau ihn ſo zart und ſanft zu tröſten, und dann durch ihre immer gleiche Laune zu erheitern und aufzumuntern, daß er bald wieder der Alte war. Das Spiel hatte er auf ihr dringendes Bitten ganz aufgegeben, ſie leitete alle ſeine Ausgaben, und gab ihm mütterlichen Rath, wenn er ſich dem alten Hange zur Verſchwendung einmal wieder hingab. Nie nahm ſie ein Geſchenk von ihm an, und doch überraſchte ſie ihn täglich mit Geſchenken, die ſie auf die zarteſte Weiſe ihm lieb und angenehm zu machen wußte. Seine Finanzen, durch das Spiel zerrüttet, ſuchte ſie ſo viel wie möglich wieder herzuſtellen. Die Zinſen blieben noch aus, und Lehrkens frühere Einkünfte waren dem grünen Tiſch ſchon lange zugefloſſen; da bath ſie ihn ſo zärtlich und dringend, ihr doch zu erlauben, bis zur Ankunft ſeiner Wechſel ihm helfen zu dürfen, daß er ihren Bitten nicht widerſtehn konnte, und ein Darleben von hundert Louisd'or annahm. Mehrere Kapitalien Lehrkens waren in der holländiſchen Bank und konnten nicht erhoben werden, alle übrigen aber, die nur zu vier Prozent verzinſt waren, wurden gekündigt und durch die Verbindungen der Frau von Dorf in Hamburg zu fünf Prozent wieder ausgeliehen, und ſo hatte Lehrken denn jetzt wieder achttauſend Gulden Einkünfte. Auf dieſe Weiſe wußte ſie ſich auch die Achtung Lehrkens zu erwerben und er gehörte ihr jetzt ganz und ausſchließlich an. Hätte ſie ſeine Hand annehmen wollen, er

würde keinen Augenblick mehr gezaudert haben, sie ihr zu reichen. Einmal hatte er ein Wort davon fallen lassen, aber erzürnt war sie von ihm gegangen, und hatte ihn zwei Tage lang nicht angenommen. Dann endlich seinen Bitten nachgebend, öffnete sie ihm wieder die Thüre, machte ihm aber die bittersten Vorwürfe, daß er so schändlich die Treue gegen seine Braut hätte brechen wollen, und drohte ihm ihn nie wieder zu sehen, wenn er einen solchen Antrag noch einmal wiederhole. Sonst aber war sie ganz hingebende Liebe. Der Frühling war in seiner schönsten Pracht dahergezogen und täglich machten sie Spaziergänge in die wunderschöne gebirgige Gegend. Schon lange hatten sie einmal die Gadeburg, eine herrliche alte Ruine, besuchen wollen; heute ward es denn endlich ausgeführt. Auf dem höchsten Gipfel eines ansehnlichen Berges, der die ganze Gegend beherrscht, trotzt dies Riesen-Gebäude dem Zahn der Zeit. Unten im Thal liegt das freundliche Dorf Gadeberg an den Ufern der klaren Werne, deren rasche Fluthen den müden Wanderer nach E zurück tragen. Eine schöne Gondel führte sie früh Abends im herrlichsten Mondschein zurück, die Sterne spiegelten sich in dem ruhigen, klaren Wasser, die Kräuter hauchten balsamischen Duft. Schöner noch war ihm die Geliebte nie vorgekommen als heute, und stürmisch bath er sie, ihm ein Obdach bis Morgen zu gewähren.

Düster brannte das Nachtlicht, in der Stadt schlugen die Glocken ein Uhr, als Lebrecht aus dem ersten sanften Schlummer erwachte. Er betrachtete mit Wonne das schöne Weib, der Schlaf hatte ihre Wangen roth gehaucht, sie schien schwer zu träumen, denn unruhig stieg der leichtbedeckte Busen. Da sprach sie langsam und feierlich: „zurück! wollt ihr auch ihn morden? ist's nicht genug, daß ihr mir den Vater und

die Brüder nahmt!“ Aengſtlich ſprach ſie nun noch mehrere unverſtändliche Worte, und weinte heftig, da weckte Lebrun ſie aus dem ſchrecklichen Traum. Mit einem Freudengeſchrei ſank ſie ihm in die Arme und überzeugte ſich bald von der Nichtigkeit ihres Traumes. Beim Frühſtück bat Lebrun ſie um Aufſchluß über die Räthſel der Nacht. Da ſchauerte ſie zuſammen und bat ihn, nur einige Tage ſich zu gedulden, er werde dann manches von ihr erfahren. Sie bat ihn zugleich, zwei Tage lang nicht zu ihr zu kommen. Wer konnte ihren Bitten widerſtehn? er verſprachs und hielt Wort. Unausſteblich langſam gingen ihm dieſe beiden Tage dahin, endlich am Abend des zweiten langen Tages eilte er geflügelten Schritts zu ſeiner Geliebten; aber wie erſchrack er, als er beim Eintritte in das Zimmer dies freundliche Gemach, das Paradies ſeines Lebens, ganz ſchwarz ausgeſchlagen und leer fand. Alle Meubeln waren ſchwarz verhängt, die Laden geſchloſſen, und zwei lange Reihen Kerzen erhellten das düſtere Gemach. Nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen allmählig erholt hatte, trat Frau v. Vorck ſchwarz verſchleiert, ein Kruzifix in der Hand, herein, und bat ihn mit ſchwacher Stimme ſich zu ihr zu ſetzen. Jetzt erklärte ſie ihm die Urſache dieſer ſeltſamen Umwandlung. „Ich bin, ſo begann ſie ihre Erzählung, die Letzte des alten Grafen-Hauſes Golney; an den Ufern der Garonne liegt unſer altes Stammſchloß, jetzt in eine Ruine verwandelt, durch den Fanatiſmus der Revolution. Heut vor 16 Jahren ward ich mit dem alten Vater und meinen zwei Brüdern aus dem Schooße des Glücks und des Ueberfluſſes in die ſchrecklichen Gemächer des Revolutionkerkers geführt, und acht Tage ſpäter ſtand ich allein in der Welt da, eine hülfloſe arme Waiſe. Mein Vater und meine unglücklichen Brüder waren der Wuth Robespierres ver-

fallen, und nur ein Wunder konnte mich gerettet haben. Ich fand mich am hohen Mittage mitten in einem Kornfelde ganz allein. Lange weinte ich und rief vergebens nach Hülfe, endlich konnte ich nicht mehr weinen und war eingeschlummert. Da weckten mich einzelne Glockentöne: ein Hirt zog Abends heim mit der Heerde, nahm mich, das zehnjährige Mädchen, mit sich, und brachte mich zum Geistlichen seines Orts. Dieser befragte mich um meinen Namen, und als er ihn gehört hatte, legte er segnend seine Hände auf meine Scheitel, und, sein ehrwürdiges Antlitz gen Himmel gerichtet, sprach er ein kurzes Gebet, führte mich dann an ein Fenster, und zeigte mir in den Strahlen der Sonne, die blutigroth niedersank in die Fluthen der Garonne, die rauchenden Trümmer meines Stammschlosses. Bey diesem würdigen alten Mann lebte ich mehrere Jahre, so viel es meine traurigen Verhältnisse erlaubten, ein frohes und stilles Leben. Seine älteste Tochter ward mir bald mütterliche Freundin; ihr folgte ich auch später in die neue Heimath, als sie sich nach einigen Jahren nach Deutschland verheirathete. In meinem sechszehnten Jahre lernte ich Berck kennen, und hielt das Gefühl geschmeichelter Eitelkeit für Liebe. Sieben Jahre lang habe ich Zeit gehabt diesen Irrthum bitter zu empfinden und zu bereuen; da schien der Himmel meine Prüfungszeit für vollendet zu halten, ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde machte dem reben Leben meines Gemahls ein Ende. Zum zweitenmahl stand ich einsam und verlassen in der Welt. Eine traurige Zeit verlebte ich nun. Ich fühlte, daß kein Talent, keine Arbeit die Leere eines verlangenden Herzens füllen können. Sehnsüchtig blickte ich umher — was mir fehlte, erfuhr ich erst dann, als ich dich kennen lernte, und ich werde mich so lange für das glücklichste Weib hal-

ten, bis das deine mich zum drittenmahl zur hülflosen Waise machen wird.“ Thränen erstickten hier ihre Stimme, und nur den zärtlichsten Liebkosungen Lehrkens gelang es endlich sie zu beruhigen. „Jetzt, begann sie ermannt, müssen wir uns auf eine Woche trennen. Bis der Todestag meines unglücklichen Vaters vorüber ist, bin ich für jeden unsichtbar. Alljährlich begehe ich dies traurige Fest, und selbst mein Gemahl sah mich während dieser Zeit nie. Leb wohl, theurer Mann,“ rief sie noch unter der Thür ihm zu, und verschwand dann in ihre innersten Gemächer.

Lange noch sah er ihr nach, dann schlenderte er langsam der Stadt zu, und überlegte bey sich, was wohl am besten ihn für die Trennung von der Geliebten entschädigen, und die trägen Stunden bestügeln könne; endlich entschloß er sich, eine Reise zu machen, und setzte noch in der Nacht seinen Entschluß ins Werk. Er reiste den Rhein entlang und kam nach sechs Tagen Abwesenheit über die Bäder wieder nach C. zurück. Zwar war die Woche noch nicht verstrichen, aber er hoffte doch schon heute eingelassen zu werden. Er hatte sich nicht geirrt, schon ganz von weitem sah er ihr weißes Gewand durch die Laube schimmern, sie hatte ihm den Rücken zugedreht. Auf den Zehen schleichend nahete er sich ihr langsam und schloß sie bewegt in seine Arme, da schrie die junge Frau erschrocken auf und drehte sich zürnend um. Himmel, was war das? ein fremdes Gesicht starrte ihn an. Verlegen stotterte er einige Worte von Entschuldigung daher, da sagte sie lächelnd, „nicht wahr, Sie sind Herr von Lehrken? die Frau von York hat einen Brief für Sie mir zurückgelassen, ich bin jetzt die Bewohnerin dieses Hauses.“ Zitternd erbrach er den Brief und traute kaum seinen Augen, als er folgendes las:

„Lange habe ich mit mir gerungen, bis ich mich aus den schimpflichen Fesseln, die meine unbegränzte Liebe zu dir mir anlegte, losreißen konnte. Ich fliehe deine gefährliche Nähe, vergebens wirst du meiner Spur folgen. In dem Augenblicke, in welchem du diese Zeilen erhältst, trennt uns schon das Meer. Bist du in einem Jahre frey und mir treu geblieben, dann reicht dir zum ewigen Bunde die Hand deine dann glückliche Freundin

Johanna v. Berck."

Zehnmal hatte er das unglückliche Blatt durchlesen ohne sich fassen zu können, endlich stürzte er fort zu Beys, der mußte etwas näheres von ihr wissen. Am wohlbekannten grünen Tische traf er ihn. „Die Berck ist fort," rief er ihm stürmisch entgegen. Da erblaßten van Beys und der Banquier, und Letzterer fragte gebebnt: „wie viel nahm sie Ihnen mit?" Jetzt entwickelte sich die ganze Geschichte denn nach und nach. Die hundert Louisd'or, welche sie Lehrken gelieben, hatte sie von Beys aufgenommen und noch nicht wieder gezahlt; die sämmtlichen Kapitalien Lehrkens, beinah hunderttausend Gulden, welche in Hamburg aufgelieben waren, hatte sie dort erhoben, und war dann von Hamburg aus in See gegangen; ihr Name, ihre ganze Geschichte war erdacht, nicht Frau von Berck hieß sie, sondern sie war die Begleiterin des Banquiers. Auch Beys war hintergangen, und die meiste Aufklärung erhielten sie erst einige Tage später, als auch der Banquier sich fortgemacht hatte, und dessen eingefangener Bediente beichten mußte. Alle öffentliche Blätter prangten vergeblich mit den Steckbriefen der Betrügerin, sie war und blieb verschwunden. Die Geschichte machte zu viel Aufsehen, als daß nicht auch Paulinens Vater etwas davon hätte erfahren sollen. Aengstlich erkundigte er sich nach

dem nähern Zusammenhange der Sache, bis er denn endlich ganz die traurige Wahrheit erfuhr, und nun jede Verbindung mit Lehrken aufzugeben für nöthig hielt. Er schrieb ihm sehr gemäßigt, doch bestimmt. Ohne ihm viel Vorwürfe zu machen, benahm er ihm jedoch alle Hoffnung, je Pauline die Seine nennen zu dürfen. „Gott möge mich bewahren, so schloß er seinen Brief, Ihnen noch Vorwürfe zu machen. Das Bewußtseyn, ein Wesen, das mit ganzer Liebe an Ihnen hing, schändlich verrathen und gemordet zu haben, muß Ihnen jede ruhige Minute Ihres Lebens verbittern. Dann junger Mann, wenn der greise Vater mit der Hülle seiner unglücklichen Tochter sein einziges Glück hinabsenkt, dann trete der Schatten der Betrogenen hin zu dem Throne Gottes, und klage Sie an vor dem heiligen Richterstuhle.“

Nur zu gut kannte der Vater seine Pauline. Obgleich er sehr langsam und behutsam ihr die traurige Nachricht mittheilte, würkte der Schlag doch schrecklich auf ihre zarte Gesundheit. Aengstlich hatte sie in der letzten Zeit jeden Posttag einen Brief erwartet; oft lief sie dem Postboten bis vor das Dorf entgegen, aber für sie war immer nichts da. Gestern waren es nun schon neun Wochen, daß sie keine Zeile von Lehrken erhalten hatte, und des Vaters trübes Gesicht, der mitleidige Blick, womit er seinen Liebling betrachtete, verkündigten ihr etwas schreckliches, und nicht unvorbereitet traf sie die furchtbare Nachricht. Aber als ihr der Vater alles sagte, als er sie aufforderte, den ganz zu vergessen, an den ihr Herz mit tausend Banden gefesselt war, da brach ihre Kraft. „Willst du, mein gutes Mädchen?“ fragte noch einmal bittend der Vater. Da sagte sie, matt und tonlos, die Augen starr zum Himmel gerichtet, „ich will, mein Vater!“ Todtenblässe überzog ihr Gesicht und leblos sank sie zu Bo-

den. Nach einigen Stunden erhohlte sie sich zwar wieder etwas, aber aller Lebensmuth war von ihr gewichen. Sanft beantwortete sie die Fragen und Liebkosungen ihrer Angehörigen, sprach aber nur vom Tode als dem einzigen Erlöser ihrer Qual. Da nahete er sich ihr, der Friedens-Engel mit der gesenkten Fackel, und schön noch im Tode lag sie da, die vor wenigen Wochen ein Bild des blühenden Lebens gewesen war. Wieder wie an jenem Scheideabende tönte dumpf und hohl die Glocke vom niedern Thurm herab, und schluchzend standen die Verlassenen um das Lager der Entschlafenen. Tiefe Dämmerung war eingetreten, nur noch einzelne Seufzer unterbrachen die Todtenstille, da öfnete leise sich die Thüre, und eine vermummte Gestalt trat herein, ging stumm und langsamen Schrittes bis an Paulinens Sterbebette, und fiel dann mit einem dumpfen Schrei auf die Leiche nieder. Schaudernd flohen die Kinder aus der Stube, und der Vater bat mit abgewandtem Gesicht den unglücklichen Lehrten schnell zu fliehen, und das Trauerhaus nicht durch seine Gegenwart zu entehren. Einen langen schmerzlichen Kuß drückte der Unglückliche noch auf den Mund der Entschlafenen, dann stürzte er zu den Füßen ihres Vaters nieder, und mit herzzerreißendem Tone rief er, „Vergebung, unglücklicher Greis, stoßen Sie mich nicht mit diesem furchtbaren Fluch in die Welt hinaus!“ Ergriffen von dem schrecklichen Anblick legte der Pfarrer segnend die Hand auf sein Fluch beladenes Haupt, und verließ dann eilends das Zimmer.

Van Boys, der Lehrten begleitet hatte, wartete lange vor der Hausthüre; als aber der Pfarrer ohne ihn zu bemerken, bey ihm vorbey in den Garten schwankte, ging er in das Haus, und fand Lehrten noch in derselben Stellung

im Sterbezimmer auf den Knieen liegend. Er riß ihn mit sich fort, trug ihn in den Wagen, zwang ihn im nächsten Städtchen Wein zu trinken, und sprach dann die ganze Nacht durch über die Einrichtung ihres künftigen Lebensplanes. Was sie dort alles besprachen, was für Mittel van Boys anwandte, Lehrten über die Vergangenheit zu trösten, und ihn seinen Vorschlägen geneigter zu machen, ist unbekannt geblieben; nur war das Resultat, daß Lehrten mit van Boys, den er jetzt erst ganz kennen lernte, moitié machte und mit ihm in mehreren Bädern Bank hielt. Nicht auf einmal sank er so tief, erst als van Boys ihn ganz in seiner Gewalt hatte, bemerkte es Lehrten, daß sein Freund dem Glücke oft nachhalf, wenn es sich ihm nicht immer günstig bezeigen wollte. Erst jetzt sah er ein, wie so mancher Unglückliche durch Betrug um die letzte Habe gebracht, und dann der Verzweiflung überlassen wurde. Er selbst aber nahm nie zu unedlen Mitteln seine Zuflucht, doch hatte er beim Bankhalten so viel Glück, daß er auch ohne zu betrügen viel gewann. Er hätte auf diese Weise angenehm leben können, hätte nicht sein mahnendes Gewissen ihm beständig Paulinens Bild vorgeführt, und so ihn rastlos gequält und gepeinigt.

Oft versuchte er's durch körperliche Abmattung seiner geängsteten Seele Ruhe zu verschaffen, aber auch dies mißlang. Zuweilen verschaffte er sich einzelne ruhige Augenblicke durch edle Handlungen. Er half Unglücklichen wo er konnte. Sah er einen jungen Menschen, der eben seinem Verderben durch leidenschaftliches Spiel entgegen ging, so warnte er ihn zur rechten Zeit, oder gab ihm heimlich das Verlorene wieder. An einem Sonntage, wo immer aus der Umgegend viele Gäste kamen, sah er einen jungen Mann am Roulet

ſehr hitzig und unglücklich ſpielten. Mit den Zeichen der gröſten Angſt ſetzte er jetzt die letzten drei Dukaten auf Nummern und ſtürzte, als dieſe ſeine letzte Hoffnung ihn betrog, zum Saale hinaus. Draußen ſah er ſich ängſtlich um, und richtete dann ſeine Schritte nach dem Teufelsthale hin. Als er ſich allein glaubte, ging er langſamer, blieb von Zeit zu Zeit ſtehn, ſchien mit einem Entſchluſſe zu kämpfen, und legte ſich zuweilen an einen Baum der Allee; endlich war er zum Abhange gekommen, wo viele Klafter tief unter den Felſen der Wildbach rauſcht, der dort aus der Erde hervorſchieſt. Hier ſetzte er ſich nieder, zog eine Schreibtafel heraus und ſchrieb, weinte heftig, ſchrieb dann wieder, und knüpfte langſam ſein Halstuch los. Lehrſen, der ihm ſehr vorſichtig Schritt vor Schritt gefolgt war, ſtand jetzt dicht hinter ihm, und konnte das, was er geſchrieben, leſen. Es waren die Abſchiedsworte des Unglücklichen an ſeine Mutter. Er hatte heute, die halbjährige Penſion für ſie erhoben, und war dann an die Bank gegangen. Nie hatte er geſpielt, auch nicht einmal ſpielen ſehen. Sein Nachbar, ein dicker Gutsbeſitzer, ſetzte auf eine Nummer, ſie gewann und er bekam 35 Dukaten ausgezahlt. Jetzt dachte er, ach wenn du doch auch ſolch Glück hätteſt, wie glücklich könnteſt du deine alte Mutter machen. Der dicke Nachbar ſah ihm die Luſt an und ſagte: „ſetzen Sie nur meine Nummern, und Sie ſollen ſchon gewinnen.“ Da zog Roſt ſeine kleine eigne Baarſchaft hervor, und legte ängſtlich auf mehrere Nummern 1 fl., ſchon im zweyten Drehn kam eine Nummer heraus und er gewann 35 Thaler. Jetzt ward er hitzig und ſetzte immer auf die Nummern Ducaten aus. Da er nicht genau ſein gewonnenes Geld von dem ſeiner Mutter getrennt hatte, verlor er in Kurzem auch dieſen Nothpfenning ſeiner Mut-

ter und das war in Kurzem sein Unglück. Lehrten faßte ihn bei der Hand und sagte fest und rauh: „Sie Elender! wollen Sie dadurch Ihrer alten Mutter helfen, daß Sie sie noch ihrer einzigen Stütze berauben?“ Lange stierte der Jüngling ihn an, dann sagte er stolz aufstehend: „Herr! Muth habe ich das elendeste, traurigste Leben zu ertragen, gehungert und gedürstet habe ich meiner alten Mutter zu Liebe, aber als ein schlechter, leichtsinniger Mensch ihr unter die Augen zu treten, dazu habe ich keinen Muth. Ersetzen kann ich das Geld nicht, da ich noch keine Anstellung habe, und mir Niemand auf mein ehrliches Gesicht borgt“. „Wissen Sie das so gewiß, junger Mann?“ fragte Lehrten schnell, „kommen Sie mit mir, wie viel verloren Sie?“ Jetzt sah ihn dieser mit leuchtenden Augen lange an, und fiel ihm um den Hals, „können Sie mich retten, so sollen Sie erfahren, daß Sie an keinem Undankbaren ihre Hülfe verschwendeten. Arbeiten will ich Tag und Nacht, bis ich meine Schuld getilgt habe.“ Nun erzählte der junge Rost ihm seine ganze Geschichte. Er war Kandidat der Theologie, hatte sein Examen schon gemacht, und wollte jetzt eine Hauslehrerstelle suchen, bis er Anspruch auf eine Pfarre machen konnte. Lehrten zahlte ihm aus seiner eigenen Kasse die verlorene Summe aus, und fügte noch eine kleine Summe zu seiner eigenen Einrichtung hinzu. Gerührt schied der neue Freund von seinem Wohlthäter, und bald hörte Lehrten zu seiner Freude, daß er eine gute Hofmeisterstelle bei einem reichen jungen Grafen bekommen hatte.

Solche Handlungen gewährten Lehrten das größte Vergnügen, und dann gab es Augenblicke, wo er recht heiter und vergnügt seyn konnte. Oft aber wenn er vor Angst und innerer Unruhe nicht wußte wohin, wählte er weniger edle

Mittel. Champagner mußte sein Gewissen betäuben, und dann durchschwärmte er mit van Beys halbe Nächte mit den verworfensten Geschöpfen. Kam er dann matt nach Haus, so fiel er in einen Schlummer, der zu stark war, als daß sich die Stimme seines Gewissens hätte hörbar machen können. Zwey Jahre lang hatten die beyden Holländer so zusammen verlebt, die Bank hatte sich mehr als zweifach verdoppelt, da faßte Lehrken den festen Entschluß, dies traurige Handwerk aufzugeben. Der erwachende Freiheits-Krieg gab ihm die beste Gelegenheit, seine Kräfte auf eine würdigere Weise zu nutzen. Er warb heimlich und both dann, mit hundert Mann Reuter, dem kommandirenden General seine Dienste an. Als Lieutenant ward er bey einem Freikorps angestellt und zwang nun, von seinen Kameraden unterstützt, van Beys, ihm sein Geld, was er ihm immer verweigert hatte, heraus zu geben.

Die Schlacht bey Leipzig hatte tausende in Charons Nachen geführt und vor der Hand war an keine weitere Schlacht zu denken, als Lehrken mit seinem Regiment ins Städtchen F** quartirt wurde. Der Stab eines andern Regiments hatte dort schon von den besten Quartieren Besitz genommen, und so kam es, daß Lehrken auf das nahe gelegene Gut des Grafen von . . . bach geschickt, und wie wir im Anfange der Erzählung hörten, bey dessen Rentmeister aufgenommen wurde. Es gefiel ihm hier zu gut, als daß er beym Aufbruch des Regiments nicht noch gerne geblieben wäre. Er bekam vom Obersten Urlaub auf unbestimmte Zeit, beredete sich mit dem Rentmeister über ein ziemlich ansehnliches Kostgeld, und blieb so beynah ein Jahr dort. Was gleich beym Eintritt ins Haus eine Stimme ihm zugeflüstert hatte, ging ganz in Erfüllung. Er verlebte schöne himmlische

Stunden im Umgange der angenehmen Friederike und ihres biedern Mannes, aber leider siegte die unseelige Leidenschaft welche Lehrken und Friederike bald für einander empfanden, über ihr besseres Selbst. Lektüre, die Lehrken ihr verschaffte, beschleunigten ihren Fall. Der Geist Rousseaus spuckte in ihrem Kopfe und bewegte ihr heißes Blut, und bald hatte sie denn keine Gunst mehr an den schönen Holländer zu verschenken. Raimund ahnete nichts von der Untreue seiner Frau und sah mit Freude, wie seine Friederike an feiner Bildung durch den Umgang des gebildeten jungen Mannes täglich zunahm. Die traurigen wie die frohen Lebens-Ereignisse Lehrkens waren bald für Friederike kein Geheimniß mehr. Der Name Pauline ward oft erwähnt, und so kam es denn, daß, als einst die Familie traulich um den dampfenden Theetisch versammelt saß, und man berathschlagte, wie das Töchterchen, was in Kurzem erwartet wurde, genannt werden sollte, Friederike den Namen Pauline vorschlug. Betroffen und überrascht stand Lehrken auf und verließ das Zimmer. Raimund, dem es nicht im Entferntesten einfiel, wie nahe das Kind und dieser Namen Lehrken anging, konnte sich die Bestürzung seines Freundes nicht erklären, drang aber nicht weiter in ihn, als er nachher ausweichend antwortete. Nur auf die kleine Mathilde machte dieser Vorfall einen besondern Eindruck. In der letzten Zeit hatte Lehrken sich viel mit ihr zu schaffen gemacht, ihre immer mehr und mehr sich entfaltenden Reize machten auf ihn einen mächtigen Eindruck, und es reifte in seinem Innern ein Entschluß, wogegen sein Gewissen nur noch schwache Einwendungen machte. Nur fürchtete er von Friederiken nie die Einwilligung zu einer Verbindung mit ihrer Tochter zu erhalten.

Mathilde dagegen hing mit ganzer Seele an dem Einzi-

gen, der je mit Liebe ſich ihr genahet hatte. Die Mutter war ihr durch das unſelige Verhältniß mit Lehrken fremd geworden, und der Vater kümmerte ſich wenig um die Tochter, lebte nur in ſeinem einzigen Sohne, und widmete deſſen Erziehung jede Stunde, die ihm ſein Beruf übrig ließ. Mathilde fühlte eine Leere in ihrem Innern, ſie fühlte, daß ihr ein Etwas fehle, was nicht die Mutter, nicht ihre Geſchwiſter ihr zu erſetzen vermochten. Jetzt nahte ſich ihr Lehrken, mit all dem Einſchmeichelnden, Anziehenden ſeines Weſens. Sie ſah ihn geliebt, und geachtet von Mutter und Vater, was ſollte ſie noch zweifeln und wählen — ſie folgte dem Zuge ihres Herzens. Lehrken bemerkte dies bald, und benutzte die aufkeimende Liebe des Mädchens. Sie mußte zuerſt der Mutter ihre Liebe geſtehn. Als dann Friederike ihn befragte, da geſtand er ihr unverholen ſeine Leidenſchaft, und gab die Verbindung als das beſte Mittel an, auf immer das ſtrafbare Verhältniß aufzuheben, was ſie ſchon ſo oft zu zerreiſſen ſich vorgenommen, und nie die Kraft dazu gehabt hatten. Lange ſträubte ſich Friederike dagegen, da errang Lehrken durch Liſt, was ſeiner Ueberredungskraft nicht hatte gelingen wollen. Er ſprach mit Raimund, der ſehr erfreut über dieſen Antrag war, beſonders deßhalb, weil er die Liebe ſeiner Tochter ſchon im Geheimen bemerkt hatte. Raimund theilte nun Friederiken in Gegenwart Lehrkens ſeine Bewerbung mit, und mit ſchmerzlichen Gefühlen gab die unglückliche Frau, die ſchon zu tief in die Schlingen Lehrkens verſtrickt war, die Einwilligung zu dieſer ſündhaften Verbindung. Damit aber auch gewiß nie wieder ein Verhältniß zwiſchen ihnen beyden ſich anſpinnen möge, wollte Lehrken in einigen Wochen zum Regiment zurückkehren.

Dieſe Zeit benutzten die Liebenden noch recht. Lehrken

hoffte wirklich durch den Besitz dieses reinen guten Mädchens veredelt und der Tugend ganz zurückgegeben zu werden, und hoffte auf schöne und glückliche Tage. Am letzten Abend machten sie einen weiten Spaziergang. Unwillkührlich erinnerte ihn der schöne Herbst-Abend an jenen, wo Pauline ihm ihre Liebe gestanden. Grade wie damahls war die Natur in ihre schönsten Farben gekleidet, und liebend fühlte er sich wieder umfangen, von einem harmlosen unschuldigen Geschöpfe, das mit ganzer treuer Seele an ihm hing. Am Fuße des Berges, den sie eben bestiegen hatten, lag ein schöner See, in dessen Wellen sich das Dorf mit dem gräflichen Schlosse mahlerisch spiegelte. Versunken in den schönen Anblick hatten sie eine Weile so da gestanden, als endlich Mathilde ihn aufmerksam auf einen jungen Mann machte, der auf einem Vorsprung in den See, auf einem Steine saß, und emsig beschäftigt war die Gegend aufzuzeichnen. Die hohe schöne Figur des Fremden, und die Stellung, in der sie ihn sah, machte auf Mathilde einen tiefen Eindruck und eine Angst, die sie sich nicht zu erklären wußte, trieb sie fort, und doch mußte sie bleiben, da Lehrten zu ihm hin wollte. Auf das Geräusch der Kommenden drehte sich der Fremde, und wie festgebannt ruhte sein Auge auf sie. Die scheidende Sonne beleuchtete ätherisch das jugendlich frische Gesicht, das wie begeistert auf sie haften blieb. Mathilde glaubte einen Johannes zu sehen, und verlegen und schüchtern barg sie sich hinter Lehrten. Jezt stand der schöne Jüngling auf, lief mit ausgebreiteten Armen auf Lehrten zu, und schloß ihn mit Heftigkeit in seine Arme, „finde ich Sie endlich wieder, mein Retter, stammelte er an seinem Halse, ach! wie oft habe ich mich auf diese Stunde gefreut, wie oft den lieben Gott gebeten, mir doch die Wonne zu schenken, Ihnen noch einmal

zu begegnen in diesem Leben, und Ihnen meinen unaussprechlichen Dank bezeugen zu können."

Es war Rost, der jetzt eben mit dem jungen Grafen nach einer zweijährigen Reise zurückgekehrt war, und nun einige Jahre mit ihm hier auf den Gütern bleiben wollte. Auch Lebrken war innig erfreut, ihn wieder zu sehen; es war ja sein Werk daß er ihn so glücklich und froh sah, er labte sich recht an dem frischen gesunden Aussehen seines Freundes, und bedauerte nur, daß er seine Abreise schon so bestimmt auf den morgenden Tag festgesetzt hatte. In einer Beziehung aber besonders war es ihm noch lieb seinen jungen Freund wieder gefunden zu haben. Es hatte ihn oft in der letzten Zeit gequält, daß seine Mathilde durchaus für die Welt, in der sie an seiner Seite erscheinen sollte, noch nicht gebildet war, und daß auf dem Lande es ganz an Gelegenheit mangelte, ihr diese Kenntnisse und Fertigkeiten zu verschaffen, und gar zu ungern hätte sie Lebrken, der die Welt nur zu gut kannte, in eine Stadt gehen lassen. Jetzt nun war das alles gehoben. Wie gerne machte Rost den kleinen Weg vom Schlosse, um die künftige Lebensgefährtin seines Freundes zu unterrichten. Er gelobte Lebrken treu und redlich ihr beizustehn in jeder Lage ihres Lebens, sie auszubilden an Geist und Herzen, und sie dann auf ewig einander zu verbinden. —

Lebrken reißte ab. Bald nach seiner Ankunft beym Regiment wollte er seine Entlassung nehmen, da durch die Verbannung Napoleons nach Elba, Europa der Frieden wieder gegeben schien. Da kehrte dieser zurück, und eilig zogen sich die Verbündeten in den Niederlanden zusammen.

Alle müssige Stunden widmete Rost der Ausbildung Mathildens. Ein reineres, unverdorbeneres Gemüth, gepaart

mit Geiſt und Anmuth, kann man kaum ſich denken, als es Mathilde beſaß. Roſt fühlte das tief. Wenn er in den Stunden über Natur, über edle ſchöne Handlungen, über den Schöpfer der herrlichen Erde ſprach, da leuchteten ihre Augen, da fühlte er wie übereinſtimmend ſie dachten und mit Schmerz dachte er daran, wie Lehrten ſo ganz der Sinn für ſolche einfache Freuden abgehe.

Mathilde hing mit ganzem Herzen an ihrem Lehrer. Oft, wenn ſie tief gerührt über die ſchöne Stelle eines ihrer Lieblingsdichter nachſann, ſah ſie gleiche Empfindungen und Gefühle im bewegten Auge ihres geliebten Lehrers glänzen und inniger und feſter ſchloß ſie ſich an ihn an. Sie fühlte, daß am Morgen ihres Lebens den Schöpfer eine Harmonie beſeelte, als er die Saiten ihres Lebens ſpannte. Nie hatte ſie einen ſchönen Gedanken, nie erfreute ſie ſich einer ſchönen Dichtung, daß nicht auch Roſt daſſelbe gedacht, gefühlt hätte.

Unwillkührlich drang ſich ihr der Gedanke auf, daß ſie nur im Beſitz dieſes edlen Mannes glücklich werden könne, ſie fühlte, daß Lehrten ſie nie verſtehen könne und dachte nur mit Schaudern an die Zukunft.

Lehrten ſtand vor ihrer Seele da, als angenehmer Cicerone ſie durch das Leben und Treiben eines italiſchen Himmels zu führen, Roſt als leuchtender Johannes ihr den Weg zum Himmel zu zeigen und alle Dornen ihres Lebenspfades ihr zu ebnen und lichten. Im ewigen Kampfe mit ihrem Gefühle hatte ſie ſo ein unruhiges, doch ſeeliges Leben. Oft floh ſie Roſts Nähe, und doch, wenn er einmal einen Tag nicht kam, wie ſehnſüchtig wartete ſie da ſeiner, und wie froh begrüßte ſie ihn ſchon wieder, wenn ſie den Geliebten um die Waldecke biegen ſah. Lehrten hatte lange nicht geſchrieben,

jetzt von Frankreich aus ſchrieb er endlich, er ſandte Roſt den Brief zu, und dieſer theilte ihn Mathilde mit; aber wie erſchrak er, als ſie ohne den geringſten Antheil und Freude den langerwarteten Brief ihres Verlobten empfing. Jetzt erſt ging ihm ein Licht auf. Schon länger bemerkte er eine innere Unruhe und Angſt, die oft Mathilde in ſeiner Nähe überfiel, aber jetzt erſt ſah er ein, daß ſie ihn und nicht Lehrken liebe. Sonderbare Gefühle bemächtigten ſich ſeiner bey dieſer Entdeckung. Auch er fühlte mehr für ſeine ſchöne Schülerin, als es ihm ſeine Lage zu ihr erlaubte, doch fühlte er Kraft und Muth in ſich, dieſe Liebe zu unterdrücken, und gelobte es ſich feſt, nie im Mindeſten ſie es merken zu laſſen, wie lieb und theuer ſie ihm ſey. Mathilde bat ihn ihre Antwort an Lehrken durchzuleſen, und ſo kam es denn, daß Roſt immer die Briefe beyder mitlas. Aus beyden ſah er deutlich, daß hier keine wahre Liebe ſtatt finde, und bedauerte beyde gleich tief- denn was eine Ehe ohne Liebe iſt, ſah er leider täglich im Hauſe des Grafen, wo kalte Konvenienz vereinigen ſollte, was Abneigung und Verſchiedenheit im Denken und Handeln trennte.

Was ihm anfangs leicht und ausführbar geſchienen, ward ihm im Laufe der Zeit unendlich ſchwer. Er hatte ſich feſt vorgeſetzt, daß kein unbewachter Blick, kein Wort Mathilde ſeine Zuneigung zu ihr verrathen ſollte, und doch fühlte er, wie ſein Geſicht vor Freude glühte, wenn er ſie nach ein paar Tagen Abweſenheit wieder ſah, und ſie ihm dann ſo fröhlich und glücklich entgegen lief. Als aber einſt ein unbewachter Augenblick ihm ſein Geheimniß entriß, und Mathilde überwältigt von ihren Gefühlen ſich weinend in ſeine Arme warf, da gelobte er mit einem heiligen Eide zu Gott, daß er nie ſolch einen ſchändlichen Verrath an ſeinem Freunde

begehen wolle, daß er lieber untergehen wolle im Kampfe mit seiner Leidenschaft, als dem Retter seines Lebens so mit Undank lohnen. Er erzählte ihr nun, auf welche Weise er Lehrken hatte kennen lernen, schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben den Edelmuth ihres Verlobten, versicherte ihr, daß ein Mann, der so edel handeln konnte, ein Mädchen wie sie glücklich machen müsse, und beschwor sie, bei ihrer Liebe zu ihm, diese unglückliche, nur zu ihm verirrte, Leidenschaft zu unterdrücken, und sie dem wieder zuzuwenden, der sie mit Recht von ihr verlangen könne. Eine schöne heilige Stunde verlebten sie zusammen, fest auf die eigenen Vorsätze, wie auf das Versprechen des Andern bauend, und das Gefühl recht und edel gehandelt zu haben war ihnen süßer Lohn für ihre heldenmüthige Entsagung. Von nun an sahen sie sich nur in Gegenwart der Mutter, die auf Bitten Rosis, bey den Stunden zugegen blieb. Diese ahndete wohl, daß unter den beyden etwas vorgefallen sey, wollte sich aber nicht in das Geheimniß eindrängen, da ihr Gewissen nur zu beladen von dem eigenen Geheimnisse war.

Die Entwicklung dieser Verhältnisse, hier nur kurz dargestellt, war der Zeit nach sehr langsam vorgerückt. Lehrken war mit seinem Regimente in Frankreich gewesen, und dann dort nach der Schlacht bey Waterloo, durch die Auflösung aller Freikorps, wieder aus dem Dienste entlassen. In Paris traf er van Boys und, durch die Feldzüge verwildert und seinem vorigen Treiben wieder ergeben, vereinigte er sich zum zweitenmal mit ihm, und machte durch das Ansehen, welches seine Uniform, besonders in dieser Zeit noch, ihm verschafte, viel Glück bey den Coups, die er mit van Boys gemeinschaftlich ausführte. Van Boys rieth ihm sehr, jetzt zu heurathen, und seine schöne junge Frau mit hieher zu bringen, dann aber

die französischen Bäder zu bereisen, wo viele junge reiche Leute, angezogen durch die Schönheit seiner Gemahlin, um so schneller ihrer Bank zueilen würden. Lehrkens ganzes Wesen empörte sich zwar bey dem Gedanken, daß seine Mathilde eine Lockspeise für junge Wüstlinge werden sollte, er traute aber seiner guten Klinge, und seinem Achtung gebietenden Aeußern auch wieder so viel zu, sie gegen jede Beleidigung und Zudringlichkeit zu schützen, und so benachrichtigte er den Rentmeister von seiner baldigen Ankunft mit der Bitte, alles zur nahen Hochzeit zu bereiten.

Wenn auch Rost und Mathilde lange Zeit gehabt hatten, sich zu fassen, und diesem Augenblicke entgegen zu sehn, so schmetterte diese Nachricht sie doch schrecklich nieder. Sie hatten so süß geträumt, im Bewußtseyn, recht zu handeln, und im belohnenden Gefühle ihrer edlen Handlungsweise überließen sie sich ganz der Wonne, mit einander zu leben. Nie war von Liebe die Rede, nur schwesterliche Freundschaft schenkte Mathilde ihm, den sie über alles liebte. Gerne bescheidete sich Rost damit, und nur, wenn er an die unvermeidliche Trennung dachte, versank er in trostlose Traurigkeit. Oft dachte er, ob es nicht Pflicht sey, Lehrken mit den Verhältnissen, die jetzt obwalteten, bekannt zu machen. Auch Mathilde dachte wohl bey sich an solch einen Ausweg, aber ein ächt weibliches Gefühl verbeth ihr gegen Rost etwas davon zu äußern. So giengen dann zwei Wesen ihrem Untergange entgegen, die die Natur für einander bestimmt zu haben schien, die, das fühlten sie beyde, getrennt, ein ödes, trauriges Daseyn verleben mußten, und einen Dritten, der störend zwischen sie trat, unmöglich glücklich durch ihre Entsagung machen konnten. Lehrken kam an und fühlte es beym Empfange, daß nicht alles so war, wie es seyn sollte. Er hatte

ſchon aus den letzten Briefen die Kälte bemerkt, mit der Mathilde an ihn zu denken ſich gewöhnt hatte. Wäre er in anderer Lage geweſen, wäre er nicht ſo durchaus verdorben worden von van Boys, er hätte nicht mit kaltem, ſchonungsloſem Herzen ſolch ein edles Paar trennen können, deſſen ſtille Liebe er nur zu gut durchſchaute, ſo ſehr auch Roſt ſich bemühte, ſie hinter der Maske der Freundſchaft für Lehrken zu verbergen. Obgleich er nichts von dem ſtrafbaren Verhältniſſe Lehrkens zur Mutter des unendlich geliebten Mädchens wiſſen noch ahnden konnte, ſo entfernte ihn doch eine geheime Stimme immer mehr und mehr von Lehrken, und oft mußte er ſich ſeine Verpflichtung gegen ihn ins Gedächtniß zurückrufen, um nur keinem bittern Gefühl gegen ihn Raum zu geben.

Seit einigen Monaten war die Pfarrer-Stelle in ***bach erledigt, und Roſt ſollte in den nächſten Tagen als neuer Pfarrer eingekleidet werden. Keine Bitten, ihn ſeines Verſprechens zu entbinden, konnte Lehrken dazu vermögen, ihm die verſprochene Trauung zu erlaſſen. An dem nämlichen Tage, gleich nach der Einkleidung, legte Roſt die Hand, in deren Beſitz er der glücklichſte Menſch geworden wäre, in die eines andern, der nicht einmal das Glück zu ſchätzen wußte, was ihm zu Theil ward. Mathilde ſtand da, bleich, wie ein ſchönes Wachsbild, und ſprach gefaßt das verhängnißvolle Ja aus, das ſie auf ewig von dem Geliebten ſchied. In dieſem Augenblicke wankte der Boden unter Roſt, und er glaubte ſinnlos niederfallen zu müſſen, bald aber ermannte er ſich, und ſprach nun Worte, die aus dem Innerſten ſeiner Seele drangen, und wieder zu Herzen giengen, allen denen, die nicht im Pfuhl der Sünde untergegangen und verſtockt und unzugänglich für alles Beſſere waren. Er empfahl ſeine

treue Schülerin dem Manne, der ihr nun alles ersetzen sollte, was sie in kurzem verlassen müßte. Er erinnerte ihn an jene edle That, die ihm Bürge sey für das edle Gemüth seines Freundes, und beschwor ihn, treu zu halten sein' eben geleistetes Gelübde. Dann wandte er sich zu ihr, tröstete sie über den Abschied von allen, die ihrem Herzen theuer waren, und die nie ihrer vergessen würden, ermahnte sie, nicht durch unzeitige Klagen über diesen Abschied den zu betrüben, dessen Leben sie jetzt erheitern und verschönern sollte, und tröstete sie endlich mit der Aussicht auf ein Jenseits, wo alle mit gleicher Liebe lieben dürften, und keine Trennung der Geliebten mehr statt fände. Er hatte geendigt. Mathilde lag weinend in den Armen ihrer Angehörigen. Er aber gieng hinaus, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Der Sturm, der draußen tobte, der Schnee, den der Wirbelwind in sein starres Gesicht jagte, kühlte die tobende Hitze, die seine Brust zu zersprengen drohte. Endlich warf er sich erschöpft nieder, seine Sinne hatten ihn verlassen, und ein betäubender Schlummer machte seinem Bewußtseyn ein Ende. Da ward er durch das Geraßel eines Reisewagens erweckt. Er sprang auf, ein Schrey schlug an sein Ohr, es war Mathilde, die davon rollte auf immer in ihre neue Heimath. Eine Zeitlang sah er noch das weiße Taschentuch aus dem Wagen wehen, dann, als der Wagen hinter der Waldecke verschwand, ging er, ohne eines Gedankens fähig zu seyn, langsam in seine neue Wohnung.

Dort empfing ihn sein Freund Richter, der ihn ängstlich allenthalben gesucht und nirgends gefunden hatte. Es war der einzige Freund, den er jetzt auf Erden sein nennen konnte. Von Jugend auf hatten sie sich gekannt, waren zusammen auf Universitäten gezogen, und jetzt war Richter Assessor im nächsten Amte geworden. Die Versetzung, die dem unter sei-

ner Laſt erſinkenden Sterblichen allliebend und tröſtend aufhilft, ſandte ihm jetzt den Freund. Er konnte nun ſeinem gepreßten Herzen Luft machen, ihm geſtand er ſeine unendliche Liebe zu Mathilden, und bat ihn, jetzt treuer Freund ihm wie bisher in ſeinem Unglücke zu ſeyn.

Nicht minder ſchrecklich war der Zuſtand Friderikens. Oft hatte ſie ihrem Manne ihr Vergehen geſtehen wollen, aber der Gedanke, daß ſie dadurch den Guten, der ſie ſo treu und warm liebte, höchſt unglücklich machen würde, hielt ſie davon ab. Jetzt aber, da es geſchehen war da ſie ihre geliebte Tochter in ſeinen Armen wußte, jetzt fiel es ihr ſchwer aufs Herz, ob ſolch eine Verbindung nicht vor Gott verflucht ſey, und raſtlos trieb ihr Gewiſſen ſie umher. Am Abend des zweiten Tages konnte ſie nicht ruhen. Sie eilte davon, beichtete Roſt ihre Sünden und beſchwor ihn, ihr zu ſagen, ob denn wohl ihr Vergehen auf die Wohlfahrt ihrer Tochter Einfluß haben könne, und ob das unglückliche Mädchen für ſie mitleiden würde. Wie ein Blitz aus blauem Himmel traf dieſe Nachricht den unglücklichen Roſt. Starr ſah er ſie an, und bat ſie dann, ihn zu verlaſſen, er wolle nachſinnen, ob die unglückliche Mathilde noch zu retten ſey. Nun geſtand ſie ihm, daß ſie, gefoltert von den ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſen, ihrer Tochter einen Brief beym Abſchiede in die Hand gedrückt habe, worin ſie ihr das Geſtändniß ihrer Schuld machte. Dieſer Umſtand belebte ihren Muth aufs Neue, ſie hoffte, daß Mathilde, nach Leſung dieſer Zeilen, augenblicklich auf Scheidung dringen werde, und ſie hatte ſich nicht geirrt.

Im Orte, wo ſie übernachten wollten, nahm Mathilde den erſten Augenblick, wo ſie nicht von Lehrken bemerkt wurde, wahr, um den Brief, den die Mutter ihr ſo heimlich und mit ſichtbarer Angſt zugeſteckt hatte, zu leſen. Als ſie

den unglücklichen Brief geleſen hatte, warf ſie ſich jammernd aufs Sopha, denn ſie hatte keine Kraft, ihr Unglück in dem Grade einzuſehen. Sie verſchloß die Thüre und lag weinend ſo eine halbe Stunde, ihre brennenden Wangen in die Küſſen gedrückt. Endlich ſank ſie auf die Knie und bat Gott um Stärke und Erleuchtung in ihrer kritiſchen Lage. Gefaßt zu allem ſtand ſie auf und beſann ſich, was zu thun ſey, aber kein Ausweg bot ſich ihr dar. Sollte ſie die, die ihr das Leben gegeben hatte, beſchimpfen, und ſich mit Gewalt von Lehrten hier trennen?

So ſchrecklich ihr indeß auch dieſe Entdeckung war, ſo war es auf der andern Seite auch wieder ein Hoffnungsſtrahl für ihre Liebe. Jetzt konnte ſie, ohne ſich Vorwürfe machen zu müſſen, auf immer von dem Verworfenen ſich trennen und, wenn auch hoffnungslos, doch mit erlaubter Liebe, an ihren unglücklichen Freund denken. Sie theilte Lehrten den Brief mit, und erklärte ihm ihren feſten Willen, in Straßburg, wo ſie einige Tage verweilen wollten, ſich von ihm ſcheiden laſſen zu wollen. Er erwiederte ihre Thränen und Vorwürfe nur mit kaltem Lächeln, und zwang ſie augenblicklich mit ihm fort zu reiſen. In Straßburg hoffte er ſeine Reiſe ſogleich fortſetzen zu können, und war er erſt in Frankreich, dann war ihm ſeine Beute gewiß. Mit Verachtung ſtieß indeſſen Mathilde ſeine Liebkoſungen zurück, und drohte ihm, beym erſten Verſuch gegen ihre Ehre gerichtliche Hülfe gegen ihn aufzufordern.

Roſt wollte noch an demſelben Abend nach jener unglücklichen Entdeckung fort, um in Straßburg, in Güte oder mit Gewalt, ſeine Mathilde zu befreyen, um ſie dort ſo lange in einem anſtändigen Hauſe unterzubringen, bis er auf andere Weiſe für ſie ſorgen konnte, denn zur Mutter durfte er

ſie nicht zurückbringen, das ſah er wohl ein. Seine Sachen waren gepackt und er wollte fort. Ungeduldig erwartete er die Poſtpferde, aber als ſie endlich ankamen, da brach die Kraft. Er hatte ſich zu ſtark gefühlt, die letzten ſtürmiſchen Tage hatten ſeine Geſundheit zu ſehr ergriffen, und ohnmächtig trug ihn ſein Diener ins Zimmer zurück. Er hatte indeß noch ſo viele Beſinnung ſeinen Freund rufen zu laſſen. Dieſer kam gegen Morgen an, und fand den unglücklichen Roſt bleich und mit dem Anſehen eines Wahnſinnigen angekleidet auf dem Sopha liegen. Nach und nach ermannte ſich dieſer, die eiſerne Nothwendigkeit lieh ihm neue Kräfte, und ſo theilte er den Richtern, in kurzen Worten, die Lage der Sache mit, und beſchwor ihn, ſchnell nachzureiſen.

Mit Courier-Pferden eilte dieſer Tag und Nacht fort, ohne zu ruhen. Am Abend des dritten Tages ſah er endlich den wohlbekannten Reiſewagen vor ſich hinfahren. Bis zum nächſten Dorfe folgte er langſam nach, dann ritt er, mitten im Dorfe, ſchnell an den Wagen und forderte Lehrken auf, in Straßburg ſeine Gemahlin bis auf weiters zurück zu laſſen, und dann eine ſchriftliche Erklärung des Verhältniſſes zur Mutter ſeiner Frau und alſo den Scheidungsgrund ihm zu übergeben. Nur nach langem Streite fügte ſich Lehrken in ſein Begehren, und ſetzte den folgenden Tag, ſein Unglück verwünſchend, ſeine Reiſe nach Paris fort.

Richter, der in Straßburg Verwandte hatte, brachte Mathilden, die jetzt wieder frei athmete, und ihrer Dankbarkeit keine Grenzen zu ſetzen wußte, dorthin, und ruhte nun nicht eher, bis er ſeinem kranken Freunde, den er dem Wahnſinne nahe verlaſſen hatte, die beruhigende Nachricht der Sicherheit Mathildens brachte.

Am ſechsten Tage nach ſeiner Abreiſe, kam er Morgens

drei Uhr in [illegible]bach wieder an. Schon Abends vorher hörte er in einem Städtchen die Nachricht, daß der junge Pfarrer Roſt wahnſinnig geworden ſey. In der größten Unruhe und Angſt legte er die letzten zehn Stunden zurück und flog die Treppen hinauf. Da lag ſein unglücklicher Freund, noch ebenſo, wie er ihn verlaſſen hatte, angekleidet auf dem Sopha. Er kannte ihn nicht mehr. So, ſagte ſein Bedienter aus, hatte er die ſechs Tage fortwährend ohne Speiſe zugebracht; von Zeit zu Zeit hatte er eine Flaſche Wein hinuntergeſtürzt, und war dann in einen todtenähnlichen Schlummer verfallen, aus dem er nach mehreren Stunden wieder erwachte. Dann war er in der Stube auf und ab gegangen, hatte unverſtändliche Worte geſprochen und jeden, der ſich ihm nahte, mit Wuth zurückgeſtoßen.

Lange ſtand Richter vor ihm, und redete ihn mit den zärtlichſten Worten an, dann ſagte er ihm endlich laut und langſam: „deine Mathilde iſt gerettet, ſie kommt zu dir.“ Jetzt ſah ihn Roſt lange forſchend an, dann ſprang er auf, fiel ihm um den Hals und, völlig geheilt, fragte er ihn nach dem Ausgang ſeiner Reiſe. Nun erzählte Richter ihm langſam und ausführlich alles. Oft rieb Roſt ſich die Stirne, als fehle es ihm am Vermögen zu denken, endlich aber, als ſein Freund ihm nochmals ſagte: „ſie kommt,“ da ſtand er auf, ſtürzte auf die Knie, hielt die gefalteten Hände vor ſeine fließenden Augen, und rang ſich ſo auf den Knieen durch das ganze Zimmer, bis in die andre Ecke deſſelben; hier betete er lange laut und fiel dann in einen erquickenden Schlummer, aus dem er erſt am hohen Mittag erwachte. Es war Sonntag, ein heitrer ſchöner Wintertag war dem Schneewetter gefolgt, die Sonne ſchien warm und belebend in ſein Schlafzimmer, der Morgengottesdienſt war ausgeſetzt, jetzt aber wünſchte

Roſt, Gott zu danken in ſeinem Tempel, und vor der verſammelten Gemeinde. Er ließ zur Kirche läuten, und die ganze Gemeinde, die ihren neuen Pfarrer ſchon als Lehrer ihres jungen Gutsherrn kennen und lieben gelernt hatte, ſtrömte herbey, um Gott für ſeine Geneſung zu danken. Nun ſprach er Worte des innigſten Dankes gegen ſeinen Schöpfer berührte leis ſein Unglück und ſeine ſchwere Krankheit, und bat ſie, Nachſicht mit ihm, der ja auch ein ſchwacher, irrender Menſch ſey, zu haben. Kein Auge blieb trocken und, als er die Kirche verließ, ſtanden die Aelteſten der Gemeinde an der Kirchthüre, ſchüttelten ihm treu und bieder die Rechte, und wünſchten ihm Glück zur Geneſung. Tief gerührt kehrte er zu ſeiner Wohnung zurück und verlebte mit ſeinem Freunde einen ſchönen genußreichen Abend. —

Mathilde war in das Haus einer Tante Richters, einer würdigen alten Matrone gekommen, die mit einer Tochter von Mathildens Alter eingezogen und ſtill in der großen geräuſchvollen Stadt lebte. Auch Mathilden ſagte dieſe Ruhe jetzt recht zu, ſie konnte nach dieſen angſtvollen Tagen nun recht zu ſich ſelbſt kommen, und über ihre Lage nachdenken. Schon nach acht Tagen empfing ſie einen Brief von Roſt, worin die glühendſte, reinſte Liebe hauchte. Er forderte ſie auf, ihm aufrichtig zu ſagen, ob ſie mit ihm glaube glücklich werden zu können, und ob nicht die Meinung der Welt, welche vielleicht durch dieſe zweite Verbindung der Scheidung von Lehrken einen andern unlautern Grund unterſchieben könne, ob dieſe Meinung der Welt nicht zu großes Gewicht bey ihr habe, und ſie ſich ſtark genug glaube, im Gefühle ihrer Unſchuld ſolche Schmähungen ertragen zu können. Mathilden antwortete ihm, daß ſie, als dem Lehrken noch verbundene Frau, nicht gut über dieſen Punkt entſcheiden könne, ſobald indeß

die Scheidung vollzogen ſey, wolle ſie die Sache reiflich überlegen und ihm das Reſultat davon mittheilen. So kalt auch dieſe Worte lauteten, fühlte Roſt doch, daß nur der größte Zwang ſie vermocht haben konnte, ihre Gefühle zu unterdrücken; einzelne Worte, die ganze ängſtliche Haltung, die in dem Briefe war, zeigte ihm, was für widerſtrebende Empfindungen im Buſen des geliebten Weibes miteinander rangen. So ſchöpfte er denn Hoffnung aus dieſen wenigen Zeilen, und erwartete ungeduldig die Entſcheidung der Sache.

Nach einem halben Jahre war die Scheidung vollzogen. Richter ſchickte ſogleich eine Copie davon ſeinem Freunde Roſt zu. Jetzt hatte dieſer keine Ruhe mehr, er nahm ſchnell Urlaub und reiſte fort zu ſeiner einzig geliebten Mathilde.

An einem grauen trüben November-Abende ſaß dieſe mit ihren Hausgenoſſen am flackernden Kaminfeuer, und erzählte ihnen auf ihr dringendes Bitten die Geſchichte ihrer unglücklichen Verbindung mit Lehrken. Mit den lebhafteſten Farben ſchilderte ſie jetzt die Entſagung ihres Freundes; bey der Erinnerung an dieſe ſchöne und doch ſo ſchmerzliche Zeit drangen ihre Thränen unaufhaltſam hervor, ſie ging hinaus, um auf ihrem Zimmer ſich ein wenig zu faſſen und zu beruhigen. Auf dem Vorplatze ſtand ein Mann in einen grauen Mantel gehüllt, und fragte mit unſicherer, halb von Thränen erſtickter Stimme, ob hier die Frau von Lehrken wohne. Gott! das war alles, was Mathilde hervorbringen konnte, ſchluchzend ſank ſie in ſeine Arme, und ihr klopfendes Herz antwortete ihm ſtatt aller Worte auf ſeine Fragen, ob ſie ihm denn noch immer gut ſey wie ſonſt.

Die Thür des Zimmers ward jetzt geöffnet, und mit verſchämtem Lächeln ſtellte Mathilde den Hausgenoſſinnen ihren geliebten Freund vor. Nun zog Roſt die Scheidungs-Urkunde

hervor und übergab sie Mathilden. „Mit ihr gebe ich dir die Freiheit wieder," rief er aus, „willst du sie benutzen, um einen Unglücklichen zum glücklichsten der Sterblichen zu machen?" Weinend warf sie sich an seine Brust, und nach einigen Tagen entließen, tief gerührt, die guten Leute ihre glückliche Freundin. Ein viertel Jahr blieb Mathilde noch bey ihren Eltern, dann, am Jahrtage nach der unglücklichen Trauung mit Lehrken führte Rost seine Mathilde in die schöngeschmückte Pfarre ein, und am Sonntage darauf schüttelten ihm wieder die Aeltesten der Gemeinde treu und bieder die Hand, und wünschten ihm und seiner holden Frau Glück und Segen in ihre Mitte.

Lehrken war an jenem unglücklichen verhängnißvollen Tage eiligst nach Paris gereist. In seinem Hotel fand er eine Karte, worauf van Boys ihm die Anzeige seiner Verheurathung und Abreise mit der Frau von Bork machte. Jetzt stand Lehrken ganz allein, sein einziger Freund hatte ihn verlassen und verrathen. Er verlebte ein Jahr in Paris im Wirbel und Strudel aller Arten von Vergnügungen. Endlich, übersättigt bis zum Uebermaaß, trieb's ihn fort, so durch Frankreich, bis endlich in Deutschland es ihn hinzog zum unglücklichen Vater seiner verrathenen Pauline.

An einem kalten December-Abend fand man auf dem Kirchhofe am Grabe Paulinens einen erstarrten Leichnam, er ward in die Pfarre gebracht, und schaudernd erkannte der alte Pfarrer die Leiche Lehrkens. Der Schlag hatte ihn getroffen, und ausgesöhnt mit allen denen, denen er im Leben wehe gethan hatte. Wieder tönte dumpf und hohl die Glocke vom niedern Kirchthurm herab, und mit tiefer Rührung und

ſchmerzlicher Erinnerung an eine ſchönere Zeit, ſprach der ehrwürdige Greis die Leichenrede am Grabe desjenigen, der ihn ſo glücklich hätte machen können, und jetzt ihn ſo unglücklich gemacht hatte.

Dr. Friedrich Pauer.

Vermischte Gedichte.

Der Frühling.

Die Alpen erglommen,
Auf ſilberner Au
Ein goldener Bau,
Draus der Frühling gekommen.

Den Flüſſen, den Lüften
Gebeut er den Krieg:
„Erſtreitet mir Sieg
Auf erödeten Grüften!“

Wie jauchzen die Jungen!
Wie glänzet ihr Stahl!
Sie ſtürzen ins Thal,
Und der Feind iſt bezwungen.

Nun grünen die Bogen
Zum Siegesthor;
Mit ſingendem Chor
Kommt der Feldherr gezogen,

Und ſpendet den Segen
Aus voller Hand,
Gewonnenem Land
Einen goldenen Regen.

Und Hirten erſteigen
Mit freudiger Haſt
Den Berg, im Pallaſt
Ihren Dank zu erzeigen.

Und finden die Spuren
Des Königs erblüht:
Myroſen erglüht
Auf den duftenden Fluren.

Fröhlich.

Frühlingslied.

Im Eiſenreck, mit Sturmeshauben,
Erglänzt der Winter. Wehe, weh!
Er läßt den Hain des Schmucks berauben.
Zerſtampft wird Blume, Saat und Klee.

Hier reißt er Brücken, dort geſchlagen
Sind andre bald. Flieht, fliehl! Wohin?
Die Wolken fahren her und tragen
Ihm ſeines Weltreichs Baldachin.

Er ruft, und gürtet ſich mit Schrecken:
Das Wahlfeld ſchweigt; der Sieg iſt mein!
Nur zarte Liebe kann erwecken,
Was, Nord, dein Tod geſchlummert ein.

Die Sonne nahet, weilt am Hügel,
Huldreizend, ſchüchtern: „Strenger Held,
O! laß der Sehnſucht ihre Flügel,
Die mich verwundet, ängſtet, quält!“

„Laß mich noch letzt die Heimath ſchauen,
Die ich ſo frühen Augs verließ,
Und deren Bild aus fernen Gauen
Mich dieſe ſtille Rückkehr hieß.“

Ein Vöglein ſang ihm Ahndungslieder;
Der Winter ſank in Träumerey.
Manch theures Gräslein blickte wieder,
Wo ſeine gute Mutter ſey.

Ihm war ein Pfeil ins Herz gegangen,
Kein blut'ger, nein! — ihr goldner Strahl;
Doch ſchuf ihm der ſo ſeltnes Bangen,
Und trieb ihn flüchtig aus dem Thal.

Er klagt: „Wo mag mir Ruhe werden?
Auf hohen Bergen ſey mein Thron!“
Dir, ſüße Minne, iſt auf Erden
Im Himmel noch kein Herz entflohn.

Sie lockten ihn mit Troſt und Blüthe.
Sie grüßten ihn ſo warm und mild.
Er nahm den Kuß (die Lippe glühte)
Und gab der Jungfrau Schwerd und Schild.

K. R. Tanner.

Verdeutſchungen aus jenem Cancionero general.

Zum Lachen?

Ein Vöglein nach Kirſchen gegangen,
Behangen, bevor es verſucht —
Mein Körſchen, im Herzen verfangen —
Wer löst es und giebt ihm die Frucht?

Ach haſt du das Roßlein geſehen,
Im Rade da arbt es und treibt;
Wie ſauſend die Schaufeln ſich drehen,
Es bleibt auf der Stelle, und bleibt.

Sie blinzte und lachte: „Mein Lieber,
Nicht faſtet der Vogel ſich todt;
Das Roß hat ein nutzliches Fieber“ —
Doch wurde vor Lachen ſie roth.

Ja, Lachen verlachen iſt luſtig,
Und Lachen verlachen thut Noth;
Und ama' ich des Lachens verluſtig,
Ich lachte mich drüber zu todt.

Lilie?

Ich habe dich zum Lieb erkoren,
Du, ſchlanker als das junge Reh;
Obwohl im ſchwarzen Land geboren,
Doch weißer, weicher als der Schnee.

Du ſchließeſt in der Silberkammer
Wohl feinen Schmuck und Waffen ein,
Manch feinen Pfeil und goldnen Hammer
Vom unſichtbaren Erzverein.

Sey mir gegrüßt im Abendſtrahle,
In deinem grunen Sommerkleid!
Gieb aus der Alabaſterſchaale
Mir ſußen Meet, du ſtolze Maid!

Dich hab ich ſchon als Kind geſehen,
Du ſeelenvollſtes Frauenbild,
Wo Engel um Madonnen ſtehen
In goldumzäunten Luſtgefild.

Roſe?

Wenn des Winters Wuth zerronnen,
Eh der Sommer Flammen rollt,
Rinnen Eis und glühen Sonnen,
In den milden Frühlingswonnen
Quillt die Sprode wunderhold.

Ob ſie mit dem Dorne ſporne?
Nein, ſie wallt in Schaam und Zorne!
Nein, aus morgenrothem Horne
Lacht der Seele treues Gold.

Röschen?

Ich ſchied, ich ſchied von dir;
Du gabſt ein Röschen ohne Dornen mir;
Beim Scheiden? Nein, beim erſten ſeel'gen Schauen
Gabſt du — dein Herz in göttlichem Vertrauen

Blondel.

Der Wanderer.

Seit in das Auge mir geſehen
Und mich gegrüßt die fromme Maid,
Wußt' ich alsbalde von ihr gehen,
Und Liebe lohnt allein mit Leid.

Seh ich auf Bergen in die Auen,
Da lockt zu Thal das lichte Bild,
Und geh ich, wo die Wiesen thauen
So winkts zu Bergen mich so mild.

Wenn mir im Traum der Himmel offen,
Da steht sie fern in Engelreih'n.
Der Schmerz, der mir das Herz getroffen,
Soll der fortan mein Himmel seyn?

Und soll der Schmerz mein Himmel bleiben,
So sollen Thränen Regen seyn,
Und Hoffnung soll die Wurzeln treiben,
Und wachsen in den Himmel ein.

Maßmann.

Winter.

In den Furchen liegt der Schnee,
Dort auf Leipzigs Wineld-Auen —
Kommt der Frühling von der Höh,
Seine Schollen wieder thauen.

Neu ersteht die grüne Saat,
Sommer sammelt ein die Garben —
Aber keiner denkt der That,
Die das Feld erkauft mit Narben;

Daß dort Blut der Väter rann,
Wo das Brot der Söhne keimet: —
Ach, wann bricht der Morgen an,
Den die Helden dort geträumet?

Maßmann.

Melancholie.

I.

Erſt wußt' ich nicht, wonach ich ſuchen ſuchen ſollte,
Dann hatt' ich, was ich ſuchte, nicht erfunden,
Und was ich fand, war wieder bald verſchwunden,
Was endlich blieb, gern ich vermeiden wollte.

So treibt das Leben, als ein ſtürmend Meer,
Mich in die Runde gleich dem Hirsch, dem wunden.
Nicht Ruhe fand ich, einmal zu verweilen,
Und keine Stätte, die mir Frieden gönnt.

Das Schöne zwar erhaſch ich oft im Fluge,
Trunken mein Auge folgt der Wolken Zug
Und ſchweift durch Wälder, zieht mit Strom und Quellen;

Folgt ſelbſt dem dunkeln Sturm und Blitzeshellen,
Ihm winken Blumen hier und Sterne droben,
Doch alles iſt auch im Moment zerſtoben.

II.

Willſt du Kometen dir zu Sternen wählen,
Wie, oder dich vom Irrlicht laſſen führen,
Willſt Meteore du zu Leuchten küren,
Das Wohnhaus dir auf flüchtigen Triebſand pfählen?

Das willſt du nicht, ſo ſollſt du auch nicht zählen
Auf mich, der nie die Ruhe wird verküren.
Weißt du denn, ob mich deine Thränen rühren,
Und kannſt du wundenfeſt die Bruſt umſtählen?

Drum laß mich schmerzlich meine Straße fahren,
Und baue dir aus der Erinnerung Trümmern
Ein Zernichtsloß, das niemand dir kann rauben.

Zwar Gluthen möchtest du an mir gewahren,
Auch ich fühl tief des Liebessternes Flimmern,
Doch mußt du nie entflammten Sinnen glauben.

III.

Der leichte Sinn bei blühender Jugend Prangen
Schweift in des Lebens Irrgang ohne Streben,
Bald lockt hier eine Frucht, bald dort Verlangen
Nur immer Neues heischend von dem Leben.
Bald flattert er im goldnen Netz gefangen
Der Schmeicheley, das listig ihn umgeben,
Bald fester noch von Sonnengluth umstricket,
Ist alles Rein' und Gute schnell ersticket.

Nun schwärmst du eine Todesbraut wie trunken,
Vom Trug verblendet ohne Bahn und Schranken
Auf schmalem Steg, wo unten tief versunken
Schwarz gähnt ein Schlund, verdeckt mit Rosenranken.
Vergebens haben Sterne dir gewunken,
Vergebens webten Träume dir Gedanken,
Zu spät wirst du mit Schauder einst erwachen,
Und grimmig gähnend wirds im Abgrund lachen.

C. Barth.

Nicht das Leben iſt ein Traum
Sagt, der Traum allein iſt Leben.

Weiſe ſagen, Dichter ſingen,
Dieſes Leben iſt ein Traum;
Dieß mag ſchön, leichtſinnig klingen,
Aber glauben kann ich kaum.

Träumer mag ich euch nicht nennen,
Die ihr alſo habt geſprochen;
Denn nur das habt ihr verbrochen,
Daß zu träumen ihr geſäumt,
Daß zu wenig ihr geträumt.

Kennet ihr des Traumes Süße,
Und der Nacht geheime Grüße,
Das Zerfließen, das Vergehen,
Das Zerſchmelzen, das Verwehen,
Wechſelſpiel von Fluth und Gluth,
Liebesluſt und Liebeswuth,
Wie im Kuß der Becher quillt,
Der die Sehnſucht alle ſtillt;
Wie verſchwindet alles Bangen,
Thut man am Geliebten hangen;
Wie dahin iſt ganz und gar
Alles, was nur irdiſch war;
Wie ein liebliches Gedicht
Unſre Sinne ſanft umflicht;
Worte werden zu Geſängen,
Blume ſpricht in Himmelsklängen,

Trunkne Trauben hangen über:
Reich uns, reich uns, lockt es, Lieber!
Wie in süße Trunkenheit
Auf sich löset Leid und Freud;
An den Augen, an den Wangen
Will ich immer, immer hangen,
An den Gluthen mich erlaben,
In den Fluthen mich begraben,
In der Rosen sanft mich betten,
Mit den Lilien mich ketten
In die Augen mich versenken,
Schaun dein Sinnen und dein Denken.
Ja mich drängts, mein Bild zu küssen.
Nur in dir will ich es wissen,
Muß mich in mich selbst verlieben,
Da mein Leben mich thut lieben;
Bin ja der Gedanken einer,
Bös ist unter ihnen keiner,
Alles ist ja lieb und gut,
Was in deiner Seele ruht.
So empfang ich mich von dir,
So ergiebst auch du dich mir.
Ich in dir und du in mir;
All ist eins und eins ist all:
Du bist, du bist überall;
Blüht der Lenz, er blüht durch dich;
Singt der Vogel, singt er dich;
Ach daß alles singt für mich,
Ach daß alles blüht um mich,
Ist allein durch dich, durch dich;
Du hast alles mir belebt:
Du bist's, was in allem lebt;

Erde du der ganzen Welt,
Du der Erde ganze Welt,
Soll dich nur der Traum mir geben:
Nur allein der Traum ist Leben.
Eures Spruch müßt ihr verkehren,
Wollet ihr uns Wahrheit lehren:
Nicht das Leben ist ein Traum,
Sagt, der Traum allein ist Leben.

Eduard **.

Sprüche.

1.

Liebe heißt der goldne Faden
Auf der Lebensspindel Klotho's;
Aber ach, wie ist er spröde!
Aber ach, wie bald zerrissen!

2.

Ist der Liebe zarte Saite
Einmal erst entzwey gesprungen,
Wird sie, wieder aufgezogen,
Nie so rein, wie erst, erklingen.

3.

Hat mit allen Elementen
Nicht die Liebe sich verbunden?
Mit des Feuers wilden Flammen
Zehret sie an unsrem Herzen;
Dann in Seufzern schöpft sie Luft,
Ihre Leiden abzukühlen;

In der Thränen herbem Wasser
Büßt sie die genoßne Lust;
Und wie manchen, der verzweifelt
Decket nicht der Erde Schooß!

H. Grandke.

An eine Eiche.

Du Zeuge meines Glückes, du trauter Eichenbaum,
Dein Anblick bringt mir wieder den wonnevollen Traum!
Du trägst die dürren Blätter noch vom verflossnen Jahr:
So trag auch ich die Liebe, die einst mein Leben war.

Was will dein traurig Flüstern? So mild und mitleidsvoll?
Ach ja, ja ich verstehe, was es mir sagen soll!
Du bietest mir ein Zeichen, das ich zu deuten weiß:
— „Ein bittrer Gallenapfel an einem dürren Reis!“ —

Daß Liebe stets mit Leide, mit Schmerzen der Genuß,
Und jede Lust mit Thränen zuletzt vergelten muß,
Dieß ist der herbe Inhalt der Hesperidenfrucht —
Wer hätt' in goldner Schaale so bittern Kern gesucht?

H. Grandke.

Tragische Geschichte.

War einer, dems zu Herzen gieng,
Daß ihm der Zopf so hinten hieng —
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn, wie fang' ichs an?
Ich dreh mich um, so ists gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders rum,
Wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts gutes, es thut nichts schlechts,
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich, wie ein Kreisel dort,
Es hilft ja nichts, in einem Wort —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Adalbert von Chamisso.

Aphorismen.

1.

Die Dichter werden von der Maſſe nie vollkommen begriffen. Jeder Dichter iſt im Kopf jedes Leſers ein anderer. Proben geben die Citate und Nachahmungen. Jeder Dichter iſt es im vollſten Sinne nur für ſich ſelbſt; nur wenige Leſer, oft in den entfernteſten Zeiten, faſſen die Dichtung beynahe mit dem Auge ihres Schöpfers auf. Von da abwärts wird der Orpheus immer und immer wieder zerriſſen. Jeder Leſer rafft ſich ein Stück hinweg.

2.

Im Reiche des Genies giebt es Stufen, wie in der organiſchen Natur. Wir finden das Genie oft nur als Gallertmaſſe, als Molusken entwickelt, darin noch alle höhern organiſchen Funktionen ſchlummern, und beſonders Deutſchland wimmelt davon. Das Meer unſerer Literatur iſt von ſolchen Molusken bedeckt, und ſie machen es in der Nacht glänzend.

3.

In vielen Schriften vernehmen wir die Ideen nur wie einen fernen geheimnißvollen Ton; in andern ſchweben ſie uns deutlicher, wie ein Bild vor; in wenigen nur treten ſie plaſtiſch heraus, und wir können ſie vollkommen beſitzen, wie eine Geliebte.

4.

Im Geſtein der Sprache haben die Dichter viele Gedankenblumen eingemeißelt; aber erſt im Reim wird die Sprache ſelbſt belebt und trägt ihre eignen Blumen. Ein Geheimniß iſt im Reim verborgen. Es iſt das Spiel aller Regenbogenfarben und Töne der Vokalſcala, die erſt durch den Anklang hervorgehoben werden, ſo wie im Prisma keine Farbe anders denn als Doublette hervortritt.

5.

Wenn die Leute herausgebracht haben, daß eine Sache, die einmal da iſt, ſo und nicht anders ſeyn muß, weil ſie ſo iſt, ſo meinen ſie, es ſey kein Wunder mehr vorhanden.

6.

Die ungleich zahlreichen Charaktere, die in der neuern Zeit aufgetreten ſind, haben einen bedeutenden Einfluß auf die Beurtheilung auch der Sachen geübt. Alle unſere Urtheile ſind lebendiger, ſchärfer geworden, ſeit wir über Menſchen urtheilen gelernt.

7.

Das Denken iſt eine Kunſt ſo gut wie die Malerei. Kann nicht jeder große Denker ſagen: denke mir einer nach! wie Raphael: male mir einer nach! Das Denken iſt ſchöpferiſch und originell, nur die Form iſt gemeinſam.

8.

Der erſte Fehler des Menſchen iſt, daß er Theorien für Erfahrungen nimmt; der zweite, daß er ſeine Erfahrungen für alle hält.

9.

Der Schönheit ſteht zuweilen etwas Eitelkeit gar wohl an. Witz muß übermüthig ſeyn; der Tänzer, Fechter bedarf der Oſtentation; Rede will ſich hören laſſen. Der Italiäner, Franzoſe mag ſo mancher brillanter Nationaltugend ſich überheben. Unausſtehlich, das widerlichſte iſt aber die Oſtentation, die wir Deutſche mit unſerm Herzen, unſerer Liebe, Biederkeit, Treue treiben. Was werden wir von einer Jungfrau ſagen, die uns immer vorpipen wollte: ſeht, ich bin noch unſchuldig!

10.

Die Deutſchen ſind Stehaufmännchen. So oft man ſie auf den Kopf ſtellt, fallen ſie doch immer wieder auf den dicken Bauch zurück.

11.

Das Herz gleicht dem Magen, und will nur voll ſeyn.

12.

Liebe iſt der König. Wo er gefahren kommt, muß alles ausweichen.

13.

Man kann ſich viele Schönheiten denken, aber nur eine Liebe. Das iſt der geheime Vortheil des liebenden Weibes vor dem ſchönen.

14.

Ich ſetze jeder Schönen in Gedanken ein goldnes Krönchen auf; aber die mich liebt, ſchmückt mich ſelbſt mit der Krone.

15.

Die meiſten Männer ſind als Liebhaber Affen und als Gatten Bären.

16.

Hinter den Statthalter St. Peters mit seinen drei Kronen hat sich oft Cerberus mit seinen drey Köpfen versteckt und statt des Himmels die Hölle aufgeschlossen.

17.

Benjamin Franklin war der Erfinder des Blitzableiters und der Harmonika. Er entriß den Tyrannen die Blitze, gründete aber auch die Eintracht des Volkes.

18.

Don Juan ist der südliche Faust, und beruht eben so auf der Volkssage. Er ist eine vollkommen südliche Gestalt, und in ihm ist südliche Liebe dramatisch eben so herrlich ausgeführt, als lyrisch im Fandango. Dies Drama ist dramatisch vollendet, im Musterdrama. Jeder Charakter ist unübertrefflich und eben so ihre Vereinigung in diesem Leben. Man kann diese Welt nicht definiren, nicht auslernen, so wenig wie Shakespeare oder die Natur selbst. Donna Anna steht unendlich erhaben. Ihr stiller Bräutigam hat die trefflichen Anlagen eines heiligen Joseph oder Siegfrieds in Tiecks Genofeva. Elvira ist das ächte Weib, wie es nie lebendiger, rührender dargestellt werden kann. An der männlichen Kraft Don Juans ist das Laster selbst liebenswürdig. Das ländliche, Schäferliche setzt sich der städtischen Chevalerie, der Humor dem edlen Ernst, das Lächerliche dem Schrecklichen so rein poetisch entgegen, wie bey Shakespeare. Alle Leidenschaften, denen nur die Musik zum vollkommensten Ausdruck dienen kann, sind hier aus der verschwiegnen Tiefe der Brust hervorgerufen, schon ursprünglich Musik, und Mozart konnte hier den ganzen Zauber seiner Kunst entfalten. Die Uebereinstimmung, die innige Durchdringung der Musik des Dra-

was selbst ist der charakteristische Vorzug in Mozarts Don Juan, den so oft die herrlichste Musik, selbst Mozarts, anderwärts entbehrt. Wir bewundern den Organismus dieser Musik, die in großen Fugen emporsteigt, und alles scharf individualisirend doch im besondern das Ganze, im Vorhergehenden den Ausgang andeutet. Liegt aber diese kunstreiche Architektur nicht schon im Drama selbst? Nicht nur in der Musik, auch im Drama verheißt uns der Ausgang des ersten Actes den des letzten, wird uns humoristisch in Leporello's Gefahr der herzzerschneidende Jammer seines Herrn verkündet. Wo Mozart in erhabener Steigerung dieselben Melodien stürmen läßt, die er früher uns spielend vorübergeführt, liegt auch im Drama selbst die Wiederholung und Steigerung, und die große Wirkung der Oper und Mozarts Meisterschaft selbst beruht wesentlich in dieser Uebereinstimmung und lebendigen Durchdringung der Künste.

19.

Für Novalis war die Weisheit nicht ein Objekt des kalten Verstandes, sondern ein Reiz des wärmsten Gemüthes, Sophie, seine symbolische Geliebte. Sein ganzes Leben war ein Liebeskampf, ein bräutliches Ringen, und er starb in der Entzückung.

20.

Die moderne deutsche Poesie ist die Statue des Pygmalion. Sie schlug zum erstenmal das Augenlied empor in Klopstok, sie besann sich in Lessing, machte die erste liebliche Biegung in Wieland, und sogleich eine liebende umarmende Bewegung in Herder.

21.

Tieck entschleierte die deutsche Poesie und gab uns uns selbst zurück; die Brüder Schlegel eroberten uns die schöne

Fremde; Novalis aber ſchlug uns die Regenbogenbrücke zum Himmel. Welche Zauberer, Helden und Propheten verkennen wir in dieſen großen Geiſtern! In Tiecks Wunderwald ſind alle Zauber und Geiſter des deutſchen Lebens gebannt; jene Brüder zogen ſiegesluſtig gleich den alten Königen in die Nachbarländer rings umher, feſſelten ſie an das deutſche und thaten glänzende Kreuzzüge ſelbſt zum fernen Indien; Novalis aber durfte ſich erkühnen, im höchſten himmelſtürmenden Muthe den Geiſt der Welt ſelber in ein hohes Lied zu bannen.

22.

Es giebt eine Poeſie der Begrenzung und des Irrthums, ja nur eine ſolche. Nur die Poeſie Gottes könnte ſchrankenlos und wahr ſeyn. In der Begrenzung aber iſt die Poeſie immer naiv, wie der Kinder, Weiber, roher Völker. Auch der gebildetſte Dichter erſcheint wie ein Kind.

23.

Man hat eine Zeitlang das Mittel zum Zweck, das, was von Rechtswegen dienen ſoll, zum Herrn erhoben; im Politiſchen Napoleon, der an die Stelle der Moral die Kraft zum Götzen machte und die Moral ſelbſt in den Dienſt der rohen Gewalt erniedrigte; in der Kunſt vorzüglich Göthe und Roſſini, welche die Virtuoſität des Talentes zum Götzen machten, und die Idee ſelbſt in den Dienſt derſelben zwangen; in der Philoſophie endlich Hegel, der die Logik über die Metaphyſik oder die Kunſt zu denken über die Critik des Denkwürdigen geſetzt.

24.

Die Ilias, die in die Hände der Wilden fällt, wird roh betaſtet und zertrümmert. Manche köſtliche Blume wird vom Vieh verſchlungen. Von neun ſibylliniſchen Büchern bleiben immer nur drey zurück. Der Baum der Sibylle trägt viele tauſend Blätter der Weisheit, aber die meiſten verwehn im Winde.

25.

Man würde ſich oft über Ereigniſſe, Leidenſchaften, Gedanken weniger ärgern, wenn man bedächte, daß ſie nur großen Geiſtern begegnen können.

26.

Wer Recht hat, verdient Unrecht zu haben, wenn er es nicht behauptet. Alles Recht iſt nur da, damit es behauptet werde.

27.

Die meiſten Menſchen laſſen ſich ſchon dadurch dumm machen, daß man ihnen Dummheit zutraut. Auf dieſem kleinen Umſtand beruht ein großer Theil jener Gewalt, die Napoleon über die Geiſter übte.

28.

Nur die wenigſten Moraliſten kennen die Sünde. Wer die Hölle beſiegen will, muß zu ihr niederſteigen. Auch Chriſtus fuhr zur Hölle.

29.

Die Schaam endet gewöhnlich damit, daß man ſich ſchämt, verſchämt zu ſeyn.

30.

Das Schöne ſoll gelten, wie das Gute; aber wer glaubt wohl, daß er auch äſthetiſche Pflichten habe?

31.

Das Genie hat etwas unverlierbares. Wo der König ſitzt, da iſt ſein Thron, und ſäß er im Schlangenthurm wie Regnar Lodbrog, oder unter den Schaafen, wie Admet.

32.

Das Genie liebt mehr die Menſchheit, der niedre Menſch mehr Individuen, der niedrigſte nur ſich; darum lebt auch der Genius für alle, der Gemeine nur für wenige oder für ſich allein.

33.

Der heilige Spruch: ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden das Erdreich behalten! hat uns doch noch niemals in den Frieden eingewiegt, und den großen Kampf der Welt noch zu keinem Ende gebracht, und immer noch darf ihm kühn jenes Römerwort entgegentreten: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!

L 54-184

Tübingen, Druck von Hopfer de l'Orme.

Mythologiſche

Forſchungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.

BIBL. UNIVERS. ...

Erſtes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Dem großen Orientaliſten

Joſeph Freiherrn v. Hammer-Purgſtall

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom Verfaſſer.

Ew. Hochwohlgeboren

unſterblicher Name wird über der aufgeſchloſſenen Pforte des Orients um ſo heller leuchten, je mehr Europa nach Aſien vorrücken und unſere Civiliſation in die Gebiete eindringen wird, in welchen Ihre Werke uns ſchon im Geiſte heimiſch gemacht haben. Mit der allſeitigen Würdigung morgenländiſcher Verhältniſſe verbanden Sie die fruchtbarſten Forſchungen über die Beziehungen des claſſiſchen Alterthums und des chriſtlichen Mittelalters zum Orient. Ich nehme davon Veranlaſſung, Ihnen ein Buch zuzueignen, deſſen Inhalt zum Theil jene Beziehungen berührt. Mögen Sie

ind ß in dieſer beſcheidenen Gabe vorzugsweiſe den Ausdruck der Geſinnungen erkennen, die mir Ihr Charakter und eine langjährige Freundſchaft eingeflößt haben.

In treuer Ergebenheit

Stuttgart, den 1 März 1842.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. .	1
Eros.	57
Monographie der Bienen.	169
Die Mythen des Regenbogens. . . .	235
Nachträge.	277

Vorwort.

In der Hoffnung, daß der einfache Gedanke, der den nachfolgenden Forſchungen und Sammlungen zu Grunde liegt, anſprechen und daß die mühſame Ausführung den ſtrengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollſtändigkeit einigermaßen nachkommen werde, reihe ich ſie den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unſerer Tage an und widme ſie zunächſt den Freunden der Poeſie und Kunſt. Zu wiſſen, wie derſelbe Gegenſtand oder dieſelbe Idee ſich in den verſchiedenſten Vorſtellungsweiſen der Völker von den älteſten Zeiten an abgeſpiegelt habe, iſt ein Bedürfniß, das ſich den Forſchern in mehr als einer Wiſſenſchaft aufdrängt, zunächſt aber von denen empfunden wird, die ſich mit äſthetiſchen Ideen zu beſchäftigen und im weiten Gebiete der Phantaſie zu orientiren haben.

Die unbefangene, wenn ich so sagen darf, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß. Die neuern Mythologen haben gewöhnlich andern Bedürfnissen genügt und deßfalls ein zu Gunsten gewisser Behauptungen beweisendes und abweisendes, wenn ich so sagen darf plaidirendes Verfahren vorziehen müssen, wobei es ihnen nicht auf eine einfache Darlegung aller Mythen eines bestimmten Kreises, sondern nur auf eine Auswahl aus denselben zur Unterstützung ihrer Ansichten ankommen konnte. Ich bin weit entfernt, damit einen Tadel ausdrücken zu wollen. Wer in der heidnischen Mythenwildniß die Höhenpunkte gewinnen, wer die alten Religionen in ihren großen Hauptideen erfassen will, darf und muß ein unendliches Detail bei Seite liegen lassen. Aber neben den ruhmvollen Arbeiten dieser Art, durch die so viele Gelehrte sich ein ewiges Verdienst erworben, kann die Auffassungsweise, die ich in den nachfolgenden Blättern versucht habe, friedlich und anspruchslos bestehen, sofern sie aus der Einheit das Mannichfaltige zu entwickeln sucht, während jene

im Mannichfaltigen die Einheit ſuchten, und ſeſern ſie beſtändig das äſthetiſche Intereſſe an den Werken der Phantaſie feſthält, während jene ein mehr religiöſes, philoſophiſches oder hiſtoriſches im Auge hatten.

Inzwiſchen läßt ſich auch in letzterer Beziehung durch Feſthalten eines einzigen Symbols in allen ſeinen Umbildungen und durch Vergleichung übereinſtimmender Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſen bei entlegenen Völkern theils für die richtige Verſtändniß des Einzelnen manches neue Moment gewinnen, theils laſſen ſich dadurch die intereſſanten Spuren eines innern Zuſammenhanges der älteſten Naturreligionen weiter verfolgen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Mythologien verſchiedener Völker und Zeiten immer unterſcheiden muß, daß man ſie nicht willkürlich durcheinander werfen darf. Allein aus ihrer ſorgfältigen Vergleichung laſſen ſich folgende nicht unwichtige Reſultate ziehen. Einmal wird man inne: mit irgend einem Naturgegenſtande verbindet ſich ein gewiſſes Symbol, und nur dieſes, ſo ungezwungen und nothwendig, daß weit entlegene Völker, auch ohne von einander zu wiſſen, dasſelbe Bild für dieſelbe Sache wählen mußten. In dem, was die alten Völker aus der Natur

herausgesehen und gedeutet haben, stimmen sie auffallend überein und kann man daraus selbst für die feinere Naturbeobachtung noch manchen Gewinn ziehen. Nur in dem, was sie später, schon von Systemen befangen, willkürlich in die Natur hineinlegten, weichen sie greller von einander ab und der Rapport jenes poetischen Magnetismus wird entkräftet. Dennoch lassen sich manche unerklärt auf uns gekommene Mythen oder Gebräuche verschiedener Völker, die uns einzeln unverständlich sind, nicht selten eine durch die andere ergänzen und erklären, sofern ihnen noch dasselbe Symbol zu Grunde liegt. Wenn sodann von Mythen die Rede ist, die wirklich mit Priestercolonien und Völkerwanderungen aus einer Weltgegend in die andere übertragen worden sind und deren abweichende Eigenthümlichkeit beweist, daß sie nicht wie einfache Symbole Gemeingut der Menschheit, sondern ausschließliches Eigenthum einer Race oder Religionspartei sind, so leistet die vergleichende Mythologie oft gute Dienste in Ausmittelung der unbekannten oder zweifelhaften Wege, auf denen jene alten Bekenntnisse fortgewandert sind. Ein Beispiel davon gibt die erste der hier vorliegenden Abhandlungen, indem sie die Uebereinstimmung zweier in Amerika vorherrschenden Mythengruppen mit hinterasiatischen nachweist.

Wenn man den Umfang und die Schwierigkeiten einer Forſchung erwägt, die ſo genau ins Einzelne eingehen muß, wird man es billigen, daß ich mir zunächſt nicht etwa in einem zuſammenhängenden Syſteme der vergleichenden Mythologie ein unabſehliches Ziel geſteckt, ſondern mich begnügt habe, aus den von mir ſchon ſeit zwanzig Jahren angehäuften Sammlungen nur Monographien mitzutheilen, von denen jede wenigſtens im Kleinen ein rundes Ganze bildet. Uebrigens wurde die Auswahl nicht dem Zufall überlaſſen. Die erſte Abhandlung entfaltet in einem ſehr weiten Panorama ſolche Mythen, die das claſſiſche Alterthum nur wenig berühren, aber deſto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des chriſtlichen Mittelalters eingreifen und die mir zugleich eine mythologiſche Recognoscirung in allen Welttheilen verſtatteten. Die zweite verweilt vorzugsweiſe unter den lieblichſten Phantaſien des alten Hellas. Die dritte und vierte ſchienen mir geeignet zu ſeyn, um Proben von der Art und Weiſe abzulegen, wie ich Gegenſtände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poeſie aufzufaſſen gedenke. Somit liegt in dieſen Abhandlungen ein gewiſſes Kriterium.

Daß ich an die Mythen der Alten auch einige neuere Dichtungen vergleichend angeſchloſſen habe, recht-

fertigt ſich aus ihrer innern Verwandtſchaft. Der poetiſche Geiſt, der die heidniſche Vorwelt durchdrang, iſt nicht ausgeſtorben. Er wirkt immer noch fort, und dieſelben Quellen, aus denen die Alten ihre Dichtungen ſchöpften, fließen immer noch fort. Es kam mir darauf an, die ganze Mannichfaltigkeit ſchöner Motive zu entwickeln, zu welchen die vier in dieſem Bändchen zunächſt beſprochenen Gegenſtände den Dichtern und bildenden Künſtlern aller Zeiten Veranlaſſung gegeben haben. Der Werth manches einzeln überſehenen Motivs wird oft erſt einleuchtend durch die Vergleichung mit andern. Vieles aber, was im Staube der Bibliotheken mühſam geſucht werden muß, ſchien mir recht eigentlich aus der Nacht der Vergeſſenheit zum freundlichen Tageslichte ſich zu ſehnen; manches herrliche poetiſche und maleriſche Motiv, das, nur kaum angedeutet, der liebevoll ausführenden Künſtlerhand noch wartet.

Die Schöpfung des Menschen.

Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen.

Der erſte Menſch — eine poetiſche Idee von unergründlicher Tiefe. Woher kam er? Wie iſt er entſtanden? Welches war ſeine Beſtimmung und die des Geſchlechtes, das er zeugen und mit dem er die Erde bevölkern ſollte?

Die moſaiſche Ueberlieferung, die wir alle kennen, verdient vollkommen das Anſehen, das ihr in der chriſtlichen Welt zu Theil geworden iſt. Sie enthält die einfachſte, naivſte, der kindlichen Urzeit angemeſſenſte Erzählung, worin zugleich der tiefſte Sinn verborgen iſt. In den Mythen anderer Völker, wenn ſie auch religiöſes Anſehen und höchſtes Alter anſprechen, fällt doch faſt durchgängig eine gewiſſe philoſophiſche Reflexion und eine Willkür der Phantaſie auf, die auf ſpätere Erfindung oder Umdeutung ſchließen läßt. Selbſt das Zurückdatiren der Ueberlieferung in eine der irdiſchen Schöpfung lange vorhergegangene Zeit, etwas in den hinterafiatiſchen Mythen ſehr Gewöhnliches, verräth keineswegs ein höheres, ſondern im Gegentheil ein jüngeres Alter. Denn erſt ſpätere Denker mochten ſich Zeit und Raum erweitern, die älteſten Berichterſtatter waren gewiß noch im engſten Geſichtskreis der irdiſchen Natur befangen.

Zwar läßt ſich den Anſichten der Inder, ſo wie der altperſiſchen, eine ungemeine Erhabenheit nicht abſprechen. Sie gehen von einer Präexiſtenz der Seelen aus, ſie bewahren angeblich die Erinnerung an eine ſchönere Welt, in der wir uns befanden, ehe wir in die unter dem Monde

verſetzt wurden. Sie treffen damit ein geheimnißvolles Gefühl in unſerm Innern, das uns bald lieblich ſchmeichelt, bald uns erſchreckt, aber immer unwillkürlich einige Macht über den widerſtreitenden Verſtand ausübt. Doch dieſe Anſichten ſind nicht die urſprünglichen des kindlichen Menſchengeſchlechts. Sie ſind der Ausdruck eines Schmerzes, der dieſem Geſchlecht erſt in einer ſpätern Zeit des Verderbens bekannt werden konnte. Sie glauben nicht mehr an eine Unſchuld auf Erden, ſie verlegen die Unſchuld in eine andere Welt jenſeits der Erde. Das allein dürfte hinreichen, ihnen ein minder hohes Alter zuzuerkennen, als der moſaiſchen Ueberlieferung, die noch eine Erdenkindheit kennt, und überhaupt nicht über die Erde hinausgeht.

Indeſſen wollen wir hier die hinterafiatiſchen Syſteme dem moſaiſchen vorangehn laſſen, um die Einfachheit und Alterthümlichkeit des letzteren durch die Vergleichung mit jenen noch anſchaulicher zu machen.

Alle Hauptvölker im Oſten Aſiens theilen den merkwürdigen Glauben: die Menſchen würden nicht zum erſtenmal auf dieſer Erde geboren, ſondern ſie hätten ſchon lange vorher als Geiſter exiſtirt. Als böſe Geiſter, die nun zur Strafe und Buße den irdiſchen Leib bewohnen müſſen, ſagen die Inder. Als gute Geiſter, die freiwillig in den irdiſchen Leib eingehen, um darin Gutes zu wirken und das Böſe zu bekämpfen, ſagten die alten Perſer.

Wir wollen zuerſt die indiſchen Lehren kennen lernen. Es gibt deren zweierlei, nach den zwei großen Religions-Parteien der Brahmanen und Buddhiſten. Beide gehen wieder in Secten auseinander.

Nach dem Schaſtra des Brahma ſchuf das göttliche Urweſen zuerſt aus ſich ſelbſt die Götter Brahma, Wiſchnu,

Schiwen als die ſchaffende, erhaltende und zerſtörende Kraft, und außer dieſen eine Menge Dewetas, d. h. Engel, die in ewiger Wonne Gott loben ſollten. Aber Mahiſhaſura (der Büffelgeiſt, gewöhnlich Meiſaſur genannt), der erſte und vollkommenſte unter den Engeln, der ihren himmliſchen Reigen anführt, wollte nicht unter Brahma ſtehen, empörte ſich und verleitete alle Dewetas zum Abfall. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, wurde Gott erzürnt, und ſandte den Schiwen, der ſie in die Onderah (hölliſche Finſternis) hinabſtürzte. Bald aber erbarmte ſich Gott der Unglücklichen wieder und befahl Wiſchnu, eine neue Welt zu ſchaffen und Körper, in welche die gefallenen Engel zu ihrer Buße und Beſſerung eingehen könnten. Da ſchuf Wiſchnu die Thiere und die Menſchen und in ſie mußten die gefallenen Engel als Seelen eingehen. Die ſich unter einander lieben und Gutes thun, ſollen dadurch gereinigt und nach dem irdiſchen Tode in den Himmel wieder aufgenommen werden. Die aber aufs neue ſündigen, ſollen in einen niedern Thierleib wandern und ſo immer aufs neue in einen andern, bis ſie ſich endlich beſſern werden. Die ſchlimmſten Seelen wandern in die Leiber der niedrigſten und häßlichſten Thiere, die beſſern und der Vollkommenheit nächſten aber in die Körper der Frauen, die eher zur Liebe und alſo zum Guten fähig ſeyen, als alle andern körperlichen Weſen. Die ausführlichſte Auseinanderſetzung dieſer Lehre findet man in Holwells Nachrichten von Hinduſtan.

In andern brahminiſchen Schöpfungsmythen wird dieſe Grundlehre noch modificirt und ergänzt. Statt des Wiſchnu erſcheint gewöhnlich Brahma als der eigentliche Schöpfer der Natur. Brahma ſelbſt iſt gleichſam der Urmenſch (Makro-Anthropos). Aus ſeinem Auge geht die Sonne, aus ſeiner

Bruſt der Mond, aus ſeiner Naſe die Luft hervor ꝛc. Die ganze Natur iſt nur der auseinander gefallene Urmenſch. Aber der neue Menſch, der die Natur bewohnen und beherrſchen ſoll, iſt auch eben deßhalb nur die Wiedervereinigung jener auseinandergefallenen Glieder im verkleinerten Urbild (Mikrokosmus). Um nämlich die Dewetas in den Stand zu ſetzen ſich zu beſſern, mußte ihnen Einſicht in die Natur, die Herrſchaft über die Natur und die Wahl zwiſchen Gutem und Böſem gegeben werden. Alle Elemente und Kräfte der Natur gingen zu dieſem Zweck in den Menſchen ein, die Sonne in ſein Auge, der Mond in ſeine Bruſt, die Luft in ſeine Naſe, die Pflanzenwelt in ſein Haar, das Waſſer in ſeine Säfte, das Geſtein in ſeine Knochen, die Thierwelt in ſeine Neigungen. So wurde der Menſch der Mikrokosmus oder die kleine Welt, die alle Kräfte und Eigenſchaften der großen in ſich concentrirt trug. Den erſten Menſchen aber nennen die Juden theils Adimo, theils Menu (Adam und Menſch).

Aber die Juden verweilten mit keiner lieblichen Mythe (gleich der moſaiſchen) bei der Schöpfung, ſondern dachten ſich ſtatt eines erſten Menſchen lieber gleich mehrere, um den Unterſchied der Kaſten bis zur Schöpfung zurückzuführen. Daher ſagt Menu's Geſetzbuch: Brahma habe vier Urmenſchen geſchaffen, aus ſeinem Munde den erſten Brahminen (Prieſter), aus ſeinem Arm den erſten Krieger, aus ſeiner Hüfte den erſten Kaufmann, aus ſeinem Fuß den erſten Sklaven. — In Verbindung mit dem einen erſten Menſchen ſehen wir jene vier gebracht in einem Schaſtra, das die Aſiatiſchen Originalſchriften S. 435 mittheilen. Da heißt es: Gott hatte bereits die ganze Natur erſchaffen und wollte nun auch noch ein Weſen machen, das vollkommener als alle andern ſeyn ſollte, den Menſchen. Da wuchs auf ſeinen Befehl der erſte Menſch Puru aus der

Erde hervor, dem das erſte Weib Parkuti zur Geſellſchaft gegeben wurde. Sie lebten glücklich in paradieſiſcher Wonne und bekamen vier Söhne, Bramon den erſten Prieſter, Kurteri den erſten Krieger, Schuddri den erſten Kaufmann, Wize den erſten Handarbeiter. In dieſen vier ſtellten ſich zugleich die vier Temperamente dar, denn der erſte war melancholiſch, der zweite choleriſch, der dritte phlegmatiſch, der vierte ſanguiniſch. Gott ſchuf vier Frauen, verſetzte ſie an die vier Himmelsgegenden und befahl den vier Söhnen, jedem eine derſelben aufzuſuchen. So wurde die Welt nach allen Seiten hin bevölkert. Der erſte ging gegen Oſten, der zweite gegen Weſten, der dritte gegen Norden, der vierte gegen Süden. Einſt kam ihnen der Gedanke, ihre alten Eltern wieder zu ſehen, und ſie machten ſich auf mit Kindern und Kindeskindern und kehrten in die alte Heimath zurück. Aber nun konnten ſie ſich nicht mehr vertragen. Hier ſtritten die einen, dort vermiſchten ſich die andern in unpaſſender Verbindung. Allgemeine Verderbniß war die Folge und Gott vertilgte ſie durch eine Sündfluth. Nun befahl er dem Brahma, eine neue Menſchheit hervorzubringen, und Brahma ſchuf den Mann und ſein Weib Seterupa, welche von einem hohen Berge aus die Erde von neuem bevölkerten und wieder mit vier Menſchenclaſſen. Aber auch dieſe verſchlimmerten ſich wieder ſo ſehr, daß ſie abermals vertilgt werden mußten, dießmal durch einen ungeheuren Sturmwind. Nur Ein Menſch, Nam, blieb übrig und bevölkerte die Erde zum drittenmal. Aber auch ſein Geſchlecht verdarb, wurde durch eine Oeffnung der Erde verſchlungen und vertilgt und nur wenige blieben übrig, um eine vierte Generation zu erzeugen, zu der wir gehören.

In dieſer Sage iſt nicht von einer Präexiſtenz der Seelen die Rede. Die Menſchen werden nur wegen ihrer auf Erden begangenen Sünden beſtraft, nicht wegen Sünden, die ſie ſchon vor dieſem Leben begangen haben.

Auf eine ähnliche abweichende Weiſe und mit ſehr origineller Wendung wird die Schöpfung der erſten Menſchen erzählt im Bedang Schaſter (Aſiatiſche Originalſchriften S. 386.) Brahma ſchuf den Wiſchnu (die erhaltende Kraft), befahl ihm, die Natur zu ſchaffen, und als das edelſte Weſen darin den Menſchen. Aber Wiſchnu, der nur das pflanzliche und thieriſche Leben bilden konnte und zur Erſchaffung des menſchlichen, dem höchſten Gott ähnlichen Geiſtes ſelber nicht Geiſt genug beſaß, ſchuf ſtatt der Menſchen nur thieriſche Dickbäuche, fähig des Genuſſes, aber nicht der Erkenntniß. Da ärgerte ſich Brahma, vertilgte jene Bauchmenſchen und ſchuf allein aus ſeinem Athem vier Menſchen. Nun waren aber dieſe wieder viel zu einſeitig geiſtig gerathen und weigerten ſich, ſtolz auf ihre Würde, ihm zu gehorchen. Da erzürnte Brahma und vernichtete ſie; zwiſchen ſeinen Augen aber fuhr ein brauner Geiſt (ſein Zorn) heraus, Schiwa (die zerſtörende Kraft). Dieſem befahl er, neue Menſchen zu bilden, aber es wurden wilde Weſen, ſchlimmer als Tiger. Da vertilgte ſie Brahma abermals und ſah endlich ein, der wahre Menſch könne nicht durch eine Eigenſchaft der Gottheit allein erſchaffen werden, ſondern müſſe aus einer Harmonie aller hervorgehen. Brahma, Wiſchnu und Schiwen ſchufen nun gemeinſchaftlich neun neue Menſchen, die ſogenannten Munias. Eine der geiſtvollſten Dichtungen des Orients.

So viel von den brahminiſchen Mythen, deren es wohl noch mehrere gibt. Die zweite große Religionspartei der Inder, die Anhänger Buddha's, halten an der Vorſtellung

feſt, die wir im Schaſtra des Brahma als die Grundlage des Brahmineuglaubens erkannt haben.

Auch die Buddhiſten glauben, die Menſchenſeelen ſeyen Engel oder Ausflüſſe aus der Gottheit, wie Funken, die aus einer Flamme ſpringen; aber dieſe reinen Lichtweſen ſeyen verderbt worden durch die Luſt an der materiellen ſinnlichen Welt und müßten dafür durch Gefangenſchaft im Körper büßen. Ihre Aufgabe ſey, all ihr Denken auf Gott zu richten, aller Sinnlichkeit gänzlich zu entſagen, um ſich ſo bald und ſo vollkommen als möglich wieder von der Sinnenwelt auszuſcheiden. Wer dieß aber nicht vermöchte, der müſſe immer in neue und nach Umſtänden in niedrigere Körper eingehen. Die buddhiſtiſchen Mongolen glauben (nach Timkowsky), die Menſchen ſeyen urſprünglich ſelige Geiſter geweſen, geflügelt, mit allen Kräften ausgerüſtet, hätten jeden Wunſch befriedigen können ꝛc., bis ſie von der Frucht Schima gekoſtet, die weiß und ſüß wie Zucker war, worauf ſie in gemeine irdiſche Menſchen, wie ſie jetzt ſind, verwandelt wurden. Eben ſo heißt es in J. J. Schmidts Geſchichte der Oſtmongolen: die Urmenſchen ſeyen göttliche Geiſter geweſen, aber durch den Genuß der ſogenannten Erdbutter in einen niedern, doch immer noch ſehr hohen Stand hinabgeſunken. Nach einiger Zeit hätten ſie nach einer noch ſchädlicheren Speiſe gelüſtet, worauf ſie noch tiefer geſunken ſeyen, indem ihnen plötzlich Genitalien wuchſen und ſie in Geſchlechtsluſt entbrannten. Wieder in einiger Zeit hätten ſie nach der dritten gefährlichſten Speiſe, einer Art Reis, gelüſtet und nun hätten ſie ihre vorige Schönheit vollends ganz verloren und zugleich den Frieden, indem ſie ſich um den Reis geſtritten und in Krieg gegen einander entbrannt wären.

Damit ſtimmt die Mythe der Tibetaner überein, bei denen der Buddhismus ſeinen Hauptſitz hat. Sie lautet nach Georgi: Die Laſen oder erſten von Gott geſchaffenen Geiſter wurden von Finſterniß und Sünde befleckt und zur Strafe in die irdiſche Welt verſetzt, um in die Körper der Menſchen und der Thiere einzugehen. Die Thiere ſind mithin nach dieſer Lehre natürliche Brüder der Menſchen, von ewigen Geiſtern beſeelt und ſtehen nur auf einer tiefern Stufe der Verdammniß. Die zwei am mindeſten ſchuldigen Laſen erhielten die zwei vollkommenſten Körper als Mann und Frau; alle andern wurden entweder nur geſchlechtsloſe Menſchen oder Thiere. Das erſte Paar lebte anfangs ſehr rein und pflanzte ſich nur auf geiſterhafte Weiſe durch Blicke, allmählich auch durch Lächeln, durch Händedrücke, endlich durch Küſſe fort. Aber auf dieſe Weiſe blieben die Laſen immer noch zu unkörperlich, und um das rauhe Tibet mit etwas mehr ſtandhaften Naturen zu bevölkern, beſchloß der Gott Cenreſi mit der Göttin Kadroma, dieß neue Geſchlecht zu zeugen. Da nun dafür kein anderes Vorbild vorhanden war, als das Affengeſchlecht, ſo verwandelten ſich beide in ein Affenpaar, von dem alle Bewohner Tibets ihren Urſprung haben ſollen. — Eine ſinnigere Wendung nimmt dieſe Mythe nach Schmidts Darſtellung; bei ihm nämlich heißt es: Es exiſtirte anfangs Niemand als ein Affe, der überaus edel und tugendhaft war, und als Einſiedler lebte, und neben ihm ſcheußliche Dämonen, die Manggus, die er tief verabſcheute. Da kam einmal ein Manggusweibchen zu ihm, ſagte ihm, ſie ſey das letzte Weibchen ihrer ganzen Gattung, obgleich es noch viele Männchen gäbe, und machte ihm zärtliche Anträge. Der heilige Affe entſetzte ſich vor ihr, allein er überlegte, daß die Manggus, wenn er ihr einziges Weib zu ſich nähme, kein Weib mehr

haben, ſich alſo auch nicht mehr würden fortpflanzen können, und daß er auf dieſe Weiſe im Stande ſey, die Erde von jenen Scheuſalen für immer zu befreien. Was nun zu thun? Es koſtete ihm den ſchwerſten Kampf, aber die Pflicht, die Sorge für die künftigen Erdenbewohner ſiegte. Er nahm die Dämonin zu ſich und zeugte mit ihr das jetzige Menſchengeſchlecht, das zwar noch immer von der Mutter her etwas Teufliſches an ſich hat, daneben aber vom Vater her auch alle Tugenden des — Affen. (J. J. Schmidt Forſchungen S. 211.)

Auch in China hat ſich der Buddhismus ausgebreitet. Neben ihm beſteht aber noch im höchſten Anſehen die alte Religion des Confutſe. Den Lehren dieſer Secte zufolge begann die Schöpfung mit dem Chaos. In dieſem trennte ſich das männliche Princip *Yin*, der Himmel, vom weiblichen Princip *Yang*, der Erde. Zwiſchen beiden entſtand der erſte Menſch Pwan-ku, der vermittelſt einer Art das rohe Chaos vollends zurecht hieb und ſeinen Nachkommen eine wohnliche Stätte bereitete. Aber dieſe Nachkommen entarteten, ſie mußten durch eine Sündfluth vertilgt werden und auch die ſpätern Geſchlechter bedurften von Zeit zu Zeit immer wieder der Nachhülfe Gottes, der ihnen göttliche Propheten zuſendete. So den *Yao*, den Stifter der älteſten Dynaſtie in China und ſpäter den Confutſe.

Von den Japanern berichtet der berühmte Kämpfer nur eine ziemlich rohe Sage, die aber ebenfalls mehrere Stufen des Herabſinkens bei den erſten Menſchengeſchlechtern annimmt. Anfangs gab es nur Götter. Dann ließen ſich der Gott Iſanagi und die Göttin Iſanauni durch das Beiſpiel eines Vogels verführen, ſich auf thieriſche Weiſe zu paaren und aus dieſer Verbindung entſtand ein neues Geſchlecht von Halbgöttern. Aber auch ſie ſollten noch tiefer hinabſteigen und

der letzte unter ihnen Awa se Dsuno Misotto wurde der Stammvater der eigentlichen Menschen. Von dieser Zeit an ist nichts Göttliches mehr in den Menschen, außer in den Kaisern von Japan, in denen sich immerfort noch Götter und nur Götter incarniren.

Phantastischer ist eine andere japanische Sage, mitgetheilt in des Montanus niederländischen Gesandtschaften S. 435. Im Anfang war ein großes Ei von Erz, das Weltei, das in sich alle Elemente und Keime der Dinge enthielt, ringsum verschlossen. Da kam der Urstier, zerstieß es mit seinen Hörnern und schnaubte gewaltig von der großen Arbeit. Zufällig blies er seinen starken Athem gegen einen Kürbis, der dadurch belebt und ein Mensch wurde, aber weiblichen Geschlechts. Von dem Kürbis Pou heißen alle Menschen Purang. Das Urweib war allein, bekam Langeweile und vermischte sich mit den niedern Götzen, mit welchen sie andere Menschen zeugte. Dadurch wurde sie die Stammmutter unsers Geschlechts. Die ersten Generationen aber waren ausgeartet und verwilderten so sehr, daß die Götter beschlossen, sie durch eine Sündfluth wieder zu vertilgen. Nur eine Familie wurde ihrer Tugend wegen (wie das Geschlecht Noahs) erhalten und von ihr stammen die heutigen Menschen. Aber auch unter ihnen gab es bald wieder arge Sünder, die den Untergang der frühern Menschen bedauerten und sich dafür an den Göttern zu rächen wußten. Einst jagten die Götter zu ihrer Lust in einem großen Walde, indem sie auf den Bäumen saßen und über den Bäumen schwebten. Da zündeten die bösen Menschen den Wald an und viele Götter verbrannten. Die übrigen aber hielten Gericht über die ruchlosen Brandstifter und stürzten sie in die tiefste Hölle hinab.

Ganz eigenthümlich iſt die Sage der Kamtſchadalen. Hier erſcheint der Gott Schöpfer zugleich als der erſte Menſch und Stammvater der nachfolgenden Geſchlechter. Er heißt Kutka und wird als ſehr einfältig geſchildert. Wie konnte er auch beſſer ſeyn, da er ein ſo rauhes unfruchtbares Land wie Kamtſchatka ſchuf? Zum Glück war ſein Weib Chachu verſtändiger, beſſerte wieder, was er durch ſeinen Uebſinn verdarb und impfte auch den Nachkommen einigen Witz ein. Stellers Kamtſchatka S. 253.

Wir wenden uns nun zum Weſten, wo uns Mythen von einem ganz andern Charakter entgegentreten. Einen leiſen Uebergang von der indiſchen Schöpfungslehre her mag man in der chaldäiſchen Sage wiedererkennen. Nach Berosus nämlich lehrten die Chaldäer: der große Gott Bal habe die Göttin Omoroka von einander gehauen, und aus ihrer untern Hälfte die Erde, aus der obern den Himmel gemacht, dann habe er ſich ſelbſt den Kopf abgehauen und aus ſeinem mit der Erde vermiſchten Blute ſey der erſte Menſch entſtanden. Dieß erinnert wenigſtens einigermaßen an die Zerſtückelung des indiſchen Brahma. — Die phöniziſche Kosmogonie ließ, nach Euſebius, aus dem Chaos und der in demſelben wirkenden Liebe den Urſchlamm Mot entſtehen, aus dem ſich nach und nach die ganze Natur entwickelte, Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen, Thiere und Menſchen. Hier vermiſſen wir den Zuſammenhang mit andern orientaliſchen Vorſtellungen faſt ganz. Bei den Aegyptern herrſchte trotz des Gegenſatzes mit dieſem Lande und Phönizien doch eine ganz ähnliche Vorſtellung. Nach Diodor l. 7. und 10. ſollen die erſten Menſchen aus dem Nilſchlamme hervorgegangen ſeyn, wovon man ſich überzeugen könne, wenn man bemerke, daß noch jetzt aus dieſem Schlamme Mäuſe

hervorwachſen. Die ſchaffende Gottheit habe das fruchtbare Nilthal den erſten Menſchen ausgewählt, weil es ihre Bedürfniſſe am reichlichſten befriedigen konnte, und weil hier gleichſam der edelſte Schlamm von der Natur präparirt wurde. Im Schlamme entwickelten ſich organiſche Bläschen, ſtufenweiſe immer vollkommner, und jedes war ein Uterus. Auf der höchſten Stufe dieſes Bildungsproceſſes kam aus einer ſolchen Blaſe der erſte Menſch hervor. Aber er war, wie Dieder bemerkt, noch thierähnlich und entfaltete erſt nach und nach die Blüthen der Humanität.

Die alten Perſer hatten eine der aſiatiſchen völlig entgegengeſetzte Anſicht vom Urſprung des Menſchengeſchlechts, obgleich auch ſie die Menſchen urſprünglich für Engel hielten. Sie glaubten nach dem Zenda-Veſta, Gott habe zuerſt ſelige Geiſter oder Engel geſchaffen. Unter dieſen haben ſich Ahriman gegen Gott empört, viele andere Engel verführt und durch ſeine Bosheit die ganze erſte Schöpfung verderbt. Da habe Gott den Ormuzd geſchaffen, den mächtigſten der guten Engel, um mit Ahriman zu ſtreiten, und zugleich die irdiſche Welt, und die menſchlichen Leiber, in welchen die guten Engel eine Verbindung und Vermiſchung mit der Verderbniß Ahrimans eingehen müſſen, um ſie deſto gründlicher zu überwinden und nach und nach gänzlich zu reinigen. Denn das Böſe kann nicht von außen, ſondern nur von innen vernichtet werden.

Wie aber die ganze irdiſche Schöpfung nur den Zweck hat, die böſen Keime durch die guten, das Unkraut durch die ſegensreiche Frucht zu erſticken, ſo geht auch der Menſch nur in folgerechter Entwicklung aus dem Ganzen der Natur als ihr edelſter und vollkommenſter Theil hervor, und wie vorzüglich die Pflanzenwelt das aus der Nacht der Tiefe zum

Licht aufſtrebende Princip darſtellt, ſo entſteht auch der Menſch aus ihr, als der edelſte der Bäume. Dieſer lebendige Baum muß zunächſt hergeleitet werden von Hom, dem Lebensbaum der Perſer, in deſſen Rinde Gott das Schöpfungswort Honover ſchrieb und von dem alles Gute kam. Auch der Menſchenbaum war ohne Zweifel auf ihn bezüglich (wie homo auf hom) und eine Cypreſſe (die der Menſchen ſchlanken Wuchs nachahmt), aber ein Zwitter, Mann und Weib zugleich, Meſchia und Meſchiane (Menſch und Menſchin). Weil aber die Zweiheit des Guten und Böſen in ihnen lag, und die freie Wahl zwiſchen beiden, waren ſie der Sünde fähig und fielen, ohne noch die Beſtimmung, zu der ſie in die irdiſche Welt eingingen, zu ahnen, von Ahriman verführt, in die Sünde. Sie eſſen gegen das Verbot Gottes von der Frucht des Todesbaumes, von Ahriman geſchaffen, welcher in der Geſtalt einer Schlange ſie zum Genuß verführt, und ſie tranken von der Milch der lüſternen Ziege, werden dadurch in verderblicher Geſchlechtsluſt entzündet und trennen ſich, die ſündenlos verbunden waren, um ſich in der Sünde wieder zu vereinigen. Sie zeugen nun andere Menſchen und dieſe wird von Gott wieder zum Guten gewendet, indem nun immer mehr gute Engel in menſchliche Leiber eingehen und weniger zur Sünde geneigt, als ihre erſten irdiſchen Eltern, den Zweck der Weltreinigung allmählich erfüllen können. Meſchia und Meſchiane aber werden am längſten in der Unterwelt auf Erlöſung harren müſſen. Die zuerſt geſündiget auf Erden, werden zuletzt in den Himmel eingehn.

Nach dieſen altorientaliſchen Anſichten iſt der Menſch ſchon vorher dageweſen, ehe er auf die Erde kam, und die Erde iſt ihm weder eine Heimath, noch ein Aufenthalt der Freude, ſondern ein Strafort oder ein Kerker. Auch alle

Verbindungen, die er hier eingeht, haben keinen Werth. Namentlich nach der indiſchen Anſicht wandern die Seelen durch viele, nicht nur menſchliche, ſondern auch thieriſche Körper, werden zwei-, drei-, hundertmal wieder geboren, haben hunderterlei verſchiedene Eltern und gehen durch alle dieſe Familienverbindungen nur hindurch, wie durch eben ſo viele Träume. Nicht einmal eine beſtimmte Perſönlichkeit kann ſonach der Menſch gewinnen, denn ſeine Seele durchläuft nach einander eine Menge der verſchiedenſten Perſonen und iſt keine ganz und ausſchließlich. Alſo läuft hier alles auf ein Ueberwinden und Zunichtemachen der irdiſchen Wirklichkeit hinaus.

Ganz anders war die moſaiſche Weltanſicht und Schöpfungslehre. Sie ging davon aus, dieſe Welt ſey keineswegs eine feindliche Schranke, welche man niederreißen müſſe, oder ein bloßes Mittel zu einem ihr fremden Zwecke, ein bloßes Werkzeug, das man, wenn der Zweck erfüllt ſey, zerbreche und hinter ſich werfe; ſondern die irdiſche Welt ſey ein Meiſterwerk der Allmacht, der Liebe und Güte Gottes, ſich ſelber Zweck, ſchön und herrlich. Und dieſer jungen Schöpfung ſchönſte Blüthe ſey der Menſch, das geliebte Kind Gottes. Dadurch erhielt die Wirklichkeit ihr Recht und ihren vollen Werth. Die trübſelige und undankbare Naturverachtung wurde verworfen. Der Menſch ſollte ſich der Erde, ſeiner ſchönen Heimath freuen, ſollte fröhlich, wenn auch mit Maaß, alle ihre Gaben genießen. Nach derſelben geſunden und natürlichen Weltanſicht wurde dem Menſchen auch ſeine Perſönlichkeit geſichert und gefeſtet. Nie vorher exiſtirend, erſt auf dieſer Erde geboren, nur mit dieſen und keinen andern Eltern, Geſchwiſtern und Kindern verbunden, ſollte er ſeine bleibende Perſönlichkeit auch mit hinüber nehmen in eine andere Welt, ja ſollte ſogar denſelben Leib, mit dem er

begraben worden, am jüngsten Tage wieder mit ihm auferstehen zum neuen Leben.

Und so ist denn in der Genesis über die Erzählung von der Schöpfung Adams im Paradiese ein tiefer Liebreiz der Unschuld und naiven Wahrheit ausgegossen und sie spricht unmittelbar zum Herzen. Die Milde des ewigen Vaters, die Schönheit der jungen Natur, die Kindlichkeit des ersten Menschenpaares gewähren ein Bild, wie es lieblicher und wahrer nicht gedacht werden kann.

Ich kann die liebliche allbekannte Idylle des Paradieses aus dem ersten Buche Mose hier nicht wiederholen, wohl aber muß ich aufzeichnen, wie sie von den christlichen Malern und Dichtern im ursprünglichen Charakter ihrer edeln Einfachheit sinnig weiter ausgeführt worden ist. Das schönste Bild der Schöpfung Adams malte Michel Angelo, obgleich er von dem Formen aus Thon und vom Einblasen des Odems absah, und nur eine magnetische Beseelung annahm, indem er Gott mit der äußersten Spitze seines Fingers die des Adam berühren läßt. Sodann haben sich Malerei und Dichtkunst erschöpft in unzähligen reizenden Bildern der ersten Paradiesesscenen: Adams Erwachen und erstes holdes Erstaunen. Adams erstes Gebet. Adam unter den Thieren, denen er Namen gibt. Adam, dem die Engel dienen. Adam schlummernd unter den Engeln. Adams erster lieblicher Traum. Die Entstehung Eva's aus seiner Rippe. In Eva's Bilde haben die sinnreichsten Maler immer den reinsten und indifferentesten weiblichen Charakter darzustellen gesucht, nicht das geistig Erhabene, wie in der Madonna, aber auch nicht das sinnlich Verführerische und Lockende, wie in der Venus, nie etwas Sentimentales, aber auch nie etwas Kokettes, sondern

plaſtiſch die kräftige und ſchöne, aber noch ganz junge Mutter des Geſchlechts und im Ausdruck kindliche und heitere Naivetät. Haar gewöhnlich blond, als der Weichheit des weiblichen Charakters mehr entſprechend. Auch geben die Maler unſerer erſten Mutter gern ein ſehr volles Haar. Auf einem alten Kirchenbilde in Hildesheim (beſchrieben in Auguſti's Denkwürdigkeiten XII. 387) führt Gott ſogar die Eva bei den Haaren herbei, um ſie dem Adam vorzuſtellen. — An der ehernen Thür des Baptiſteriums in Florenz von des berühmten Ghiberti Meiſterhand ziehen vier Engel die neugeborne Eva hervor und ſtellen ſie Gott dar, der die letzte Hand an das ſchönſte Geſchöpf der Erde zu legen im Begriff iſt. — In der Domkirche zu Florenz hat Bandinelli unſere erſten Eltern abgebildet und zwar auf capricibſe Weiſe, die Eva größer als den Adam. Hin und wieder findet man noch mehr ſolche Scherze in Darſtellungen unſerer erſten Eltern, ironiſche Beziehungen theils auf die ungeheure Fruchtbarkeit, welche unſerer erſten Mutter inwohnen mußte, um das ganze Menſchengeſchlecht zu gebären, theils auf die Herrſchaft des ſchwächern Geſchlechts über das ſtärkere, meiſt harmloſe aber doch auch nicht ganz würdige Scherze.

Eva's erſter, ſtaunender und lächelnder Blick in die Welt, Ueberraſchung und reizende Furcht. Ihr erſtes frommes Gebet. Eva betrachtet den ſchlummernden Adam. Adams Erwachen und freudiges Staunen. Scenen der reinſten Unſchuld. Satans Einſchleichen ins Paradies, wie er die Kinder Gottes belauert und beneidet, überaus ſchön in Miltons Gedicht vom verlornen Paradieſe. Die bunte Schlange ringelt ſich vor Eva her und verlecket ſie durch ihre Schönheit. Eva ſchläft unter Blumen, die Schlange flüſtert ihr heimlich ins Ohr und Eva lächelt im Traum. Der Sün-

denfall. Eva bricht den Apfel. In Raphaels berühmtem Bilde, das ſonſt in jeder Beziehung unübertrefflich iſt, erſcheint doch Haltung und Blick Eva's zu theilnahmlos.

Die Schlange wird zuweilen kriechend unter dem Baum, noch öfter durch die Aeſte des Baums geſchlungen und hin und wieder auch mit einem Mädchengeſicht abgebildet. Der Baum iſt bei den neuen Malern immer ein Apfelbaum, bei den ältern kommt aber auch ſtatt deſſen der Feigenbaum vor, z. B. auf einem Bilde des Van Eyck. (Vergleiche Waagen Van Eyck S. 217.) Man ſtritt lange, was für ein Baum der verbotene des Paradieſes geweſen ſey. *) Die Juden glaubten ein Weinſtock; bei den erſten Chriſten kam der Glaube an den Feigenbaum auf, den noch Auguſtinus theilte. Nach und nach aber nahm man allgemein an, es ſey der Apfelbaum geweſen. Auf einem Bilde von Padoanino nimmt Adam den Apfel vom Schooße der Eva.

Nach dem Fall die beſchämende Erkenntniß, Erwachen des Gewiſſens, Scham und Furcht. Schadenfreude des Satans. Die Schuldigen bekleiden ſich mit den Feigenblättern.

*) Auf der Inſel Ceylon nennt man eine halbmondförmige, an einem langen Zweige herabhängende Frucht, die einem halb angebiſſenen Apfel gleich ſieht (Dichotoma) den Evaapfel. Dieſer Name iſt der Frucht natürlicher Weiſe erſt von den Chriſten beigelegt worden. Doch findet ſich auch eine ächt indiſche Vorſtellung vom verbotenen Apfelbaum. Nämlich im Paradieſe auf dem Gipfel des Berges Meru ſoll nach indiſcher Lehre neben dem Baum der Unſterblichkeit (Kalpavrikcham) der Baum des Uebels (Cramba) ſtehen, von dem alles Uebel in der Welt herkomme. (Vergl. Paulinus brahmaniſche Götterlehre S. 251.) Aber der indiſchen Sage fehlt, wenn ſie auch den Baum hat, das erſte Menſchenpaar, und vielleicht iſt auch der Baum des Uebels erſt durch Perſer oder Muhamedaner in Indien bekannt worden.

Dieſer Umſtand ſchien die Annahme zu begünſtigen, nach welcher der verbotene Baum ein Feigenbaum geweſen ſeyn ſoll.*) Naives Verſtecken unſerer erſten Eltern vor Gott. Das Strafurtheil. Die Verſtoßung aus dem Paradieſe, die Flucht vor dem Engel mit dem Flammenſchwerte. Die Verfluchung der Schlange.

Die Liebe unſerer erſten Eltern hat, eben weil ſie die erſte irdiſche Liebe war, einen Reiz vor allen andern, den aufzufaſſen viele Dichter ſich bemüht haben. Wie viel poetiſcher Zauber liegt nicht allein in der Idee des erſten Kuſſes? Milton, der ſonſt die paradieſiſche Idylle ſo glücklich ausgeführt hat, vergißt hier leider alle Naivetät und fällt in ſentimentalen Schwulſt.

Die Arbeits- und Familienſcenen nach dem Falle, wie Adam harkte und Eva ſpann, bieten das poetiſche Intereſſe nicht mehr dar, wie die Paradiesſcenen vor dem Fall, und haben die Dichter oft zu viel Ironie hineingelegt. Um des Contraſtes willen zogen ſie gar unſere erſten Eltern, die im Paradieſe ſo vornehm dageſtanden, etwas ins Gemeine herab. Eines der artigſten Epigramme, die von dieſem ironiſchen Standpunkte aus gemacht wurden, iſt das bekannte:

Du armer Vater Adam du,
Dein erſter Schlaf war deine letzte Ruh.

Victor, ein chriſtlicher Dichter des fünften Jahrhunderts, bildete in ſeinem Gedicht Geneſis in lateiniſchen Hexametern (abgedruckt unter den poet. vet. eccl. bei Fabricius) die Sage von Adam und Eva eigenthümlich und ſinnig aus.

*) Irenäus ſah in den Feigenblättern bereits ein Vorbild der Stachelgürtel, die ſich ſpätere Aſceten zur Pönitenz anlegten, weil dieſe Blätter ſehr rauh und auf der bloßen Haut empfindlich ſeyen.

Nachdem er geſchildert, wie unſere erſten Eltern aus dem Paradieſe verbannt worden, fährt er fort: indem ſie ängſtlich im Urwald, der die Erde bedeckte, umherirrten und nichts mehr von den Früchten des Paradieſes fanden, erblickte Eva die Schlange, die ſich vor ihnen zu verkriechen ſuchte. Sogleich forderte ſie ihren Gatten auf, das verhaßte Thier zu tödten, damit es den Tod, der ihnen von Gott verheißen ſey, und den ſie um der Schlange willen leiden müßten, ſelber zuerſt empfinde. Beide rafften Steine auf, und warfen nach der Schlange, aber vergebens, da ſie ſich verkroch. Ein Stein traf auf einen andern, es gab Funken, dadurch wurde das dünne Moos umher angezündet und auf einmal gerieth der große Wald in Brand. Staunend und erſchrocken ſahen unſere erſten Eltern das neue irdiſche Licht, das ſo ganz verſchieden war von dem himmliſchen Lichte der Sonne, das ihnen bisher im Paradieſe geleuchtet. Aber ſie ſollten bald noch mehr ſehen. Hier entblößte das Feuer die Erde und legte die in ihr verborgenen Metalle bloß. Dort häufte ſich vom erſten Regen, der den großen Rauch erzeugte, benetzt, die Aſche zu fruchtbarem Boden an und wurde fähig, durch der Menſchen Fleiß bebaut zu werden. Endlich blieb in der Aſche Feuer zurück, das dem Menſchen zu allen ſeinen Werken unentbehrlich ſeyn ſollte, und ſo lernten Adam und Eva die Mittel kennen, durch die ſie künftig ihr Erdenleben friſten ſollten.

Ueber das Schickſal Adams nach ſeinem Tode hat der Chriſt milder gedacht, als der Perſer. Nach altperſiſcher Lehre muß der erſte Menſch am längſten in der Hölle aushalten. Dagegen wird er nach chriſtlicher Anſicht durch Chriſti Opfertod erlöst. Dieß iſt am ſchönſten aufgefaßt in der erhabenen Dichtung des apokryphiſchen Evangeliums Nico-

demi. Unmittelbar nach ſeinem Tode am Kreuz ſprengt Chriſtus die Pforten der Hölle, um daraus alle die Gerechten zu befreien und mit ſich in den Himmel zu nehmen, die nicht bis auf den jüngſten Tag warten ſollen. Der älteſte von allen, die in der Hölle ſind, Adam, bleibt trauernd ſitzen, und zweifelt, ob ihm Vergebung werde. Da faßt Chriſtus liebevoll ſeine Hand, erhebt ihn und führt ihn aus der Finſterniß empor zum Paradieſe. In nicht minder erhabener Sprache malt dieſelbe Scene der Biſchof Epiphanius in ſeiner berühmten (in Auguſti's Denkwürdigkeiten II. 165 mitgetheilten) Rede. Adam liegt in Feſſeln, da naht Chriſtus ihm als Gott, ſpricht zu ihm als zum Geſchöpf und ſchafft ihn gleichſam zum zweitenmal, indem er ihn frei macht und ins himmliſche Paradies führt.

Auf alten Kirchenbildern kommen zuweilen Adam und Eva im Fegefeuer vor, ihnen gegenüber die Verkündigung Mariä — Sünde und Erlöſung.

In Dante's unſterblichem Gedicht iſt Adam ſchon längſt ein Bewohner des Paradieſes. Dante trifft ihn hier an, und hört von ihm die Beſtätigung, daß er bis zum Tode Jeſu in der Hölle habe weilen müſſen. Doch ſey er der Seligkeit gewürdiget worden, wie das Laub, das vom Winde gebeugt ſich wieder erhebe. — Klopſtock iſt in ſeinem Meſſias ſehr willkürlich und, wie mir ſcheint, unziemlich von der alten Vorſtellung abgewichen, hat das herrliche poetiſche Motiv derſelben nicht benutzt und den ſündigen Adam ohne weiteres ſchon lange vor Chriſti Geburt ſelig werden laſſen und in die Sonne verſetzt, von wo aus er auf Chriſti irdiſchen Wandel niederblickt (im Anfang des zweiten Geſanges).

Während die orthodoxe chriſtliche Kirche immer der einfachen moſaiſchen Schöpfungslehre treu blieb, wichen die

ketzeriſchen Secten mehrfach davon ab, und griffen in die ältere indoperſiſche Vorſtellungsweiſe zurück. Insbeſondere wurde Chriſtus in mehrfache Verbindung mit Adam gebracht. Die Kirche ſelbſt huldigte wenigſtens im Allgemeinen einer gewiſſen Neigung zum Vergleichen und Paralleliſiren. In dieſem Sinne galt ihr Chriſtus als der neue Adam, der wieder ins Paradies zurückführt, wie der erſte herausgeführt hat. Daher der auch in jedem Menſchen ſich wiederholende Gegenſatz des alten Adams (des ſündigen Fleiſches) und des neuen in Chriſto wiedergebornen Menſchen. Auf dieſelbe Weiſe wurde das Wort Eva durch ein kirchliches Wortſpiel umgekehrt in Ave, das Wort, womit man die heilige Jungfrau Maria zu begrüßen pflegt, und Maria wurde die neue Eva, wie Chriſtus der neue Adam. Endlich wurde auch der Baum des Lebens zum Kreuze Chriſti umgedeutet. Adam, ſagt die Legende, brachte einen Kern des Apfels mit aus dem Paradieſe, und behielt denſelben im Munde, als er ſtarb. Daraus wuchs über ſeinem Grabe ein Apfelbaum. *) Als viel ſpäter die Königin von Saba zum weiſen König Salomon reiste, ſoll ſie unterwegs den Baum, der als rohe Brücke über einen Fluß diente, geſehen und mit ihrem geiſtigen Auge erkannt haben, daß aus ihm einſt das Kreuz des Erlöſers werde gezimmert werden. Darauf betete ſie dieſes Holz an. In demſelben Sinne hat man früher zuweilen das Kreuz Chriſti grün gemalt, und hat der Apfelbaum eine

*) Eine abweichende Sage führt Francesco da Buti an (vergleiche Dante's Fegfeuer vom Prinzen Johann S. 313). Adam ſchickte ſeinen frommen Sohn Seth, das verlorene Paradies aufzuſuchen; dieſem wurde aber vom Engel mit dem Flammenſchwert der Eingang verboten, dafür aber ein Zweig vom Baum des Paradieſes überreicht, den er nach Adams Tode auf deſſen Grab pflanzen ſollte.

ſymboliſche Bedeutung bei der Weihnachtsfeier erlangt. Man hängt in der Chriſtnacht vergoldete Aepfel an erleuchtete Bäume zur Freude der Kinder, und nach der Volksſage ſoll in derſelben Nacht von 12 — 1 Uhr ein Apfelbaum bei Tribur am Rhein blühen. *) Die Portugieſen fanden in Indien einen Apfel, der, wenn man ihn mitten entzwei ſchnitt, die Werkzeuge des Leidens Chriſti enthielt und den ſie Adamsapfel nannten.

Um Adam und Chriſtus, den verbotenen Baum des Erkenntniſſes und das Kreuz, noch näher mit einander in Verbindung zu bringen, wurde die Legende endlich dahin ausgebildet, daß Adam bei Jeruſalem auf dem Berge Golgatha ſoll begraben worden ſeyn. Als der Heiland auf dieſen Berg zum Tode geführt, und das Kreuz aufgerichtet wurde, kam das letztere gerade in den Mund von Adams Todtenſchädel zu ſtehen, und als Chriſtus das Haupt ſenkte und ſtarb, ſah er nieder auf das Haupt Adams, ihm ankündigend, daß

*) Ich übergehe hier die Vergleichungen, die man zwiſchen dem Baum des Paradieſes mit andern mythiſchen Bäumen angeſtellt hat, weil ſie von dem Gegenſtande, von dem ich hier ausſchließlich handle, nämlich vom Urſprung des Menſchen abführen. Schon auf den vielen alten Mithrabildern, welche die Opferung des Stiers durch Mithras darſtellen, kommt Schlange und Scorpion neben einem Apfelbaum vor. In der griechiſchen Heraklesmythe kommt der Baum der Heſperidenäpfel vor, unter dem ein Drache wacht; in der nordiſchen Edda die Eſche Ygdraſill, der Weltbaum, an deſſen Wurzeln Schlangen nagen. In allen dieſen Mythen bedeutet die Schlange das nächtliche Princip, der Baum das Naturleben, die Frucht wahrſcheinlich die Verheißung der Wiedergeburt. Auch die Sonne findet ſich gewöhnlich repräſentirt, ſey es durch den Helden, der den Drachen bekämpft, ſey es durch einen Adler oder Phönix auf des Baumes Gipfel, als das Lichtprincip im Gegenſatze gegen das Nachtprincip an der Wurzel.

nun die Schuld des Baumes getilgt ſey. (Sinnig ausgeführt im Judas Iſcharioth von Abraham a St. Clara I. 455 und II. 145). In demſelben Sinne läßt ein geiſtvoller neuerer Dichter (Stehling in ſeinem jüngſten Gericht) den letzten Menſchen (den ewigen Juden) beim Weltende, während ringsum die Erde brennt, noch allein auf Golgatha ſtehen. Wie ſelbſt namhafte Kirchenlehrer auf dieſes Allegoriſiren und auf die Parallelen zwiſchen Adam und Chriſtus eingingen, beweiſt unter andern der heil. Baſilius, der in Adam auf doppelte Weiſe die vorbedeutende Figur des Kreuzes nachwies; einmal ſey der Staub, aus dem er geformt worden, kreuzweis an allen vier Himmelsgegenden geſammelt und ſodann ſey die Thonfigur, die Gott daraus bildete, mit ausgebreiteten Armen als ein Kreuz geformt und ſo durch Gottes Odem belebt worden.

Von dieſer unſchuldigen Symbolik ſchweiften die Secten weit ab. Die alte indiſche Lehre hat ſich hauptſächlich in der chriſtlichen Secte der Manichäer wiederholt und auf eine wahrhaft ſchreckenerregende Weiſe phantaſtiſch ausgebildet. Auch dieſe Secte ſah nämlich in den Menſchen urſprünglich böſe Weſen und wenn auch nicht gefallene Engel ſelbſt, doch Geſchöpfe derſelben, mit Einem Worte Kinder des Teufels. Mani lehrte, als Gott die Sonne erſchaffen habe, um überall in der Welt himmliſches Licht und Segen zu verbreiten und die hölliſche Macht zu beſiegen, ſeyen die Teufel in Zorn und Bitterkeit ergrimmt, und Saklas, der Oberſte der Teufel, habe die Kinder aller andern Teufel gefreſſen, um ſich mit ihren ſämmtlichen Kräften zu ſtärken, und dann mit der Teufelin Nebrod ein Kind gezeugt, das alles Feuer der Hölle in ſich vereinigen, zugleich aber auch alle noch in den Teufeln, als gefallenen Engeln vorhandene Keime des Lichts

wie in einem Kerker in ſich faſſen ſollte, um ſie jeder ſympathetiſchen Berührung mit dem himmliſchen Lichte zu entziehen, ein aus der Tiefe geſchöpftes Gegenbild der aus der Höhe geſchöpften Sonne. Und dieſes Teufelskind war der erſte Menſch, Adam. Doch Gott ſah vom Himmel herab und erkannte in dieſer Zeugung des Teufels, durch welche die in den gefallenen Engeln zerſtreuten Lichtkeime alle in ein neues Weſen hinübergeführt wurden, ein Mittel, eben dieſe Keime der Dämonenwelt zu entziehen und zum verwandten Licht des Himmels zurückzuführen. Er wollte alſo nicht dulden, daß dieſe Keime künftig im Menſchen wie in einem Kerker verſchloſſen würden, ſondern ihnen einen Weg zum Himmel offen halten. Darum nahm er ſelbſt auf magiſche Weiſe Theil an der Zeugung Adams und fügte, daß die Nebrod im Momente der Empfängniß in die Sonne ſehen und in derſelben das reine Urbild der menſchlichen Gattung, die ſtrahlende Schönheit Jeſu Chriſti erblicken mußte. Sein Abbild ging nun in ihr Kind über und Adam trug, obgleich von teufliſchem Samen erzeugt, die Signatur des Gottmenſchen, und das menſchliche Geſchlecht wurde dadurch fähig ſich über die teufliſche Welt zu erheben und die in ihm aus der Hölle geretteten Lichtkeime zum Himmel zurückzuführen. Dieß kann der Menſch aber nur, lehrte Mani, wenn er aller Sinnlichkeit gänzlich entſagt, daher auch die Fortpflanzung hemmt und das ganze in Sünde erzeugte Geſchlecht möglichſt bald ausſterben macht.

Eine andere chriſtliche Secte, die der Gnoſtiker, die ſich wieder in mehrere Secten theilte, verſenkte ſich in nicht minder ſtaunenswürdige Phantaſien.

Die Valentinianer lehrten: Gott ſchuf dreißig Aeonen oder Urgeiſter, je einen männlichen und einen weiblichen.

Aber nur der erſte männliche Aeon, Nus, hatte volle Einſicht in die ewigen Dinge. Darüber wurde der letzte weibliche Aeon, Sophia, neidig, trennte ſich von den andern, ſuchte in der Finſterniß außerhalb des Himmels unruhig umher und gebar die Achamoth, welches eben der in ihr wohnende Geiſt der Unruhe und Finſterniß ſelbſt war. Dieſes dunkle Weſen trachtete nach dem Licht und Gott ſchuf ein neues vollkommen reines Lichtweſen, Chriſtus, der ſich der Achamoth erbarmte und mit ihr den Demiurg, den Schöpfer der irdiſchen Natur, erzeugte. Dieſer ſchuf in ſeiner neuen Welt auch den Adam, aber weder Schöpfer noch Geſchöpf waren ſo vollkommen, daß ſie nicht abermals der Nachhülfe bedurft hätten, die ihnen durch die zweite Erſcheinung Chriſti als Jeſus auf Erden wurde.

Die Ophiten lehrten: Gott Vater und der heilige Geiſt (als Göttin) zeugten einen Sohn und eine Tochter, Chriſtum und die Sophia = Achamoth. Die letztere verirrte ſich aus dem Himmel, indem ſie nach Unabhängigkeit trachtete, und gebar den Jaldabeth oder Demiurg, ſchämte ſich aber nachher, wollte zum Himmel zurück, konnte nicht mehr und blieb als Aether zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte. Unterdeß erſchuf der Demiurg den Menſchen Adam nach ſeinem Bilde. Die Sophia aber erbarmte ſich Adams und gab ihm ohne ihres Sohnes Wiſſen etwas von ihrer himmliſchen Lichtnatur. Dadurch erhob ſich Adam über den Demiurg. Dieſer aber ergrimmte, daß das Geſchöpf mehr ſeyn ſollte als der Schöpfer, blickte in die Tiefe der Finſterniß unter der Erde, ſpiegelte ſeinen Zorn und Haß darin ab, und dieſes Bild des Haſſes wurde ein ſelbſtſtändiges Weſen, Satan. Der Teufel rieth nun dem Demiurg, was er zu thun habe, damit Adam dem Einfluß der Sophia entzogen werde. Sie

ſchufen die Eva, hielten ſie ihm als lockendes Bild vor und ſperrten ſie zuſammen ins Paradies ein. Aber Sophia ſchickte die Schlange (ein heilbringendes, daher von den Ophiten als Symbol des guten Geiſtes verehrtes Weſen), welche die erſten Menſchen lehrte, vom Baum der Erkenntniß zu eſſen. Dadurch wurden ſie abermals des himmliſchen Lichts theilhaftig, aber vom zornigen Demiurg aus dem Paradieſe verſtoßen, und mit des Satans Hülfe in ſo viel Trübſal und neue Verlockung geſtürzt, daß nur die Wiederkunft Chriſti auf die Erde ſie wieder erlöſen konnte.

Unter den abweichenden Lehren anderer Gnoſtiker zeichnet ſich noch eine durch eine eigenthümliche Vorſtellung aus (Neanders Gnoſtiker S. 216): Gott ſchuf zwei Söhne, den Demiurg, der die irdiſche Welt formte, und den Adam, der das Werk ſeines Bruders durchforſchen wollte, in der Natur aber wie in einem Spiegel ſein eigenes Bild erblickte, und ſich (gleich dem Narciſſus) ſo ſehr darein verliebte, daß er ganz in dasſelbe überging, und ſein himmliſches Weſen mit dem irdiſchen vertauſchte.

Die Lehre des Marcion ſchließt ſich etwas mehr an die moſaiſche an. Sie ſagt einfach: Jehovah habe den Adam nach ſeinem Bilde geſchaffen, Adams Geſchlecht habe ſich über die Erde ausgebreitet und bis zu Chriſti Geburt habe alles das Anſehen gehabt, wie es im alten Teſtamente geſchildert wird. Als aber Chriſtus auf die Welt gekommen ſey, habe ſich plötzlich offenbart, daß Jehovah nicht der alleinige Gott, ſondern nur der Demiurg, der kleine Erdengott, ein von dem weit höhern Gott geſchaffener Geiſt ſey, und erſt durch Chriſtus, den Sohn dieſes höchſten Gottes, ſey die Kunde desſelben unter die Menſchen gekommen und den Men-

ſchen jenes höhere Licht eingepflanzt worden, das ſie über die irdiſche Natur, wie über den alten Demiurg erhebe.

Origenes theilte noch die Anſicht, nach der die Menſchen gefallene Engel ſind und hier auf Erden ihre Prüfungsjahre beſtehen. Die Priscillianer hielten die Seele des Menſchen für göttlich und nur den Körper und ſeine Einwirkung auf die Seele für teufliſch.

Die chriſtlichen Myſtiker der ſpätern Zeit kamen auch noch zuweilen auf die altorientaliſche Vorſtellung zurück, wenn auch mit weit mehr beſonnener Einſchränkung, als die Manichäer und Gnoſtiker. Insbeſondere findet man, daß unſer theosophus teutonicus Jakob Böhme ſich einigermaßen zu der altperſiſchen Anſicht neigte. Er lehrt: der Engel Lucifer fiel ab von Gott (wie Ahriman), und um ihn und ſein finſteres Reich zu bekämpfen, ſchuf Gott die irdiſche Natur und den Menſchen, die das Finſtere ſelbſt an ſich nehmen müſſen, um es von innen her zu überwinden. Im Menſchen iſt das Licht und die Finſterniß, die ganze Engelwelt und die ganze Teufelwelt enthalten, darum iſt er mehr als alle Engel und Teufel, jene müſſen ihm dienen, dieſe ihn fürchten. Auch mehr als die aus Gutem und Böſem gemiſchte Natur iſt der Menſch, obgleich er in ihr geboren iſt, wie die Blume, obgleich aus dem Boden wachſend, doch edler iſt als dieſer. Nun ſollte Adam vermittelſt des Göttlichen in ſeinem Weſen das Teufliſche überwinden, und wenn er es in ſich ſelbſt überwunden hätte, würde es auch außer ihm aus der Welt verſchwunden ſeyn. Allein das Umgekehrte fand ſtatt. Das Göttliche in ihm wurde durch ſeinen ſündigen Theil überwunden. Anſtatt wach zu bleiben, ſchlief er ein, d. h. er verſenkte ſich in die Luſt des Irdiſchen. Sein Schlaf war ſeine Sünde. Da floh ſein himmliſcher Theil von ihm,

Sophia, die ewige Weisheit, und ſtatt ihrer gebar er aus ſich ſelbſt, aus ſeiner Seite, Bein von ſeinem Bein und Fleiſch von ſeinem Fleiſch, ein irdiſches Weib, die nur ſeinem ſündigen Theile gleich war. Damit war die ſchöne Harmonie ſeines Weſens zerſtört, er hatte den Talisman, womit er die Natur beherrſcht und den Satan eingekerkert, verloren. Der Satan wurde frei, erkannte im Menſchen nicht mehr ſeinen Meiſter und ſuchte ihn nun durch jede Liſt, vor allem aber durch das Weib zu verführen. Doch eben dieſes Weib erſah Gott in ſeiner ewigen Güte zum Werkzeug der Erlöſung. Das weibliche Geſchlecht, aus ſündiger Neigung entſprungen, daher unſelig von Anbeginn, nur der finſtern Seite Adams angehörig, nicht theilhaftig ſeines urſprünglichen Lichts, wurde von Gott begnadet, zur Seligkeit fähig gemacht und ſo hoch geſtellt, wie einſt Adam im Paradieſe, durch die Jungfrau Maria, in der Gott ſich ſelbſt gebar und ſelbſt als Menſch auf Erden wandelte und ſtarb, um Adams ſündige Kinder zu erlöſen. (Von den drei Principien, 13.) An einem andern Ort gibt Jakob Böhme zu verſtehen: eigentlich ſchlafe Adam immer noch und das ganze Erdenleben ſey nur ein böſer Traum, den er träume bis zum jüngſten Tage, da das eigentliche Erwachen Adams doch erſt wieder im zweiten Paradieſe ſtatt finden kann. (Von der Gnadenwahl 6, 42. folg.)

Die Juden ſelbſt ſind bei der einfachen moſaiſchen Sage nicht ſtehen geblieben, ſondern haben ſie höchſt phantaſtiſch in den Fabeln ihres Talmud ausgeſchmückt und verfälſcht, indem ſie zum Theil altorientaliſche Vorſtellungen wieder aufgenommen haben. Zunächſt machten ſie aus Adam einen ungeheuren Rieſen und maßen alle Glieder desſelben im höchſten Maaßſtab aus. Selbſt nach dem Sündenfall, als er ſeine

erſte Größe verlor, ſoll er noch 500 Ellen lang geweſen ſeyn. Sodann machten ſie ihn wieder, wie die Perſer, zu einem Zwitter, Adam und Eva mit dem Rücken zuſammengewachſen, und nachher erſt von Gott auseinander geſägt. Drittens lehrten die Rabbinen: in den erſten 130 Jahren hätten ſich Adam und Eva nicht berührt, vielmehr ſeyen ſie beide anfangs getrennt und in die Hölle verſetzt worden und Adam ſey durch die Teufelin Lilith, Eva durch den Teufel Sammael verführt worden und hätten mit dieſen Dämonen eine Menge Teufel gezeugt, namentlich Adam mit der Lilith den Kain, der von der Mutter her ein Teufel geweſen ſey. Von Adam ſagen ſie ſogar aus: er habe ſich mit allen Thieren vermiſcht und dämoniſche Geburten mit ihnen erzeugt. Weiter lehrten ſie: der Apfel vom verbotenen Baum ſey ein Aphrodiſiacum geweſen und die Schlange, wodurch Eva verführt worden ſey, das membrum virile, und was des jüdiſchen Schmutzes im Talmud noch mehr iſt. Weit artiger erſcheint eine andere talmudiſtiſche Erzählung, nach welcher Eva, als ſie den Apfelbaum berührte, den Engel des Todes auf ſich zukommen ſah, und aus Furcht, ſie werde nun ſterben müſſen und Adam werde nun eine andere Frau bekommen, ihn überredet habe mitzueſſen, damit ſie beide zugleich ſtürben. Gleichwohl wird Adam andrerſeits für eine ſo hohe Perſon ausgegeben, daß ſogar die Engel ihn ſollen angebetet haben. Er beſaß ein Buch, worin alle Weisheit der Welt enthalten war, das ihm zwar nach dem Sündenfall davonflog, das aber nachher der fromme Henoch wiederbekam. Gott ſelbſt richtete dem Adam die Hochzeit aus, putzte die Eva in eigener Perſon, flocht ihr die Haare und führte ſie dem entzückten Bräutigam zu. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel tanzten auf der Hochzeit. Adam und Eva gingen zu zweien zu Bette und

ſtanden zu ſieben wieder auf, denn ſie empfing und gebar in einer Nacht fünf Kinder.

Ferner lehrt der Talmud: in Adam ſey das ganze Menſchengeſchlecht enthalten geweſen, jedoch nur in phyſiſchem Sinne. Was ſeine Seele betreffe, ſo ſeyen in derſelben nur die ſämmtlichen Seelen der Juden enthalten geweſen, denn in alle andern älteſten Völker (die Kainiten) ſeyen teufliſche Seelen gekommen, durch Kain, dem er zwar als Vater den Leib, die Lilith aber als Mutter die Seele gegeben habe. Auch ſpäter hätten ſich immer noch teufliſche Geſchlechter von dem Stamme der Juden abgezweigt, aber dieſen zum Heil, ſofern dadurch der verderbte Samen abgeleitet und der alte Stamm gereinigt worden ſey, z. B. durch die Ausſcheidung der Ismaeliten Abraham habe in Ismael, dem Sohn der Hagar, nur ſein ſündlich Theil abgelegt, um dann in Iſaac, dem Sohn der Sarah, einen deſto geläuterteren Stamm zu pflanzen ꝛc. In Adams Seele aber ſeyen ſchon urſprünglich die Seelen aller reinen Juden eingeſchloſſen geweſen, und ſie habe ſich namentlich in ihrer ganzen Urſprünglichkeit in David reproducirt, ſo wie ſie ſich in dem noch nicht erſchienenen Meſſias reproduciren werde. Dieſen Adam, der als Meſſias wiedererſcheinen ſoll, nennt die myſtiſche Kabbala den Adam-Kadmon. Adam vor dem Fall war ſchon der Meſſias, ſo wie der Meſſias, wenn er wieder erſcheint, ſeyn wird, was Adam vor dem Fall war.

Das Ende der Welt wird eine Wiederholung der erſten Hochzeit im Paradieſe ſeyn. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel werden wieder dabei tanzen. Die beſte Quelle aller dieſer Fabeln iſt bis jetzt noch immer für die, welche den Talmud ſelbſt nicht leſen können, Eiſenmengers entdecktes Judenthum. Etwas ſentimental iſt die jüdiſche Tradition

von Herder aufgefaßt (zur ſchönen Lit. und Kunſt Band IX. S. 18.) Der Schöpfer ſtieg hernieder und alle Engel, die Fürſten der Elemente, ſahen auf ſein Werk. Er rief dem Staube. Zuſammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde; der Engel der Erde ſprach: „Ein ſterbliches Geſchöpf wird dieß Gebilde ſeyn, wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde iſt es, und muß zur Erde werden.“ Er rief der himmliſchen Wolke; ſie feuchtete den Staub. Da wälzete ſich der Thon, und wölbete ſich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Waſſers ſprach: „Du wirſt der Nahrung bedürfen, künſtliches Geſchöpf; Hunger und Durſt werden die Triebe deines Lebens werden.“ Von innen formeten ſich Adern und Gänge; von außen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen ſprach: „Mancherlei Verlangen wirſt du unterworfen ſeyn, kunſtreich-ſchönes Gebilde, die Liebe deines Geſchlechtes wird dich ziehen und treiben.“ Da trat Jehovah zu ihm mit ſeinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf, und gab im Kuß ihm ſeinen unſterblichen Athem. Erhaben ſtand der Menſch, und blickte freundlich umher: „Siehe“ ſprach der Schöpfer, alle Gewächſe der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben, dein Vaterland, die ganze Erde iſt dein, daß du ſie verwalteſt. Aber du ſelbſt biſt mein, dein Athem iſt mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder.“ — Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehrten ihn kennen Kräuter und Thiere; ſie ſprachen mit ihm als ſeine Geſpielinnen, und ihre Luſt war bei dem Menſchenkinde. So lebet der Menſch hienieden ſeine Zeit. Dann ſinket er zuſammen und gibt zurück den Leib den Elementen, aus wel-

chen er ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im Vaterkusse gegeben.

Eine sehr eigenthümliche Stellung behauptete die Lehre des alexandrinischen Juden Philo, der ein Zeitgenosse der Apostel war. Er bearbeitete die mosaische Genesis nach den philosophischen Begriffen, die sich in Alexandrien, wo altorientalische und ägyptische Weisheit und griechischer Platonismus auf das Judenthum einwirkten, gebildet hatten. Da unter den nämlichen Umständen bald darauf auch das Christenthum die Einwirkung dieser alexandrinischen Philosophie empfing, so hat Philo's Lehre schon einige Aehnlichkeit mit der spätern Lehre der Gnostiker und Manichäer, die ich bereits erwähnt habe. Philo glaubte an eine Präexistenz der Seelen, wie die alten Inder und Perser. (Vergl. Gfrörers Philo I. S. 374.) Doch nahm er an, daß nur die schlechten und gemeinen Seelen ihrer frühern Sünden wegen in den Kerker des irdischen Leibes gebannt worden seyen, die reinen Seelen der Patriarchen und Propheten dagegen seyen freiwillig und nur aus edler Wißbegier ins irdische Leben eingegangen. (I. S. 391.) Er vergleicht die Menschheit mit einer Colonie abgefallener Geister, die sich auf einige Zeit auf unsern Planeten haben niederlassen müssen. Adam aber und Eva gehen bei ihm in Personificationen von bloßen Begriffen auf. Adam ist ihm die Seele vor dem Fall, das reine Geschöpf Gottes; Eva aber ist ihm das Fleisch, die Körperwelt, die Sinnlichkeit, durch welche die Seele zu Falle gebracht und in die irdische Leiblichkeit hinabgezogen wurde. (I. S. 91.)

Auch die muhamedanische Sage ist von der mosaischen ausgegangen, hat dieselbe aber mit einigen ältern orientalischen Vorstellungen vermengt, sehr phantastisch ausgebildet und manchen äußerst zarten und sinnreichen Zug einge-

webt. Die nahe Berührung mit den buddhiſtiſchen Mongolen erklärt die unter den Muhamedanern in Perſien verbreitete Vorſtellung von mehreren der Schöpfung Adams vorausgegangenen Weltperioden. Nach Herbelot regierten auf Erden ſchon vor Adam 40 oder gar 72 ſogenannte Solimanen oder königliche Weiſe und Geiſterfürſten (nach dem Modell des in der muhamedaniſchen Welt hochgefeierten ſpätern König Salomon) in ſieben auf einander folgenden Zeitaltern, aber nur dem berühmten (aus der altperſiſchen Mythologie entlehnten) Vogel Simurgh war es vergönnt, ſie alle zu überdauern und bis in unſer Zeitalter fortzuleben. Von ihm ſoll die Kunde jener ältern Epochen auf uns gebracht worden ſeyn. — Nach der bei allen übrigen Muhamedanern herrſchenden Vorſtellung empörten ſich die erſtgeſchaffenen Engel, die Dſchinen (Genien), unter der Anführung des Eblis (verdorben aus diabolus) gegen Gott, der, erzürnt darüber, ein neues höheres Weſen hervorzubringen ſich vornahm. Die Erde ſollte dazu den Stoff liefern, und Gott ſchickte einen Erzengel nach dem andern zu ihr hinab; aber ſie weigerte ſich, denn ſie ſah die Gebrechlichkeit des neuen Geſchöpfs voraus und fürchtete, Gott werde ſie einſt um ſeinetwillen verfluchen. Zuletzt wurde der Engel Azrael zu ihr abgeſandt, und dieſer nahm ihr den Stoff, aus dem Adam geformt werden ſollte, mit Gewalt. Deßhalb erhielt er nachher das Amt des Todesengels, der die Seelen eben ſo gewaltſam wieder vom körperlichen Stoffe trennt, wie er den erſten Körper gezwungen hatte, die Seele in ſich eingehen zu laſſen. Jenen Stoff aber ſammelte Azrael aus allen Arten von Erde, aus weißer, gelber, rother, ſchwarzer Erde und dieſe in Adam vereinigten Farben ſchieden ſich ſpäter wieder aus in den Racen der Menſchen. Gott formte den Adam, aber er wartete noch vierzig Jahre, bevor er

ihm eine Seele einhauchte. Da ſah Eblis die lebloſe Thonfigur liegen, muſterte ſie voll Neugier, klopfte an ihr und ging ſogar in alle ihre Theile ein, um ſie ganz auszuforſchen, und da er ſie hohl und leer fand, meinte er, ſie werde ſich einſt anfüllen wollen und dadurch der Habgier, mancherlei Begierde und jeder Verſuchung ausſetzen. Endlich blies Gott dem Thon ſeinen Odem ein, und Adam wurde belebt, von oben nach unten. Kaum aber fühlte der neue Menſch ſeinen Kopf und ſein Herz, als er ſchon voreilig aufſtehen wollte, ehe noch ſeine Füße belebt waren. Darum ſank er wieder zuſammen und ſchon ſeine erſte Handlung war ein Fall. Als er nun aber vollendet war in ſeiner ſtrahlenden Schönheit, Gottes Meiſterſtück, da mußten alle Dſchinen vor ihm niederknien und ihm huldigen. Nur Eblis that es nicht und ward in die Hölle verſtoßen. Dem Adam aber gab Gott das ſchöne Paradies zur Wohnung und die liebliche Eva zur Gefährtin und ließ ihn in einer Viſion alle ſeine Nachkommen, die unzähligen Geſchlechter der Menſchen ſehen. Da ſtaunte Adam und betrübte ſich zugleich, denn er war damals noch rieſengroß und göttlich ſchön (weil er noch nicht geſündigt hatte), in ſeinen Enkeln aber ſah er kleine Weſen, die meiſten unſchön, viele krank und krüppelhaft. Gott aber tröſtete ihn und ſprach: es müſſe der Weſen vielerlei und von allen Arten geben, er liebe nicht, ſich nur auf eine Art danken zu laſſen. Die Freude des Paradieſes wurde geſtört durch Eblis, der ſich liſtig als Schlange einſchlich und den Pfau (die Hoffart) für ſeine Abſicht gewann. Durch ſie wurde Eva verführt, die verbotene Frucht zu brechen. Dieſe Frucht aber war kein Apfel, ſondern Korn von einem Getreidebaum oder einer koloſſalen Aehre. Kaum war die Sünde begangen, ſo fielen die koſtbaren Kleider, die Gott

unſern erſten Eltern gemacht hatte, von ihnen und ſie ſahen ſich in ihrer Blöße. Als Gott den Frevel erfuhr, ſchleuderte er voll Unwillen alle dabei Betheiligten aus dem Paradieſe und ſie ſtürzten auf die Erde herab. Adam fiel auf der Inſel Ceylan nieder, auf den Berg, der noch jetzt Adams-Pic heißt und wo man noch die rieſenhafte Spur ſeines Fußes zeigt. Eva fiel bei Dſchidda am rothen Meere nieder, Eblis (die Schlange) bei Baſſora, der Pfau in Indien, der Getreidebaum ſtreute ſeine Körner überall hin auf die Erde aus. Adam und Eva behielten zwar ihre vorige Größe, verloren aber die rothe Hornhaut, die ſie bisher umkleidet hatte und von der nur ein kleiner Reſt in den Nägeln der Finger und Zehen ſitzen blieb. (Um die rothe Farbe wiederherzuſtellen, pflegen ſich die Mahamedanerinnen noch jetzt die Nägel mit Henna roth zu färben.) Der Pfau verlor zur Strafe die ſchöne Stimme, die er im Paradieſe gehabt. Das Getreide wurde ſo klein, wie es noch jetzt iſt. — Adam war untröſtlich, warf ſich auf ſein Angeſicht und weinte hundert Jahre lang. Aus ſeinen Thränen wuchſen die Palmen und die andern hohen Bäume, die Ceylan zieren.*) Endlich ſandte Gott barmherzig den Engel Gabriel zu ihm, der ihn tröſten und aufrichten mußte und ihn lehrte, das-

*) Perceval in ſeinem Werk über die Inſel Ceylan theilt eine merkwürdige Sage von dem heiligen Cypreſſenbaum mit, der auf dem Adamspic verehrt wird. Wer ein Blatt von dieſem Baum erhaſcht, ſoll dadurch wieder jung werden; aber es iſt nie eines gefallen. Der Baum ſoll nicht indiſchen Urſprungs, ſondern durch die Luft auf den Berg herabgekommen ſeyn. Man wird hiebei verleitet, an die Cypreſſe der perſiſchen Sage zu denken, die im Paradieſe wuchs und aus der das erſte Menſchenpaar hervorging. Auch in Kaſchmir, wohin Viele das Paradies verlegt haben, verehrte man eine uralt heilige Cypreſſe, welche die Mahamedaner zerſtört haben.

ſelbe Getreide, das er im Paradieſe auf unerlaubte Weiſe gekoſtet, nun mühſam anzubauen. (Eine tiefſinnige Idee.) Aber die Sehnſucht nach ſo langer Zeit ſeine Eva wiederzufinden, trieb ihn aus Ceylan fort. Er watete, was bei ſeiner Rieſengröße möglich war, durch die große Furth, die noch jetzt die Adamsbrücke heißt, auf das Feſtland von Indien hinüber und irrte durch die Länder, bis er endlich auf dem Gebirge Arafat die einſam trauernde Eva wieder fand. Der Engel Gabriel ſorgte ferner für ſie und brachte ihnen ein Haus aus dem Himmel herab, darin ſie wohnen ſollten, die heilige Kaaba zu Mekka. Hier lebten ſie, bis Adam in hohen Jahren ſtarb. Seine Leiche wurde ſpäter von Noah mit in die Arche genommen und in Jeruſalem beigeſetzt. Hier fand einſt lange nachher Jeſus Chriſtus den Todtenſchädel Adams und redete ihn mit Worten an, die kein Sterblicher nachſpricht. Am jüngſten Tage aber wird Adam auferſtehen und in der Mitte ſtehen aller ſeiner Kinder, ihm zur Rechten die das Himmelreich erben, ihm zur Linken die Verdammten. (Ich habe dieſe reiche Sage aus den einzelnen Erzählungen im Koran und bei Herbelot und aus den Schriften des Herrn von Hammer, meines hochverehrten Freundes, muſtviſch zuſammengeſetzt.)

Von den jüdiſchen und muhamedaniſchen Vorſtellungen iſt Manches, aber nicht gerade das Tiefſinnigſte, in die chriſtliche Phantaſie eingedrungen. Daß der Sündenfall die phyſiſche Beſchaffenheit Adams und Eva's bedeutend verändert habe, wurde ſchon von den Juden und Muhamedanern angenommen und darüber nicht wenig gegrübelt. Vor allem bemerkt man, daß ihnen der Nabel gemangelt habe, da ſie nur geſchaffen, aber nicht geboren worden ſeyen. Auch Dante nennt Adam die einzige Frucht der Welt, die ohne Keim

und Blüthe gleich in voller Reife da geweſen ſey. Daß unſere erſten Eltern vor dem Fall nichts von all dem Unreinen an ſich gehabt, womit wir jetzt behaftet ſind, und daß ſie namentlich noch keiner Ausleerung bedurft hätten, bemerkt die talmudiſtiſche und mosleminiſche Sage. Sogar die Nieren, die Galle wurden ihnen, wie die Genitalien abgeſprochen und ſollen erſt nach dem Fall entſtanden ſeyn. Ueber alles dieß hat ſich noch unſer groſser Arzt Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus ab Hohenheim ſehr weitläufig ausgelaſſen. In der ſchmutzigſten Anatomie und Phyſiologie aber wühlten die alten Rabbiner, die unter andern auch die Zeiten der Weiber von dem Umgang der Eva mit der Schlange ableiten. — Nach Wahls Koran (11te Sure) bewahren die Muhamedaner heute noch das Hemd Adams als Reliquie.

In der Zeit, in welcher der deutſche Volkswitz ſich in humoriſtiſchen Auslegungen der Bibel in geiſtlichen Komödien, Faſtnachtspoſſen und gemalten Späßen gefiel, bot auch die Schöpfungsſage mancherlei Stoff zu den naivſten Scherzen dar. So malte man Adam und Eva als Eltern des ganzen Menſchengeſchlechts mit koloſſalen Genitalien. So traveſtirte noch im vorigen Jahrhundert der luſtige Pfaff Sebaſtian Seiler die ganze Schöpfungsgeſchichte in einer geiſtlichen Komödie, die voll Witz iſt. Artig iſt auch der Gedanke, den ſogenannten Adamsapfel am Halſe der Männer für ein Stück des verbotenen Apfels auszugeben, der dem Adam im Halſe ſtecken geblieben ſey. — Bei einer Proceſſion zu Heidelberg am Palmſonntage 1784 trat Adam in doppelter Geſtalt im Zuge auf, einmal als Adam vor dem Fall, ſchön und unſchuldig mit einer Lilie; dann als Adam nach dem Fall, traurig mit einer Schaufel und mit einem Todtenkopf, der einen Apfel im Munde hielt. (Journal von und für Deutſchland I. S. 431.)

Als Curiosa können auch manche rationalistische Erklärungen der Genesis betrachtet werden. So hat einer gemeint, die verbotene Frucht sey eine Aphrodisiacum gewesen und habe die Eva zur sinnlichen Lust gereizt. Die strafende Stimme Gottes aber und der Engel mit dem Flammenschwerte sey nichts als ein starkes Gewitter gewesen, durch das Adam und Eva heftig erschreckt und in die Flucht getrieben worden seyen. Nicht besser sind die allegorischen Erklärungen, welche die ganze Geschichte Adams in die Psychologie und Ethik übersetzen und zu einer Parabel machen, die in einem erdichteten Beispiel eine gewisse Lehre klar machen wolle ꝛc.

Ein wenig sentimental ist eine Dichtung in Leons rabbinischen (größtentheils von ihm selbst erfundenen) Legenden. Als Gott die Menschen erschaffen wollte, riethen ihm alle Engel dazu, außer Emeth, der Engel der Wahrheit, denn dieser wußte, daß der Mensch lügen würde. Gott war über diesen Widerspruch erzürnt und verstieß den Engel, rief ihn aber nachher wieder zu sich und Emeth überreichte Gott zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit eine mit seinen Thränen befeuchtete Erdscholle, aus der nun Adam geformt wurde.

Als sinnreiche Dichtung verdient erwähnt zu werden, was der sicilianische Dichter Meli erzählt: Gott und der Teufel spielten Schach mit einander. Gott verlor seine Königin, die bei Seite geworfen wurde und auf die Erde herabfiel — die Eva. Aber Gott gewann wieder und machte sich nach der Spielregel eine neue Königin, indem er mit einem Bauer ins Schach rückte — die Madonna.

Zu den heitern Scherzen dieser Art gehört auch eine Sage der Muhamedaner: Eva gebar sehr viele Kinder, und schämte sich dieser großen Zahl, als sie einmal von Gott überrascht wurde, und versteckte einige davon. Nun rief Gott

die Kinder zu ſich und theilte alle Würden und Güter der Erde unter ſie aus. Die aber verſteckt waren, bekamen nichts, und von ihnen ſtammen die Bettler und die Fakirs ab.

Da ich den Faden, durch den die altorientaliſche, die jüdiſche, chriſtliche und muhamedaniſche Anſicht zuſammenhängen, nicht abſchneiden wollte, muß ich nun die Vorſtellungen nachholen, welche ſich andere Völker von der Schöpfung des erſten Menſchen gemacht haben.

Die griechiſche Sage entfernt ſich nicht ſehr weit von der Schönheit und Einfachheit der moſaiſchen. Als die alten Titanen, die rohen Urkräfte der Natur, nach der griechiſchen Sage von dem jungen Götterkönig Zeus überwältigt wurden, bildete der Titane Prometheus aus Erde den Menſchen, holte in einem Rohr Feuer vom Rade des Sonnenwagens und hauchte es dem Thongebilde als Lebenskraft ein. Zeus fürchtete, dieſes neue Weſen könne etwas von dem Ungehorſam der Titanen erben und ihm gefährlich werden, ſtrafte daher den Prometheus, indem er ihn an den Kaukaſus anſchmieden und ihm täglich das (immer wieder wachſende) Herz von einem Adler aushacken ließ. Ohne jedoch den Menſchen ſelbſt zu vernichten, begnügte er ſich, denſelben unſchädlich zu machen, indem er ihm — ein Weib gab. Der erſte Menſch war nämlich ein Mann, und um ihm ein verderbliches Spielzeug zu geben, durch das er hinlänglich beſchäftigt und mit Sorgen überhäuft werden möchte, ließ er durch den kunſtreichen Hephäſtos aus Erde und Waſſer einen zweiten Menſchen, die Pandora formen, gab ihr Leben, ließ ſie von allen Göttern und Göttinnen beſchenken, von der Venus reizend ſchmücken und führte ſie dem Manne zu. Als Mitgift aber gab er ihr eine Büchſe, die alle irdiſchen Uebel einſchloß und verlor ihr ſchalkhaft, ſie zu öffnen. Aber natürlich konnte

die weibliche Neugier das Gebot nicht halten. Sie öffnete die Büchse und nun kamen alle Plagen über den armen Mann und seine Nachkommen.

Nach einer andern eben so schönen Sage enthielt die Büchse keine Uebel, sondern vielmehr die kostbarsten Geschenke der sämmtlichen Götter, die plötzlich, als sie die Büchse gegen das Verbot öffnete, wieder verschwanden, und wodurch der Mensch aller himmlischen Güter verlustig ging.

Der bekannte Scherz in Plato's Sympesion enthält vielleicht eine dunkle Erinnerung an die persische Sage oder ist auch nur ein Spiel des Witzes. Aristophanes erzählt nämlich hier: die ersten Menschenpaare seyen in Kugelform zusammengewachsen und so stark und übermüthig gewesen, daß sie sogar die Götter angegriffen hätten. Zeus aber theilte sie von einander in Männer und Weiber und diese bekamen nun mit sich selbst so genug zu thun, daß sie nicht mehr daran dachten die Götter zu bekämpfen. Nun seyen aber, fügt der unsaubere Poet hinzu, jene ersten zusammengekugelten Paare nicht immer ein Mann und eine Frau, sondern es seyen auch häufig je zwei Männer oder je zwei Frauen zusammengepaart gewesen. Getheilt, hätte jedes zu dem, mit dem es ursprünglich verbunden gewesen, eine unbezwingliche Sympathie gefühlt und daher komme die wechselseitige Liebe der Männer und Frauen, aber auch die griechische Liebe der Männer und die Tribaderie der Weiber unter einander.

Inzwischen scheint auch etwas von der ältesten indischen Vorstellungsweise zu den Griechen übergegangen zu seyn, wenigstens kommt in einem dem Orpheus zugeschriebenen Hymnus (bei Eusebius de praep. ev. III. 9.) eine pantheistische Lehre vor, in welcher Gott, fast ganz so wie der

indiſche Brama, als Augen Sonne und Mond, als Leib die Erde, als Knochen die Gebirge hat.

In der römiſchen Sage läßt ſich eine Spur der moſaiſchen, ſo wie der ägyptiſchen und phöniziſchen wiedererkennen, ſofern auch nach ihr die erſten Menſchen aus Erde und Waſſer (Schlamm) geformt wurden. Ovid ſagt (in den Metamorphoſen I. 76): der Vater der Dinge habe zuletzt, nach allen andern Creaturen, auch den Menſchen, als die vollkommenſte von allen, gebildet:

Aber ein heiligeres, hochherziger denkendes Weſen
Fehlt' annoch, das beherrſchen die andern könnte mit Obmacht.
Und es erhub ſich der Menſch; es ihn aus göttlichem Samen
Schuf der Vater der Ding', als Quell der edleren Schöpfung.
Oder es feicht die Erde, die jüngſt vom erhabenen Aether
Los ſich wand, noch Samen enthielt des befreundeten Himmels;
Aber Japetus Sohn mit fließender Waſſe ſie miſchend,
Bildete jen' in Geſtalt der allverſorgenden Götter,
Und da in Stand vorwärts die andern Leben hinabſchaun,
Gab er dem Menſchen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehrt' er ihn, und empor zum Geſtirn erheben das Antlitz.

(Nach der Ueberſetzung von Voß.)

Bei den Römern findet man auch die Vorſtellung vom Paradieſe wieder, denn das ſaturniniſche oder goldene Zeitalter der Unſchuld, das ſie in den Anfang der Geſchichte ſetzen, entſprach ſehr dem paradieſiſchen Zuſtande. Auch leiteten ſie den Namen des Menſchen von der Erde ab, aus der er entſtanden ſey, homo von humus.

Eine bloß dichteriſche Erfindung, aber eine ſehr reizende iſt (nach Hyginus, 220) noch folgende. Cura (die Sorge) ſaß ſinnend am Ufer, formte wie durch Zufall eine menſchliche Geſtalt und bat den Zeus, dieſes merkwürdige Product ihrer Kunſt zu beleben. Er that es. Nun aber entſtand ein Streit, wer dem Kinde den Namen geben ſolle. Da erhob ſich Tellus, die Erde, von ihr ſey der Menſch genommen,

von ihr müsse er den Namen haben. Zeus gab dieß zu und entschied, sein ganzes Leben hindurch solle der Mensch ungetheilt ein Eigenthum der Sorge bleiben, nach seinem Tode aber solle sein Leib der Erde anheimfallen, seine Seele aber, zu ihm, der sie ihm eingehaucht, in den Himmel zurückkehren.

Eine gar eigene Vorstellung von den ersten Menschen machte sich der alte sicilianische Philosoph Empedokles. Die Natur soll nämlich anfangs nur einzelne Glieder hervorgebracht und diese sollen sich erst nach und nach an einander gefügt haben.

Zahlreich sproßten die Köpfe empor, des Nackens entbehrend,
Arme auch schweiften umher, von den tragenden Schultern verlassen,
Einsam irrten die Augen, noch nicht in der Stirne befestigt.

Noch abenteuerlicher war die Ansicht des Philosophen Anaximander, der die ersten Menschen aus den Leibern großer Fische hervorgehen ließ. Leukippus, Demokrit, Epikur kehrten zu der altägyptischen und phönizischen Vorstellungsweise zurück, indem sie behaupteten, die Menschen seyen aus der Wärme und Feuchtigkeit der Erde durch generatio aequivoca entstanden. Dabei gefiel sich ihre Phantasie darin, vorauszusetzen, daß die Erde anfänglich lauter unvollkommene Geschöpfe, Ungeheuer, Mißgeburten hervorgebracht habe, bis ihr endlich durch Zufall ein ordentlicher Mensch gelungen sey.

In der altnordischen Mythologie (der Edda) kehrt die indische Vorstellung des auseinanderfallenden Brama in der Sage vom Riesen Ymer wieder, aus dessen zerfallenem Leibe die ganze Natur gebildet wurde; ferner die alte Vorstellung vom Baum, über den die Schlange ragt, in der Sage von der Weltesche Ygdrasill und endlich die persische Vorstellung von der Entstehung des ersten Menschenpaars aus einem Baum in der Sage von den ersten Menschen Esca und Embla, die aus Holzblöcken entstanden seyn sollen, der Mann aus einer Esche, das Weib aus einer Erle.

Entfernen wir uns nun vom alten Feſtlande und gehen über das Meer nach Amerika hinüber, ſo begegnen uns wieder neue Sagen, in denen aber doch einige Vorſtellungsweiſen der alten Welt, namentlich hinterafiatiſche vorherrſchen, wodurch die Vermuthung, die erſten Anſiedler in Amerika ſeyen aus Japan und Nordaſien gekommen, Beſtätigung erhält. Beſonders zwei Vorſtellungen laſſen ſich deutlich wiedererkennen, die japaniſche nämlich, die nicht einen Urvater, ſondern vielmehr eine Urmutter des Menſchengeſchlechts annimmt, und die tibetaniſche, welche die erſten Menſchen zu Affen macht.

Auf den Andreasinſeln herrſcht der Glaube: die Göttin Ligobund habe über der Erde in den Lüften geſchwebt, ſey ſchwanger geweſen und habe ſich, um zu gebären, auf die junge Erde herabgelaſſen und da zuerſt Pflanzen, dann Thiere, endlich Menſchen ausgeboren. — Zu Nutka glaubt man: Gott ſchuf zuerſt ein Weib, die einſam unter den Thieren lebte, bis Gott ſelbſt in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings ſie tröſtete. Sie gebar hierauf durch die Naſe, indem ſie nieſen mußte, einen Treyſen, der lebendig und ein kleiner Knabe, dann ein Mann wurde und mit ihr das Menſchengeſchlecht erzeugte. (Mequeſenil Reiſe um die Welt.) — Unter den nördlichſten Indianern des amerikaniſchen Feſtlandes fand Hearne (S. Reiſe, herausg. von Forſter. S. 281.) eine ſehr merkwürdige Sage, in der viele orientaliſche Reminiscenzen in einander ſpielen. Der erſte Menſch nämlich ſoll ein Weib geweſen ſeyn. Dieſes Weib blieb lange einſam und nährte ſich von Beeren, bis ſich einmal ein Hund zu ihr fand, der ihr in ihre Höhle folgte, ſich in einen ſchönen jungen Mann verwandelte und Kinder mit ihr zeugte, aber jedesmal bei Tage ſeine Hundegeſtalt wieder annahm. Da kam ein ungeheurer Rieſe, deſſen Kopf bis in die Wolken reichte,

ebnete die rauhe Erde, zeichnete mit ſeinem Stock Seen und Flüſſe hinein, zerriß den Hund und ſtreute ſeine Därme in die Flüſſe und Seen, woraus Fiſche wurden, ſein Fleiſch auf die Erde, woraus vierfüßige Thiere wurden, und Haut und Haar in die Lüfte, woraus Vögel wurden. Die Kinder des Hundes aber und ihre Mutter, das erſte Weib, ſchonte er und gab ihnen die Herrſchaft über die von ihm aus ihres Vaters Leib erſchaffenen Thiere. Hier kehrt die Idee des zerfallenen Brahma und Rieſen Ymer in ſehr origineller Wendung wieder, während zugleich der Hund an den tibetaniſchen Uraffen erinnert und der Umſtand, daß der erſte Menſch ein Weib iſt, auf Japan weiſt.

Eine Variante zu dieſer Sage (ebenfalls aus Canada) iſt folgende: Michapus, das höchſte Weſen, ſchuf Thiere und ſetzte ſie auf ein Floß ins Meer, denn damals gab es noch kein Feſtland. Michipiſi, der Waſſergott, wollte nicht erlauben, daß ein Feſtland geſchaffen werde. Aber der Biber und die Fiſchotter holten ein wenig Erde herauf und machten nach und nach einen hohen Berg. Hier vermehrten ſich die Thiere ausnehmend und tödteten ſich untereinander. Da ſchuf Michapus aus den todten Thieren Männer, die auf die übrigen Thiere Jagd machten und ſich durch eine Frau, die ihnen der Gott beigab, vermehrten. (Geſchichte der Meinungen. Stendal 1784. II. S. 179.) — Hennepie erwähnt in ſeinen Reiſen im mitternächtlichen Amerika, die Indianer glaubten, zuerſt ſey in der Welt ein Weib geweſen und zwar ein böſes, aber ihr Sohn ſey dagegen gut geweſen und habe alles Gute in der Welt hervorgebracht und erhalten. — Noch weiter ſüdwärts bei den Irokeſen herrſcht der Glaube: Gott ſchuf zuerſt ſechs Männer und ſie lebten allein, bis ſie hörten, im Himmel ſey auch eine Frau, Namens

Ata - Entſik. Einer, Namens Hogonabo, hatte die Kühnheit ſich auf einem Vogel in den Himmel tragen zu laſſen. Hier fand er die Frau an einem Baum, wo ſie eben Waſſer holte, und verführte ſie. Der Herr des Himmels erzürnte ſich aber ſo ſehr über dieſes Vergehen, daß er die Schuldige aus dem Himmel hinunterſtürzte ins Meer. Hier wurde ſie aber von einer Schildkröte aufgefangen, auf deren Rücken Fiſche die Erde bauten, und auf dieſer jungen Erde gebar die Frau nunmehr den erſten Menſchen, von dem alle andern abſtammen. (Allg. Geſchichte d. Länder und Völker von Amerika I. 45.) — Noch tiefer im Süden herrſchte unter den alten Mexicanern, wie Clavigero berichtet, eine eben ſo phantaſtiſche Sage. Sie glaubten, ein früheres Geſchlecht der Menſchen ſey ſpurlos untergegangen. Nun aber, heißt es, gebar die Göttin Omecihuatl ein Weſen, das auf die Erde fiel und aus dem (60) Krieger entſtanden. Dieſe baten die Göttin um ein Weib und einer von ihnen bekam einen Knochen eines Weibes von der ausgeſtorbenen Race. Der Bote fiel aber unterwegs und zerbrach den Knochen, aus dem nachher ein Knabe und ein Mädchen entſtanden, die das neue Menſchengeſchlecht gründeten. — Einer andern mexicaniſchen Sage zufolge zerfloß das erſte Menſchenpaar in Waſſer, als es badete, und ein neues Paar hielt erſt Stand, als Gott den Miſchungsſtoffen, woraus er es bildete, Metall beifügte.

Hier kehrt überall die Grundidee einer Urmutter wieder, welcher der Urvater untergeordnet iſt, wie wir dieß ſchon in der Sage der Japaner fanden. Daneben findet ſich aber auch die tibetaniſche Sage von den Affen wiederholt. Die Tlaskalaner, ein Nachbarvolk der alten Mexicaner und denſelben feindlich, hegten (nach Clavigero) die Meinung: nachdem ein früheres Geſchlecht von Erdenbewohnern durch eine

Sündfluth vertilgt worden sey, hätte Gott zwar ein neues Geschlecht geschaffen, es seyen aber nur Affen gewesen und sie hätten sich erst nach und nach zu Menschen herangebildet. — In Peru glaubte man, wie Gomara meldet, zuerst sey Con, ein Mann aus Norden gekommen und habe Menschen gemacht, die aber Uebles thaten. Dann sey ein andrer Mann gekommen, Pachacamac, ein Sohn der Sonne, und habe jene bösen Menschen sämmtlich in Affen verwandelt, neben ihnen aber ein neues besseres Menschengeschlecht geschaffen. Damit stimmt auch eine weitere, den Irokesen (in der Allg. Historie der Reise XVII. S. 28.) zugeschriebene Meinung zusammen, nach welcher Gott nach der Sündfluth neue Menschen aus Thieren schuf, deren verschiedene Neigungen und Laster sofort in die Menschen übergingen.

Endlich findet sich in Nordamerika auch noch eine leise Spur von der verbotenen Frucht, die, wie wir eben sahen, in den Mythen Hinterasiens vorkommt, wie in der persischen und mosaischen Sage. Nach Franklin nämlich (zweite Reise) glauben einige Wilde im nördlichsten Theile des Festlandes von Amerika, Gott habe den ersten Menschen erlaubt von einer weißen, aber verboten von einer schwarzen Frucht zu essen, welches Gebot sie übertreten hätten.

Außer diesen Sagen aber, die wahrscheinlich aus Hinterasien stammen, hat sich hoch im Norden von Amerika eine eigenthümliche Sage ausgebildet, welche die Menschen aus dem Innern der Erde, aus einer tiefen Höhle hervorkommen läßt. Cranz berichtet in seiner Historie von Grönland, die alten Einwohner daselbst erzählen, der erste Mensch, Kallak genannt, sey aus der Erde heraufgestiegen und aus seinem Daumen sey das erste Weib hervorgegangen. Dieses Weib habe nach einiger Zeit gemeint, es wäre gut, wenn ein Theil

ihrer Nachkommenschaft wieder verschwände, damit die Folgenden Platz bekämen, und dadurch sey der Tod in die Welt gekommen. — Eine ganz ähnliche Sage hatten weiter südwärts die Delawaren an der Ostküste Nordamerika's. Sie sagen (nach Heckewelder, deutsche Ausgabe S. 429): die ersten Menschen wohnten im Innern der Erde und blieben dort so lange, bis einmal einer zufällig durch eine Höhle auf die Oberwelt emporstieg, daselbst auf einen Hirsch stieß, denselben erlegte, und in die Höhle zurücktrug. Gelockt durch das delicate Fleisch des Hirsches kamen nun alle aus dem Innern der Erde heraus und verbreiteten sich in den Wäldern von Nordamerika. Das Kaninchen aber und das Erdschwein ehren sie noch heute als ihre unterirdischen Verwandten und essen nicht von ihrem Fleische. — Noch weiter ausgebildet fand sich die Sage bei den Karaiben (nach Delaborde) und bei den alten Einwohnern der Insel St. Domingo (Hayti). Die ersten Menschen, glaubt man, waren in einer Höhle eingeschlossen, um vor der Sonne geschützt zu seyn. Eine Riese bewachte sie, wurde aber, als er sich selbst einmal an die Sonne wagte, in einen Berg verwandelt (gleich den Bergriesen der nordischen Sage). Nun wagten sich bei Nacht auch einige Menschen heraus, wurden aber bei Aufgang der Sonne in Bäume verwandelt. Abermals wagten sich einige heraus und einer wurde zu einem Vogel, eine Mutter mit ihren Kindern zu schreienden Fröschen. Endlich gelang es den noch übrigen sich allmählich an das Sonnenlicht zu gewöhnen. In dieser rohen Sage verbirgt sich eine Kosmogonie. Das Mineralreich wird zuerst geschaffen, dann das Pflanzenreich, dann das Thierreich, zuletzt tritt der Mensch als solcher hervor; aber er trägt in sich noch die Verwandtschaft mit den

Thieren und Pflanzen, die als nur verwandelte Menſchen aufgefaßt werden. — Selbſt noch in Peru fand dieſe Sage einen Anklang, denn (nach einem andern Bericht, als dem ſchon angegebenen) ſoll der erſte Menſch daſelbſt, der Sonnenſohn Manco Capac mit drei andern Männern, jeder mit einer Frau, aus einer Höhle gekommen ſeyn und die Erde in vier Theile getheilt haben.

Bei den Inſulanern des ſtillen Oceans kehrt die Vorſtellung von der verbotenen Frucht eben ſo wieder, wie im äußerſten Norden Amerika's, ohne daß wir wiſſen, wie ſie dahin gekommen iſt.

Die Indianer auf den Freundſchaftsinſeln glauben, es ſeyen einſt unſterbliche Götter von der ſeligen Inſel Bolotuh auf einem Kahn ausgefahren und auf der Erde (den Freundſchaftsinſeln) gelandet, und ſobald ſie von irdiſcher Speiſe gegeſſen, ſeyen ſie Menſchen geworden. (Mariners Reiſe.) Ganz originell und unmittelbar im ſtillen Ocean ſelbſt entſtanden iſt die Schöpfungsſage von Otaheite. Der höchſte Gott, heißt es dort, war die Sonne, wählte einen Felſen zum Weibe, ſchleppte ihn tief in den Ocean und zeugte mit ihm allerlei ſeltſame Kinder, Meeresſand, Winde, Waſſerhoſen, ſüßes Waſſer ꝛc. Der Sohn des Sandes aber, Ti, wurde der Stammvater der Menſchen. (Engliſche Miſſionsreiſe nach dem ſtillen Ocean, überſetzt von Sprengel).

Auf den Marianeninſeln gegenüber von China hat ſich eine ganz indiſche Vorſtellung erhalten. Nach Velarde II. 291. glaubt man dort, zu Anfang der Welt habe niemand als ein weiſer Mann, Namens Puntan und ſeine Schweſter exiſtirt, und nachdem er lange gelebt, habe er ſterbend ſeiner Schweſter aufgetragen, aus ſeinem Leibe Erde und Himmel, aus ſeinen Augen Sonne und Mond, aus ſeinen Augenbrauen

den Regenbogen zu machen. — Auf den Karolinen hat ſich dagegen die japaniſche Vorſtellung vom Urweib erhalten. Urſprünglich ſoll nur ein Weib exiſtirt haben, die Göttin Ligepup, Mutter des Aluelap, des Herrns der Herrlichkeit, der aller ſpätern Götter und Menſchen Vater wurde. Kotzebue erſte Reiſe. II. 129.

Unter den Negern in Afrika lebt häufig eine Sage wieder, die höchſt wahrſcheinlich von neuerm Datum iſt und ihren Urſprung dem Conflict mit den Muhamedanern und Chriſten verdankt. Die Sage nämlich, daß die drei Söhne Noahs, ein weißer, brauner und ſchwarzer, ſich hätten in die Erbſchaft ihres Vaters theilen ſollen, daß aber der weiße zuerſt erwacht und das Beſte verweggenommen hätte, daß hierauf der braune das Uebrige genommen und dem verſchlafenen ſchwarzen nur etwas Tabak und Baumwolle gelaſſen hätte. (Nach St. Pierre's, Iſert's, Demanet's und andern Reiſeberichten.) Am eigenthümlichſten hat ſich dieſe Sage ausgebildet bei den kriegeriſchen und ſelbſtſtändigen Aſhantees, bei denen ſie Bowdich kennen lernte und folgendermaßen erzählt (Miſſion nach Aſhantee, deutſch von Leidenfroſt 1820, S. 356). Gott ſchuf drei weiße und drei ſchwarze Männer mit eben ſo viel Weibern und beſchloß, damit ſie ſich nachher nicht zu beklagen hätten, ſie ſelber Gutes oder Böſes ſich wählen zu laſſen. Er legte einen Kürbis und ein verſiegeltes Papier hin. Die Schwarzen wählten zuerſt und zwar den Kürbis, in dem ſie etwas Gold und einige andere Metalle fanden, deren Gebrauch ſie nicht kannten. Die Weißen nahmen das Papier, das jene ihnen übrig gelaſſen, und fanden darin die Kenntniß aller Dinge.*) — Lander fand in Hauſſa im weſt-

*) Es iſt merkwürdig, daß ſich bei einem wilden (jedoch nicht negerartigen, ſondern mehr mongoliſchen) Urſtamm in Oſtindien, bei

lichen Afrika den Glauben: Gott habe zuerſt zwei Menſchen geſchaffen, einen weißen und einen ſchwarzen (Reiſe, deutſche Ausgabe II. 113). Auch wurde ihm vier Monde weit hinter Katunga die Gegend bezeichnet, wo die erſten Menſchen erſchaffen worden ſeyen. (I. S. 162.)

Ganz originell und ohne Zweifel älter iſt eine andere Schöpfungsſage in Guinea, wovon der Däne Römer Meldung thut (Nachrichten von Guinea, 1769, S. 43). Eine große ſchwarze Spinne, Nannj genannt, ſpann die erſten Menſchen aus ſich heraus und zwar ſo viele, daß ſie dadurch ganz erſchöpft wurde. Allein umſonſt wartete ſie auf den Dank der neuen Geſchöpfe, die vielmehr auseinander liefen und ſich nicht um ſie bekümmerten. Da ſpann die Spinne aus dem letzten Stoffe, den ſie noch in ſich fand, noch einen Menſchen, den ſie bei ſich behielt, in allen Liſten unterwies und zum Betrug der übrigen Menſchen abrichtete. Von dieſem, dem die Spinne auch ihren eigenen Namen beilegte, werden nun viele luſtige Streiche erzählt. Iſert nennt die Spinne Ananſie.

Auf der großen Inſel Madagaskar haben ſich muhamedaniſche und indiſche Vorſtellungen in der Sage vereinigt, daß aus dem erſten Menſchen, als er ſchlief, ſieben Weiber hervorgegangen ſeyen (eine ſiebenfache Eva), die Mütter der ſieben Kaſten. Und zwar die erſte aus dem Kopf, die zweite aus dem Halſe, die dritte aus der Schulter, die vierte aus

---

den Puharries eine ähnliche Sage findet. Die erſten Menſchen, ſagen ſie, waren ſieben Brüder, die vom Himmel kamen. Der älteſte, von dem ſie herſtammen, wurde krank und mußte von den Brocken leben, welche die andern übrig ließen, und in die rauhen Berge flüchten. Vergl. über ſie Schaw und Hebers oſtindiſche Reiſe.

der Seite, die fünfte aus der Hüfte, die sechste aus den Beinen und die siebente aus der Sohle.

Nach diesen alten Sagen sey es nun erlaubt, noch einige moderne Philosopheme anzuführen.

Wie sehr auch jene alten Völkerphantasien ausgeschweift sind, so liegt in denselben doch eine unendlich reichere Fülle von Ideen, als in alle dem, was die neuere sogenannte Weltweisheit hervorzubringen vermocht hat. Zwei Grundideen sind es vorzüglich, die jenen alten Sagen das Uebergewicht geben, einmal die Idee des Schöpfers, an den das Geschöpf vor allem und unaufhörlich sich erinnern sollte, sodann die Idee des Schicksals, das der Menschheit eingeboren ist. Hierin stimmen selbst die in anderer Beziehung am weitesten divergirenden Traditionen überein, die indopersische, die eine Sünde vor der Geburt, und die mosaisch-christliche, die eine Erbsünde des Geschlechts von Adam herleitet. Beide bringen das Schicksal der Menschheit überhaupt, wie das des Individuums, in genaueste Verbindung mit jener Schuld, die zu sühnen der ernsteste Beruf der Menschen bleibt und bleiben wird.

Die Philosophie fing damit an, die Wahrheit des Ueberlieferten zu bezweifeln, und versuchte dann, die Thatsache, die sich nicht bezweifeln ließ, nämlich daß doch die jetzt existirende Menschheit irgendwann und irgendwie einmal angefangen haben muß, auf eine sogenannte natürliche Weise zu erklären.

Voltaire erhob die Zweifel. In seinen questions sur l'encyclopédie III. art. Ignorance sprach er die Meinung aus: die biblische Vorstellung von einem Menschenpaare genüge nicht, denn die schwarzen Neger könnten unmöglich dieselben Stammeltern haben, wie die weiße Race. Unter den Engländern bekannte sich Home ganz zu derselben Ansicht. Rousseau aber faßte die Sache wieder von einer an-

dern Seite auf, indem er in der Geſchichte der Menſchheit ein Aufſteigen aus der Barbarei in die Cultur, aus der Thierheit in die Humanität wahrnahm und daraus den Schluß ziehen zu müſſen glaubte, unſere erſten Eltern ſeyen Halbthiere geweſen, die auf allen Vieren herumgekrochen wären. Es iſt doch einigermaßen auffallend, daß dieſe Anſichten, mit denen die neuere Philoſophie den Krieg gegen das Chriſtenthum eröffnete, gerade von dem Tiefſinnigſten und Großartigſten, was die alten Sagen darbieten, abſahen, und ſich mit der Hypotheſe doppelter (ſchwarzer und weißer) und beſtialiſcher Adamiten gerade an die roheſten Vorſtellungen, die wir nur unter den Negern und unter den Wilden Amerika's einheimiſch finden, unmittelbar anſchloſſen.

Die Hypotheſe Rouſſeau's fand unter den Anhängern der ſogenannten natürlichen Religion den meiſten Beifall. Die Denkweiſe, welche die franzöſiſche Revolution verbreitete und durchführte, umkleidete nur die Zukunft mit Glanz und warf dagegen auf die Vergangenheit die ſchwärzeſten Schatten. Aufklärung war das große Wort des Jahrhunderts. Dem eingebildeten Tempel des Lichts zuwandelnd ſah man nicht hinter ſich in die alte Nacht. Nachher traten umgekehrt wieder Schwärmer des Obſcurantismus jenen Schwärmern der Aufklärung entgegen und Friedrich Schlegel ſtellte ſich auf die äußerſte Rechte der Linie, deren äußerſte Linke Rouſſeau eingenommen hatte. Er behauptete nämlich, die Menſchen ſeyen urſprünglich unendlich viel höher begabt geweſen als jetzt und erſt von Stufe zu Stufe herabgeſunken. Ein ideales weisheitsvolles Urvolk wurde den eichelfreſſenden Vierfüßern entgegengeſtellt, eines ſo unwahr als das andere, beide gleich weit entfernt von der kindlichen Vorſtellung und unergründlichen Ideentiefe der Bibel.

Die meiſten und einflußreichſten Philoſophien haben es ſich bequem genug gemacht, die Frage nach unſern erſten Eltern zu ignoriren. In der That, man muß ſich faſt ſchämen, wie wenig die Neuzeit, die jene älteren Vorſtellungsweiſen verachtet, eigentlich gethan hat, um ſie zu erſetzen. Was die neuen Denker vom Urſprung der Menſchen *gedacht* haben, iſt wirklich armſelig gegen das, was ſich die ältern Völker davon *vorgeſtellt* haben.

Unter den Naturforſchern der neuern Zeit haben ſich ebenfalls Zweifel erhoben, ob das ganze Menſchengeſchlecht von *einem* Paar abſtammen könne, namentlich ſeit Blumenbach mit großer Schärfe den gänzlich verſchiedenen Typus der Menſchenracen feſtgeſtellt hat. Bory de St. Vincent hat geglaubt, jede Race, die der Weißen, der Neger, der Mongolen, Malaien und Amerikaner habe ihren eigenen Adam gehabt, je einen in einem Welttheil. Man hat ſogar die tolle Meinung äußern hören, in Eva's Ovarium ſey eine Seite weiß, die andere ſchwarz geweſen. Selbſt ein Naturforſcher von ausgezeichnetem Range, Link in Berlin, hat ſich in ſeinem Werk über die Urwelt (Berlin 1821) für die Anſicht erklärt, Adam und Eva ſeyen ein Negerpaar und das Paradies ſey in Afrika geweſen (was auch ſchon Schultheiß in ſeiner Schrift vom Paradieſe, Zürich 1816 behauptet hatte). Link ſagt, von den Negern hätten ſich durch die Kaffern die weißen Stämme, und durch die Hottentotten die Mongolen, Malaien und Amerikaner abgezweigt, wie auch bei den Thieren aus einer wilden Urrace, die immer ſchwarz ſey, die zahmen und edlern Racen, die mehr zu hellen Farben neigen, nach und nach hervortreten. Dieſe Anſicht hat noch unlängſt auch der Engländer Pritchard eifrig vertheidigt.

Auch auf die buddhiſtiſche Vorſtellung von mehreren auf-

einander folgenden präadamitischen Zeitaltern kam man zurück, sofern die versteinerten Ueberreste einer verweltlichen Pflanzen- und Thierwelt auch voradamitische Menschen vermuthen ließen. Indeß hat man keine fossilen Menschenüberreste finden können und jene Vermuthung wieder fallen lassen.

Oken, unser großer Naturphilosoph, kehrte zu der altägyptischen, phönizischen und epikurischen Ansicht zurück, indem er die Meinung aufstellte, der erste Mensch sey durch generatio aequivoca im Meer entstanden.

„Als sich der Granit mit dem Meerwasser niederschlug, wurde ohne Zweifel so viel Wärme entwickelt, daß das Wasser kochte und dampfte. Beim Niederschlagen des Gneises war die Hitze schon gemildert — die Metalle entstanden. Beim Niederfallen des Thonschiefers schied sich schon halbgefrischtes Metall aus, Kohle. Pflanzen konnten sich bilden; es mußten solche seyn, welche dem heißen Klima entsprechen. Endlich fiel der Kalk. Die Temperatur war gesunken und Thiere wurden aus dem Schleim da, wo Kohle mit Wasser und Luft in Berührung kam, an den Gestaden des Urmeers. Einmal muß eine Zeit gewesen seyn, wo die Wassertemperatur der gleich war, welche im Mutterleibe statt findet. Da entstanden Menschen.“ Isis 1829 S. 1123. Dieß erinnert an die alte Vorstellung, welche sich die Phönizier von dem Urschlamm Mot gemacht.

Wie löblich und nützlich aber auch das Bestreben ist, den Zusammenhang des Menschen mit der Natur, des höchsten Organismus mit der gesammten ihn umgebenden organischen und unorganischen Welt zu ergründen, so vermag doch die Naturwissenschaft nicht die ganze Frage des Menschen zu lösen. Denn des Menschen Inneres weist auf einen höhern Ursprung hin, der außerhalb der Natur zu suchen ist im ewigen Geiste.

II.

Exod.

Vieles, was dieſe Sammlung enthält, iſt tiefern Sinnes, vieles, vielleicht das meiſte freilich nur Spielerei. Aber es iſt ein eigener Reiz in den Spielen des Eros. Sollte es nicht der Mühe werth ſeyn, zur Ueberſicht zu bringen, was ſo viele Künſtler und Dichter von der früheſten Blüthe altgriechiſcher Bildung an bis auf unſere Tage liebevoll ausgeführt oder wenigſtens geiſtreich angedeutet haben? Ich mag mich deßfalls gern auf einen Kenner vom feinſten und edelſten Geſchmack, auf unſern Winckelmann berufen, deſſen reiche Vorarbeit ich dankbar benutzt habe, der mir aber noch gar viel zu ergänzen übrig gelaſſen hat.

Wie nach altgriechiſcher Theogonie Eros der erſte unter den Göttern geweſen, ſo iſt er auch der letzte geblieben, denn ſeine Macht wird überall noch anerkannt, ſein Bild von den Künſtlern erneut, ſein Lob von unzähligen Dichtern immer wieder geſungen.

Heſiod und der Pſeudo-Orpheus nennen den Eros oder den Gott der Liebe den zuerſt in der Welt erſchienenen, als noch nichts war als das geſtaltloſe uranfängliche Chaos. Orpheus ſagt in ſeiner Argonautenfahrt (Vers 12. ff.):

Erſt, wie der Urzeit Chaos im ſchrecklichen Zwange das All hielt,
Dann, wie Chronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt' und in Doppelgeſtalt den hell umſchauenden Eros,
Der aus der ewigen Nacht vorſchimmerte; dieſen benennt auch
Phanes das jüngere Menſchengeſchlecht, dem am erſten erſchien er.

(Nach der Voß'ſchen Ueberſetzung). In demſelben Sinne nennt eine orphiſche Hymne den Eros auch Protogonos, den Erſtgebornen. Ich theile ſie hier mit nach der Ueberſetzung Herders:

Erſtgeborenes, du, das aus dem Ei der Nacht ſich
Hoch in den Aether ſchwang, und droben auf goldenen Flügeln
Regend erfreut: o du, das Götter und Menſchen erweckte:
Licht! o du mächtiges, zartes, du vielbeſungnes, und dennoch
Unausſprechlich; geheim und allenthalben im Glanze
Strahlend. Du nahmeſt die Nacht von unſerm geſchloſſenen Auge,
Als du hohen und heiligen Strahl fern über die Welt hin
Wälzteſt und mit der Stille des Lichtſtrahls mächtig ertönteſt.
Weltenkönig! du weithinſchauender Erdenumleuchter,
Vielrathſchlagender, vielausſäender, glänzender Weltſproß.
Sprieße den Völkern Glück, und ſäe Strahlen und ſende
Licht auf alle geſchloſſenen Augenlieder, und ſende
Leben hinab, du Zweigeſtaltiger, Licht und Liebe.

Wieder eine andere Hymne des Orpheus an den Eros (überſ. von Herder) ſagt:

Gott der Liebe, du großer, reiner, lieblicher, ſüßer
Gott, mit dem Bogen und Pfeil und Flügeln feurigen Laufes,
Schnellen Anfalls, der mit Göttern und Menſchen ſein Spiel hat,
Du ſtreitbarer, doppelgeſtaltiger, der du den Schlüſſel
Trägſt zu allem, zum himmliſchen Aether, dem Meere, der Erde,
Und was ſterblichen Menſchen die allgebärende Göttin
Leben und Geiſt gibt, was der weite Tartarus inn' hat,
Und das ſalzige Meer – von allem biſt du der König –
Komm', ich rufe dich, Seliger, komm' zu deinen Geweihten
Reines Sinnes, und treibe von uns unſittige Luſt ab.

In der orphiſchen Hymne an die Rhea wird ſogar dieſe Göttin (die Erde) Tochter des Protogonos genannt.

Eros war alſo urſprünglich das Licht und folglich auch das Leben der ganzen Welt, und es war gewiß ein tiefſinniger, man möchte beinahe ſagen, chriſtlicher Gedanke des Alterthums, die Liebe zum Princip der Welt zu machen.

Sofern die Urliebe oder das Urlicht das nächtliche Chaos belebte, und das Leben in den mannichfachſten Erſcheinungen wechſelnd ſich geſtalten ſollte, heißt Eros Protogonos in der Hymne an die Rhea auch πολυμόρφος, und inſofern ſcheint er auch einerlei Bedeutung zu haben mit dem räthſelhaften Proteus, dem großen Verwandler und Zauberer der Alten, deſſen Weſen nichts anders als eben die Vielgeſtaltigkeit der Natur ausdrücken ſollte.

In der orphiſchen Hymne an Proteus wird dieſer der Schlüſſelbewahrer des Meeres genannt, wie in der Hymne an den Eros dieſer der Schlüſſelbewahrer von Meer, Erde und Himmel zugleich heißt. Beide mythiſche Weſen verrathen alſo einen urſprünglichen Zuſammenhang.

Die Vorſtellung, daß Eros geflügelt, gleich einem Vogel, aus dem Weltei, welches Chronos (die Zeit) mit der Nacht (dem öden Raum) gezeugt habe, hervorgekommen ſey, erinnert an die faſt bei allen ältern Völkern, vornehmlich aber in Indien vorkommende Vergleichung der Erde und des Himmels mit den zwei Hälften eines zerbrochenen Eies. Auch in der indiſchen Mythologie kommt der ſchaffende Gott Brahma aus einem Ei hervor, und häufig auch als Sonne, als das Lichtprincip. In den Vögeln des Ariſtophanes V. 695. hat die alte Mythe vom Eros, der aus dem Ei ſchlüpft, begreiflicherweiſe ſchon eine ſcherzhafte Wendung genommen.

Die Idee der ewigen uranfänglichen, das ganze Weltall durchdringenden Liebe wurde nach und nach von den sinnlichen Griechen eingeschränkt. Der Liebesgott, seiner hohen Würde als Erstgeborner unter den Göttern mehr und mehr entkleidet, sank zum Genius der Geschlechtsliebe herab. Aber was ihm die Griechen an seiner Würde nahmen, das ersetzten sie ihm reichlich durch Reiz und Anmuth.

Auf diesen neuen Eros paßte natürlich die alte Theogonie nicht mehr. Die Willkür der Dichter gab ihm daher bald diesen, bald jenen neuen Ursprung, und die Idee des Protogonos ward vergessen. Man war dabei weder über den Vater, noch über die Mutter, die man ihm geben sollte, einig. Die Vorstellung, daß er ein Kind der Aphrodite oder Venus, der Liebesgöttin sey, lag am nächsten, und wurde auch die beliebteste. Zum Vater gab man ihm ebenso vorzugsweise den Mars. Indem man ihn zu einem Sohn des Kriegsgottes machte, wollte man andeuten, daß Liebe ein Kind des Kampfes sey. Doch war es nach Cicero de natura deorum nicht Eros, sondern Anteros, den Ares mit Aphroditen zeugte. Eros wollte nicht wachsen, da rieth Themis seiner Mutter, ihm einen Gespielen zu geben und dieß war Anteros, des Eros jüngerer Bruder, von Ares erzeugt. Beide zankten beständig miteinander und nun erst wuchs der kleine Eros. Diese zarte Mythe sagt, daß die Liebe in dem Maaße wächst, in dem man ihr ihren Gegenstand streitig macht. — Sehr gut ist auch eine spätere Dichtung, die den Eros aus der Umarmung des Poros und der Penia oder des Ueberflusses und des Mangels entstehen läßt. Sie findet sich in einer Erzählung der Diotima bei Platon. Aphrodite feierte ihr Geburtsfest in Gegenwart aller Götter. Da schlief nach der Mahlzeit Poros berauscht im Garten ein,

Penia ſah ihn, nahte ſich ihm ſcheu und zitternd und ſchlief bei ihm. Davon gebar ſie nachher den Eros, der die Naturen beider Eltern in ſich vereinigt und bald arm, ſcheu und zitternd umherſchleicht, auf der bloßen Erde ſchläft und jede Mühe duldet, bald übermüthig und in Ueberfluß ſchwimmend alles um ſich her verachtet. — Weniger Sinn haben die Angaben der alten Mythographen, die den Eros zu einem Sohn des Zeus, oder des Vulkan, oder des Hermes und der Artemis, oder des Zephyr und der Iris machen.

Unter den neuen Dichtern, welche die Geburt des Eros beſungen haben, iſt Paſtorini bemerkenswerth. Er ſchildert, wie die Venus, als ſie mit dem Eros ſchwanger war, von den drei Parzen heimgeſucht und arg bedroht wurde. Du wirſt eine giftige Schlange gebären, ſagte Klotho. Du wirſt ein ſeltenes Ungeheuer gebären, ſagte Lacheſis. Du wirſt einen Feuerbrand gebären, ſagte Athropos. Venus bekümmerte ſich ſehr über dieſe Reden, aber wie lieblich war ſie getröſtet, als ſie den ſchönen Knaben gebar. Und dennoch hatten die Parzen wahr prophezeit.

Eros wird als ein ideales Kind dargeſtellt, als ein kleiner lieblicher Knabe, unbekleidet, geflügelt, mit Pfeil, Bogen und Köcher oder mit einer Fackel. Die antike Plaſtik hat allen ihren Liebreiz in ſeiner Darſtellung erſchöpft, immer aber das Motiv dazu aus der Poeſie entlehnt. Das Kind wurde erſt ideal durch ſeine Bedeutung als Liebesgott. Die kindliche Geſtalt eignete ſich aber für dieſen Gott, weil in der Liebe ſelbſt ſo viel Kindliches iſt, weil ihr Leben ein zweites Paradies iſt, das uns wieder zu Kindern macht. Die Kindlichkeit des Eros ſteht in einem wunderbaren Contraſt mit der Macht, Stärke und Schlauigkeit des allüberwindenden Gottes, aber eben das iſt poetiſch. Eros, der

den Löwen bändigt, iſt poetiſcher als Herkules, der dasſelbe thut. Auch die Mitleidswürdigkeit des leidenden Eros wird erhöht durch ſeine Kindlichkeit, und ſelbſt ſeine Grauſamkeit erſcheint weniger verletzend, wenn man ſieht, daß es nur die eines Kindes iſt. Alle Tugenden der Liebe und ſogar ihre Fehler erſcheinen liebenswürdiger im Gewande der Kindlichkeit.

Indeß wurde Eros doch urſprünglich und auch noch ſpäter zuweilen als ein reifender Jüngling dargeſtellt, in welchem Fall immer ſeine kindliche Schalkhaftigkeit verſchwindet, und dafür ein mehr männlicher Ernſt, etwas ſittlich Edles und Sentimentales eintritt. So in alten Tempelbildern und auf Vaſen, wo Eros mehr Jüngling und Genius, als Knabe iſt. In den Ueberreſten der alten Kunſt oder wenigſtens in den Nachrichten, die uns davon erhalten ſind, laſſen ſich die Eroten auf der ganzen Stufenleiter des Alters von der zarten Kindheit bis zum aufgewachſenen Jüngling verfolgen. Praxiteles wählte für ſeine Darſtellungen des Eros eine mittlere Reife, ſchwebend zwiſchen dem infans und adolescens, den puer in ſeiner reinſten Erſcheinung.

Der Knabe Eros muß ſich eben ſo von andern göttlichen Knaben, z. B. von einem jungen Zeus, Hermes, Bachus ꝛc. unterſcheiden, wie ſeine Mutter von den Göttinnen Here, Pallas, Demeter ꝛc. Die Liebenswürdigkeit muß ihn auszeichnen. Siegreich und ſeiner Macht ſich bewußt, wie Zeus, muß er doch anders, minder heroiſch ſeyn. Schlau wie Hermes, muß er doch anders, naiver ſeyn. Weich, bequem, ſüßtrunken wie Bachus, muß er doch um ſo viel mehr Selbſtbewußtſeyn haben, als dieſer, und weniger als Hermes.

Ich weiß nicht ob Künſtler ſchon den Gedanken ausgeführt haben, den Eros unter andern kindlichen Göttern und Heroen darzuſtellen. Es würde freilich unſchicklich ſeyn;

ältere und höher geſtellte Götter als Kinder mit ihm ſpielen zu laſſen. Aber in einigen Fällen iſt es zuläſſig, z. B. wenn Bacchus, den die Alten ſo oft als Kind auffaßten, dem Eros geſellt wird. Oder Herakles als Kind. Der Künſtler hat bei ſolchen Gruppirungen Gelegenheit, in den kindlichen Köpfen und Geſtalten die reichſte Charakteriſtik zu entwickeln und die anziehendſten Contraſte darzuſtellen.

Eros iſt *unbekleidet*, weil die Liebe das Natürlichſte auf der Welt iſt, weil ſie den Menſchen ganz ſo, wie er iſt, ſich hingeben läßt, weil aus demſelben Grunde auch ſeine Mutter Aphrodite faſt immer hüllenlos erſcheint. Uebrigens unbeſchadet der Verhüllungen und Masken und Liſten, die der Liebe nach Umſtänden eigen ſind, denn nicht immer iſt wahr, was ein ſpaniſcher Dichter (bei Mayl S. 128) ſagt:

Amor iſt nackt, er haßt der Kunſt Bemühen.

Zuweilen wird die Nacktheit des Eros ſogar als ein Motiv ſeiner Argliſt gebraucht. Er ſtellt ſich kindlich, unſchuldig und wehrlos; er ſcheint um Hülfe zu flehen und bringt Verderben. Er kommt im Regen, naß, vor Kälte zitternd, und ſchleicht ſich ein, um ſeine ſchadenfrohe Luſt zu üben.

Der nächtliche Beſuch des Eros bei Anakreon (nach Ramler):

Nachts, als ſchon der Bär am Himmel
Um Bootes Herd ſich drehte,
Und, entlaſtet von der Arbeit,
Alle Welt des Schlafes pflegte,
Kam und pochte neulich Amor
An die Thüre meines Hauſes.
Wer lärmt an der Thüre? rief ich,
Und verjagt mir meine Träume?
Thu mir auf, war Amors Antwort:
Fürchte nichts! ich bin ein Knabe,
Welcher ganz von Regen trieſet,
Und im Finſtern ſich verirrt hat.

Dieß bewegte mich zum Mitleid,
Schnell ergriff ich meine Lampe,
That ihm auf, fand einen Knaben,
Welcher Pfeil und Bogen führte
Und am Rücken Taubenflügel.
Hurtig setz' ich ihn zum Feuer,
Wärme seine kalten Finger
Zwischen meinen beiden Händen,
Und aus seinen gelben Locken
Drück ich ihm das Regenwasser.
Als ihn nun der Frost verlassen,
Spricht er: laß uns doch versuchen,
Ob die Sehne meines Bogens
Nicht vom Regen schlaff geworden.
Schon war sie gespannt die Sehne,
Und gleich einem Wespenstachel
Saß der Pfeil mir in dem Herzen.
Hüpfend rief er aus, und lachte:
Lieber Wirth, sey mit mir fröhlich!
Sieh' mein Bogen ist nicht schadhaft;
Aber du wirst Herzweh fühlen.

Ein artiges Gedicht auf die Nacktheit des Eros haben wir auch von Ovid (amor. I. 10. 15):

Nackt wird Venus gemalt, nackend die Götter der Liebe;
Und ein Knab' und nackt ist Amor, im Alter der Unschuld,
Ohne Gewänder, damit jeder ihn schleunigst erkennt.
Sagt, wie könnte der Knabe sich feiler Bestechung ergeben?
Fehlen ihm ja die Taschen, um Kostbarkeiten zu bergen.

Eros ist geflügelt, denn Liebe findet überall den Weg, schwingt sich über jedes Hinderniß hinaus und hat immer Eile. Dieß ist am schönsten ausgedrückt in dem altenglischen Liede, das unser Herder übersetzt hat:

Ueber die Berge,
Ueber die Quellen;
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen;

Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg;
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feuerwurm nicht liegt;
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht;
Wo Mücken nicht fliegen,
Und ſchlüpfen hinweg,
Kommt Liebe! Sie wird ſiegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor ſey nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer
Als Flüchtling, als blind!
Und ſchließt ihn durch Riegel
Vom Tagſtrahl hinweg,
Durch Schlöſſer und Riegel
Find't Liebe den Weg!

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt!
Wenn Drache und Tiger
Gefällig ſich neigt!
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub ſich hinweg;
Aber Liebe wird ſiegen
Und finden ſich Weg!

Nach einer antiken Dichtung (beim Athenäus) ſollen einſt die Götter dem Eros die Flügel genommen haben, damit er auf der Erde bleibe und nicht in den Olymp zurückfliege, weil er die Götter ſelbſt zu ſehr beunruhigt. Sie gaben aber ſeine Flügel der Nike oder Victoria, weil ihnen der Sieg inwohnt. Aus demſelben Grunde, um ſich vor den Mißhandlungen des Eros zu ſchützen oder ihn dafür zu beſtrafen, haben ihn Künſtler und

Dichter oft beim Flügel genommen, ihm die Flügel gebunden, beſchnitten, ausgerupft, verbrannt, und dergleichen mehr.

So heißt es ſchon in einem Gedicht der griechiſchen Anthologie (bei Herder):

Mutter der Liebe, du haſt dem Sohne die Flügel geraubet,
Und nun weint er, und fleht um ein phantaſtiſches Glück.
Gib, o gib es ihm wieder. Erzwungen beſtändige Liebe
Quält die Geliebte mehr, als ſie den Liebenden quält.
Laß ihn flattern, den Eitlen, um manche glänzende Flamme;
Sehnend kehret er doch ſeiner Getreuen zurück.

Die Flügel ſollten aber nicht allein die Vogelnatur des kleinen Gottes bezeichnen. Heſiod ließ ihn aus einem Ei hervorgehen. Und oft geben ihm die Dichter ein Neſt. Anakreon verglich ſein eigenes Herz mit einem ganzen Neſt voll Eroten. Unter den Poſſen der neapolitaniſchen Volkstheater kommt unter andern das Familienleben des Amor vor. Derſelbe holt alle ſeine Jungen aus dem Neſt und lehrt ſie tanzen. Es ſind ihrer eine Menge vom kleinſten bis zum größten. (Mayer Neapel II. S. 73.)

Artig heißt es in einer Grabſchrift auf den italieniſchen Dichter Marini in Hoffmannswaldau's und andern deutſchen Gedichten (VI. 92.): Cupido gab dir aus ſeinem eigenen Flügel eine Feder, um dich zum Dichter der Liebe zu weihen. Etwas willkürlicher iſt der phantaſtiſche Gedanke in denſelben Sammlungen (I. 284), Amors Flügel voll Jungfernaugen zu ſetzen. Auf einer Gemme bei Taſſie (catalogue Nr. 6599.) kommt ein Eros mit vier Flügeln vor.

Eros führt Bogen und Pfeil. Er hat Flügel, um euch zu verfolgen, wenn ihr fliegt, und Pfeile, um euch zu beſiegen, wenn ihr euch wehrt. Eros, dichteten die Alten, hat goldene Pfeile, welche Liebe bewirken, und bleierne, welche die Liebe verſcheuchen. Ovid läßt (Metamorph. I. 468. ff.)

den Apoll über Eros spotten: Was soll dir, muthwilliger Knabe, eine so tapfere Waffe, Pfeil und Bogen und Köcher, die zu tragen nur unsern Schultern geziemt?

Drauf der Cypria Sohn: und trifft dein Bogen, o Phöbus,
Alles; der meinige dich! So weit dir alles, was lebet,
Nachsteht, eben so weit verschwindet dein Ruhm vor dem unsern!
Amor sprach's; und die Luft mit geschwungenen Fittigen schlagend,
Nam er in Eil', und stand auf dem schattigen Haupt des Parnassus.
Und er entnahm zween Pfeile dem schmerzbeladenen Köcher,
Beide verschiedener Kraft: der scheucht, und jener erregt Gluth.
Der sie erregt, ist golden, und blinkt mit spitziger Schärfe;
Der sie verscheucht, ist stumpf, und enthält Blei unter dem Rohre.
Diesen entsandte der Gott der peneischen Nymphe; doch jenen
Schnellet' er durch die Gebein' in das innerste Mark dem Apollo.
Stracks ist einer verliebt; und den Liebenden meidet die andre.

(Nach Voß.) Oft taucht auch Eros seine Pfeile in Honig oder Feuer, um durch Liebe glücklich, in Galle und Gift, um durch Liebe unglücklich zu machen. Er taucht sie in den Trank der Unsterblichkeit, um der Liebe eine ewige Dauer und einen ewigen Ruhm zu geben. Er taucht sie in Nectar, um Liebenden die Süßigkeit des Himmels kosten zu lassen.

Daß Eros Pfeile hat, wird in der griechischen Anthologie also erklärt:

Wundert ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
Sendet und auf euch stürmt und der Verwundeten lacht?
War nicht seine Mutter des Kriegesgottes Geliebte?
Nicht des Vulkanus Weib? Also mit Flammen und Schwert
Gleich vertraulich. Und ihre Mutter, das stürmende Meer, brüllt
Wilde; den Vater kennt keiner der Sterblichen ja.
Also Vulcanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhle, sie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

Von den vielartigen Pfeilen des Eros sang Weiße:

Ich sah den Amor heut im Traume,
O Chloe! schlummern sah ich ihn,
Dort unter jenem Ahorndaume,
Der oft sein Schirmdach uns geliehn.

Sein Köcher lag halb ausgefallen:
Die Pfeile, ſah ich, glichen ſich,
Doch am Gefieder war von allen
Nicht einer der dem andern glich.

Der Knab erwachte, ſah mich ſtehen,
Und ſprach: Nicht wahr? du wunderſt dich,
Mein Federwerk ſo bunt zu ſehen?
Nun iſt es unverbeſſerlich.

Mit dieſem ſchwarzbefielten Pfeile
Schieß ich den finſtern Menſchenfeind:
Die Federn ſind von einer Eule!
Denn die war nie dem Lichte Freund.

Für ſolche, die nicht Liebe fühlen,
Doch immerdar von Wolluſt glühn,
Iſt dieſer Pfeil: und mit den Kielen
Des wilden Sperlings krönt' ich ihn.

Der Adler flieget zu dem Kecken,
Zum Plauderer ein Krähenſchwanz,
Und wider einen eitlen Gecken
Leiht mir der Pfau der Farben Glanz.

Dem Pfeil hier wird das Herz zum Raube,
Das treue Liebe nur beglückt:
Und aus der Bruſt der Turteltaube
Ward er mit Federn ausgeſchmückt.

Von allen die ich dir gewieſen,
Wird der nur von mir werthgeſchätzt,
Ach, rief ich, Amor, ach, durch dieſen
Haſt du für Chloen mich verletzt.

Eros als Schleifer, emſig beſchäftigt, ſeine Pfeile zu ſpitzen; in der Schmiede des Vulkan. Eros prüft mit dem Finger die Spitze ſeines Pfeils (berühmtes Bild von Mengs). Er ſchnitzt ſich Pfeile und befiedert ſie. Er verſteckt den Pfeil hinter ſeinem Rücken. Er holt einen Pfeil aus ſeinem Köcher und blickt dabei hinter ſich mit einer ſchönen Wendung des Halſes.

Er droht mit dem Pfeil, zielt ſchalkhaft, zielt ernſtlich und mit großem Feuer, reitet auf einem Bock und zielt zugleich mit wilder Gebärde; fliegt in der Luft und zielt von oben herab. Amor als Sieger auf dem Schlachtfeld der Liebe. Ringsumher liegen Könige und Königinnen, Helden und Damen, Leute jedes Standes, alle mit einem Pfeil durchbohrt.

Von den Pfeilen des Eros ſang Anakreon (nach Ramlers Ueberſetzung):

Cytherens Ehmann ſchmiedet
In der Feuereſſe Lemnens
Pfeile für die Liebesgötter
Von dem allerfeinſten Stahle;
Und der Pfeile Spitzen taucht
Venus in den ſüßen Honig.

Den ihr Sohn mit Galle miſchet.
Einſt kömmt Mars aus einem Treffen,
Schwenket eine ſchwere Lanze,
Und verſpottet Amors Pfeile.
„Dieſer hier iſt ſchwer," ſpricht Amor:
„Nimm ihn nur, du wirſt's erfahren."
Mavors nimmt ihn in die Hände:
Aber Cytherea lächelt,
Und der Kriegesgott erſeufzet:
Der iſt ſchwer! — Da! nimm ihn wieder.
„Nein! behalt' ihn nur," ſpricht Amor.

Daß aber des Eros Pfeil nicht ſchmerze, daß man glücklich ſey, ihn im Herzen zu tragen, davon ſang Herder:

Nicht mit dem Bleigeſchoß, mit dem goldnen Pfeile der Freundſchaft
Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innerſten mir,
Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn tragen,
Bis ihn des Todesgeſchoß ſelbſt mit dem Herzen zerbricht.

Zuweilen wird Eros, wenn er zu muthwillig Schaden ſtiftet, durch ſeine Mutter oder durch die Grazien der

Waffen beraubt oder mit ſeinem eigenen Bogen geſchlagen. Weinend hält er den zerbrochenen Bogen in der Hand.

Eros führt auch die Fackel. Als erſtgeborner Gott leuchtet er mit ſeiner Fackel ins dunkle Chaos. Er bedeutet das belebende Princip; ſeine Fackel iſt das Urfeuer. Wie er (nach Pauſanias IX. 27. 2.) zugleich der älteſte und der jüngſte unter den Göttern iſt, ſo erinnert auch die Fackel in ſeiner Hand an die der aufſteigenden und ſinkenden Jahres- und Tagesgottheiten, an die hochflammende und an die geſenkte und verlöſchende Fackel auf den Darſtellungen des Mithra-Opfers (in Bezug auf das Jahr) und an die erhobene und geſenkte Fackel der Aurora oder des Heſperos (in Bezug auf den Tag). An des Eros älteſter Fackel ſcheinen alle andern Götterfackeln urſprünglich entzündet zu ſeyn und ſein Feuer iſt es, das in allen flammt, das allgemeine Lebensfeuer. Doch verſtand man zuletzt darunter nur im engern Sinne das Feuer der Liebe in Bezug auf die Geſchlechter. Inſofern nun iſt die Fackel des Eros auf geſchnittenen Steinen, Basreliefs ꝛc. der Alten ein ſehr oft vorkommendes Motiv. Hymen, der Gott der Ehe, zündet ſeine Fackel an Amors Fackel an. Amor ſenkt ſeine Fackel oder löſcht ſie aus (das Ende der Liebe). Er bläst die halberloſchene Fackel von neuem an. Er hält grauſam einen Schmetterling (die Seele) oder ein Herz in die Flamme ſeiner Fackel Er verbrennt Spolien der von ihm Beſiegten. Er ſteckt ein Haus in Brand. Er zündet ſeine Fackel an den Augen eines ſchönen Mädchens an (nach Tibull). Er verbrennt die Welt (nach Thorwaldſen). Am ſchönſten iſt die Fackel des Eros in dem bekannten Epigramm aufgefaßt:

Kennteſt mit deiner Flamme du nicht zwei Herzen entzünden,
Liebe, ſo nimm ſie auch mir, oder verbrenne mich ganz.

Aeußerſt ſinnreich iſt der Gedanke der griechiſchen Anthologie, daß eine warme Quelle ihre Wärme von der Fackel des Eros erhalten habe:

Unter dem Ahorn hier lag einſt in lieblichem Schlummer
Amor; die Fackel lag neben die Quelle gelenkt.
Siehe, da ſprachen die Nymphen: „was ſollen wir thun mit der Fackel?
Löſchen wollen wir ſie! kühlen der Sterblichen Herz!“
Und ſie tauchten ſie nieder; da miſchten ſich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr ſtrömt ſelber nun wallende Gluth.

Derſelbe Gedanke wiederholt ſich noch in einem andern Gedichte derſelben Anthologie:

Amor und Cypris badeten hier in der lieblichen Quelle:
Amor ſcherzte darin, tauchte die Fackel hinein,
Siehe da miſchten ſich Funken der Liebe zur glänzenden Welle
Und von der Göttin floß ſüßer ambroſiſcher Duft.
Immer noch blinkt und duftet die Quelle von roſiger Liebe:
Amor und Pſyche, ſie baden noch immer in ihr.

Eros erſcheint als Blinder. Die Liebe iſt blind, ein uraltes Sprüchwort. Darum wird Amor mit verbundenen Augen dargeſtellt. Er ſpielt zuweilen mit Nymphen Blindekuh. Eine Nymphe hält ihm die Augen zu. Oder er ſelbſt iſt ſehend und führt einen Blinden.

Einer artigen talmudiſtiſchen Fabel zufolge ſingen einſt zwei fromme Juden den Amor, um die Welt von ihm zu erlöſen. Von Stund' an legten aber die Hühner keine Eier mehr, und um einem Kranken zu helfen, der nur durch den Genuß von Eiern geheilt werden konnte, beſchloſſen die Juden, den Amor nicht zu tödten, ſondern wieder frei zu laſſen, ſtachen ihm aber zuvor die Augen aus (Hiſtoriſches Roſengebüſch 1710. S. 741).

Sehr gut iſt folgende Dichtung von Langbein:

Die Klugheit hatte, da ſie noch
Ein junges Mädchen war,

Oft mit dem Liebesgott Verkehr;
Sie scherzten hin, sie scherzten her,
Wie ein verliebtes Paar.

Ein Kettchen muntrer Spiele flocht
Sich in ihr Freundschaftsband.
Auf solche Weise trug sich's zu,
Daß einst das Spiel der blinden Kuh
Der Kinder Witz erfand.

„Komm, binde mir die Augen fest!"
Gebot der kleine Mann:
„Und sieh, nun mußt du auf den Zeh'n
Den armen Blinden rings umgehn,
Bis er dich fassen kann."

Gesagt, geschehen! Mit Nacht umzog
Ein Tuch der Augen Glanz.
Dann floh das Mädchen blitzgeschwind,
Und schwebte, wie ein Frühlingswind,
Dahin im leisen Tanz.

Der Blinde griff wohl rechts und links
Rasch in die leere Luft;
Er tappte dort, er tappte hier,
Doch trennte leider ihn von ihr
Stets eine weite Kluft.

So währt bis diesen Tag das Spiel,
Als fing es heut erst an.
Des Liebesgottes Aug umzieht
Noch Finsterniß, und ewig flieht
Die Klugheit seine Bahn.

Nicht übel ist auch ein Epigramm von Lenz auf die Blindheit des Eros:

Amor, ihr Blinden, sey blind? Wo trifft auch ein Schütze, wie er trifft?
Kennt er durch Himmel und Erd' und durch die Hölle nicht selbst
Weg' und Stege, die heimlichsten, überall? — Aber bezwingbar
Keiner Red' ist sein Ohr: Taub ja ist Amor; nicht blind!

Es iſt merkwürdig, daß die Griechen und Römer nie daran gedacht haben, den Eros auch weiblich zu denken. Wurde auch Eros Protogonos doppelgeſchlechtlich gedacht, als das Urweſen, das aus dem Chaos hervorging, ſo findet dieſer myſtiſche Begriff keine Anwendung mehr auf den eigentlichen Liebesgott im ſpätern Sinne. Pſyche als Gefährtin des Eros iſt nicht er ſelbſt, und eben ſo iſt Venus, ſeine Mutter, von ihm verſchieden. Von einer innigen Verbindung eines männlichen und weiblichen Eros, wie bei den Indern (wovon wir ſpäter handeln werden), findet ſich im alten Hellas keine Spur. Erſt in der chriſtlich romantiſchen Zeit faßten die provenzaliſchen Troubadours den amore als weibliches Weſen auf und machten ihn zu einer ſeltſamen Amazone, ſtatt des Pfeiles mit einer Lanze ausgerüſtet. (Diez Poeſie der Troubadours S. 139.)

Die Alten haben in einigen Fällen den Eros in Mißgeſtalten verzerrt, in ſymboliſcher Beziehung oder aus reinem Humor. So kommt er vor, den himmliſchen Schützen im Thierkreiſe darſtellend, oben als Eros, unten in einen Scorpionſchwanz endigend und ſtatt der Flügel mit Krebsſcheeren verſehen. Man mag ſich darunter die Sommer- und Herbſtzeit glücklicher Liebe denken. Auf einem bekannten antiken Wandgemälde ſehen wir ihn auch als einen kleinen Kentauren, den großen Kentauren in einem Entführungskampfe beiſtehend.

Eros hieß bei den Römern Amor, die Liebe, oder in etwas minder edelm Sinne Cupido, die Begierde. Auch die Griechen gaben dem Eros zuweilen den Pothos (Begierde) zum Gefährten, doch ohne ſie ſo häufig zu verwechſeln, wie die rohern Römer. Dagegen geſellten ihm die Griechen auch den Himeros (die Sehnſucht) zu. Noch

unentbehrlicher aber iſt ihm, wie eben ſchon geſagt wurde, Anteros. Dieſer muß unterſchieden werden von Deſeros, deſſen Servius zu Virgils Aeneide IV. 520 gedenkt, und der die Verſagung der Liebe bedeutet. Anteros iſt nicht dasſelbe, nicht das Gegentheil der Liebe, ſondern die eiferſüchtige, nebenbuhleriſche Liebe. Uebrigens wird er wie Eros dargeſtellt und zwei mit einander kämpfende Eroten bezeichnen bei den Alten immer den Eros und Anteros. Das lebhafteſte Bild dieſes Kampfes zeigen ſie uns in einer antiken Darſtellung, indem ſie um eine Taube mit einander ringen und einer den andern während in den Arm beißt. Ein andermal kämpfen ſie um eine Palme, die hier überhaupt das Sinnbild des Sieges iſt (öfter auf Gemmen und bei Pauſanias VI. 23. 4). Außer den gewöhnlichen Kämpfen, Wettſpielen, Wettrennen ꝛc. der Eroten auf Gemmen kommen auch andere kleine Gruppirungen vor, in denen das Verhältniß des Eros zum Anteros geiſtreich ausgedrückt ſcheint. Einer gähnt traurig davon, der andere lacht. Einer ſtudirt emſig, der andere ſchläft. Einer zieht dem andern einen Dorn aus dem Fuß. Einer legt den Finger auf den Mund und gebietet dem andern Stille. Einer ſchreckt den andern mit einer Maske. Beide ſchleppen an einem ſchweren Fäßchen ꝛc. Der Urſprung des Anteros iſt am ſchönſten erzählt von Porphyrius: Eros blieb ſo klein, wie er geboren war, und konnte nicht wachſen, bis ſeine Mutter ſich bei der Themis Rathes erholte, die ihr rieth, ihm einen Geſpielen zu geben. Dieſer Geſpiele wurde nun Anteros, den Venus mit dem Mars, dem Kriegsgott, zeugte. (Vergleiche Cicero de natura deorum III. 23). Von dieſem beſtändig gereizt und geneckt, nahm Eros täglich zu an Wachsthum und Größe. Der Sinn iſt klar: Liebe wächſet durch Eiferſucht. — Daß Anteros auch die Gegenliebe bedeute, obwohl dieſe Be-

deutung immer eine untergeordnete bleibt, geht aus Pausanias I. 30, 1. hervor, denn es heißt hier: zu Athen sey ein Anteros als Rächer der Liebe verehrt worden, nachdem sich Timagoras aus Liebe zu Meles von einem Felsen, und bald darauf Meles selbst aus Reue von demselben Felsen herabgestürzt habe. In ähnlicher Weise ist auch eine von Herder mitgetheilte Mythe gedichtet:

Als einst die Mutter der Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt' er, ein einziges Söhnchen,
Mit Rosen sein lockiges Haar.

Er schuf nur Qualen den Herzen,
Die zarte, süßere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttin,
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und schufen ihm Flügel zum Spott.

Bis einst Urania selber
Ein schöneres Mittel ersann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er sieht im Meere sein Bildniß
Und wird von Liebe beseelt;
Und fühlt nun selber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle so nah.
Und sieh! ein schönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer bist du?" spricht er verwirrt.
„Du selbst, dein Bruder bin ich!"

Laß uns versuchen im Kampfe;
Vielleicht besiegst du mich."

Und seitdem ringen die beiden
Der Liebe mächtigen Streit;
Wo einer Herzen verwundet,
Ist nie der andere weit.

Wo Liebe, schaffende Liebe
Hinschaut mit zauberndem Blick,
Kommt sie vom Bilde des Andern
Die Gegenliebe zurück.

Hier ist Amores ausschließlich die Gegenliebe, und der Sinn ist sehr schön. Aber insgemein war Amores bei den Alten die unbedingte und nicht die Gegenliebe. Dieß geht schon aus den vielen antiken Bildern hervor, in welchen Wettkämpfe, Wettrennen u. mehrere Eroten dargestellt werden.

Uebrigens bedeuten die Eroten, wenn sie in der Mehrzahl vorkommen, mit einander spielen, einander helfen u., die ganze Mannichfaltigkeit der Reize und Scherze, welche die Begleiter der Liebe sind. Hierbei hat die Phantasie den freiesten Spielraum. Bei der Toilette trägt jeder Eros irgend eine Kleinigkeit herbei, bei Plünderungen und Entwaffnungen nimmt jeder irgend etwas hinweg. Viele vereinigen sich zur Bezwingung eines Feindes, z. B. eines Satyrs und dergl. Durch besondere Attribute oder Beschäftigungen der Eroten wird oft der Stand des Liebhabers bezeichnet oder die Stätte der Liebe, oder irgend ein besonderer Umstand. So können die in einer Schusterwerkstätte beschäftigten, auf einem Wandbild zu Pompeji vorkommenden Eroten (gleich einem andern in Marmor gehauenen, der auf einem Fuße reitet) die Schuhe eines Fußes bedeuten, für den Eros selbst die Schuhe macht. Oder sie können bedeuten, daß hier ein

glücklicher Schuster wehnte. Man hat diesen und ähnlichen Ersten ihre Beziehung auf die Liebe ganz abstreiten und sie nur zu Genien des Handwerks machen wollen, aber schon Jorga hat sich mit gutem Grund und richtigem Gefühl gegen diese Einschränkung erklärt. (Klass. II. 181.)

Zu den gewöhnlichen Gefährten des Eros gehört auch Jakchos, der Scherz, und gehören die sogenannten bacchischen Genien oder bacchischen Eroten, die, Kinder wie er, oder er eigentlich selbst, nur mit Weinreben bekränzt die Verbindung der Liebe mit dem Wein ausdrücken. Davon mehr nachher, wenn wir überhaupt von der Beziehung des Eros zum bacchischen Kreise sprechen werden.

Auch mit Hymen, dem Gott der Ehe, kommt Eros häufig in Verbindung, aber meistens nur wie eine Weise, die von der andern abgelöst wird.

Eros und Aphrodite, Amor und Venus, das Kind und die Mutter der Liebe, bilden die natürlichste Gruppe und gehören zu den häufigsten und reizendsten Bildern des Alterthums. Der einfachste Sinn dieser Gruppe ist: ohne Schönheit keine Liebe, man liebt nur das Schöne. Schönheit ist die Mutter aller Liebe. Sofern aber durch diese Gruppe fast immer auf symbolische Weise irgend ein zärtliches Verhältniß unter Sterblichen ausgedrückt wird, muß man sich den Eros meist als den Stellvertreter des liebenden Theiles denken. Wenn er z. B. seine Mutter um etwas bittet, oder wenn sie ihm zürnt und ihn droht, so bedeutet sie die Liebe, als Gottheit gedacht, er aber bedeutet nur den Liebhaber. Und auch, wenn sie ihm schmeichelt, ihm pflegt ꝛc., muß darunter das Glück, das dem Liebhaber zu Theil wird, verstanden werden. Doch sind von diesen symbolischen Beziehungen die rein mythischen zu unterscheiden. Wenn Eros

seiner Mutter trotzt und sie ihre liebe Noth mit ihm hat, so repräsentirt er selbst die Gottheit der Liebe, die sich über alles hinwegsetzt und hinwegsetzen darf, und seine Mutter ist dann nur sein Supplement, beide sind die innerhalb derselben Gottheit einander entgegengesetzten Eigenschaften des wilden Feuers und der zarten Milde. Er ist mehr die sinnliche Begierde, sie mehr die himmlische Liebe.

Auf einer Gemme bei Lippert liegt Eros noch als Säugling an der Brust seiner Mutter. Auf einem Bilde von Franceschini schläft er auf der Mutter Schooß. Weit öfter sieht man ihn die Mutter liebkosen, mit ihr spielen und scherzen, oder beschäftigt bei ihrer Toilette. Er hält ihr den Spiegel vor, bringt ihr den Gürtel der Anmuth ꝛc. Zuweilen neckt sie ihn und hält Pfeil und Bogen in die Höhe, nach denen er vergeblich die kleinen Arme ausstreckt. Einmal bindet sie ihm die Augen zu (schönes Bild von Titian) oder die Flügel zusammen (Bild von Lebrun). Einmal straft sie ihn. Die Neuern haben diese Scherze zuweilen bis zur Abgeschmacktheit getrieben, z. B. auf einem Bilde wird Amor von seiner Mutter gekämmt. Eher noch lassen sich die derben Schläge, die Rubens seinem Amor auf den hochgeröthetem Hintern geben läßt, komisch rechtfertigen.

Das altmodische Gedicht Hoffmannswaldau's, das von dieser Strafe des Amor handelt, ist ziemlich artig.

Und ob die Mutter zwar
Vielmaal das lose Kind zu straffen willens war,
So wußt es dennoch stets ihr artlich zu entkommen;
Nur einmal, als der dieb den gürtel ihr genommen,
Ließ sie ihn eine Frucht aus Lirus garten schaun,
Und fordert ihn zu ihr. Erst wollt er wohl nicht traun,
Dennoch gelüstet ihn den güldnen Ball zu kriegen,
Fieng also freundlich an die Achseln einzuschmiegen.

Schwang sich zu ihrer Schooß ins blanke sternenhaus,
Und breitete wie weit die regen Flügel aus,
Die durch und durch bestreut mit jungfern-augen waren,
Gleich als ein Pfauenschwanz. Mit seinen güldnen Haaren
Verwickelt er sich ihr und ihren marmelarm,
Sein Leib war finger-nackt, und doch nichts minder warm,
Von sonn und Hitze braun. Viel hertzen voller Wunden
Hatt er ihm in ein tuch von scharlach eingebunden,
Die sein blutrünstig pfeil, der an der seite hieng,
So greulich zugericht. Allein, alsbald empfieng
Die schlaue mutter ihn mit einer rosen ruthen,
Daß beyder backen ihm sieng häuffig an zu bluten.

Feiner fühlte Correggio, der die Venus nur malte, wie sie dem Eros Bogen und Pfeil wegnimmt und zum Scherze vorenthält. Dasselbe Motiv kommt oft auf Gemmen vor.

Eines der lieblichsten poetischen Motive des classischen Alterthums ist der von der Biene gestochene Eros. Anakreon sang davon (nach Ramlers Uebersetzung):

Cupido fand ein Bienlein
In einer Rose schlafen,
Und ward von ihm gestochen.
Kaum fühlt er sich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, so flog er weinend
Hin zu der schönen Cypris:
„O weh! o weh! ich sterbe.
Ich bin gebissen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte:
Der Landmann nennt sie Biene.“
Da sprach sie: Macht der Stachel
Der Biene solche Schmerzen:
Wie meinst du, daß es schmerze,
Wann du, mein Sohn, verwundest.

Dieß wurde nachgeahmt von Theokrit (Uebersetzung von Voß):

Einst ward Eros, der Dieb, von der zornigen Biene gestochen,
Als er Honig dem Korb' entwendete. Vorn an den Händen
Hatte sie all ihm die Finger durchbohrt; und er blies sich die Hände,
Schmerzvoll, sprang auf den Boden, und stampfete. Jetzo der Kypris
Zeigt er das schwellende Weh, und jammerte, daß so ein kleines
Thierchen die Biene nur sey, und wie mächtige Wunden sie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Bist du nicht ähnlich den Bienlein?
Schaue wie klein du bist, und wie mächtige Wunden du machest!

Auch der spanische Dichter Estevan Manuel de Villegas hat den Eros mit den Bienen, aber wieder in anderer Weise verbunden (Hoffmanns Blüthen spanischer Poesie):

An einem Rosenstocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeister
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl versehen,
Die schärfste Spitze führet
Der Stachel des Insectes.
Die Biene mit Gesumme
In Kreisen sich erhebet,
Und er, der Lose, lichert
Und trüllt sich tausend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet,
Und sie bleibt todt zur Stelle.

Auch unser deutscher Dichter Moscherosch hat im 17ten Jahrhundert diesen berühmten Bienenstich besungen, aber in der rohen Weise jener Zeit. Eros bekommt da noch obendrein Schläge. Giorgione hat den über den Bienenstich klagenden Eros gemalt. — Moderner erscheint die Vorstellung des kranken Eros, den seine Mutter besucht und tröstet.*

Conz bringt den Eros mit den Bienen in folgende Verbindung:

Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
Lag wie ein purpurnes Aepfelchen hold, der Knabe Cytherens,
Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrenden Köcher;
Diese hingen am Baum, vom säuselnden Laube geborgen;
Lächelnd lag er vom Schlummer umstrickt, auf Blättern von Rosen;
Nöthliche Bienlein umkrochen des Schlafenden wächserne Lippen,
Krochen hinein und heraus und sogen den Honig der Liebe.

Hat sich die Mutter auch zuweilen über den muthwilligen Knaben zu beschweren, und muß sie ihn auch oft (als mater saeva cupidinum) hart strafen, so liebt sie ihn doch mehr als sich selbst. Dieß ist am glücklichsten ausgedrückt in dem schönen Gedicht von Moschos „der entlaufene Eros" (übersetzt von Jacobs):

Nach dem entflohenen Sohne, dem Eros, rufte Kythere:
Wenn auf dem Kreuzweg einer den irrenden Eros erblickt hat,
Mir entlief er; Belohnung empfängt, wer Nachricht ertheilet.
Kypriens Kuß wird Lohn ihm dafür; doch bringst du ihn selber,
Nicht ein Kuß nur allein, nein, Größeres ist dir bestimmt dann.
Merkbar ist er genug, und vor zwanzigen allen zu kennen.
Nicht weiß schimmert die Haut, nein, lodernden Feuer vergleichbar.
Stechend und flammend das Aug'; das Gemüth schlimm; lieblich die Rede.
Anderes denkt er und spricht viel Anderes; Honig die Stimme;
Aber der Sinn, wenn zürnend, ein grausamer; schlimmen Betrugs voll;
Niemals wahr; stets sinnend auf List und verderbliches Spielwerk.
Schön wohl ist er gelockt, voll Frechheit aber das Antlitz.
Klein nur sind ihm die Händchen und zart, doch schleudert er feruhin,
Bis zu dem Acheron schleudert er hin, und des Aides König.
Nackt zwar hält er den Leib, doch rundum hüllt er den Sinn ein.
Gleich wie ein Vogel beschwingt, heimsuchet er diesen und jenen,

Männer und Frauen nach Luſt, und nistet ſich tief in der Bruſt ein.
Klein nur iſt ſein Bogen, und klein auf dem Bogen der Pfeil ihm;
Klein nur iſt ſein Pfeil, doch dringet er bis zu dem Aether.
Unter dem Arm hängt golden ein Köcherchen; aber die bittern
Pfeile bewahrt er darin, die mich ſelbſt öfters verwunden.
Arg iſt alles an ihm; am ſchrecklichſten aber die kleine
Fackel des Knaben, mit der er den Helios ſelber entflammt hat.
Findeſt du dieſen, ſo greif und feſſle ihn ſonder Erbarmen.
Siehſt du ihn weinen, ſo hüte dich wohl vor des Falſchen Berückung.
Lacht er, ſo ſchlepp' ihn weiter, und bietet er liebliche Küſſe.
Weiſ' ihn zurück; ſchlimm iſt ſein Kuß, und giftig die Lippen.
Sagt er vielleicht: „Nimm dieß; ich ſchenke dir meine Bewaffnung!“
Nicht ſie berühret! Schlimm täuſcht das Geſchenk; denn in Flammen getaucht iſt's.

Dieſe ſchöne Dichtung vom verlornen Amor hat Taſſo und auch noch ein anderer italieniſcher Dichter, Fierenzuola, frei nachgeahmt.

Aeußerſt lieblich ſind die Bilder der ſiegreichen, glücklichen, ſüßlichen Liebe, in denen Eros und Aphrodite ungetrübt ihrer Macht ſich freuen. Schon bei ſeiner Geburt, ſagt Nonnus, durchbrach Eros ungeduldig ſeiner Mutter Schooß, ſchwang ſich mit ſeinen kleinen Flügeln auf, und flog — in die Arme der glücklichen Mutter. Auf einer Vaſe bei Millingen tragen Eroten triumphirend die Göttin der Liebe empor. Auf antiken Steinen ſchmückt Aphrodite ihrem geliebten Knaben mit dem Helm, reicht ihm den Apfel, das Symbol des Liebesglückes ꝛc. Auf einer Gemme bei Gorius ſetzt Venus den Fuß auf die Hand des Eros. Das will ſagen: wie mächtig auch die Schönheit an ſich iſt, ſo wird ſie doch noch mächtiger durch die Liebe.

Auch als Wächter erſcheint Amor bei ſeiner Mutter. Sie ſchlummert, ein Satyr belauſcht ſie, aber Eros deckt ſie ſchamhaft zu (Antikes Relief des Grafen von Pembroke). Bei den Liebkoſungen, die ſeine Mutter andern gewährt, zuzuſehen, würde ſich nicht ſchicken. Daher ſchläft Amor auf dem Schilde des Mars, als dieſer die Venus umarmt.

Eros bei der Toilette. Die Liebe verſchönt alles und iſt das natürlichſte Motiv des Putzes. Eros wird daher wie bei ſeiner eigenen Mutter, ſo überhaupt bei den Damen als Genius der Toilette dargeſtellt, bringt den Putz herbei und hilft ihn anlegen. Tizian malte ihn, wie er der Venus einen Spiegel vorhält. Er kommt aber bei Malern und Dichtern faſt mit allen Teilen des Damenanzuges in Berührung. Amor hält das Diadem, ſetzt damit die Schöne; oder ſtatt des Diadems in mehreren Bildern das Häubchen. Gar artig iſt der Gedanke, daß Amor in einem leichten Morgenhäubchen ſich ſchaukelt. Ferner hat er viel mit Spiegeln zu thun, und mit Schmucksachen. Er prüft die Aechtheit eines Schmuckes. Er ſelbſt fügt einen Schmuck zuſammen. Er ſchüttet einer Nymphe Perlen in den Schooß. Er bringt den Gürtel der Grazien oder er löst leiſe den Gürtel auf. Er verſchanzt ſich hinter einem modernen Schnürleibchen. Er lauſcht hinter einem Schürzchen. Er ſchläft in den Falten einer Schleppe. Er bindet einer Schönen die Schuhe, auf einem andern Bilde ſogar die Schlittſchuhe. Berühmt iſt das antike Bild eines verhältnismäßig koloſſalen Fußes, auf dem ein kleiner Eros reitet.

Der italieniſche Dichter Murtola verglich den Eros ſehr ſinnreich mit den Augen einer Schönen (überſetzt in den auserleſenen Gedichten Hoffmannswaldaus und anderer Deutſchen V. 242):

In Daphnens ſchönen Augen
Wird Amor nun gar artig vorgeſtellt.
Das reine Licht, ſo hier durch einen cirkel fällt,
Kann ihm zu ſeiner Fackel taugen.

Die Sternen hat er ihm zum Bogen auserwehlt,
Die Pfeile ſchnitzet er aus ihren ſcharfen Blicken;
Und daß es endlich auch an Flügeln fehlt,
So müſſen ſich dazu die Augen-lieder ſchicken.

In einem andern kleinen Gedicht vergleicht derſelbe Sänger den Amor auch mit einer Roſe, deren Blätter ſeine Flügel, deren Dornen ſeine Pfeile, deren Gluth ſeine Fackel ꝛc.

Der italieniſche Dichter Zappi läßt eine Unzahl kleiner Eroten wie einen Bienenſchwarm über ſeine Schöne herfallen. Sie hängen ſich in ihr Haar, zwei ſteigen mit ihren lodernden Fackeln in ihre Augen, zwei verſtecken ſich hinter ihre Augenbrauen und ſchießen von denſelben, wie von ihren Bogen, die Pfeile ab ꝛc. Der kleinſte verkriecht ſich in ihren Buſen.

Ueber den Urſprung des Grübchens im Kinn hat Hagedorn eine ſehr artige Mythe gedichtet. Amor wählt unter den jungen Frauenzimmern diejenigen aus, die ihm ſelbſt am reizendſten und anmuthigſten erſcheinen und bezeichnet ſie — durch das Grübchen im Kinn.

Indem er drauf, die er ſich auserwählt,
Den Würden nach, vertheilet, ſtellt und zählt,
Bezeichnet er, die ihm recht artig ſcheinen,
Der Nymphen Kern, die Luſt und Witz vereinen,
Und ihren Ruhm bewährt ein Liebespfand,
Ein neuer Reiz, ein Werk von ſeiner Hand:
Denn jedem Kinn, das ſeine Wahl beglücket,
Wird von ihm ſelbſt das Grübchen eingedrücket,
Das, wie man weiß, nur ſolche Schönen ziert,
Durch die noch jetzt der ſchlaue Gott regiert,

Durch die sein Recht sich ewig kräftig zeiget,
Den Neid beschämt, und täglich höher steiget;
An welchen man der Anmuth höchsten Werth,
Und Amorn selbst in ihren Grübchen ehrt.
Die jederzeit durch dieses Vorzugszeichen
Die schönsten sind, und dir, o Phyllis, gleichen.

Andere Liebesdienste. Eros vertritt bei Liebenden die Stelle des Liebesboten, des Zuträgers, des Kupplers, des Helfers, Dieners und Wächters. Er leitet den blinden Liebhaber, er ermuntert den Zaghaften, er zieht ihn mit Gewalt herbei, er dient den verliebten Göttern als Wagenlenker. Er überredet, überlistet, bittet und schreckt die spröden Nymphen. Er hilft dienstfertig den Helden entwaffnen, die Schönen entkleiden. Die spätern Maler brachten bei solchen Gelegenheiten gern etwas zu viele Eroten an, was alle Zärtlichen stört. Besonders geschäftig sehen wir sie in dem berühmten Freskobild „Alexander und Roxane" von Sodoma in der Farnesiana zu Rom. Indem Roxane verschämt dasitzend ihren königlichen Bräutigam erwartet und keusch die Knie zusammenschließt, bemüht sich ein gar kleiner Eros aus Leibeskräften, sie von einander zu schieben. Und überall leisten andere Eroten andere Dienste oder erfüllen lauschend den Hintergrund.

Der Mutwille des Eros darf aber nicht zu weit gehen, denn er ist nicht der Gott der rohen thierischen, sondern der zarten psychischen Liebe. Daher ziemt ihm die Schamhaftigkeit. Er legt den Finger auf den Mund zum Zeichen seiner Verschwiegenheit; er zieht den Vorhang zu; er löscht das Licht aus. Goethe zeichnet ihn einmal, wie er sich die Augen mit beiden Händen zuhält, um nicht zu sehen, was die Liebenden thun. Ein wenig kokett.

Noch andere kleine Dienſte Amors. Er iſt ſehr eilfertig zu helfen, kommt hurtig mit einer Lampe, mit Schlüſſeln, mit einer Leiter. Er zündet eine Kerze an der andern an. Er hütet einen kochenden Topf (ſinnig; dagegen iſt das Bild eines Amor, der den Ofen heizt, gemein). Amor in der Küche. Amor als Arzt, gibt eine Arznei ein. Amor als Oculiſt, macht einen Blinden ſehend. Amor als Tanzmeiſter mit der Geige, lehrt einem Tölpel die Anmuth. Amor lehrt ein Kind leſen. Amor wiegt ein Kind. Amor unter einer Menge unſchuldiger kleiner Mädchen.

Wie Eroten dem ſchüchternen Liebhaber beiſtehen, malt ein artiges Gedicht von J. G. Jacobi:

Ihm entfliehen will die Sprödе,
Ihn verachten ſoll ihr Blick;
Doch der Jüngling, nicht mehr blöde,
Hält die Schäferin zurück.

Fliehen kann ſie nicht; es haben
Ihren Bogen, aufgeſpannt,
Rings um ſie die Götterknaben
In der rächeriſchen Hand.

Küſſen muß ſie nun den Hirten,
Und ein wollüſtreiches Ach!
Unter ſanftbewegten Myrthen
Seufzet Philomele noch.

Eros und die Charitinnen, Amor und die Grazien. Die Grazien ſind die Gefährtinnen und Dienerinnen der Venus und bedeuten die ſittliche Anmuth, die Scham, die der Sinnlichkeit einen noch höhern Reiz verleiht, indem ſie dieſelbe mäßigt. Der ſchalkhafte Amor alſo ſteht zu ihnen in einer ſehr nahen Beziehung, und Dichtkunſt und bildende Künſte haben gewetteifert, die liebliche Gruppe der drei Grazien mit dem Amor zu verbinden. Am einfachſten und edel-

ſten Thorwaldſen, auf deſſen ſchönem Basrelief die Grazien den Amor mit Blumenguirlanden feſſeln. Andere Bilder ſind: Amor in der Schule der Grazien, Amor ſchlafend von den Grazien ſcheu und doch liebreich betrachtet; Amor in den Armen der Grazien, die er zu entzücken und zu gewinnen ſucht; Amor, der den Grazien, die ihn feſthalten, ſich entwindet; einmal ſetzt Amor einer Grazie den Helm auf (ein ſehr ſchöner Gedanke). Amor auf Blumenguirlanden von den Grazien geſchaukelt. In der ſogenannten Schäferpoeſie ſind dieſe und ähnliche Motive und unzählige andere minder glückliche bis zum Unerträglichen abgenutzt worden.

Am anmuthigſten iſt Amor unter den Grazien von Wieland geſchildert worden. Die Grazien finden den ſchlummernden Amor:

Wie ſchön es iſt! wie roth ſein kleiner Mund!
Die gelben Locken wie kraus! Sein weißer Arm wie rund!
O! ſeht! es lächelt im Schlaf! Und Grübchen in beiden Wangen,
Jedem es lächelt — Kalaja, wir müſſen es ſangen!
Eh' es erwacht und uns entfliegt! — Es ſangen
Die kleine Närrin! und was
Damit machen? — Welche Frag' iſt das!
Kurzweil, liebe Schweſter, ſoll's uns machen,
Mit uns ſpielen, ſcherzen, ſingen, lachen.
Schweſtern, meint ihr nicht?
Seht, o ſeht ihm nur recht ins Geſicht!
Unſchuld lacht aus jedem Zug und Freude.
O! gewiß, es thut uns nichts zu Leide;
Oder meinet ihr nicht?

Aber, o Diana! — rief die kleinſte der Schweſtern, was ſeh ich? Einen Bogen, und einen Köcher voll kleiner goldener Pfeile, unter den Blumen verſtreut. Wir ſchwert!

O! Schweſtern, wenn es Amor wäre!
Wie wärd' es uns ergehn!

Nein! Schweſterchen, nein! Zum Amor iſt's zu ſchön!
Wo haſt du ein Geſichtchen geſehn
Wie dieß? Es machte Mädchen Ehre!
Der kleine Drache ſollt' es ſeyn,
Von dem die Mutter ſpricht, er nähre
Von Mädchenherzen ſich? Nein, Paſithea, nein!
Es ſchreckte, wenn es Amor wäre,
Und dieß iſt lauter Reiz; es kann nicht Amor ſeyn.

Aber, wenn es Amor wäre! wiederholte Paſithea; das ſicherſte iſt, wir fliehen. — Schweſtern, erwiederte jene, mir fällt was ein;

Wie wenn wir ihn mit Blumen bänden?
Ihn um und um an Arm und Bein
Mit Feſſeln von Epheu und Reben umwänden?
Dann wird es immer Amor ſeyn!
Er möchte zappeln, wüthen, dräun,
Wir hätten ihn in unſern Händen!
Wir würden ſeine Pfeile zerbrechen,
Und ließen ihn nicht frei, er müßt' uns erſt verſprechen,
Fromm wie ein Lamm zu ſeyn.

Der Einfall gefiel den Schweſtern. Sie nahmen ihre Kränze ab, flochten noch friſche dazu, und umwickelten ihm Arme und Flügel und Füße ſo gut damit, daß alle Stärke dieſes kleinen Bezwingers der Götter und der Menſchen nicht vermögend war, ſich loszureißen, als er erwachte. — Sie hatten ſich hinter einer Roſenhecke verborgen, um ſein Erwachen zu belauſchen. Aber ſie ließen ihn nicht lang im Wunder, wer ihm den loſen Streich geſpielt habe. Ihr Lachen verrieth ſie. Amor erblickte ſie hinter der Hecke, und ſein Herz hüpfte vor Freude; denn ſo liebliche Mädchen hat er nie geſehen, ſeit er Amor war. Er rief ihnen in dem Tone, den er annimmt, wenn er verführen will, zu:

Schöne Nymphen, o helft mir armen Knaben!
Laufet nicht davon!

Ich bin Amor, Cytherens Sohn,
Der ſich hier in euerm Hain verlief.
Nymphen müſſen mich ſo gebunden haben,
Da ich unbeſorgt in meiner Unſchuld ſchlief.

Höret ihr, was er ſagte? flüſterte Aglaja ihren Schweſtern zu; er verräth ſich ſelbſt. — Aber er bittet ſo ſchön, ſagte die ſanfte Paſithea; wir wollen doch zu ihm hingehen; er iſt ſo feſt gebunden, daß er uns nichts thun kann. — So biſt du Amor? fragt' ihn Thalia lächelnd. — Ja, ſchöne Nymphe, ich bin Amor, der Gott der Liebe, der Gott der ſüßeſten Freuden; und nie fühlt ich ſo vollkommen, daß ich es bin, als ſeitdem ich euch ſehe. — Wenn er Amor iſt, ſagten ſie leiſe zu einander, ſo müſſen zween Amorn ſeyn. Dieſer hier ſieht dem gar nicht ähnlich, vor welchem uns die Mutter zu warnen pflegt. Er ſieht ſo freundlich, ſo unſchuldig aus! Ich dächte, wir bänden ihn los? — „Aber wenn er uns davon flöge?" — Amor hörte dieſe letzten Worte. Nein liebenswürdige Nymphen! Kennet die Gewalt beſſer, die ihr über mich habt! Der bloße Gedanke, euch zu verlaſſen, würde mir unerträglich ſeyn. Ich habe keinen andern Wunſch, als ewig bei euch zu bleiben.

„Alſo willſt du mit uns kommen, Amor, und bei uns wohnen, und unſer Geſpiele ſeyn?" — Ja wohl, ich will, ſprach Amor:

Von euch zu ſcheiden begehren?
Ich müßte nicht Liebesgott ſeyn!
Euch hier ich im wilden Hain
Bei Lämmen und Hirten allein,
Nach Paphos wiederzukehren?
Nein, holde Schweſtern, nein!
Ihr ſeid zu reizend, Cytheren
Nicht einzig anzugehören!
Ich bleibe euch bei ihr ein.

Um ihren Hof zu vermehren,
Und ihre Gespielen zu seyn.

Eine Menge Attribute kommen dem Eros und seiner Mutter gemeinschaftlich zu, sofern sie die Liebe, deren Macht und Eigenschaften bedeuten sollen.

Eros mit dem Apfel. Der Apfel bedeutet die höchste Liebesgunst. Eros schüttelt Aepfel, pflückt einen Apfel, reicht ihn einer Nymphe, entzieht ihr einen Liebhaber. Venus will ihm den Apfel nicht geben. Er trägt eine Last Aepfel. Er schüttet sie lachend auf den Boden aus. Eroten werfen sich mit Aepfeln, streiten sich um einen Apfel ꝛc. Dieses Sinnbild war den Alten geläufiger; das folgende, die Rose, kommt erst häufiger bei den Neuern vor.

Eros und die Rose. Die Rose ist die Blume der Schönheit und der Liebe. Eros schläft in einer Rose, wird in einer Rose geboren, steigt aus ihr empor, lauscht hinter Rosen, hascht nach einer Rose, trägt eine Last von Rosen, windet einen Rosenkranz, schenkt eine Rose, will sie nicht hergeben, streitet um eine Rose. Er versucht eine junge Knospe aufzublasen. Er hält traurig eine geknickte Rose in der Hand. Auch mit dem Lotos erscheint Eros geschmückt auf Gemmen (Tassie N. 6602), oder aus dem Lotos steigend (Lippert Suppl. N. 458). Auch überhaupt mit Blumen bekränzt, oder mit der seiner Mutter heiligen Myrthe. Eben so kommt er in Verbindung vor mit dem Mohn. Auf einer antiken Gemme hascht er nach Mohnköpfen, die seine Mutter in die Höhe hält. Der Mohn war ein Sinnbild der Nacht. Der Sinn ist also hier: o Liebe, gönne mir das Glück der Nacht!

Eros und die Biene. Das schöne anakreontische Bild ist schon erwähnt. Auf einem antiken Stein kommt Eros vor, wie er einen Bienenkorb umstürzt. Die Bienen über-

haupt sollen, nach der reizenden Dichtung Logau's, aus den Küssen entstanden seyn, die Venus dem Adonis gab. Indem sie nach seinem Tode an diese Küsse dachte, machte sie, von Entzücken und Schmerz bewegt, alle zu Bienen, die daher noch jetzt durch ihre Süßigkeit an Aphroditens Liebesglück, und durch ihren Stachel an Adonis Tod erinnern.

Eros und die Taube. Die Taube war der Vogel der Venus, das Sinnbild treuer Zärtlichkeit. Mithin kommt sie öfters mit Amor in Verbindung. Er liebkost Tauben, wird von zwei Tauben gezogen, füttert sie, klagt über eine todte Taube, ist aber auch wohl grausam genug, selbst einmal eine zu rupfen. Nicht besonders geistreich ist die moderne Idee, den Amor auf einer Leiter in einen Taubenschlag steigen zu lassen. Aber überaus lieblich ist die antike Mythe, die uns die Mythographi Vaticani I. 175. und II. 33. überliefert haben. Einst wettete Eros mit seiner Mutter, wer von beiden in derselben Zeitfrist die meisten Blumen pflücken werde. Eros, durch seine Flügel begünstigt, flatterte so schnell von Blume zu Blume, daß er bereits im Vortheil war, als die Nymphe Peristera der Venus zu Hülfe kam und ihr Blumen pflücken half. Eros aber, darüber erzürnt, verwandelte die Nymphe in eine Taube, und Venus entschädigte sie dafür dadurch, daß sie dieselbe zu ihrem Lieblingsvogel machte.

Eros und das Meer. Die Alten brachten den Eros besonders häufig in Verbindung mit dem Element, aus dem seine Mutter hervorgegangen war. In dieser Beziehung repräsentirt wieder insbesondere die Muschel das mütterliche und überhaupt das weibliche Element. *) Darum kommt Eros

*) Fulgentius myth. II. 1. bemerkt: die concha marina sey der Venus heilig, quod toto corpore simul aperto in coitu misceatur.

ſehr oft mit der Muſchel vor. Er fährt auf einer Muſchel von Delphinen oder Schwänen oder Fiſchen oder Meerkrebſen gezogen. Er ſchläft auf einer Muſchel. Er ſteigt aus einer ſich öffnenden Muſchel hervor. Er haſcht nach einer Muſchel, die Venus hoch in der Hand hält. Er trägt eine Muſchel, auf dem Kopf. Er reiht Muſcheln an einem Faden auf (Thorwaldſen).

Sein zweites Attribut in dieſem Sinn iſt der Fiſch. Eines der bekannteſten pompejaniſchen Bilder. Amor, welcher angelt oder den gefangenen Fiſch ſeiner Mutter reicht. Amor webt ein Fiſchnetz (Thorwaldſen). Sehr häufig kommt Amor mit Delphinen in Verbindung, reitet oder fährt mit denſelben über das Meer, oder ſitzt auf einem Delphin zur Seite ſeiner Mutter. Ein griechiſches Epigramm malt den Eros in einer Hand Blumen, in der andern einen Delphin als Herrn der Erde und des Meeres. Einmal iſt er dargeſtellt, wie die Delphine ſcheu werden, mit ihm durchgehen und ihn ins Waſſer fallen laſſen.

So kommt er auf einem pompejaniſchen Bilde vor, in dem viele Eroten ein Wettrennen auf Delphinen anſtellen. Auf einigen Gemmen iſt dem auf dem Delphin reitenden Eros noch das Wort εὔπλοι beigefügt, d. h. glückliche Fahrt (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 54). Aus dem Erſcheinen der Delphine auf dem Meer ſchloß man auf das bevorſtehende Wetter. Dieſer Fiſch wurde daher als Sinnbild gebraucht, wenn man den Wunſch einer glücklichen Reiſe oder überhaupt eines glücklichen Verlaufes ausdrücken wollte. Und ſo kann man jene Gemmen als Amulete von Liebenden anſehen, die glücklich vereint zu werden wünſchten, wie man ja noch jetzt ſprüchwörtlich ſagt: glücklich im Hafen der Liebe ankommen. Faßt man den Delphin als Sinnbild des Meeres auf und

bringt ihn mit dem Urſprung der Venus aus dem Meere in Verbindung, ſo iſt ſeine Beziehung auf den Eros ſchon lockerer. Aber man kann den auf dem Delphin reitenden Eros auch noch anders deuten. Der Delphin iſt nämlich auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit oder der Hoffnung auf jenſeits. Er führt nicht nur die Schiffer glücklich über das Meer in den Hafen, ſondern er führt auch die Seelen über den Todtenfluß zu den ſeligen Inſeln. Deßhalb kommt er ſo oft in Verbindung mit dem Schmetterling oder der Pſyche vor, welche die Seele bedeutet. Demnach würde Eros auf dem Delphin ſo viel heißen als die Liebe, die das Leben überdauert, die Treue der Liebenden, die ſelbſt der Tod nicht trennt, die Hoffnung, in den Hafen der Liebe, wenn nicht in dieſer, doch in jener Welt zu gelangen.

In einigen Fällen bedeutet der Delphin auch die Wirkung des Geſanges und iſt dem Apollo heilig, weil die Alten glaubten, er liebe die Muſik. Deßhalb führt Eros zuweilen die Lyra im Arm, während er auf dem Delphin reitet. Darunter kann nun die zärtliche Ueberredung, die ſiegreiche Wirkung der Poeſie auf die Herzen verſtanden werden, oder die Muſik hat hier die höhere Bedeutung der Harmonie, durch welche Herzen in Einklang gebracht werden.

Ferner reitet Amor auch auf Hyppokampen und andern See-Ungethümen im Gefolge Neptuns. — Auf antiken Steinen kommt Amor vor als Schwimmer in den Wellen, oder ſegelnd auf einem Schiffe, auf einem bemaſteten Delphin, auf einer bemaſteten Muſchel; auch Schiffbruch leidend oder ſchlafend auf einem Ruder. Hier ſcheint das Meer die Unruhe der Liebe, die Gefahr, die Unbeſtändigkeit des Glücks ꝛc. zu bedeuten. Auf einer ſehr zierlichen Gemme (Taſſie N. 6841) ſieht man den Eros auf ſeinem Köcher als Kahn ſchiffen, wobei

ihm ein Pfeil, woran ein Segel geknüpft iſt, als Maſt dient. Auch ſieht man den Eros, ſeltſam genug, auf einem Kruge durch das Meer ſchiffend. Soll es ein Weinkrug ſeyn und das Meer die unendliche Luſt? Oder ein Aſchenkrug und das Meer der Weg zu den ſeligen Inſeln? bringt die Liebe die Aſche des Geliebten nach Elyſium?

Auch auf dem Schwane reitet Eros oder fährt mit Schwänen, oder füttert, oder liebkoſt einen Schwan. Unter dem Schwan kann bald der der Leda, bald der des Apoll verſtanden werden, das Sinnbild der Geburten oder des Geſanges. Der ältere Philoſtratus (l. 9). beſchreibt ſehr ausführlich ein Gemälde, das die Liebesgötter in Verbindung mit den Waſſervögeln und insbeſondere den Schwänen darſtellt (nach der Lindau'ſchen Ueberſetzung):

„Du ſiehſt wohl die Enten, wie ſie auf der Waſſerfläche hingleiten, indem ſie gleichſam Waſſerbahnen vor ſich hintreiben. Und nun das Gänſevolk — auch dieſe ſind nach der Natur gemalt, auf dem Waſſer und als Schwimmer. Dort die langbeinigen — mit überlangen Schnäbeln bemerkſt du wohl — Zugvögel, herrliche: der eine mit dieſem, der andere mit anderm Gefieder, auch in mannichfacher Stellung. Denn der eine ruht auf einem Steine auf einem Fuße; der andere lüftet ſein Gefieder; noch ein anderer putzt es; der da hat ſo eben etwas auf dem Waſſer gefangen; noch ein anderer hat ſich zur Erde geneigt, um Fraß zu ſuchen. Daß aber Liebesgötter auf den Schwänen reiten, iſt nichts Beſonderes; denn die Götter ſind keck, und treiben ſehr gern ihr Spiel mit den Vögeln. Doch darum wollen wir weder dieß Reiten unbeachtet laſſen, noch auch das Waſſer, worauf es geſchieht. Denn dieß Waſſer iſt das Schönſte an dem Sumpfe, weil es unmittelbar aus der Quelle kommt. — Es vereinigt ſich zu einem köſtlichen Schwimmbecken: mitten darin ſchwanken Amaranten hin und her, liebliche Blüthenähren, welche mit ihren Blättchen das Waſſer beſäen. Um ſie herum lenken Liebesgötter an goldenen Zäumen die heiligen Vögel: der eine läßt den Zügel

ganz schießen, der andere zieht ihn zurück; der da kehrt um, der letzte fährt schon um das Ziel. Und horch' einmal — glaubst du nicht zu hören, wie sie den Schwänen antreibend zurufen, und einander drohen und hohnnecken? Das liegt ja in ihren Mienen, der da sucht den Nachbar hinunter zu stoßen; der hat es schon gethan; der hat sich gern vom Vogel hinunter werfen lassen, um sich in der Wettbahn zu baden. Rings aber an den Ufern stehen die kunstverständigern von den Schwänen und singen, wie ich glaube, einen Marsch, als recht passend für die Wettfahrer. Als Zeichen des Gesanges siehst du den geflügelten Knaben da; das ist der West, welcher den Schwänen den Gesang einhaucht. Sein Bild ist zart und lieblich, zur Andeutung des Hauches. Auch die Flügel sind den Schwänen von dem Winde gelüftet."

Der Schwan kommt immer in edler Bedeutung vor und Eros ist ihm hold. Dagegen hat die Gans eine unedle und böse Bedeutung und Eros ist ihr feindselig. Man sieht ihn auf geschnittenen Steinen, wie er von einer Gans angezischt wird, wie er eine Gans seiner Mutter zutreibt, wie er eine fliegende Gans beim Fuße zurückhält, wie er eine Gans erwürgt, wie er sie als Beute triumphirend auf der Schulter trägt. Die Gans war bei den Alten dem Priap geweiht und dieß erklärt wohl zunächst ihre Verbindung mit dem Eros, so wie ihren Gegensatz gegen denselben, da Eros zwar mit der Sinnlichkeit spielt, aber doch den rohesten Ausdruck derselben haßt und bekämpft. Indeß war die Gans im Alterthum auch der Persephone geweiht und dieß führt zu neuen Beziehungen. Persephone ist die Fruchtbarkeit im finstern Innern der Erde, die Bewahrerin der Saaten im Winter, also immer noch eine der Liebesgöttin verwandte Gottheit, aber der Begriff der Nacht und des Todes herrscht bei ihr vor. Und so herrscht auch in der Gans, die den Winter verkündet, die böse Bedeutung vor. Beim Heran-

nahen des Winters ziehen die wilden Gänſe fort, und werden die zahmen gemäſtet und geſchlachtet. Dieß ſind Vorboten des Winters. Eros haßt alſo die Gans in demſelben Sinne wie er auch den Eber, das Sinnbild des Winters und den Mörder des Adonis haßt, des Lieblings ſeiner Mutter, der zugleich die ſchöne Jahreszeit bedeutet. Schwan und Gans bilden einen merkwürdigen Gegenſatz. Beide ſind Waſſervögel, beide repräſentiren das mütterliche Element aller Weſen; aber der Schwan iſt dem Apollo, dem geiſtig Schönen, zugewendet, die Gans dem gemeinen Priapos. Der Schwan iſt ein Sinnbild der Geburt im edlern Sinne, d. h. der in den Körper tretenden Seele; die Gans iſt dagegen ein Sinnbild des Todes oder wenigſtens des Verſchwindens der Seele im Körper, des winterlich erſtarrenden Lebens. Indeß haben die Künſtler, welche den Eros in Verbindung mit der Gans darſtellten, wohl ſchwerlich an jene myſtiſchen Beziehungen, wenigſtens nicht vorzugsweiſe gedacht und die Gans mehr ireniſch und in dem profanen Sinn aufgefaßt, wie ſie uns noch heute erſcheint, als ein Sinnbild der Dummheit oder dummen Bosheit. Man wird hier wohl auf die capitoliniſche Juno hingewieſen, welcher die durch Rettung des Capitols ſo berühmt gewordenen Gänſe geheiliget waren. Denkt man ſich nun die Gans als den Vogel der auf die zahlreichen Liebſchaften ihres Gemahls beſtändig eiferſüchtigen Göttin, und erwägt man, wie behülflich Eros dem Zeus jederzeit bei ſeinen zärtlichen Abenteuern war, ſo erhält der mit einer Gans kämpfende Eros dadurch wohl die natürlichſte Erklärung. Da inzwiſchen dieſe Gruppe bei den Alten ſo oft vorkommt, ſo gab es vielleicht eine kleine anekdotenartige Mythe, auf welche ſich die Darſtellung insbeſondere bezog und die uns verloren gegangen iſt.

Eros und der Haſe. Der Haſe war das Sinnbild der Fruchtbarkeit und zugleich der Furcht. Sinnig finden wir ihn daher bei den Alten mit Amor gruppirt. Amor liebkost und küßt einen Haſen, oder verſcheucht einen furchtſamen Haſen. Ueberaus artig iſt ein Bild des Philoſtratus „die Jagd der Eroten.“ (Hier nach Lindau's Ueberſetzung):

„Auch jener Haſe ſoll uns nicht entwiſchen; wir wollen ihn mit den Liebesgöttern hetzen. Dieſes Thier pflegt ſich unter den Apfelbäumen hinzuhocken, und die friſch abgefallenen Aepfel zu ſchmauſen, ſie angefreſſen aber liegen zu laſſen. Dieſen hier jagen ſie hin und her, und ſcheuchen ihn, der eine mit Händeklatſchen, der andere mit lautem Schrei, der dritte durch das Schütteln ſeines Wamſes. Und die einen fliegen über dem Haſen hin mit lautem Schreien; die andern ſetzen ihm zu Fuße nach. Der da wollte ſich von oben darauf hinwerfen; aber das Thier nahm eine andere Richtung. Der da wollte dem Haſen nach dem Laufe greifen; aber er iſt ſeinen Händen wieder entſchlüpft. Da lachen ſie und ſind hingefallen — der eine auf die Seite, der andere auf die Naſe, wieder andere rücklings, alle, wie wenn einem etwas entwiſcht iſt. Keiner aber ſchießt nach ihm, ſondern ſie ſuchen ihn lebendig zu haſchen, für Venus das liebſte Opfer. Du weißt ja wohl, was man vom Haſen ſagt, wie viel von Venus in ſeinem Weſen liegt. Vom Weibchen nämlich heißt es, daß es gleichzeitig ſeine Jungen ſäuge, und wiederum ſetze, und noch einmal trächtig werde; und ſo geht ihm keine Zeit ohne Gebären hin.“

Eros und der Hahn. Der Hahn war ihm geweiht, theils wegen ſeiner männlichen Kraft, theils wegen ſeiner Wachſamkeit. Deßhalb ſieht man auf antiken Bildern den Eros auf einem Hahn reiten oder mit zwei Hähnen fahren, zwei Hähne gegen einander hetzen, einen Hahn als Sieger bekränzen. Ob dabei ſchon an ironiſche Beziehungen, Eiferſucht und Hahnreiſchaft zu denken iſt, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Eros liebkost einen Hahn. Bittet er ihn, nicht zu früh zu krähen?

In ſeiner Beziehung zur Nacht kommt Amor auch mit der Eule und mit der Maus vor. Auf einer Gemme im Florentiner Muſeum ſieht man ihn auf einer Maus reiten; auf einer andern bei Taſſie (catal. N. 7219.) hält er eine Maus beim Schwanze. Die Maus iſt hier immer Sinnbild der Nacht.

Noch mehr Attribute, die ſich mehr aus dem Kreiſe der Aphrodite entfernen und dem des Bacchus und anderer Götter angehören, wollen wir nachher erwähnen. Wir ſchließen an die Gruppe des Eros und der Aphrodite unmittelbar eine zweite eben ſo bedeutſame, ja für die Geſchichte der Poeſie und Kunſt noch wichtigere an.

Eros und Pſyche. Die lieblichſte Dichtung des Alterthums. Pſyche wird immer als ein junges Mädchen gedacht mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, und ſie bedeutet die menſchliche Seele. Das Verhältniß der Seele zur Liebe iſt nun in dem der Pſyche zum Eros aufgefaßt, auf die zarteſte und zugleich tiefſinnigſte Weiſe in einem Mährchen, das uns Apulejus in ſeinem Werke vom goldenen Eſel mitgetheilt hat. Dieſe antike Mythe, die faſt mehr einem arabiſchen Feenmährchen gleicht, lautet ins Kurze gezogen, folgendermaßen: Ein König und eine Königin hatten drei ſchöne Töchter, von denen jedoch die jüngſte weitaus die ſchönſte war. Der Ruf ihres Liebreizes erfüllte die ganze Welt. Alles kam, die holde Pſyche zu bewundern; man fiel vor ihr nieder und betete ſie als die Venus an, während die Tempel der Göttin ſelbſt leer blieben. Darüber gerieth Venus in den heftigſten Zorn, rief ihren kleinen Sohn Amor herbei und beſchwor ihn, ſie zu rächen. Pſyche ſollte nun dadurch beſtraft werden, daß ſich trotz ihrer Schönheit Niemand um ihren Beſitz bewürbe, während ſie ſelbſt ſich in

das häßlichſte Ungeheuer, das die Erde trüge, verlieben ſollte. Alſobald meldeten ſich achtbare Freier und heiratheten die Schweſtern der Pſyche, ſie ſelbſt aber blieb ſitzen. Ihr bekümmerter Vater wendete ſich an das Orakel des Apollo und erhielt von dieſem den Befehl, die Pſyche bräutlich zu ſchmücken und an einem hohen Felſenabhang auszuſetzen, um den Freier zu erwarten, der aber nicht menſchlichen Geſchlechtes, ſondern das ärgſte Uebel der Welt ſeyn werde, das ſogar den Göttern trotze, und vor dem die Hölle ſelbſt ſich entſetze. Der jammernde Vater gehorchte und Pſyche wurde zur Hochzeit geſchmückt, aber nicht anders als wie zur Leichenfeier; ihre ahnungsvollen Verwandten nahmen wehklagend von ihr Abſchied und löſchten die Hochzeitsfackeln mit ihren Thränen. Da ſaß nun Pſyche allein auf dem Felſen und weinte ebenfalls bitterlich; aber ein ſüßer und warmer Wind umwehte ſie, der Weſtwind (Zephyr) hob ſie mit ihrem Gewande ſanft von allen Seiten zugleich auf, trug ſie leicht durch die Luft und ſetzte ſie in einem anmuthigen Thale ins Gras nieder. Nachdem ſie ſich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, ſah ſie vor ſich einen herrlichen Palaſt auf goldenen Säulen ſtehen, mit ſilbernen Wänden und Gebälk von Cedernholz und Elfenbein, überall reich geſchmückt mit Juwelen. Entzückt betrat die junge Pſyche dieſe ſchimmernden Hallen. Da vernahm ſie unſichtbare Stimmen: dieſes Schloß iſt dein, bleibe hier, erhole dich von deinem Kummer, ruhe dort im Schlafgemach aus und verlange von uns, was du willſt, denn wir ſind, wenn auch unſichtbar, bereit, dir zu dienen. Staunend folgte die Jungfrau der freundlichen Einladung, bediente ſich eines für ſie bereiteten Bades, ſetzte ſich zur Mahlzeit hin, horchte dem Geſang und Saitenſpiel der unſichtbaren Dienerinnen und ging endlich vergnügt zu

Bette. Als ſie eben entſchlummern wollte, hörte ſie neben ſich ein leiſes Geräuſch. Es war der Bräutigam, den ſie nach dem Befehl des Orakels auf dem Felſen hatte erwarten ſollen. Sie konnte ihn in der finſtern Nacht nicht ſehen, aber er war jung, mild, zärtlich und ſie erfreute ſich an ſeiner Liebe. Am frühen Morgen, ehe das Licht des Tages ins Gemach ſchien, war er ſchon wieder verſchwunden. Aber die Stimmen der Dienerinnen tröſteten ſie. In der nächſten Nacht kam er wieder; ſeine dringendſte Bitte war, daß ſie nie wünſchen und verſuchen ſollte, ihn zu ſehen, denn dann würde ſie eben ſo unglücklich werden, als ſie jetzt glücklich mit ihm ſey. Sie verſprach es. Da erlaubte er ihr, zu ihren Eltern und Schweſtern zurückkehren, um ſie über ihren Verluſt zu beruhigen und ihnen zu ſagen, daß ſie ganz glücklich verheirathet ſey; ja er duldete ſogar, daß ſie ſelbſt von ihren Schweſtern beſucht wurde und denſelben ihren ſchönen Palaſt und ihre Schätze zeigen durfte. Beim Anblick all dieſer Herrlichkeit aber entbrannten die beiden Schweſtern in Neid und ſuchten Pſychens Glück zu trüben. Argliſtig überredeten ſie ſie, ihr unſichtbarer Gatte ſei ein giftiger und ſcheußlicher Drache, das häßlichſte Ungeheuer der Erde, was ſie bald inne werden würde, wenn ſie ihn erſt einmal ſähe. Ja ſie brachten es ſo weit, daß ſie ſich entſchloß, ihn bei Nacht im Schlaf mit einer Lampe zu beleuchten, und, wenn ſie ſeine Drachengeſtalt ſähe, mit einem Dolche zu durchbohren. In der nächſten Nacht führte ſie, uneingedenk ihres Verſprechens, den zärtlichen Gatten niemals ſehen zu wollen, den thörichten Verſatz aus, ſchlich ſich mit Ampel und Dolch leiſe zu dem Schlummernden und erkannte, daß es kein häßlicher Drache, ſondern der ſchönſte aller Götter, der Gott der Liebe ſelbſt war. Aufs ſüßeſte erſchreckt, ſank ſie in die

Knie und verbarg die unnütze Waffe. Aber ſie vermochte nicht zu entfliehen. Der Anblick ſeiner Schönheit zog ſie unwiderſtehlich an. Sie mußte immer von neuem die Lampe nach ihm richten, um ſeine goldene Locken, ſeine roſigen Wangen, ſeine ſchneeweißen Flügel und ſeinen ſchönen Körper, hingegoſſen in reizendem Schlummer, zu bewundern. Auch ſah ſie jetzt zum erſtenmal ſeinen Bogen und den Köcher voll Pfeile, die am Fuße des Bettes lehnten und keinen Zweifel übrig ließen, wer der ſchlummernde Gott ſey. Sie nahm einen der ſpitzen Pfeile aus dem Köcher und ritzte ſich darin, weil ſie zu ſehr zitterte. Da durchſtrömte ſüßes Feuer ihre Adern. Sie vergaß alles und neigte ſich über den Schlummernden, ihn leiſe zu küſſen; aber ein heißer Tropfen fiel aus der Lampe auf die Schulter des jungen Gottes und er erwachte.

Erſchrocken ſprang er auf, ſah voll Unwillen, daß ſie ihm die Treue gebrochen, und flog auf und von dannen. Vergebens breitete ſie die Arme aus, griff nach ihm in die leere Luft und verfolgte ihn. Endlich ſank ſie troſtlos zu Boden. Da redete ſie Amor vom Gipfel einer Cypreſſe, auf der er ſich niedergelaſſen, zürnend an: „Elende, um deinetwillen übertrat ich das Gebot meiner Mutter, die dich dem häßlichſten Sterblichen vermählen wollte, und gab mich ſelbſt an ſeiner Stelle dir hin. Meine Freiheit hab' ich dir geopfert, ich, der alle beherrſchte, wurde von dir beherrſcht. Thor, der ich war! Wohl hatteſt du recht, mich für ein dummes Thier zu halten, den du ſo betrügen konnteſt. Doch du haſt dein eigenes Glück zerſtört, ſo habe nun meinen Fluch!" So zürnend verſchwand er vor ihren Augen.

Pſyche ſchwamm in Thränen, rang die Hände und raufte ihre ſchönen Haare aus. Sie wollte nicht länger leben und

ſtürzte ſich in den nächſten Fluß; aber die großmüthige Welle trug ſie zärtlich ans andere Ufer. Da ſaß Pan, der Hirtengott, unter einer Ziegenheerde, und redete ſie vertraulich an: liebe Tochter, ich bin ein alter und erfahrner Mann, deſſen guten Rath du nicht verſchmähen darfſt. Laß ab von deinem Kummer, deinem nutzloſen Weinen, und den Verſuchen, dich ums Leben zu bringen. Widme dich vielmehr der Reue und demüthigem Gebet zu dem großen Gotte, dem du vermählt biſt. Dadurch wirſt du ihn gewiß endlich erweichen und dir wieder verſöhnen. Pſyche ſah ihn an, antwortete nichts, bezeugte aber anbetend dem alten Gott ihre Dankbarkeit und nahm ſeine Worte zu Herzen.

Darauf gelangte ſie in eine Stadt, die einer ihrer Schwäger als König beherrſchte. Ihre Schweſter empfing ſie mit erheuchelter Freundlichkeit, ſtieß ſie aber ſogleich von ſich, als ſie vernahm, welches Unglück ihr begegnet ſey. Die Neidiſche hoffte, Amor würde ſie ſelbſt jetzt anſtatt ihrer bethörten Schweſter zur Frau nehmen wollen, begab ſich auf den Felſen und bat den Zephyr, ſie in Amors Palaſt zu bringen. Aber Zephyr kam nicht, und als ſie hinabzufliegen wähnte, ſtürzte ſie und brach den Hals. Unterdeß war Pſyche zu ihrer zweiten Schweſter gekommen, die ſich ganz auf dieſelbe Weiſe betrug, dieſelbe unſinnige Hoffnung hegte, ſich auf den Felſen begab, und ſich, gleich der erſten, zu Tode fiel.

Pſyche irrte nun weiter durch die Welt, in der Hoffnung, ihren Amor wiederzufinden. Dieſer aber lag unterdeß im Bette ſeiner Mutter an der Brandwunde krank und ſehr traurig. Venus aber wußte nichts davon, denn ſie vergnügte ſich damals, im Meere zu baden. Da brachte ihr ein über dem Meere ſchwebender Schwan die Nachricht, wie es ihrem Sohn ergangen ſey, und daß die ganze Welt ins Stocken zu

gerathen anfange, daß nirgends mehr eine Hochzeit gefeiert werde ꝛc., weil Amor krank läge, und ſie, einſam im Meere badend, ebenfalls um die Menſchen ſich nicht mehr bekümmere. Schon habe man allgemein der Liebe entſagt und beſchäftige ſich nur noch mit Eſſen und Trinken. Venus hörte alle dieſe Dinge nicht ohne Beſtürzung an, und als ſie vollends hören mußte, daß es Pſyche ſey, um derentwillen Amor leide, flammte ihr alter Zorn gegen dieſes Mädchen von neuem auf. Schnell dem Meere enteilend, ſchwebte ſie hin zum Krankenlager des Sohnes, warf ihm ſeinen Ungehorſam, ſeinen Undank für ihre mütterliche Liebe vor, ſchalt ihn tüchtig aus, drohte ihn gänzlich von ſich zu ſtoßen und ſchied von ihm in der heftigſten Aufregung. Der Erzürnten begegneten Juno und Ceres und ſuchten ſie zu beruhigen, aber vergebens; Venus wollte nicht eher ruhen, bis ſie ſich aufs grauſamſte an der unſeligen Pſyche gerächt haben würde.

Mittlerweile war Pſyche auf einen Berg geſtiegen, auf dem ein Tempel der Ceres ſtand. Er war leer, aber es lagen darin eine Menge angefangener Aehrenkränze, für ein Feſt der Göttin beſtimmt, die aber von den Arbeitern in Unordnung waren liegen gelaſſen worden. Pſyche konnte dieſe Verwirrung im Heiligthum nicht anſehen und war fleißig bemüht, alles ſchicklich zuſammenzulegen. Indem kam die Ceres ſelbſt, erkannte Pſychen und rieth ihr voll Mitleid, ſich eilig zu verbergen, denn die zürnende Venus ſuche ſie überall. Vergebens bat Pſyche, ſich unter den Aehren verſtecken zu dürfen; Ceres ſagte, es ſey ihr nicht ſchicklich, etwas zu thun, was der Venus, ihrer theuren Verwandten, mißfalle. Nachdem nun Pſyche in großer Sorge hatte aus dem ährenreichen Tempel weichen müſſen, gelangte ſie in einen dichten und finſtern Wald und fand mitten darin einen Tem-

pel der Juno. Hier betete sie inbrünstig zur Königinn des Himmels und diese erschien ihr, erklärte ihr aber ebenfalls, daß sie nichts thun möge, was der Venus mißfalle, und wies sie aus dem Tempel hinaus. Doch gab sie ihr den Rath, sie solle, da sie doch dem Zorn der mächtigen Liebesgöttin nicht werde entrinnen können, sich lieber gleich ein Herz fassen und sich derselben freiwillig überliefern. Auch werde sie ihren Gatten, den sie so sehnlich suche, nirgends anderswo als bei seiner Mutter finden. Diesen Rath befolgte Psyche und suchte die Wohnung ihrer ergrimmten Schwiegermutter mit frommer Hingebung in ihr Schicksal. Venus selbst hatte unterdeß im ganzen Olymp Lärm gemacht, sich bitter über die Unehre beklagt, die ihr durch ein sterbliches Mädchen widerfahren, den Mercur in Anspruch genommen und überall im Himmel wie auf Erden die flüchtige Psyche ausschreiben und einen Preis für ihre Beifahung aussetzen lassen. Da erschien die Schuldige vor den Pforten ihres Tempels freiwillig. Gewohnheit, eine Dienerin der Venus, erblickte sie, schalt sie heftig aus, ergriff sie bei den Haaren, und schleppte sie, die sich nicht sträubte, zur Göttin. Venus empfing sie in einer außerordentlichen Bewegung, betrachtete die Nebenbuhlerin ihrer Schönheit mit sehr gemischten Empfindungen, lachte laut auf, ergrimmte dann von neuem und sprach: ist es endlich Zeit, deine Schwiegermutter zu begrüßen? oder kommst du nicht einmal zu mir, sondern willst nur deinen kranken Mann besuchen? Geduld, ich werde dich behandeln, wie es eine solche Schwiegertochter verdient! Darauf befahl sie ihren Dienerinnen, der Sorge und der Traurigkeit, sie ausgesucht zu quälen.

Psyche war schwanger, aber ohne Mitleid wurde sie gegeißelt und auf alle Art gepeinigt und dann blutig und ent-

ſtellt wieder vor die Venus gebracht, die ſie in dieſem kläglichen Zuſtande noch aushöhnte und bitter verſpottete, ja ſie bei den Haaren faßte und ihr alle Gewande herunterriß. Dann erſann ſie eine neue langwierige Marter für die arme Pſyche. Sie ließ alle Arten von Getreidekörnern, Hirſe, Linſen ꝛc. durch einander miſchen und befahl ihr, aus dem Haufen jede beſondere Art wieder auszuleſen und zu ſondern. Allein gelaſſen bei dieſer Arbeit wollte Pſyche verzweifeln; aber da kam eine kleine Ameiſe, ſah, wie betrübt die arme Pſyche war, erbarmte ſich ihrer und rief alle ihre Gefährten herbei. Da kamen die Ameiſen, ein ganzes hülfreiches Heer herbei, machten ſich an den Haufen und trugen alle Körner jegliches nach ſeiner Art, auf ein beſonderes Häuflein und noch ehe es Abend wurde, waren ſie fertig und entfernten ſich. Venus kam von einer Hochzeit, die ſie feiern helfen, mit Roſen bekränzt und nach Wein duftend, im üppigſten Glanz ihrer Schönheit zurück, weidete ſich am Anblick ihrer unglücklichen Gefangenen, wunderte ſich ärgerlich über die vollendete Arbeit und ſperrte ſie ein, wie ſie andererſeits auch den Amor eingeſperrt hielt, damit die Liebenden nicht zuſammenkommen möchten. Ja ſie rupfte dem armen Amor ſogar ſeine ſchönen Flügel aus, damit er ihr nicht entflöge.

Am andern Tage befahl Venus der Pſyche, ihr Wolle von goldenen Schafen zu bringen, die in der Ferne an einem Bache, nahe bei einem Walde weideten. Dieſe Thiere waren aber ſehr wilder und grauſamer Art, ſie hatten ſteinerne Stirnen und ſcharfgeſchliffene Hörner und verſetzten giftige Biſſe. Gleichwohl ging Pſyche dorthin, nicht um die Wolle zu holen, ſondern um ſich in den Bach zu ſtürzen und ihr Leben zu endigen. Als ſie am Bach angekommen war, wurde ſie plötzlich von einer Stimme angeredet, die aus dem Schilf

des Baches that: „Du arme Pſyche, behalte dein Leben, verunreinige mein heiliges Waſſer nicht durch deinen Leichnam; hole vielmehr, wie dir geboten iſt, die Wolle von den Schafen. Wenn die heiße Mittagszeit vorüber iſt, pflegt ſich ihre Wuth zu ſtillen und dann kannſt du ohne Gefahr die Wolle einſammeln, die in den Hecken umher hängen geblieben iſt.“ Pſyche befolgte dankbar dieſen guten Rath und brachte eine ganze Menge des weichen Goldes in ihrem Schooße heim. Venus ärgerte ſich von neuem ſehr, daß ihr Anſchlag mißlungen war.

Darauf befahl Venus dem armen Mädchen, ihr einen Krug voll Waſſer aus einem ſchwarzen Quell zu bringen, der ſich auf der Spitze eines hohen Berges befand. Aber Pſyche verirrte ſich auf dem Wege, kam an ſchroffe Abgründe, wo ſie nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte und auf allen Seiten von langhalſigen und großaugigen Drachen umgeben war, welche den Fluß bewachten, der aus der Quelle oben herabfloß. Da in ihrer höchſten Noth erſchien ihr der Adler des Jupiter und ſchwebte hülfreich zu ihr nieder, denn er war von jeher ein Freund des Amor wegen der guten Dienſte, welche dieſer dem Jupiter immer geleiſtet hatte und beſonders weil Amor den Ganymed nach dem Olymp entführt hatte, den gutmüthigen Mundſchenken des Göttervaters, der auch dem Adler fleißig die Nektarſchale reichte. Dieſer Adler nun ſagte der Pſyche, es ſey ihr unmöglich an die Quelle zu gelangen, denn das ſey die Quelle des Styx, des ſchrecklichen Höllenfluſſes, bei dem die Götter ſchwören. Er aber wolle ihren Krug nehmen und ihn füllen. Alſo that er und brachte ihr den vollen Krug, mit dem ſie vergnügt zu ihrer ſtrengen Schwiegermutter zurückkehrte.

Nun trachtete Venus, die ihr Verhaßte endlich ſicher zu verderben und befahl ihr, in die Unterwelt ſelbſt hinabzuſteigen und die Göttin Proſerpina um ihre Schminkbüchſe zu bitten, denn am Krankenlager ihres Sohnes habe Venus ihre Schönheit eingebüßt und bäte nun ihre unterirdiſche Freundin, ihr ein wenig von der ihrigen zu leihen. Pſyche verzweifelte, je dieſen Auftrag ausführen zu können, und wollte ſich von einem Thurm herabſtürzen, aber der Thurm ſelbſt fing an zu reden, ſprach ihr Troſt zu und belehrte ſie, wohin ſie gehen müſſe, um den Eingang in die Unterwelt zu finden. Auch rieth er ihr, zwei Obolen in den Mund zu nehmen, um dem Charon das Fährgeld zu bezahlen, und in jede Hand eine Schüſſel voll Brei, um beim Ein- und Ausgang den Höllenhund Cerberus zu beſchwichtigen, auf alles andere aber nicht zu achten, denn Venus werde ſie auf mannichfache Art verſuchen laſſen, um ſie dahin zu bringen, daß ſie die Geldſtücke aus dem Munde, oder die Schüſſel aus der Hand fallen laſſe oder weggebe. Pſyche befolgte dieſen Rath und ging. Zuerſt begegnete ihr ein lahmer Eſeltreiber und bat ſie, einige Stücke Holz, die vom Eſel herabgefallen, ihm aufleſen zu helfen; aber ſie ließ ſich nicht irre machen, und ging vorüber. Dann kam ſie an den Styx und Charon forderte ſeinen Lohn, mußte ihr aber den Obol ſelbſt aus dem Munde nehmen, da ſie die Schüſſeln nicht weglegen wollte und keine Hand frei hatte. Ein greiſer Todter tauchte aus dem Fluſſe auf, ſtreckte ihr ſeine verfaulten Hände entgegen und bat ſie flehentlich, ihn ins Schiff zu ziehen. Aber ſie unterdrückte ihr Mitleid, denn auch das war nur ein Gaukelſpiel, ſie zu verſuchen. Und ſo gelang es ihr, allen Gefahren zu entrinnen und von der Göttin der Unterwelt die koſtbare Büchſe zu erhalten, in welcher die göttliche

Schönheit enthalten war. Auf dem Rückweg aber beſann ſich Pſyche, wie thöricht ſie handle, daß ſie ihrer grauſamen Feindin eine ſo herrliche Gabe brächte, da ſie ſich derſelben vielmehr ſelbſt bedienen könnte. Gedacht, gethan. Sie öffnete die Büchſe, ſah hinein, fand ſie völlig leer und hatte ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht erholt, als ſie plötzlich von einem tiefen und todtenähnlichen Schlafe befallen wurde, der in der Büchſe verborgen geweſen war.

Amor war inzwiſchen von ſeiner Brandwunde geheilt, und die Sehnſucht, Pſychen wiederzuſehen, ließ ihn nicht ruhen. Zum Glück waren ihm ſeine Federn wieder nachgewachſen und es gelang ihm, ſeiner grauſamen Mutter durch ein kleines Fenſter zu entſchlüpfen. Raſch durch die Lüfte eilend fand er Pſychen in tiefer Ohnmacht, zog aber den Schlaf, der ſie eingenommen hatte, wieder aus ihrem Leibe heraus und verſchloß ihn wieder in die Büchſe, zog dann einen Pfeil aus ſeinem Köcher und weckte damit Pſychen, ohne ſie zu verwunden. Siehſt du, ſprach er mit einem ſanften Vorwurf, ſo haſt du dich nochmals von deinem Vorwitz verleiten laſſen! Aber mach' geſchwind und bringe meiner Mutter die Büchſe, für alles andere will ich ſorgen. Sprach's und entflog. Das beſtürzte Mädchen gehorchte. Amor aber eilte zum Thron des Jupiter und bat dieſen, ſeine Mutter zu beſänftigen und ihm zum Beſitz ſeiner geliebten Pſyche zu verhelfen. Jupiter nahm anfangs eine ſtrenge Miene an und ſagte ihm, er habe es nicht um ihn verdient, denn ſeine Schalkheit habe oft genug der Würde Eintrag gethan, die den Olympiſchen gezieme. Um dieſer Schelmereien willen ſey er, der Göttervater ſelbſt, oft genug ein Thor geworden, ja ſogar in thieriſche Geſtalt verwandelt unedler Liebe nachgegangen. Indeß, er wolle Gnade für Recht ergehen laſſen.

Sprach's und befahl dem Mercur alle Götter zuſammenzurufen.

In der vollen Götterverſammlung nun hielt Jupiter Gericht über Amor und verurtheilte ihn, den leichtſinnigen Verführer, zum Eheſtande als zu ſeiner gerechten Strafe und zu der Art von Buße, die am beſten geeignet ſey, ihn von ſeinen ausſchweifenden Neigungen für immer zu heilen. Der Venus aber ſollte dabei kein Eintrag geſchehen, ſie ſollte an ihrer Schwiegertochter keine Schande erleben, denn er wolle die Pſyche ſofort zum Range der Götter erheben. Auf ſeinen Befehl eilte Mercur zur Erde hinab und brachte die ſtaunende Pſyche herauf in die glänzende Götterverſammlung. Zeus ſelbſt empfing ſie und reichte ihr den Trank der Unſterblichkeit. Dann wurde ihre Vermählung mit Amor gefeiert und das glückliche Paar ſaß oben an bei der Göttertafel und neben ihnen Jupiter und Juno, dann alle andern. Liber bot Wein umher, Vulcan die Speiſen, die Grazien goſſen Wohlgerüche aus, die Muſen ſangen zum Saitenſpiel des Apollo, und als die Hochzeitstänze begannen, führte Venus ſelbſt den Reigen und der alte Pan blies dazu auf ſeiner Flöte.

Alſo wurde Pſyche des Amors Gattin und gebar bald darauf einer Tochter, die man Voluptas nannte.

Dieß iſt die alte Dichtung des Apulejus, die von neuern Dichtern unendlich oft nachgeahmt und zum Theil (nicht ſelten in einem zu modern ſentimentalen Sinn) weiter ausgeführt worden iſt.

Der Sinn dieſer unübertrefflich ſchönen Mythe iſt einfach: durch Liebe wird die menſchliche Seele zwar gepeinigt und gemartert, aber auch geläutert und würdig der Unſterblichkeit.

Die Kunst der Alten hat diese Mythe weiter ausgeführt und Amor und Psyche in einer Menge von Situationen dargestellt: Psyche allein schwermüthig, geduldig, hoffend, — Psyche in Thränen, — Psyche schlummernd, Amor vor ihr scheu und lauschend, mit dem Finger auf dem Munde, — Psyche schlummernd, von Amor leise mit der Pfeilspitze geweckt, — der versteinerte Kuß, die berühmte Marmorstatue im Capitole, Amor und Psyche, die sich aufs herzlichste küssen, vielleicht das Lieblichste, was uns von alter Kunst erhalten blieben ist. Auch der Brautzug des Eros und der Psyche (Nr. LXX der schönen Gemmenbilder von Streich und auch anderwärts oft abgebildet) ist eine der reizendsten Darstellungen des Alterthums. Verschämt und zitternd geht das Pärchen unter dem Schleier, vom fackeltragenden Hymen geführt, und über ihre Köpfchen wird ein Korb voll Aepfel emporgehoben. Daß Eros hier nicht im Jünglingsalter, sondern wie auch Psyche als Kind erscheint, ist eine poetische Licenz, welche das Naive der Darstellung noch erhöht.

Vom Kuß des Eros und der Psyche singt Herder:

Ein Seufzer, der von Mund zu Munde fliegt,
Wenn Seele sich an Seele innig schmiegt;
Der Herzen Uebergang, da leis' und still
Das süße Wort zum Wort nicht werden will;
Das süße Wort zum Wort nicht werden kann:
Verloren schauen sich die Seelen an,
Und schöpfen in der Gottheit reinstem Quell
Gedanken, Wünsche, Blicke zart und hell;
Der Hauch, der dem das Leben sich verlängt,
Der Athem, den der Busen aus sich drängt,
Der Augenblick, der Ewigkeit Genuß,
Der Wesen reinste Wollust ist — ein Kuß.

Vom ewigen Bunde zwischen Eros und Psyche dichtete Herder auch noch ein anderes schönes Lied:

Ueber den Grüften sah ich oft verschlungene Hände;
Amor und Psyche knüpft schweigend ein ewiger Kuß.
Wohnet Lieb' in der Gruft! und birgt die Asche der Todten,
Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl!
Wanderer, lies: „Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich."
Drücke sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen;
Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Zuweilen erscheinen zwei Psychen als liebendes Paar und Amor selbst als die sie verbindende Liebe. So ziehen zwei Psychen oder Schmetterlinge einen Wagen, auf dem Amor sitzt, die Lyra im Arm. Ein Gedicht der griechischen Anthologie gibt dazu die Erklärung:

Liebe, dich trägt ein Wagen, von Schmetterlingen gezogen,
Und du regierst sie sanft, spielend die Leyer dazu.
Gütiger Gott, laß nie, laß nie die Fessel sie fühlen,
Unter melodischem Klang fliegen sie willig und froh.
(Uebersetzt von Herder.)

Auch findet man zwei Eroten, die eine Psyche ziehen, was mancherlei Sinn zuläßt.

Psyche wird zuweilen auch in den bacchischen Kreis hinübergezogen. So finden wir zwei Psychen, die den trunkenen Bacchus im Wagen ziehen, gelenkt von Amor. Oder mehrere Psychen vor Satyrn fliehend, ein sehr reizendes Bild. Es verdient bemerkt zu werden, daß Psyche durchaus keine frivole Anspielung, keinen unreinen Nebengedanken verträgt. Wo sie den Satyr kommen sieht, flieht sie. Wo dem Eros ein Bock oder ein ähnliches Attribut gemeiner Sinnlichkeit zugesellt wird, ist Psyche niemals dabei.

Oft hilft Amor der Psyche oder leidet mit ihr. Beide ziehen den Pflug oder arbeiten mit der Hacke. Es ist kaum zu begreifen, wie Winckelmann (Donaueschinger Ausgabe IX.

S. 10[illegible].) glauben konnte, die Psyche mit der Hacke sey ein Sinnbild des Ackerbaues. Sie kann nur die Arbeit und Mühe bedeuten, die uns die Liebe macht, oder der wir uns aus Liebe unterziehen. Zwei Psychen vor dem Wagen oder Pflug des Eros bedeuten wieder das nämliche, zwei durch Liebe verbundene Seelen. — Bei diesen Sinnbildern findet sich nicht selten der Hund als Symbol der Treue. Auch reitet in diesem Sinn Eros zuweilen auf einem Hunde. Auf einem Basrelief von Thorwaldsen liebkost Eros einen Hund.

Besonders häufig kommen bei den Alten Bilder vor, auf denen Psyche von Eros (aus Muthwillen oder Eifersucht) geplagt wird. Er bindet sie, er trifft sie mit seinem Pfeil. Er spannt sie vor seinen Wagen, vor seinen Pflug ꝛc. Er reißt sie bei den Haaren. Sie kniet vor ihm. Sie ist gefesselt und wird von vier Eroten umflattert. In der Lippertschen Sammlung kommt ein geschnittener Stein vor (I. Nr. 78[illegible].), auf dem zwei Eroten eine Psyche zerreißen, und ein dritter auf einem Delphin entflieht. Soll es Strafe der treulosen Liebe oder Rettung der Liebe in ein besseres Land bedeuten?

Häufig, namentlich auf geschnittenen Steinen wird Psyche bloß als Schmetterling aufgefaßt (wie man gewisse Motten noch jetzt bei uns Geistchen und in England Seelchen nennt). Eros hält einen Schmetterling über seine brennende Fackel — hält einen am Faden und läßt ihn flattern — trifft ihn mit dem Pfeil — spießt ihn auf — reißt ihm die Flügel aus — wird von zweien gezogen — pflügt mit zweien ꝛc. Eines der lieblichsten Bilder dieser Art ist der Schmetterling, der auf den zusammengebundenen Händen oder den Fesseln des gefangenen Amor kriecht, Psyche voll Mitleid für den, der sie so plagt. — Sehr schön sagt der spanische Dichter

Gaspar Gil Polo von den Leiden der Psyche durch den Amor: wie grausam, daß du die am meisten quälst, die dir am treuesten sind, und dir alles, selbst ihr Leben hingeben!

Zuweilen wird auch umgekehrt Eros von der Psyche geplagt. Damit ist aber immer nur die Herrschaft einer kraftvollen und treuen Seele über den unbeständigen und flatterhaften Eros gemeint. So heißt es in der griechischen Anthologie:

> Sage, wer hat dich, Eros, an diese Säule gefesselt?
> Psyche, sie fesselte mich an die Beständigkeit selbst.

Sehr häufig kommt Psyche in Begleitung des Eros oder auch allein in Verbindung mit dem Delphin vor. Was der Delphin bedeutet, haben wir oben schon erörtert.

Von der Psyche, die mit Delphinen schifft, heißt es in der griechischen Anthologie:

> „Wohin ruderst du, Psyche, von zwei Delphinen geführet?"
> Ueber des Lebens Strom gleit' ich, o Wanderer, hin.
> Glücklich wurden auf ihm mit Musen-liebende Führer,
> Und zur sicheren Fahrt Ruder und Steuer verliehn.

Hier deutet der Delphin wieder ausdrücklich auf die Harmonie, auf ein durch Liebe nicht nur beglücktes, sondern auch veredeltes Leben hin. Statt der Psyche selbst kommt zuweilen auch nur ihr Symbol, ein Schmetterling vor, der über den Delphinen schwebt. Man darf dabei nicht bloß an eine glückliche Fahrt durchs Leben, man muß wohl auch an die Hinüberfahrt zu den seligen Inseln denken.

Hat schon der Delphin bei den Alten immer eine ernste sittliche Bedeutung, so noch vielmehr Psyche, deshalb darf ihre Verbindung nicht auf etwas Gemeines bezogen werden.

Wenn Winkelmann bei dem Schmetterling an den fächelnden Zephyr denkt, der die Schifffahrt begünstigt, so scheint mir diese Erklärung nicht genügend, da die Alten, um einen so gewöhnlichen Gedanken auszudrücken, nicht die Symbole des Edelsten gewählt haben würden.

Zunächst bedeutet der Delphin der liebenden Seele, daß sie glücklich ihr Ziel erreichen werde. Ein Delphin war es, auf dessen Rücken Poseidon einst blitzschnell das Meer durcheilte, um zu seiner geliebten Amymone zu gelangen. Nach Athenäus ist der Delphin, wie die Venus selbst, und mit ihr zugleich aus dem Blute des Uranus, als er ins Meer fiel, entstanden. Insofern ist er gewissermaßen das Hausthier der Venus und wird ihr auch von den Künstlern häufig beigestellt. Aber es ist kein Attribut in dem Sinn, wie Bock, oder Hase, oder Taube, sondern in einem vollkommen reinen Sinn, nicht dem niedern bacchischen Kreise angehörig, sondern dem höhern apollinischen. Der Delphin mahnt die Venus an ihren himmlischen Ursprung. Also scheint es auch, Psyche folge dem Delphin nur in eine reinere Region.

Dieß halte ich für um so wahrscheinlicher, als der Schmetterling auf dem Delphin muthmaßlich im genauesten Zusammenhange steht mit dem Schmetterlinge auf der Fackel. Beide kommen zu oft vor, als daß sie nicht eine dem Alterthum sehr geläufige Idee bezeichnen sollten und beider Sinnbilder scheinen sich einander zu ergänzen. Psyche verbrennt an der Fackel des Eros, d. h. durch Liebe wird die Seele geläutert und gereinigt, wenn auch der Leib sterben muß; aber eben dadurch wird die Seele unsterblicher Freuden im Elysium fähig, zu denen sie nach den Begriffen der Alten nur über das Wasser hinüberschweben konnte.

Die schöne Mythe von Amor und Psyche hat auch Raphael in einem Cyclus von reizenden Bildern verewigt. Seine Auffassung ist voll Unschuld und Adel. Nicht dasselbe kann man von vielen neuern Darstellungen rühmen. Man stößt dabei oft auf eine falsche Empfindsamkeit und Geziertheit, in Bildern, wie in Gedichten. Es mag genug seyn, hier an Mathisson zu erinnern. Auf ächt französische Weise geistvoll raffinirt ist dagegen das berühmte Bild von Gerard in Paris, auf welchem Eros der Psyche „das Geheimniß der Natur" enthüllt und sie ihm staunend, entzückt und wie in eine neue Welt blickend zuhört. Die Idee wäre natürlich und nicht unedel, wenn man nicht durch die Richtung, welche Poesie und Kunst in Frankreich genommen haben, unwillkürlich gezwungen wäre, von keuscher Naivetät und classischer Reinheit zu abstrahiren.

Das Attribut der Lyra, das bei den Alten so häufig mit der Psyche zugleich vorkommt (der Schmetterling auf der Lyra, Eros den Schmetterlingswagen lenkend mit der Lyra, Eros zur Heimath der Psyche oder den seligen Inseln auf einem Delphin schiffend mit der Lyra ꝛc.), leitet uns in die höchste und edelste Sphäre, wohin die Liebe führen soll. In der Hand des Eros nämlich spielt die Lyra auf die Venus Urania, auf die himmlische Liebe, auf die Harmonie der Sphären an. Die Saiten der Lyra werden zu Planeten und Planetengöttern, durch deren Einklang die Welt besteht, und deren Einklang die Liebe ist.

Aber diese Lyra in des Eros Hand bedeutet auch die Bildung gegenüber der Barbarei, die durch Wissen und Kunst veredelte Liebe im Gegensatz gegen die thierische Liebe. Auf einem antiken, zu Resina ausgegrabenen Wandbilde, das im Museum zu Neapel aufbewahrt wird, erscheint dieser Gegen-

ſatz deutlich ausgedrückt. Eros ſitzt auf einem Wagen von Greifen gezogen und ſpielt die Lyra, vor ihm her trägt ein anderer Eros einen Teller voll Feigen. Der Wagen und das Zweigespann bedeutet die Ehe; die Greife drücken die bezähmte Kraft oder die Beſtändigkeit (das Feſthalten) aus, die Feigen weiſen auf die rein ſinnliche Liebe hin; die Lyra aber in des Eros Hand beherrſcht mit ihren himmliſchen Tönen den ganzen Zug. Dieß iſt alſo ein ſehr gutes Sinnbild für eine glückliche Ehe und für die Civiliſation, die eine Folge der ehelichen Harmonie iſt.

In andern Fällen hat die Lyra vielleicht mehr ausſchließlich Beziehung auf die Poeſie und zwar auf die erotiſche im edlern Sinne. Im unedlern ſinnlichen Sinne erſetzt ſie bekanntlich die Flöte. Geſang gewinnt die Herzen und ſtimmt ſie für die Liebe. So zeigen uns alte Gemmen und ſymboliſche Darſtellungen den Eros, wie er die Lyra ſpielen lernt, oder wie er ſie einer Nymphe ſpielen lehrt; ein andermal ſehen wir ihn ruhig auf der Lyra ſchlafen. Auch zornig über den mißlungenen Erfolg, zerreißt er eine Lyra. Oder mehrere Eroten zanken ſich um dieſelbe.

In demſelben Sinne wird Eros mit dem Dichtergott Apollo zuſammengeſtellt. Zierlich bittet der kleine Eros mit gefalteten Händen den Apoll um die Lyra. Apoll ſpielt ihm und züchtigt ihn mit ſeinem eigenen Bogen. Das heißt: weil du ſinnlich, muthwillig und treulos biſt, gebührt dir die Gabe des edlern Geſanges nicht.

Amor in der Schule der keuſchen Muſen. Amor weckt die ſchlafende Muſe. Die Muſe weckt den ſchlafenden Amor. Wie ſchon die Züchtigung des Eros durch Apollo andeutet, ſind die ernſten Muſen dem flatterhaften Eros oft ſtreng und unerbittlich. Bei Lucian predigt Eros ſelbſt ein, er ſey

mächtiger als alle Götter und bezwinge alle, nur die Musen allein widerstehen ihm. Doch überall, wo Eros dem Flattersinn und faunischen Neigungen entsagt, sind ihm die Musen innig befreundet.

Von der Gewalt der Musen über den Eros singt Kallimachus (nach Jacobs):

Treffliches Mittel fürwahr, um der Sehnsucht Schmerzen zu lindern,
Hat, von der Liebe bethört, einst Polyphemus entdeckt.
Eros zehret am schnellsten sich ab in der Musen Gemeinschaft;
Und in den Kenntnissen liegt eine curirende Kraft.
Dieß ist, denk' ich das einzige Gut, das Hunger gewähret;
Kränkelnde Liebesbegier reißt mit der Wurzel er aus.
Beiderlei Mittel besitz' ich fürwahr in dem reichlichsten Maaße;
Und ich beschneide dir leicht, Knabe, die Schwingen damit.
Nicht so viel jetzt fürcht ich dich mehr! Mir steht ja zur Heilung
Schmerzlicher Wunden zu Haus jegliches Mittel bereit.

Aber noch sinniger Anakreon (nach Ramler):

Die Musen banden Amoren
Mit ihren Blumenkränzen,
Und gaben ihm die Schönheit
Zur Wächterinn. Cythere
Beinat Lösegeld, und suchet
Ihn wieder frei zu machen.
Sie mach' ihn frei! er geht nicht;
Der gute Dienst gefällt ihm.

Das Verhältniß des Eros zu den Musen ist schön gedacht in einem Liede des Bion (übersetzt von Herder):

Nein! es fürchten ihn nicht die Musen den grausamen Amor,
Vielmehr lieben sie ihn und gehn ihm nach, wo er hingeht.
Aber flieh den, der ihnen mit liebentfremdeter Seele
Folgt, sie fliehen und weigern es, ihn Gesänge zu lehren.
Aber hat die Amor das Herz getroffen und singst du

Dann dein liebliches Lied, auf einmal eilen sie zu dir
Alle. Wie mir geschieht; der Wahrheit bin ich ein Zeuge.
Preis' ich irgend jemand, der Menschen und seligen Götter
Einen; die Zunge stockt, sie singet nicht, wie sie sonst sang:
Bis ich wieder den Amor und meinen Lycidas singe,
Freudig fließet sodann der Gesang die Lippen hinunter.

Wie aber auch Eros alle Künste der Musen vergessen macht, lehrt Bion (nach Voß):

Neulich im Morgenschlummer erschien mir die mächtige Kypris,
Führend an niedlicher Hand den noch unmündigen Eros,
Welcher zur Erd' hinnickte; da redete also die Göttin:
Nimm ihn, redlicher Hirt, und lehr' ihn mir singen, den Eros.
Jene sprach's, und entwich. Doch was ich von Hirtengesang weiß,
Lehrt' ich Thörichter nun, als ob er's wünschte, dem Eros:
Wie die Schalmei Athenäa erfand, wie die krumme Schalmei Pan.
Wie die Guitarr' Apollon, und Hermes die wölbende Laute:
All das lehret' ich ihm. Er achtete nicht der Belehrung;
Selber vielmehr, mit Gesang voll Zärtlichkeit, lehrete jener
Mir, was Götter und Menschen entzückt, und die Werke der Mutter.
Jetzo vergaß ich alles, so viel ich dem Eros gelehret;
Was mir Eros gelehret von Zärtlichkeit, alles behielt ich.

Wie mit den Musen, so kommt Eros auch mit dem Pegasus, dem Dichterroß, in Verbindung. Er schirrt den Pegasus ein, schmeichelt ihm, füttert ihn, schlägt ihn, reitet auf ihm, spannt ihn ins Joch ꝛc. Zuweilen reitet er auch einen lahmen Pegasus oder stürzt von ihm herab.

Dahin gehört auch die Vorstellung des Amor, wie er eine Nachtigall füttert.

Die Beziehungen des Eros zur Venus und Psyche und durch diese auch zu Apollo scheinen mir die wichtigsten zu seyn.

weßhalb ich ſie hier vorangeſtellt habe. Im Verhältniß zu den andern Göttern, Heroen und allegoriſchen Perſonen der heitniſchen Weltanſchauung müſſen wir ihn zuerſt als den mächtigſten betrachten.

Eros als Weltherrſcher. Die Alten dachten wohl nicht mehr an den Eros Protogonos, den erſten unter allen Göttern, wenn ſie dem Eros die Herrſchaft über die Götter zuſchreiben. Dann hätte ſich ſein Uebergewicht als primus inter pares von ſelbſt verſtanden und wäre nicht auffallend geweſen. Sie dachten ſich ihn vielmehr als den kleinen, ſpätgeborenen Sohn der Venus, deſſen Unbedeutenheit und kindiſches Weſen nur um ſo poetiſcher mit ſeiner Allgewalt contraſtirt.

Der Chor in der Antigone des Sophokles ſingt: „O Eros, Allſieger im Kampf, kein ewiger Gott kann dir entrinnen und kein Sterblicher!“ Alles was lebt, von den Göttern herab bis zu den Thieren, war der Macht der Liebe unterworfen. Je ſchwächer und hülfebedürftiger nun der kindliche Eros und je mächtiger und allgewaltiger die Götter erſcheinen, die er bezwingt, deſto reizender iſt ihr Gegenſatz.

So faßten die alten Dichter und Künſtler den Eros vorzugsweiſe gern als Sieger über den allmächtigen Zeus, den höchſten der Götter auf. Eros mit dem Blitze des Zeus in der Hand war eines der beliebteſten Symbole des ſatiriſchen Alterthums. So ließ ihn Alkibiades auf ſeinem Schilde abbilden (Athenäus XII. 534.) und ſo ſtand er in der Curia der Octavia in Rom. Eines der ſchönſten Motive iſt auf einer antiken Gemme der kleine Eros, der den Blitz des Zeus lachend übers Knie bricht. Minder gut iſt der Gedanke, ihn den Blitz heimlich ſtehlen oder ihn auf dem Blitz, wie auf einem Steckenpferde reiten zu laſſen. Den höchſten Muthwillen des

Eros bezeichnet ein Gedicht des Moschos, worin er dem Zeus droht:

Fackel und Pfeil ablegend, ergriff den Stecken des Treibers
Eros der Schalk, und ein Sack hing ihm die Schultern herab.
Als in das Joch er gespannt den duldenden Nacken der Stiere,
Streuet er Waizensaat über der Dea Gefild.
Auf zum Zeus nun blickt er, und redete: fülle die Furchen!
Oder ich hole dich gleich, Stier der Europa, zum Pflug.

Natürlicherweise kommt Eros auch häufig mit dem Adler des Zeus in Verbindung, indem er ihn liebkost oder auf ihm reitet. Wie er triumphirend auf dem Adler sitzt, malte ihn Domenichino.

Wie den Göttervater, so besiegt Eros auch alle Götter insgesammt. So sieht man auf geschnittenen Steinen, wie die Eroten den Olymp plündern, sich mit den geraubten Attributen aller Götter schmücken, oder eine Siegestrophäe davon aufrichten. Bekanntlich hat auch Raphael diese Siege des Eros über die Götter durch seinen Pinsel verherrlicht. Nicht minder faßte die Dichtkunst dieses Motiv auf. So sagt ein Gedicht der griechischen Anthologie (nach Herder):

Siehe die Liebesgötter! Verwegne, höpfende Knaben,
Rüsten mit Waffen sie sich, zieren mit Beute sich aus.
Und es ist Götterbeute. Der schwingt den barchischen Thorsus;
Dieser hat Mavors Schild und den gefiederten Helm;
Der trägt Jupiters Blitz und der den Köcher Apollo's;
Dieser Alcides Schmuck, jener den hohen Tribent.
Zittert, Menschen, der Liebe; sie hat den Himmel bezwungen:
Allen Unsterblichen hat Cypris die Waffen geraubt.

Derselbe Gedanke wurde noch kürzer ausgedrückt durch den Zweikampf des Eros mit dem Gott Pan. Der bock-

ſüßige Pan wurde nämlich nicht bloß als untergeordneter Hirtengott, ſondern auch als das All gedacht, wie ſein Name ausſagt. Ließ man nun den Eros über den Pan obſiegen, ſo hieß das ſo viel als: Amor vincit omnia. (Vergl. Mythog. Vatic. II. 48.) Der von Eros beſiegte Pan ſoll zur Strafe verurtheilt worden ſeyn, ſich in die vor ihm fliehende und in Schilf verwandelte Syrinx zu verlieben. Es lag nahe, dieſen Zweikampf des Eros mit Pan im Sinne der Kosmogonie aufzufaſſen. Schon Baco von Verulam meinte in ſeiner sapientia rerum: Pan ſey das Chaos und Eros die Harmonie, ohne welche das Chaos immer in ſeiner alten Verwirrung hätte bleiben müſſen. Die Idee iſt vielleicht altindiſch. Ich werde am Schluß dieſer Abhandlung, wenn ich von dem indiſchen Eros Kamadeva reden werde, darauf zurückkommen. Dort kämpft Kamadeva mit dem zerſtörenden Weltprincip Schiwa (Iswara, Iswara), wie hier Eros mit Pan. — Uebrigens kommt Eros auch einmal auf dem Boden liegend vor, beſiegt von Pan (Albericus de imag. 9.)

Unter den Göttern, die von Eros beſiegt werden, ziehen uns immer die ſtärkſten am meiſten an, weil die Schwäche des Siegers mit der Macht des Beſiegten, wie oben ſchon bemerkt wurde, am ſchönſten contraſtirt. Ganz beſonders eigenthümlich iſt der Gegenſatz zwiſchen dem finſtern Höllengott Pluto und dem lichten lachenden Eros, aber ſo viel mir bekannt, haben die Künſtler und Dichter dieſes ſchöne Motiv noch nicht gehörig benutzt. Eros erſcheint nur ſehr häufig als Wagenlenker des Pluto, wie er denn auch alle anderen Götter, wenn ſie eine Equipage beſitzen, eifrig zu kutſchiren pflegt, den Poſeidon im Muſchelwagen, den Phöbus im Sonnenwagen, die Aurora, den Bacchus, die Venus, die Selene ꝛc. — Oefter iſt der Kriegsgott Mars mit dem

Eros verbunden werden. Eros ſcherzt mit Mars, entwaffnet ihn, ſchläft auf ſeinem Schilde, ſchmückt ſich mit ſeinem Helm ꝛc., wird aber auch einmal von ihm feſtgehalten und mit ſeinem eigenen Bogen geſchlagen. — Auch Hercules contraſtirt wegen ſeiner Stärke ſehr gut mit dem kleinen Eros. Beide kommen ſehr oft auf Gemmen vor. Eros hat den Hercules niedergebeugt und ſetzt ihm den Fuß in den Nacken, bindet ihm die Hände auf den Rücken, entreißt ihm die Keule, die Löwenhaut ꝛc. Eroten ſchleppen ſich mit der ſchweren Keule des Herakles. Eros in der Löwenhaut, ſchlafend auf der Löwenhaut. Auch auf der Schulter des Herakles ſitzt Eros triumphirend. Seinen Sieg über den Hercules beſingt Philippos ſehr artig in der griechiſchen Anthologie (nach Jacobs):

Dieß nur wünſchte die Gattin des Zeus, nach der Thaten Vollendung
Nackt und waffenberaubt Herakles' Schultern zu ſehn.
Wo denn haſt du die Hülle des Leun, und des klirrenden Köchers
Pfeil', und der Keule Gewicht, welche den Löwen erlieg?
Eros plünderte dich. Er, welcher zum Schwane den Zeus ſchuf,
Mochte die Waffen dir wohl, Sohn der Alkmene, entziehn.

Von der Macht des Eros ſang auch der ſpaniſche Dichter Gaſpar Gil Polo (nach Hoffmanns Blüthen ſpaniſcher Poeſie):

Durch dich die Dummen ſelber Geiſt erhalten,
Durch dich läßt Mars ſogar der Feigheit ſehen
Die Götter aus den Höhen,
Entſchwand Thiergeſtalt aus Lieb' alleine,
Die Könige, die eine
Gebiet' und ein paar Ungern überwunden:
Wie Zeugen ſie bekunden
Die hohe Macht, die Wundertraft, gegeben
Dir, dem Gebieter über alles Leben.

Aber Eros mißbraucht seine Macht, er ist der grausamste aller Tyrannen:

Welch ein Gesetz hat dir die Macht verliehen,
In Fesseln einen freien Geist zu schlagen,
Der Seele Frieden grausam zu verletzen?
Pflegst du nicht, Schnöder! doppelt den zu plagen,
Der eifrig strebt, dein hartes Joch zu fliehen?
O Grausamkeit, der keine gleich zu schätzen!
O Frevel voll Entsetzen!
Genügt die Macht dir nicht, die du erhalten,
Daß du so streng willst schalten,
Wie sich kein Herr, nur ein Tyrann gehabe?
O blinder, eitler Knabe!
Warum bist du so streng, so grausam eben
Ihm, der sein Herz dir hingibt und sein Leben?

Ein Gedicht des Palladas in der griechischen Anthologie (hier nach Jacobs) drückt die Allmacht des kleinen Gottes im schönsten Contrast aus:

Waffenentblößt schaut milde der Gott und lächelt so freundlich,
Weil ihm der flammende Pfeil, weil ihm der Bogen gebricht.
Doch nicht trägt in den Händen umsonst er Blumen und Delphin;
Hält er mit dieser das Land, hält er mit dieser das Meer.

Dieselben Gedanken hat auch Haug frei, aber schön wieder gegeben:

Amorinen,
Lächelnd schwebt ihr auf Delphinen
Mit der Rehre
Schönem Kranz
Und der goldnen Aepfel Glanz,
Uns zu lehren,
Amorinen,
Daß euch Meer und Erde dienen

Als Sieger über alle Götter galt Eros nicht nur vor den Dichtern, sondern auch im Volksglauben. Die Thespier feierten ihm große Feste. Die Lakedämonier opferten ihm vor ihren Schlachten, als dem *stärksten* Gott.

Zuweilen wird Eros mit dem königlichen Diadem vorgestellt, einmal mit einem ehernen Scepter (Ovid. ex Ponto III. 3. 14). Noch öfter als Sieger mit dem Lorbeer. Oder auch als der Siegverleihende. Er bekränzt einen Helden mit Lorbeeren. Er pflanzt einen Lorbeer. Einmal verbrennt er auch einen Lorbeerkranz an seiner Fackel, um anzudeuten, daß Liebe stärker ist als Ehrgeiz und Ruhmsucht.

Moderner sind die Sinnbilder, die den Amor mit der Weltkugel in Verbindung bringen. Er trägt die Weltkugel. Er sitzt lächelnd auf der Weltkugel ꝛc. Er zündet die Welt an (Thorwaldsen). Ein Gedanke von Rubens wäre sinnig, wenn er nicht so gar übel angewendet wäre. Er malte die Erdkugel, worin Tauben gespannt sind, die Eros lenkt. Aber das alles nur zu Ehren der Maria von Medicis. — Amor wird auf einer Wage gewogen und wiegt die schwerste Last auf. — Etwas roh ist die ovidische Vorstellung des Liebesgottes, der gleich einem römischen Imperator triumphirt, mit einem Gefolge von gefesselten Jünglingen und Mädchen.

Unter den modernen Auffassungen zeichnet sich ein Triumph des Amor aus, den Runge gemalt hat, und der mit unaussprechlichem Leichtsinn und Liebreiz in das lange Mädchen von Novalis hineinlächelnde Eros.

Auch die Contraste und Steigerungen in den Kraftäußerungen des Eros sind von Künstlern und Dichtern häufig mit Glück aufgefaßt worden. So sehen wir auf antiken Gemmen, wie der kleine Eros eifrig Waffen verfertigt, Pfeile schnitzt, an einem Helme schmiedet; wie er sich mühsam mit der schweren

Keule des Herakles ſchleppt; wie er als kleiner nackter Knabe in einem für ihn viel zu großen Helm und Schild gravitätiſch einhermarſchirt. Dichter ſchildern, wie er erſt ganz unſchuldig ausſieht, dann ſich kleine Neckereien erlaubt, immer muthwilliger wird und zuletzt den Herakles und alle Götter überwindet. Selbſt wenn er ſchlummert, iſt Eros zu fürchten nach der griechiſchen Mythologie:

Schläfſt du, Amor? o du, der ſterblichen Menſchen den Schlummer
Raubet und ihnen ſo oft Nächte voll Sorgen gewährt;
Schläfſt du? — Nein ich rühre nicht an die brennende Fackel,
Rühre den Bogen nicht an und den gefiederten Pfeil.
Mag es ein anderer; ich ſehen auch den ſchlummernden Amor,
Wenn er im Traum auch mir meiner unfreundlich gedroht.

Beſſer als dieſes Gedicht des Statyllius Flaccus iſt ein anderes von Alpheus:

Schnell denn will ich den Brand aus den Händen dir reißen, o Eros,
Und dich des Köchers befreien, der um die Schultern dir hängt.
Wenn, o Feuergebornet, du ſchläfſt und die ſterblichen Menſchen,
Da mit dem Bogen du ruhſt, kurzer Erholung ſie freun.
Doch auch ſo noch fürcht' ich, Verſchlagener, daß du wohl etwas
Gegen mich birgſt, und im Schlaf träumend mir Herbes erſinnſt.

Goethe hat dieſe alten Dichtungen nicht glücklich nachgeahmt, indem er ſagt: „Wecke den Amor nicht, denn jetzt beunruhigt er dich nicht. Benutze den Augenblick, da du von ihm frei biſt, wie eine Mutter, wenn ihr Kind ſchläft und ſie nicht mehr durch ſein Schreien ſtört.“ Dieſes aus der Kinderſtube entlehnte Gleichniß ſcheint unpaſſend.

Eros beweiſt ſeine Allmacht beſonders dadurch, daß er kein anderes Anſehen achtet, alle Würden und Stände einan-

der gleich macht. Er iſt der größte Tyrann und zugleich der größte Revolutionär. Liebe zieht die Fürſten vom Thron, ja den Vater der Götter ſelbſt von ſeinem Olymp herab. Liebe macht den Zeus zum Ochſen, und Liebe erhebt wieder die geringſte Nymphe zur Göttin und macht den Sklavenſohn zum König. Und in derſelben Weiſe ſpielt Eros auch mit Geiſt und Gemüth. Er macht den Stolzen demüthig und den Beſcheidenen kühn, den Klugen dumm und den Dummen klug.

Daraus erklärt ſich die ſymboliſche Beziehung vieler Thiere zum Eros. Auch ſie ſind der Macht des Eros unterworfen, auch ſie lieben. Die Götter ſelbſt verſchmähten es nicht, zuweilen in Thiere verwandelt der Liebe zu genießen. Endlich ſind die Thiere Sinnbilder der menſchlichen Leidenſchaften. Alſo muß Eros in mannichfacher poetiſcher Beziehung zu ihnen ſtehen.

Eine ſinnige Mythe ſagt: Venus habe den Amor, als er kaum geboren war, tödten wollen, weil er ſo viel Unheil unter den Menſchen anrichten ſollte. Da ſey er in die Wälder entflohen und habe an den Brüſten der wilden Thiere geſogen, um nicht zu verhungern; mit dieſer Milch aber ſeyen alle Eigenſchaften der wilden Thiere in ihn übergegangen. Ein Bild zeigt uns wieder in anderm Sinn, wie Amor den Thieren die Liebe lehrt.

Wenn Eros die ſtarken und gewaltigen Thiere bezwingt oder mit ihnen ſpielt, ſo drückt dieß immer die unwiderſtehliche Gewalt aus, welche die Liebe über ſtarke und wilde Herzen ausübt.

Eros und der Löwe. Liebe beſiegt die Stärke. Am erſten ausgedrückt in dem berühmten (bei den Alten oft wiederkehrenden) Bilde des Eros, der auf einem gezähmten

Löwen reitet und zugleich die Lyra führt, als Sinnbild der allbesiegenden Harmonie. Auf antiken Gemmen, Wandbildern und Basreliefs kommt Amor vielfach mit dem Löwen auch in andern Situationen vor. Er fährt mit zwei Löwen. Er ringt mit einem Löwen und packt ihn grimmig bei der Mähne. Er stürzt mit Helm und Schild bewaffnet auf ihn ein. Er spielt mit ihm, läßt sich von ihm die Tatze geben, lehrt ihn tanzen, zieht ihm einen Dorn aus dem Fuß ꝛc. Auf einem antiken Mosaik fallen viele Eroten über einen Löwen her und fesseln ihn mit Blumen (Herculanum und Pompeji. Hamb. 1841. N. 30. der Mosaiken).

Noch lieblicher sind die antiken Bilder, die ihn in Verbindung mit der Löwin zeigen. Eros verlockt eine Löwin. Seinen Wagen ziehen zwei Löwinnen, die er gewaltsam bändigt. Eine Menge Eroten umgeben eine ruhende Löwin und zwingen sie, aus einem Horne zu trinken. Dieses letztere wunderschöne Motiv benutzte Arkesilaos zu einer Statue, wie uns Plinius meldet (hist. nat. XXX. 5). Sehr glücklich ist der Gedanke des Theokrit (3te Idylle, 5), die Stärke des Eros aus der Milch herzuleiten, die er von einer Löwin gesogen:

> Jetzt erkenn' ich den Eros! Ein schrecklicher Gott! Ja, die Löwin
> Hat an der Brust ihn gesäugt und im Wald ihn erzogen die
> Mutter.

Besonders sinnig sind die Bilder, auf denen Amor mit der Löwenhaut des Herkules erscheint. Er hat sie, während der Heros mit der Omphale liebkost, geraubt, kann aber ihre Last kaum fortschleppen. Er ist auf der Flucht und versteckt sich unter die Löwenhaut. Er schläft auf der Löwenhaut, wozu ein antikes Epigramm bemerkt: Herakles besiegte

den Löwen, Eros beſiegte den Herakles, und der Schlaf beſiegte den Eros.

Eros und die Sphinx. Daß der Löwe mit dem Jungfrauenkopf oder die Sphinx nicht öfter mit dem Eros verbunden vorkommt, darf Wunder nehmen, da ihre Gruppirung ſehr ſinnige Beziehungen zuläßt. Ich finde nur in Toſſie's Katalog einige geſchnittene Steine erwähnt, auf denen Eros mit der Sphinx verbunden erſcheint, und die vielleicht nicht einmal alt ſind. Eros weiht Pſychen in die Geheimniſſe der Sphinx ein (N. 7168 und 7169). Eros nähert ſich Pſychen, die neben einer Sphinx eingeſchlafen iſt.

Eros und die Kentauren. Dieſe bedeuten die rohe derbe Kraft, die Eros bald liebt und begünſtigt, bald bezwingt und verhöhnt. Sehr originell iſt das bekannte antike Wandbild (aus den Titusbädern), auf welchem Kentauren Mädchen rauben und Eros ſelbſt als ein kleiner Kentaure (oben Amor, unten ein kleines Füllen) den großen hilft. Aber ein Mann packt ihn und ſchüttelt ihn derb. — Ein andermal hat Eros einen großen Kentaur niedergeworfen und ſchlägt ihn, der vergebens die Hände vors Geſicht hält, um ſich zu decken. Sehr bekannt iſt das ſchöne Bild des Eros, wie er auf einem Kentaur reitet, dem er die Hände auf den Rücken gebunden hat und den er zu wildem Galopp antreibt. Ebenſo reitet er auch eine Kentaurin.

Eros und das Pferd. Er reitet auf einem wilden Roß, das die Begierde bedeutet. Er hält ein Pferd zurück, zähmt es ꝛc. Er fährt mit zwei wilden Roſſen. Viele Eroten halten ein Wettrennen zu Wagen, einer ſtürzt herab ꝛc.

Eros und der Stier. Der letztere als Sinnbild der rohen Naturkraft. Amor reitet auf einem Stier, packt einen Stier

bei den Hörnern. Viele Eroten um einen Stier. Stiergefecht der Eroten. Amor hütet eine Heerde.

Eros und der Hirſch. In der Leukippe des Achilles Tatius findet ſich folgendes anmuthige Bild (VIII. 12): Eine Jägerin zielt auf einen Hirſch. Eros zielt auf ſie und beide treffen in demſelben Augenblick.

Eros und die Gazellen oder Rehe. Mit ſolchen, als Sinnbildern der Schnelligkeit der Flucht, fährt Amor auf pompejaniſchen Bildern. Oder hat er ſie vielleicht der keuſchen Diana geraubt?

Eros und der Wolf. Der letztere in böſer Bedeutung. Auf einer antiken Darſtellung ſieht man den Wolf wie er, von Amors Pfeil getroffen, ſich grimmig gegen ihn wendet und Amor erſchrocken flieht. — Auch auf einem Bären reitend oder mit ihm ſpielend, kommt Eros vor.

Eros und die Vögel. Amor als Vogelſteller. Amor nimmt ein Neſt aus. Amor reitet auf einem Storch. Amor horcht an einem Ei.

Eros als Hirt, oder als Jäger kommt noch in mannichfacher Verbindung mit Thieren vor.

Als Symbol ſeiner Allmacht führt Eros auch ſehr häufig die Schlüſſel. Eros war bei den Alten der κλειδοῦχος, der den Schlüſſel hat zum Himmel, zum Meer und zur Erde (nach der orphiſchen Hymne), vor allem aber die Schlüſſel zu den Herzen. Man bildet ihn ab emſig beſchäftigt, ein großes Schloß aufzuſchließen oder zuzuſchließen. Er ſelbſt trägt ein Schloß am Munde. Dahin gehört auch das Symbol der verſchwiegenen Liebe, Amor mit dem Finger auf dem Munde, Amor mit einem Dietrich an einer verſchloſſenen Burg (Phantaſie von Retſch).

Als Bundesgenosse des Eros erscheint ungemein oft mit ihm der Weingott verbunden. Amor und Bacchus, Liebe und Wein im Bunde, im Wettstreit oder im Kampfe sind ein uraltes unerschöpfliches Thema der Poesie. Schon die Alten behandelten es auf sehr mannichfache Weise in Bildern und Sculpturen. Der kleine Amor erscheint als Bacchant mit Epheu bekränzt und mit dem Thyrsusstabe oder auch mit dem Tambourin. Er ist betrübt und weint und wird von Bacchus getröstet. Er streitet mit Bacchus. Bacchus gibt dem Amor zu trinken (Thorwaldsen). Ein alter bärtiger Bacchus küßt den kleinen Eros. Bacchus lehrt die Eroten das Trinken. Eine Menge Eroten begleiten den Festzug des Bacchus. Amor reitet auf dem Tiger des Bacchus, oder führt den Tiger. Amor neckt die trunkenen Bacchantinnen, den Silen und die Satyrn.

Amor versteckt sich unter Weinreben, lauscht hinter Trauben hervor, stiehlt eine Traube, zerdrückt eine Traube, kostet eine Traube, reicht sie einem Satyr, einer Nymphe. Eroten halten Weinlese, tragen Körbe voll Trauben, keltern u. s. w. Einer klettert auf einer Leiter eine Rebe hinauf. Eroten reichen einander die schwellenden Trauben zu, ein schönes Bild, das auch Raphael zu einer Arabeske benutzt hat. Ein auf einem Leoparden reitender Eros, mit Weinlaub und Trauben bekränzt, in der Villa Negroni, wurde von Winckelmann für eine der schönsten Statuen des Alterthums erklärt. Ein auf einem mit Weinlaub bekränzten Löwen reitender trunkener Eros kommt auch unter den pompejanischen Wandbildern vor (Herculanum und Pompeji, Hamb. 1841. N. 29).

Eros im Weine nach Anakreon:

Neulich wollt' ich Kränze flechten,
Und fand Amorn in den Rosen,

Schnell erhaſcht' ich ihn beim Flügel,
Stieß ihn in den Wein, und trank ihn
Mit dem Weine raſch hinunter.
Jetzt erwecket er mir Armen
In dem Herzen mit den Flügeln
Einen Kitzel nach dem andern.

Und nach Demonax in der griechiſchen Anthologie (vom Jacobs):

Cypriens Sohn im Becher? wozu? genügt Wein zu der Herzen
Brande nicht ſchon? wer bringt Feuer zum Feuer hinzu?

Oft kommt Eros in Verbindung mit dem Horn oder Becher vor, als Mundſchenk widerſpänſtiger Thiere, der Löwin, des Adlers ꝛc., oder ſelbſt trinkend, oder ruhend auf dem Weinkrug (der Amphora) gleich einem Flußgott. In der Villa Albani in Rom ſieht man ein niedliches Basrelief. Eros ſteigt auf einer Leiter in einen hohen Becher.

Langbein läßt einmal den Bacchus über den Eros triumphiren. Das Gedicht iſt artig, wenn man an alte Weintrinker denkt, denen Eros Feind wird, den ſie aber, weil die Erfahrung hinter ihnen liegt, als beſiegten Feind betrachten:

Der kecke Feind trägt eine Augenbinde
Von Seide zart und fein.
Die nehmen wir und richten ſie geſchwinde
Zu unſerm Tiſchtuch ein.

Das Münzhaus prägt aus Amors goldnem Köcher
Uns Maſſengeld genug;
Doch biet' uns erſt das Pfeilgeſchoß, als Becher,
Noch manchen ſüßen Zug.

Cupido's Pfeil, der, gleich dem Sonnenſtrahle,
Die weite Welt durchglitt,
Sey nun drauf ſtolz, wenn er bei unſerm Mahle
Korkzieherdienſt vertritt.

Schwankt wer von uns, wie Petrus auf den Wogen,
Weinselig auf und ab,
Der stütze sich auf des Bekegten Bogen,
Als einen festen Stab.

Die Flügelchen, die wir dem Vogel stutzen,
Damit er nicht entfliegt,
Sind trefflich auch als Fächer zu benutzen,
Wenn uns der Wein durchglüht.

So waffenlos soll Amor, wenn wir trinken,
Als Sklav am Tische stehn,
Und vor uns her mit seiner Fackel hinken,
Wenn wir nach Hause gehn.

Beranger dichtet artig, Amor habe ihm seinen Weinkrug entwendet: über der Liebe vergißt man den Wein. Höchst geschmacklos ist dagegen ein Kupferstich aus der allegorischen Perückenzeit, auf welchem Amor Wein aus einem Fasse in seinen Köcher zapft.

Hauptsächlich durch den Bacchus und dessen Gefolge kommt Eros auch mit den Satyrn, Böcken und andern Repräsentanten der gröbsten Sinnlichkeit in Berührung, nach der gemeinen Erfahrung, daß der Mensch im Rausch sinnlicher und roher wird.

Eros und die Satyrn. Die Satyrn bedeuten die roheste thierische Lüsternheit, aber Eros ist zu edel, um sich zum Dienst derselben brauchen zu lassen. Obgleich er selbst zuweilen von den Grazien zurechtgewiesen werden muß, ist er doch den gemeinen Satyrn nicht günstig, sondern bekämpft sie vielmehr und hält sie zurück als Wesen, die des Genusses einer edlern Liebe nicht würdig sind. So stellen ihn die Alten öfters im Kampfe mit Satyrn dar, die er niederwirft und fesselt. Ein ungemein feiner sittlicher Tact bewährt sich darin, daß die Alten, wenn sie denn doch einmal die Liebe in

die volle Gewalt der Sinnlichkeit hingeben wollen, lieber ein rein thierisches Bild wählen, als das halbmenschliche, und den Eros lieber auf einen Bock setzen, als ihn einem Satyr sich befreunden lassen.

Dagegen steht Eros zu dem gutmüthigen alten Silen in einem nur ironischen Verhältniß, er scherzt mit ihm, neckt ihn ꝛc. Eroten unterhalten den Silen mit Musik. Eroten ziehen den Silen. Ebenso sind auch die feinern und menschenähnlichern Faunen vor den bocksfüßigen Satyrn begünstigt. Eros lehrt einen Faun die Flöte blasen oder ahmt selbst das Blasen auf der Doppelflöte, die gewöhnliche Kunst der Faunen, nach. Auf einer Gemme findet sich das reizende Bild einer Fauna, die den kleinen Eros auf einem ihrer Füße tanzen läßt. Faune, die mit dem Eros scherzen, ihn auf den Knien oder Schultern tragen, ihm eine Weintraube vorhalten und ihn damit locken, oder auch einen Becher, eine volle Schale ꝛc., kommen bei den Alten außerordentlich häufig vor.

In diesen faunischen Kreis gehört auch eine Gemme, auf welcher mehrere Eroten einen schlafenden Hermaphroditen umgeben. Einer wedelt ihm Luft zu, einer spielt auf der Lyra, ein dritter auf der Pansflöte.

Während Eros die Verzerrung der edlern Menschlichkeit im Satyr haßt, ist er der rein thierischen Sinnlichkeit nicht abgeneigt. Darum finden wir ihn bei den Alten einigemal in Verbindung mit dem Priap. Er bietet einer Priapusherme Früchte dar. Er bekränzt den Priap. Er reitet auf ihm (Glaspaste, vergl. Winckelmann Donaueschinger Ausgabe IX. 501). Zwei Eroten kämpfen vor einer Priapusherme. Fünf Eroten halten ein Wettrennen auf Priapen (Taſſie N. 5344). Eros steht gefesselt neben einem Priap, der selbst in einem Halbmond steht, was Taſſie a very clear allegory

nennt (N. 5197). Ganz eigenthümlich iſt die erotiſche Verbindung des Phallus mit der Pſyche, wobei man gewiß nicht an etwas Frivoles, ſondern vielmehr an eine myſtiſche Deutung der Geburt denken muß. Ein Schmetterling ſitzt auf einem Phallus, der dem ſchiffenden Eros als Maſt dient (Taſſie N. 5308). Das ſcheint das Hineinſchiffen der Seele ins Leben oder die Geburt zu bedeuten, im Gegenſatz gegen die früher erwähnten Bilder, auf denen das Hinausſchiffen der Seele aus dem Leben hinüber nach Elyſium dargeſtellt iſt. Ein Priap mit vier Schmetterlingsflügeln (Taſſie N. 5314) ſcheint ebenfalls in den Kreis dieſer Geburtsſymbolik zu gehören.

Noch häufiger wird dem Eros der Bock zugeſellt. Der Bock war bei den Alten das Sinnbild der Fruchtbarkeit und der rohen thieriſchen Luſt. Sie ließen daher nicht nur die Venus zuweilen auf einem Bock reiten, ſondern ſtellten auch den Eros dar, wie er auf einem Bock, mit dem Pfeile zielend, wild dahergaloppirt, oder mit zwei hochſpringenden Böcken fährt, oder einen Bock liebkoſt, oder gewaltſam zurückhält, oder ihm Futter verhält. Auch ſieht man ihn eine Ziege liebkoſen, tragen, melken. Unter den pompejaniſchen Wandbildern kommt ein Wettrennen der Eroten auf Böcken vor. Zuweilen reitet Eros auch auf dem Seebock, oder treibt mit der Geißel den Seebock an, auf dem die Venus reitet.

In noch gröberem Sinne ſtellten die Alten den Eros dar, wie er mit zwei wilden ſchäumenden Ebern daherfährt (auf einem Basrelief im Vatican) oder wie er ein Schwein haſcht und zurückhält, oder ſich ruhig auf ein Schwein lehnt. Wenn bei Bion die Eroten den Eber, der den Liebling ihrer Mutter, den ſchönen Adonis tödtete, einfangen und binden, ſo ſind hier ohne Zweifel zwei Vorſtellungsweiſen mit einan-

der vermiſcht, die nämlich, welche im Schwein die roheſte Begierde ſieht, und die, welche es zum Symbol des Winters macht (durch deſſen Rauhigkeit Adonis, oder die ſchöne Jahreszeit, vernichtet wird).

Ziemlich in demſelben Sinn wurde er auch mit zwei wilden Eſeln fahrend dargeſtellt, oder wie er einen Eſel hinterm Ohr kraut, ihn liebkoſt, neckt, auf ihm reitet ꝛc.

Amor bei den verſchiedenen Ständen. Amor ſelbſt erſcheint zuweilen mit den Attributen eines Standes, wodurch theils der Stand des Liebhabers in einem beſondern Falle, theils auch ein allgemeiner Charakter Amors bezeichnet werden ſoll. So kann z. B. Amor als Jäger einen beſtimmten Jäger und ſeine Liebe, oder aber ganz im allgemeinen die Liebe bedeuten, die ihren Gegenſtand zu erjagen ſucht. So bedeutet Amor als Schuſter auf dem bekannten antiken Bilde ſchwerlich einen Schuſter, ſondern bezieht ſich auf die Reize des weiblichen Fußes; aber wenn bei einem holländiſchen Volksfeſte die Schuſterinnung mit einem großen Stiefel auszieht, aus welchem ein Amor hervorguckt, ſo iſt damit ausdrücklich der Stand gemeint.

In jenem allgemeinen Sinne gedacht, iſt Eros als Jäger, Fiſcher, Vogelſteller, Ringer, Nachtwächter, Krämer, Spielmann, Gärtner ꝛc. Beſonders bemerkenswerth iſt:

Amor als Ackersmann. Er pflügt, indem er zwei Pfychen vorgeſpannt hat und dieſelben grauſam mit der Peitſche antreibt. Er ſäet und es wachſen Kinder hervor. Ein geiſtreiches Gedicht der griechiſchen Anthologie ſagt: Eros, der pflügende, forderte von Zeus „ſälle die Furchen, die ich ziehe,

mit üppigem Getreide an, oder ich spanne dich selber vor als den Stier der Europa.“

Eros als Gärtner. Er pflanzt und begießt Blumen, er riecht an einer Blume. Er befreit eine Blume von den Dornen. Er inoculirt einen Baum. Er schüttelt einen Baum. Er ritzt in die Rinde eines Baumes einen geliebten Namen ein. Er schaukelt sich auf Blumen. Er unterliegt unter der Last eines Füllhorns. Viele Eroten mit Blumen oder Früchten belastet.

Eros als Jäger. Er jagt nicht nur Thiere, sondern auch Menschen, ja die Götter selbst. Am häufigsten kommt er vor als Schmetterlingsjäger (der Schmetterling ist die Psyche), als Verfolger der Hasen und Gänse, wovon wir schon gesprochen.

In Beziehung zu den wirklichen Ständen erscheint Amor zunächst wie der Tod im Holbeins berühmtem Todtentanze, als der mächtige und muthwillige Geist, der mit allen spielt, alle neckt, alle sich unterwirft, Götter und Menschen und Thiere, keines Standes, keines Alters schont.

Amor bei Hofe. Die Liebe auf dem Thron, die Liebe erhebt zum Thron. Amor krönt die Prinzessin von Ferrara, schönes Bild von Lorenzo Costa. Einer liebenswürdigen Fürstin dienen die Amorn. Das ist alles schön und natürlich. Doch wurde dieser Hofdienst der Eroten im allegorischen Zeitalter, zumal in Frankreich unter Ludwig XIV. mißbraucht. Amorn und Amoretten füllten alle Zimmer der vergötterten Maitresse wie Fliegen an, umschwärmten alle Perücken und Frisuren, schmiegten sich in alle Falten der Reifröcke und Schleppen und verloren alle Bedeutung durch ihre Menge und abgeschmackte Anwendung.

Artig gedacht iſt Amor in Oppoſition mit dem Hofe, ironiſch gleichſam als Hofnarr, der die Etikette verhöhnt und die höchſten zu den niedrigſten Ständen herabzieht, oder als Thriumphator. Amor, der Kronen und Scepter, Wappen und Orden mit Füßen tritt. Amor mit der Freiheitsmütze auf dem Pfeil.

Eros und der Kriegerſtand. Eros ſelbſt iſt ein Sohn des Kriegsgottes. Sehr gut ſagt Ovid (amor. 9): jeder Liebende iſt ein Krieger, jede Liebe ein Feldzug, jedes Bewerben eine Belagerung, jede Schäferſcene eine kleine Schlacht. Mars iſt der Venus Liebling, denn als Held iſt der Mann am ſchönſten und gefällt den Frauen am meiſten. Darum hilft auch Amor keinem Liebhaber der Venus ſo eifrig, als dem Mars, neckt ihn aber auch zuweilen und wird eben ſo oft dafür beſtraft. Amor waffnet und entwaffnet. Amor mit der Fahne, mit der Trommel. Amor tröſtet einen Verwundeten ꝛc.

Eros und die Gelehrſamkeit. Amor komiſch als Pedant in einer großen Allongenperücke. Amor als Schulmeiſter. Aber auch wieder als Verächter der Wiſſenſchaften. Amor zerreißt ein Buch, ſteckt eine Bibliothek in Flammen ꝛc. Amor überwindet die ſcharfſinnigſten Dialektiker, macht die Klügſten dumm, iſt der größte unter allen Sophiſten, wie ſchon Achilles Tatius ſagt.

Mit der chriſtlichen Geiſtlichkeit ſcheint Amor gar keine Berührung zuzulaſſen. Doch wurde er ſchon im Mittelalter benutzt, um diejenigen zu necken, welche das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatten, ohne es halten zu können. So findet man in des Knaben Wunderhorn (II. 351) ein altes originelles Zwiegeſpräch zwiſchen Amor und einem Einſiedler. Später ſpielte Amor in den obſcönen Spottgedichten,

mit welchem die franzöſiſchen Atheiſten den alten Glauben der Kirche verfolgten, eine nicht unbedeutende Rolle, und führte ſeinen luſtigen und ſiegreichen Krieg mit den Klöſtern.

In rein ſatyriſcher Beziehung, einer wirklich kirchlichen Verderbniß gegenüber, kann man ſich dieſes Vorkommen Amors gefallen laſſen. Dagegen iſt jede ſentimentale Anwendung zu mißbilligen. In einem Gedicht von Thomas Moore glaubt eine fromme Nonne mit einem unſchuldigen kleinen Cherubim zu ſpielen; aber ſiehe, es iſt Amor. Der Gedanke frappirt, iſt aber nicht glücklich. Ein Engel im chriſtlichen Sinn und der Umgang einer Nonne mit ihm hat etwas zu Zartes und Heiliges, um in das triviale Gebiet hinabgezogen zu werden. Doch findet man Aehnliches ſogar auf katholiſchen Kirchenbildern aus der Jeſuitenzeit. Bernini malte die heilige Thereſia in höchſter Entzückung, die zwar nur eine geiſtige ſeyn ſoll, aber den ſinnlichſten Ausdruck hat, auf Wolken wie in einem Bette liegend und die Augen vor Wolluſt ſchließend, während ihr die ewige Liebe in Geſtalt eines Amors mit dem Pfeil das Herz durchbohrt. Auch ältere Maler gefielen ſich ſchon in der ſehr unpaſſenden Vergleichung des Chriſtuskindes mit dem Amor. Parmeggiano malte den Eros an der Bruſt der Venus, wie man ſonſt die Madonna mit dem Kinde ſieht, viel zu mütterlich für eine Venus. Murillo dagegen malte die heil. Roſalia, wie ſie das kleine Jeſuskindlein über einen Blumenſtrauß hält, als ob es ein Eros wäre.

Der bürgerliche Amor mit den Attributen der Innungen und Gewerbe kam im allegoriſchen Zeitalter hauptſächlich in Holland, England und in den wohlhabenderen deutſchen Reichsſtädten auf, bei öffentlichen Feſtzügen und auch bei Hochzeiten. Der wildeſte Humor machte, was an den Beziehungen trivial erſchienen, wieder gut. Amor mit der Klyſtirſpritze be-

deutete der verſchämten bürgerlichen Braut einen Doctor zum Bräutigam. Amor mit dem Bierglas bedeutete den Bierbrauer, mit dem Bretzel den Bäcker, Amor im Stiefel den Schuhmacher ꝛc. Bei Hoffmannswaldau und andern Dichtern der zweiten ſchleſiſchen Schule kommt Amor als Advocat, als Krämer, als Schatzgräber, als Bergmann, ſogar als Trödeljude vor; bei Michaelis trägt er den Guſtkaſten herum ꝛc.

Bis zum Bauernſtande herab verſtieg ſich die gelehrte Allegorie nicht. Nur in den arkadiſchen Schäferſpielen bei Hofe, in denen man ein ideales Landleben ſich verſpiegelte, fand Amor wie in den Hirtengedichten des Theokrit ſeine Stelle. Eigentlich fing die allegoriſche Didaktik ſchon im Mittelalter mit dem Gedicht vom Gott Amur an, welches nichts als eine langweilige ars amandi iſt. Die Schulpedanten des ſiebzehnten Jahrhunderts erſannen folgendes ſinnreich alberne Wortſpiel:

Amores.
Sex fuge, quinque tene, hac bis duo, trina sequentur.

Eros und der Reichthum. Eros iſt das Kind des Reichthums und der Armuth, beiden gleich nahe verwandt. Bald verachtet er den Reichthum und tritt Geldhaufen mit Füßen. Bald bringt er reiche Geſchenke dar, wühlt in Schätzen, bietet Schmuck an, ſchüttet den liebenden Mädchen Perlen in den Schooß, ſtreut verſchwenderiſch Gold aus, ſchläft auf Schätzen. Bald ſucht er Reichthum, tauſcht von Hermes deſſen Beutel gegen ſeinen Pfeil und Bogen aus, wie Leſſing ſchildert:

Mercur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;

Und gibt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Eros erscheint auch zuweilen als Bettler, kommt als Dieb in der Nacht, gräbt Schätze, sitzt als Alchymist hinter dem Ofen ꝛc. Dahin mag man auch das artige Bild des Amor in der Bergmannskutte auf einer sächsischen Münze nehmen. Bald unterliegt die Liebe dem Geiz. Amor liegt todt auf einem Goldhaufen.

Ein holländischer Witz stellt in das Zimmer einer Hetäre ein kleines Standbild Amors als Ducatenkacker.

Als Verächter des Stolzes tritt Eros einem Pfau auf den Schweif, zertritt er ein Wappen ꝛc. Auf einer antiken Lampe (Bellori lucernae vet. II. N. 41) kommt Amor vor, wie er einen Pfau und Hasen zugleich als Beute auf der Schulter trägt.

Sehr gut ist ein Gedicht Langbeins vom Verhältniß der Liebe zum Reichthum:

Als Amor einst seinen Geburtstag beging,
Beschenkt' ihn sein Mütterchen hold.
Sie gab, indem sie ihn zärtlich umfing,
Ihm Bogen und Köcher von Gold.
Er waffnete sich auf der Stelle damit,
Und hüpfte davon mit gefügeltem Schritt.

Und vor dem Palaste der Mutter stand
Ein altes abschreckendes Weib.
Der Klaue des Habichts glich ihre Hand,
Und einem Gerippe der Leib.
Ihr Blick schoß herum, wie ein fliegender Speer,
Und heftete gierig auf Amors Gewehr.

„Ei, ei!“ rief ſie hell, wie ein ſchmetternder Hahn:
„Hat dieß der Geburtstag beſchert?
Potz tauſend! Mamachen griff wacker ſich an;
Die goldene Rüſtung hat Werth!
Ihr Herrſchaften ſitzet dem Reichthum im Schooß,
Doch ich, liebes Männchen, bin auch nicht ganz bloß.

Betrachte zum Beiſpiel dieß Ringelchen hier,
Mit flammenden Herzen darauf!
Du findeſt mir nirgend, ich ſtehe dafür,
Ein ſchöneres Kleinod zu Kauf.
Welch Prachtſtück für einen empfindſamen Herrn!
Gefällt dir's, du Loſer, und hätteſt du's gern?

Es wär' für dein Liebchen ein feines Geſchenk;
Was würde das Mädchen ſich freun!
Nun höre, mich wurmt ein gehabtes Gezänk,
Drum ſoll mich ein Spielchen zerſtreun.
Ich ſetze das Ringlein und du einen Pfeil;
Gelingt dir ein Glückswurf, ſo wird dir's zu Theil.“

Sie kramte drei Würfel, gebildet zum Trug,
Aus ihrem Koker heraus,
Und Amor, verliebt in das Ringelchen, ſchlug
Den lockenden Antrag nicht aus.
Der thörichte Knabe! Sein Kinderverſtand
War nicht mit den Kniffen der Hexe bekannt.

Sie lenkte die Würfel zum falſchen Gewinn
Am Faden der Schwarzkünſtelei,
Warf immer den Hauptpaſch der Sechſen ſich hin,
Und Amorn fiel Eins oder Zwei.
Ein Pfeilchen ums andere liefert' er aus,
Und alle verließen ihr glänzendes Haus.

Er weinte vor Aerger, er lachte vor Muth,
Die Mannerin tröſtete viel,
Und raſch ſetzt er nun mit Verzweiflungsmuth
Auch Köcher und Bogen aufs Spiel.
Sie gingen den Weg ſeiner Pfeile geſchwind,
Und ſchluchzend entlief das betrogene Kind.

Die Habſucht verlachte den Jammernden kalt,
Und packte den Spielgewinn ein.
Sie wandelt ſeitdem oft in Amors Geſtalt,
Und rühmet ſich, Amor zu ſeyn.
Kein Wunder, daß dieſe Verlarvung ihr glückt,
Da ſie mit der Rüſtung des Gottes ſich ſchmückt!

Wie mit allen Ständen, ſo ſpielt Eros auch mit allen Charakteren und berückt jeden, bringt jeden aus der Faſſung. Dieß iſt ſchon durch ſeinen Sieg über die verſchiedenen Götter wie über die Thiere bezeichnet. Hier noch einige Nachträge.

Amors Schelmereien. Amor in der Geſtalt des kleinen Askanius ſchleicht ſich ins Herz der Dido, reizendes Bild bei Virgil. — Amor überraſcht eine Amazone und trifft ſie mit ſeinem Pfeile. — Amor mit der Geißel. Ein Eros ſchreckt den andern mit einer fürchterlichen Maske. Einer ſchreckt den andern, indem er ihm durch ein großes Muſchelhorn ins Ohr bläst. Amor pflügt mit einem ungleichen, mit einem traurigen, mit einem zornigen Liebespaar. (Lauter artige antike Bilder auf geſchnittenen Steinen.) Amor als Dieb ſteigt über einen Zaun. Amor entführt der ſchönen Nephule Spindel und Gewebe (Horaz Oden III. 12). Amor ſchneidet einer Spinnerin den Faden ab. (Auf einem Basrelief von Thorwaldſen ſpinnt Amor ſelbſt als Parze den Lebensfaden.) Amor überraſcht eine Nymphe und hält ihr von hinten die Augen zu. Amor verſteckt ſich hinter eine Schürze. Amor flüſtert einer ſchlummernden Nymphe einen ſüßen Traum ins Ohr. Amor lieſt in einem Buche laut lachend. Amor verſteckt ſich in einen Fuchspelz. Amor löſcht ein Licht aus.

Eros wird für einen Vogel gehalten und gejagt. Da ruft Bion dem Jäger warnend zu, inne zu halten. (Nach der Voſſiſchen Ueberſetzung):

Kunſtreich übte den Fang ein vogelſtellender Knabe
Im vielſtämmigen Hain, und ſah den entflohenen Eros,
Der auf dem Purpurmaſt ausruhete. Wie er ihn wahrnahm;
Herzlich erfreut (denn traun ein gewaltiger Vogel erſchien er),
Fügt er ſie all' aneinander, die liebenden Rohre des Fanges,
Lauerte dann auf den dort und dorthin flatternden Eros.
Aber der Knab', unwillig, dieweil kein Ende zu ſehn war,
Schwankte die Rohre hinweg, und lief zu dem alternden Pflüger,
Welcher den künſtlichen Fang ihn lehrete. Dießmal erzählt' er
Alles und zeigt' ihm Eros den Flatterer. Aber der Alte
Schüttelte lächelnd das Haupt, und gab dem Knaben die Antwort:
Laß die gefährliche Jagd, und komm nicht nahe dem Vogel!
Rede dich fern! Schlimm meint es das Unthier! Preiſe dich glücklich,
Während du nimmer ihn fängſt! doch ſobald du zum Manne gereift biſt,
Dann wird er, der jetzo mit flüchtigem Schwunge zurückfährt,
Plötzlich von ſelbſt annahn, und dir auf die Scheitel ſich ſetzen.

Ovid überhäuft den Eros (amor. II. 9.) mit Vorwürfen, warum er gerade ſeine treueſten Freunde und Diener mißhandle und die beſten Krieger in ſeinem eigenen Lager verwunde?

Wie übel uns Eros aber auch begegnet, dennoch können wir nicht von ihm laſſen. Nach der griechiſchen Anthologie von Herder:

Man verkauf' ihn! Und ob er ſo ſüß im Schooße der Mutter
Wie ein unſchuldiges Kind ſchlummre; verkaufet ihn doch.
Denn er iſt ungezogen, ein loſer Bube, geſchwätzig,
Wild und böſe, der ja ſelber die Mutter nicht ſchont.
Leichtgeflügelt und keck; er kratzt mit den Nägeln, er weinet
Kläglich und wenn er dir weint, lacht er im Herzen dich aus.
Kurz, ein Ungeheuer. Verkauft ihn. Wo nur ein Schiffer
Sein begehret, er nehm' immer den Böſewicht hin.

Aber ſehet, er weint! er ſteht! — Sey ruhig, o Lieber,
Glaub's, ich laſſe dich nicht! Dich und Zenophila nie.

Noch einige Spiele des Eros. Amor ſchaukelt eine Nymphe. Amor ſpielt mit einem Papagai. Amor ſpielt mit einem kleinen Mädchen und unwiſſend gewinnt ſie ihm das Glück ihrer Zukunft ab. Amor würfelt mit dem Ganymed (nach Apollonius Rhodius). Amor macht Seifenblaſen. Amor auf Stelzen (von Albrecht Dürer). Eroten ſpielen mit dem Reifen, Eroten ſpielen Verſtecken (auf einem pompejaniſchen Wandbild, bei Neuern ſpielen ſie auch Blindekuh). Eroten ringen mit einander. Eroten tragen mühſam ein ſchweres Füllhorn.

Eros wird auch zuweilen als ein Wanderer dargeſtellt, als luſtiger Abenteurer, der überall verliebte Intriguen angezettelt. Einer der viel geliebt hat, könnte ſich jede ſeiner Liaiſons unter einem eigenen Eros mit beſondern Attributen vorſtellen. Aber über Manchen würden ſie rächend wie ein Bienenſchwarm herfallen.

Die neuen Dichter haben den Eros in dieſer Beziehung immer viel mit Herzen ſpielen laſſen, — ein Symbol, das dem claſſiſchen Alterthume nicht ſehr geläufig war, obwohl es bei Dichtern vorkommt (nie bei bildenden Künſtlern). Anakreon macht in einem reizenden Bilde ſein Herz zu einem Neſt der Eroten. Alles wimmelt darin von den kleinen geflügelten Weſen; einer iſt noch im Ei, einer ſchlüpft eben aus, andere fliegen ſchon ꝛc. Guarini frug geiſtvoll: iſt Amors Neſt in den Augen meiner Geliebten oder in meinem Herzen?

Don' hai tu nido Amore
Nel viso di Madonna, o nel mio core?

Amor will ein Herz halten, aber da es ſelbſt geflügelt iſt, fliegt es ihm davon. Amor martert ein Herz, wägt

zwei Herzen auf einer Wage. Der Dichter des Romans von der Rose ſagt: Amor habe ihm eine Menge Pfeile ins Herz geſchoſſen und jeder bedeute eine Tugend ſeiner Geliebten. Ziemlich trivial ſind die modernen Vorſtellungen: Amor ſchießt nach einem Herzen, wie nach einer Scheibe, brät ein Herz am Spieß, ſchlägt Feuer an einem Herzen, ſticht ein ganzes Netz voll Herzen, kocht Herzen in einem Keſſel ꝛc.

Wir müſſen nun auch von den Leiden des Eros reden. Sie ſind von doppelter Art: entweder bedeuten ſie die Schmerzen der Liebe überhaupt, oder wird er für die Schmerzen, die er muthwillig erregt hat, beſtraft. Hier einige der beliebteſten Bilder.

Eros ſchläft und wird entwaffnet. Er wird, ſich ſträubend, fortgeſchleppt. Er wird gebunden. Er wird bei den Flügeln gehalten. Die Flügel werden ihm zuſammengebunden, beſchnitten oder ausgerupft. Er ſitzt gefangen hinter einem Gitter. Er bricht aus dem Käfig.

Anakreon ſingt: Eros lag gefeſſelt bei der Schönheit. Er ſollte befreit werden, aber er wollte nicht.

Der engliſche Dichter Coleridge läßt den armen Amor von den nordiſchen Elfen und Gnomen durch Wildniſſe und Dornen jagen und zuletzt auf den Rücken eines Igels treiben.

Amor gähnt aus Langweile. Amor ſchämt ſich. Amor friert. Amor weint, ſchreit, iſt verwundet, fällt zu Boden, bekommt die Ruthe. Amor ſchwer ziehend im Pfluge (nach Moſchus). Amor erliegt unter einer Steinlaſt. Amor als Sklave, gefeſſelt, mit der Hacke arbeitend.

Moderne Sentimentalität hat den heitern Charakter des Amor oft verfälſcht und ins Weinerliche gezogen. Dieß iſt immer ein Fehler. Amor weint nur, wenn er geſtraft wird. Wenn er andere weinen macht, ſo freut er ſich darüber. Nie aber weint er Thränen der Rührung. Deßhalb war es ge-

wiß nicht im Geiſt des claſſiſchen Alterthums gedacht und empfunden, wenn William Motherwell — um hier nur eines jener ſentimentalen Beiſpiele anzuführen — den Amor als ein ſo überzartes Weſen beſchreibt, daß ſelbſt Blumenthau noch eine zu materielle Koſt für ihn iſt, und daß er ſich einzig von Wehmuthsthränen nährt. Dieſes Gedicht lautet nach der Ueberſetzung von Heinze:

Sag mir, ſchöne Maid, vor allen,
Was ſoll Amors Nahrung ſeyn?
Morgenthau, der friſch gefallen
Auf die Blätter grün und rein?
Oder Roſen wie Korallen
Und getränkt mit Honigwein?
O nein, o nein!
Laß Roſen ſeyn
Und Thauſtern' an dem grünen Blatt:
Andres macht
Als du gedacht,
Den zarten, ſüßen Säugling ſatt.

Gib ihm Seufzer, welche beben
In dem Mund, der ſchweigt, doch ſprüht;
Laute, die der Bruſt entſchweben,
Daß die Wange lob erglüht;
Magſt ihm auch Erröthen geben
Und den Blick, der ſucht, doch flieht.
So Zartes ſpeiſt
Der kleine Geiſt,
Solche Koſt iſt gut und leicht;
Und mit der Thrän'
Von ſüßen Wehn
Wird das holde Kind geſäugt.

Wir wollen uns der Mühe überheben, noch mehr ſolche Weinerlichkeiten etwa auch aus deutſchen Dichtern beizubringen. Sie ſind überall verfehlt und nicht einmal auf den

indiſchen Kama anzuwenden, obgleich dieſer um ein gutes Theil weichherziger iſt, als der claſſiſche Eros.

Der gefährlichſte Feind des Eros iſt die Zeit. Doch beſiegt ſie ihn nur langſam; anfangs iſt er ihrer Herr, oder ſie iſt für ihn gar nicht einmal da. Ueber der Liebe vergißt man die Zeit. Man ſieht Amor auf einer Schnecke reiten, d. h. er nimmt ſich Zeit, er bleibt treu, auch wenn er lange warten muß. Oder er fährt mit zwei Greifen, die das Ausdauern und Feſthalten bedeuten. Auf einer Gemme ſieht man ihn fahren, indem er einen Vogel und eine Schnecke zugleich vorgeſpannt hat (Eile mit Weile).

Die Neuern haben ihn hier mit dem Chronos, dem Gott der Zeit in Verbindung gebracht. Amor ſtiehlt dem Chronos die Sanduhr, oder die Senſe. Chronos ſtutzt dem Amor die Flügel (berühmtes Bild von Van Dyck), entwaffnet ihn ꝛc. Sehr ſchön ſagt Th. Moore in ſeinem Gedicht: „Amor und die Zeit" überſetzt von Oelkers:

Man ſagt — ob's unwahr oder wahr,
Laßt, die geſchaut es, ſagen —
Daß Zeit und Amor nur ein Paar
Von Schwingen hat zu tragen.
Bei erſter ſüßer Lieb' alsdann
Iſt's unnütz oft dem Knaben,
Drum, tändelt er bei Liebchen, kann
Der Graubart ſtets es haben.
Zeit hat ihr Spiel dann gern;
Wie ſchnell flieht ſie und fern!

Kurz iſt die Zeit nur, kurz wie hell,
Die Schwingen ihr zu borgen;
Wenn Zeit war heute flüchtig, ſchnell,
So iſt es Amor morgen.
Amor und Zeit! nur Wechſel dann
Iſt trüb und hart vor allen.

Wenn die zu hinken nun begann
Und jener muß entwallen.
Wohl flieht dann Amor gern,
Wie schnell flieht er, und fern!

Doch ist 'ne Maid — ich bin ihr Sklav,
Und mag mit Lust ihr dienen —
Die wohl weit beff're Theilung traf,
Die Holde, zwischen ihnen.
Wie gut sie ihre Flüge lenkt!
So mild stimmt sie sie immer,
Daß Amor nie an Schwingen denkt,
Und Zeit sie ablegt nimmer.
Zeit hält da Fest; wie gern
Wie schnell flieht sie und fern.

Den Flügeltausch zwischen Eros und Chronos besingt auch Langbein mit Glück:

Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reisen schwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort,
Von Ort zu Ort;
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

Matt schlich, den Stab in seiner Hand,
Der silberbärt'ge Greis
Durchs Afrika's erglühten Sand
Und über Grönlands Eis;
Und überall,
Der Welt zur Qual
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

Gleichgültig sah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;

Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.
Weg aus dem Saal
Des Himmels stahl
Das gute Kind sich leise,
Und flog hinab zum Greise.

Er fand ihn bald auf rauher Bahn,
Und sprach mit holdem Gruß:
„Saturn nimm meine Flügel an,
Du bist nicht wohl zu Fuß!“
Und schnell beschwingt
Durchflog, verjüngt
Und rasch wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wenn er so reitet, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick;
Doch fordert oft sein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann fällt der Greis
Ins alte Gleis,
Und, was Minuten waren
Verlängert sich zu Jahren.

Bei den Neuern wird aus demselben Grunde Amor oft mit Uhren in Verbindung gebracht. Ein beliebtes Möbel ist die Zimmeruhr, die von zwei Cupidos getragen wird, in der That ein lieblicher Gedanke. Man gibt dem Amor auch in jede Hand eine Sanduhr, um anzudeuten, wie den Liebenden die Zeit hier langsam, dort schnell verläuft. Hieher gehört: „Amor und die Sonnenuhr,“ ein artiges Gedicht von Thomas Moore (übersetzt von Oelkers):

Eine Sonnuhr fand Amor in schattiger Nacht,
Wo nie wallten Menschen, kein Sonnenstrahl lacht;
„Was liegst du im Dunkel?“ so fragt Amor sie,

„Statt daß fröhlich die Zeit dir im Sonnenschein flieh?“
„Mich sah,“ sprach die Sonnuhr, „nie sonniger Schein,
Mir muß Mittag, wie Nacht, Amor, einerlei seyn.“

Die Sonnuhr zog Amor vom Schatten sofort,
Und stellt sie auf einen warmsonnigen Ort.
Da ruht sie von Amor betrachtet, nun froh,
Während sonnenbemerkt Stund um Stund ihr entfloh!
„Wie kann,“ sprach die Sonnuhr, „ein Mägdlein, gemacht
Zum fröhlichen Glanz, nur auch ruhen in Nacht?“

Doch Nacht kam heran nun und Sonnenschein schwand,
Bis ferner bei ihr auch nicht Amor mehr stand,
Vergessen und kalt, während rings um sie her
Stürmt Regen und Wind, nimmt sie traurig nun wahr,
Daß ein Paar lichter Stunden nur Amor gebracht,
Und den Rest überlassen dem Regen, der Nacht!

Wie glücklich Eros auch die Zeit lange hinwegscherzt, endlich besiegt sie ihn dennoch, indem das Alter naht. Zwar auch mit dem Alter treibt er noch oft seinen Scherz, aber es sind die letzten Ergüsse seiner Laune. Das Verhältniß des Eros zu den Lebensstufen ist am schönsten und geistvollsten aufgefaßt in dem berühmten Sinnbild der in einem Korbe zu Markt gebrachten Eroten, das schon bei den Alten ein Gegenstand der Malerei (in Pompeji) und der Dichtkunst (in der griechischen Anthologie) war und das unlängst Thorwaldsen in einem Basrelief noch umfassender wiedergegeben hat. Ein Korb voll Eroten zum Verkauf. Ein kleines Mädchen drückt den einen, der zu ihr strebt, in den Korb zurück. Zwei junge Weiber schmeicheln dem Eros, den sie gekauft haben. Ein anderer sitzt einem ernsten Mann triumphirend auf der Schulter. Endlich hascht ein Greis nach einem Eros, der ihm aber spottend entfliegt. Auf einem

andern Bilde von Thorwaldsen spinnt Amor den Lebensfaden gleichsam mit den Spolien der Parzen. Da die Heuschrecke bei den Alten ein Sinnbild des Greisenalters war, mag eine Gemme bei Lippert (N. 51), die uns einen von einer Heuschrecke niedergeworfenen Eros zeigt, in diesem Sinne gedeutet werden.

Daß übrigens kein Alter den Eros ausschließt, hat ein Lied des englischen Dichters Campbell am artigsten durchgeführt: Eros wird im Frühling unter Rosen geboren, aber er kann nie wieder die Erde verlassen, denn der Sommer reizt ihn durch süße Früchte, der Herbst durch das Vergnügen der Jagd, und der Winter schmeichelt ihm fast mehr als alle andern, indem er ihn wärmt und pflegt und liebkost. Eros selbst liebt zwar das Alter nicht, sucht es aber auch zuweilen auf, um es zu necken. Liebliches Gedicht Anakreons vom Eros, der im Regen zu ihm kommt, sich bei ihm zu wärmen, ihn aber boshaft mit dem Pfeil verwundet.

Dagegen ist das Alter, das absichtlich noch mit dem Amor kokettirt, höchst lächerlich. So die Königin Elisabeth von England, die schon fünfzigjährig bei einem Einzug in die Stadt London sich noch wohlgefällig von einem verkleideten kleinen Amor begrüßen ließ, der ihr einen goldenen Pfeil überreichte (Flügel Geschichte des Groteskkomischen S. 215).

Hat der Tod endlich den Gegenstand der Liebe geraubt, so bleibt dem Eros noch die Klage. Die Liebe trauert um den todten Geliebten. Kahlgeschorene Eroten weinen mit der Venus um ihren Adonis. Amoren weinen um die schöne Cleopatra, die todt daliegt mit der Schlange. (Antiker Stein bei Stosch.) Amor schreibt eine Grabschrift, pflanzt Blumen auf ein Grab, errichtet Trophäen. Amor im Trauerflor.

Sehr geiſtvoll iſt der Gedanke, daß Eros und der Tod ihre Pfeile wechſeln. (Altſpaniſche Romanze bei Depping S. 402.)

Die Liebe iſt aber zuletzt dennoch ſtärker als der Tod. Amor mit den Spolien des Pluto. Amor führt den Cerberus gefeſſelt aus der Unterwelt herauf (Basrelief von Thorwaldſen). Amor ſteigt lachend aus einem Sarge, der ſich mit Blumen anfüllt. Amor lacht einen Todtenkopf an. Auf einem ſatyriſchen Bilde führt Amor ſchalkhaft eine in Trauer gekleidete Wittwe.

Auf antiken Sarkophagen iſt zuweilen Amors Auferſtehung und Apotheoſe dargeſtellt. Er erwacht, wird von acht ſeiner Geſpielen empfangen und taumelt noch in ſüßem Erſtaunen. Ein andermal fährt er über das Meer zu den ſeligen Inſeln (auf in Rom befindlichen Sarkophagen).

Der poetiſche Contraſt zwiſchen dem lichten, freundlichen Eros und den finſtern Schrecken der Unterwelt iſt am glücklichſten aufgefaßt worden von dem ſpäten römiſchen Dichter Auſonius, der an der Moſel lebte. Sein „gekreuzigter Amor" lautet in einer, in Liebendingen ein wenig abgekürzten Ueberſetzung:

Dort im Nebelgefild, das Maro's Muſe beſungen,
Wo ein Myrthenhain wahnſinnige Liebe beſchattet,
Feierten Heroiden die Orgien, jede noch an ſich
Tragend des Todes Maal, der ſie vom Leben geſchieden,
Schweifend tief im Gebüſch, in ungewiſſer Beleuchtung,
Unter haarigem Schilf und ſchlummerſchwangerem Mohne,
An nie wallender See, an niemals murmelnden Bächen,
Deren Ufer entlang, hinwelkend in ewiger Dämmrung
Blumen weinen, die Könige einſt und Jünglinge waren,
Der für ſich ſelbſt erglüht, Narciſſus und Hyacinthus,
Crocus in goldenem Haar, geſchmückt mit Purpur Adonis

Und vom Dichter beneidet der Salaminier Aeas.
Was ſie in Thränen, von unglücklicher Liebe geängſtet,
Leiden hier, die den Schmerz ſelbſt nicht im Tode vergeſſen,
Weckt die Erinnerung auch, die verlorene, den Heroiden.
Semele zagt um das Kind des Blitzes, die grauſam getäuſchte
Mutter, ſuchet es noch in den Trümmern der brennenden Wiege,
Dämpfet das Feuer noch des nur eingebildeten Blitzes.
Cänis, welche ſich einſt erfreut der männlichen Bildung,
Schwärmt der entſchwundenen Form noch nach in ſehnender
Trauer.

Prokris trocknet die Wunde und küſſet noch ihres Mörders
Cephalus blutige Hand. Noch trägt die rauchende Lampe,
Niedergeſtürzt vom Thurm, das zärtliche Mädchen von Seſtos.
Dort verſchmäht Harmonicus Schmuck gramvoll Eriphyle,
Sucht Pädrdae noch die Spur des blendenden Stieres,
Hält Ariadne noch den ringsumwundenen Knäuel,
Starrt den verſchmähten Brief noch an die verzweifelnde
Phädra ꝛc.

Ach und jene ſogar, die einſt durch latmiſche Felſen
Schlich, um Endymions Schlaf in ſtiller Nacht zu belauſchen,
Luna ſelber irrt noch umher mit Fackel und Halbmond.
Hundert andre, wie ſie, von alter Liebe gemartert
Kündeten ihr tiefes Weh in ſüß und traurigen Klagen.
Da mit rauſchendem Flug die Schatten der Unterwelt theilend
Stürzt' mitten unter ſie der unvorſichtige Amor.
Alle erkannten ihn und erinnerten plötzlich ſich alle
Ihres Verderbers, obgleich die feuchten Nebel die Fackel
Ihm verdunkelten und den Bogen und goldenen Köcher.
Sie erkennen ihn, da! den einzigen Feind und erſticken
Seinen zagenden Flug im Gewölk der drängenden Schatten
Und umſtehn ihn im Kreis, den Zitternden, der nicht entfliehn
kann.

Racheglühend erſehn ſie ſich aus die ſchreckliche Myrthe,
Voll des göttlichen Fluches, von der Proſerpina vormals
Weil er die Venus ihr vorzog, den Adonis gekreuzigt.
Hier auch hängen ſie auf am hohen Stamme den Amor,

Binden ihm hinterwärts die Hände, umstricken die Füße
Dem Lautjammernden und kein Mitleid lindert die Pein ihm.
Alle verwünschen ihn, vorzeigend die Maale des Todes,
Den sie geduldet um ihn, und in der Wollust der Rache
Sucht ihm jede zu thun das, was sie selber gelitten.
Die hebt den Strick empor, des Dolches Lustbild die andre,
Die will vom Fels herab, der nicht vorhanden, ihn stürzen,
Jene hinunter ins Meer, das sich vorbildet ihr Wahnsinn,
Jene wähnet in Wuth nach ihm die Fackel zu schleudern.
Ach und dennoch erschreckt es das Kind, das zittert und weh-
klaat.
Myrrha selber beschwört die Rasenden, nicht zu zerreißen
Ihren grünenden Leib und thaut auf den weinenden Knaben
Eigene Thränen herab, des Stamms hellschimmernden Bernstein,
Andere wollen ihn nur ein wenig necken und prüfen,
Ob sein Blut, von dem Dorne geritzt, in Rosen sich wandelt.
Seine Mutter sogar, die wie er selber gefrevelt,
Drängt sich herzu und klaget ihn an und wirft ihren eigenen
Schimpf ihm vor, daß er sie und den Mars nicht besser gehütet
Vor dem Netze Vulkans, und Schläge fügt sie den Worten
Bei und züchtiget ihn mit dem Dorn, daß rings seinem Blute
Eine Fülle von Rosen entblüht. Da erbarmen sich endlich
Selber die Hereinen, verzeihn dem Knaben und geben
Nur dem Fatum die Schuld des Jammers, den sie erduldet,
Und auch Venus verzeiht und dankt noch lächelnd den Andern.

Ehe wir den antiken Eros verlassen, nur noch einige wenige Worte über die vornehmsten Kunstwerke, die ihn darstellen.

Im Alterthume war (nach Pausanias) eine Statue des Eros in Gesellschaft des Himeros und Pothos, welche der große Bildhauer Skopas für die Stadt Megara verfertigt

hatte, vorzüglich berühmt. Ferner ein Eros, der den Herakles beugt, von Lysippos. Ein den Blitz schwingender Eros in der Curia der Octavia, der aus Griechenland nach Rom gebracht worden war und den man bald dem Skopas bald dem Praxiteles zuschrieb. Von des unsterblichen Praxiteles Meisterhand selbst waren drei Eroten als die größten Kunstwerke des Alterthums berühmt, der parische, der thespische und der messenische. Vergl. K. Müllers Archäologie S. 109. Der thespische war nach des Künstlers eigenem Urtheil der schönste. Praxiteles hatte einst der schönen Phryne, jener weltberühmten Hetäre, die ganz Griechenland bezauberte, eine seiner Arbeiten versprochen. Sie wollte wissen, welche die beste sey, um sie dann von ihm zu verlangen und bediente sich dazu einer List. Sie schreckte nämlich den Künstler, indem sie zu ihm hereinstürzte und sagte, es brenne. Da suchte er unter allen seinen Kunstschätzen zuerst den thespischen Eros zu retten und verrieth so, was sie wissen wollte.

Von diesem Eros des Praxiteles sagt die griechische Anthologie:

Als Praxiteles einst auch unter die Liebe das Haupt bog,
Schuf er der Siegerin hier seiner Empfindungen Bild,
Diesen Amor. Er nahm aus seinem Herzen die Züge
Und gab Phrynen ihn hin, gab ihr zum Lohne den Gott.
Dafür lohnte sie ihn mit neuer Flamme. Die Liebe
Kennt nur Liebe zum Lohn; Liebe zum Gegengeschenk.

Bei Philostratus (Standbilder 4 und 11) findet man äußerst schwülstige Schilderungen der Eroten von Praxiteles. Auch unter Lessings Gedichten finden sich mehrere ziemlich frostige Epigramme auf eine reizende Statue des Amor. Z. B. Er ist nicht wirklich von Marmor, sondern nur erstarrt in der Bewunderung deiner Schönheit, o Mädchen — oder er

iſt wirklich nur von Stein und todt, aber das Leben, das ihm fehlt, kann dein Blick ihm geben.

Die ſchönſten noch erhaltenen Statuen des Amors ſind die lieblichen Gruppen Amors und der Pſyche, die ſich küſſen, zweimal vorhanden auf dem römiſchen Capitole und in Florenz. Ihnen reiht ſich nicht unwürdig der ſchöne ſinnende träumeriſche Amor eines neuern Bildhauers, unſers Dannecker, an. Das reichſte und ſchönſte aus der neuern Zeit ſind aber die berühmten erotiſchen Basreliefs von Thorwaldſen.

Unter den Malereien ſtehen obenan die lieblichen Fresken Raphaels in der Farneſina. Berühmt iſt auch der feurig blickende Eros von Mengs, der den Pfeil befühlt.

Geiſtreich war der Gedanke, das Diadem einer liebenswürdigen Königin aus lauter Eroten in Brillanten zuſammenzuſetzen, die nobelſte Arabeske, die ſich denken läßt.

Der antike Eros, den wir adoptirt, und deſſen Poeſie noch immer unter uns fortblüht, hat einen ältern Bruder in Indien, der ihm zwar in mancher Beziehung ſehr ähnlich iſt, ihm aber doch an plaſtiſcher Klarheit und Einfachheit nicht gleich kommt. Der indiſche Liebesgott Kama oder Kamadewa enthält ſchon in ſeinem Namen die Wurzel, die ſich nicht nur im hebräiſchen חָמַד, ſchmachten, ſich ſehnen, buchſtäblich wiederholt, ſondern die wir auch in den lateiniſchen Worten Amor und amare, im griechiſchen γάμος Hochzeit, γαμέω heirathen, und wenn man will auch noch im deutſchen Worte Scham wiedererkennen. Da der indiſche Kama ſehr viel mit Blumen zu thun hat, erklärt ſich hieraus vielleicht auch das arabiſche Wort Kamaïl, der Blumenkelch, und

das lateiniſche Wort gemma, die Knoſpe, und wenn wir ſo oft Eroten auf antiken Gemmen oder Cameen finden, ſo ſollte man vermuthen, dieſe erotiſchen Gemmen ſeyen urſprünglich Amulete für Liebende geweſen.

Der indiſche Kama hat ſehr viele Namen, die ſein Weſen näher bezeichnen und den Beweis liefern, daß er dem griechiſchen Eros ſehr ähnlich war. Er heißt Pradjumna, der Kühne; Madana, der Muthwillige; Navamaliga, der alles Durchdringende, (der durch ſieben Mauern dringt); Mara, der Verborgene; Cinda, der Trügeriſche; Manumatha, der Vertauſchende ꝛc. Eigenthümlich iſt ihm der Name Anangas, der Körperloſe, wodurch das geiſtige Weſen der Liebe bezeichnet werden ſoll; ferner die Namen Kuſumeſhu, der Blumenfreund, und Kuſumayudhas, der mit Blumen Kämpfende. Auch iſt Vaſantas, der Frühling, ſein beſtändiger Begleiter. Ehemals war keiner ſeiner Tempel ohne einen Luſtgarten und Luſtwald, der vorzugsweiſe den Liebenden geheiligt war, in dem ſich junge Leute begegneten und kennen lernten. Dieß erſehen wir aus dem herrlichen altindiſchen Schauſpiel Mrichchakati (überſetzt im Theater der Hindu I. S. 113). Als die Mahamedaner Indien eroberten, ſchien ihnen, die ihre Mädchen einzuſperren und unſichtbar zu machen pflegten, ein ſolcher öffentlicher Verkehr junger Leute, ſo unſchuldig er auch war, anſtößig und jene Haine wurden ausgerottet. Unter allen Pflanzen war dem Kama vorzugsweiſe der Baum Amra mit ſeinen wohlriechenden Blumen und die um denſelben ſich rankende Winde Madhawi heilig.

Der indiſche Kama reitet auf einem bunten Papagai (Redſeligkeit und Putzſucht der Liebenden), oder auf einem Sperling oder Fiſch (Symbole der Fruchtbarkeit oder vielleicht an den Delphin des Eros erinnernd); oder auch ſtehend

und mit dem Pfeile zielend auf einem Löwen (Beſchreibung der Religion der malabariſchen Hindus S. 130). Auf einem Bilde bei N. Müller ſieht man ihn auf ſeinem Köcher reiten, aus dem ein Löwe hervorſpringt. Er führt gleich dem Eros einen Bogen, deſſen Sehne aber aus einer Reihe von Bienen beſteht, um die Süßigkeit der Liebe anzudeuten, und Pfeile von Zuckerrohr mit Blumenſpitzen. Zuweilen führt er auch einen Scepter, auf dem ein Sperling ſitzt, oder eine Fahne mit einem Fiſche. Sehr häßlich ſteht ihm die komiſche Mütze, die gewöhnliche Zier der indiſchen Götzenbilder. Er ſieht darin faſt wie ein kleiner Papſt aus.

Er gilt als ein Sohn des Wiſchnu, des erhaltenden Weltprincips, und zwar ſoll ihn Wiſchnu in ſeiner Menſchwerdung als Kriſchna gezeugt haben. Aber noch ſinnvoller machen ihn die Inder auch zu einem Sohn der Maja, der ſchönen Täuſchung. Zuweilen erſcheint er als Kind an ihrer Bruſt ruhend auf einer Lotosblume (dem Sinnbild der Natur), oder er ſcherzt mit ihr, ganz ſo wie Amor mit der Venus. Auch dieſelbe Macht wird ihm zugeſchrieben, wie dem Amor. In einem indiſchen Liede heißt es: Preis ihm, der ſelbſt Brahma, Wiſchnu und Schiwen zu Dienern rehaugiger Frauen macht, ganz ſo wie der griechiſche Eros als Ueberwinder aller Götter aufgefaßt wird.

Kama hat eine Gemahlin, Reti, welche den Genuß und die Sättigung der Liebe bezeichnet, während er nur die Sehnſucht iſt. Sie wird daher als eine wilde Amazone dargeſtellt, die auf einem ſchnaubenden Roſſe kniend Pfeile abſchießt. Zuweilen ſitzt ſie auch mit Kama vereint auf dem Papagai, oder ſie ruhen und ſpielende Vögel umher tragen ſich mit ihren Blumenpfeilen. Als ſie ihre Hochzeit feierten, waren alle Götter dabei anweſend, ganz ſo wie in der grie-

chiſchen Sage (Beſchreibung der Religion der malabariſchen Hindu S. 134). Auch ſollen ſie zuſammen einen Sohn erzeugt haben, Aniruddiren, der gleich nach der Geburt ein frommer Büßer wurde und die reinſte göttliche Liebe bezeichnet, im Gegenſatz gegen die irdiſche Liebe ſeiner Eltern. In dem genannten Werk über den Glauben der Braminen in Malabar iſt die Mythe vom Kama überhaupt ſchon etwas nach myſtiſchen Begriffen gemodelt. Ihm liegt ob, die Herzen aller Weſen weiblichen, ſeiner Gemahlin Reti liegt ob, die Herzen aller Weſen männlichen Geſchlechts zu verſuchen, und ihr Zweck dabei ſoll nur ſeyn, die Herzen zu prüfen, ob ſie ſich durch ſinnliche Reize von der göttlichen Betrachtung und Buße abwendig machen laſſen. So myſtiſch wurde er aber urſprünglich gewiß nicht aufgefaßt, vielmehr galt er als der Gott einer nicht nur erlaubten, ſondern auch ſogar gebotenen Liebe.

Da Kamadewa alles in Liebe zu vereinigen und neue Weſen hervorzubringen ſtrebt, befindet er ſich natürlicherweiſe in einem Gegenſatz zu Schiwen, dem Gott der Zerſtörung. Dieß iſt in einer äußerſt lieblichen Mythe ausgedrückt, die ich hier aus der anmuthigen Erzählung des Baldäus (Malabar, S. 604) und des Fra Paolino (Reiſen S. 360) wiedergeben will. Irora, das iſt Schiwen, war ſo anhaltend in heilige Betrachtungen verſunken, daß er darüber ſeiner Gattin, der Mondgöttin Parwati, gänzlich vergaß. Voll Kummer darüber flehte dieſe verlaſſene Göttin den Kamadewa an, im Herzen ihres Gemahls die erloſchene Liebe wieder zu wecken. Kamadewa that es, aber Irora wurde über dieſe muthwillige Störung ſo erzürnt, daß er den kleinen Gott mit ſeinem dritten Auge, das ganz voll Feuer war, vernichtend anſah und auf der Stelle in Aſche verwandelte. Parwati betrübte ſich

darüber zu Tode, wurde aber wiedergeboren auf dem Berge Timana und lebte hier als Büßerin. Alle Weiber in der Welt waren in Verzweiflung, aßen und tranken nicht mehr und faßten schon den Entschluß, sich gemeinsam zu erhängen, denn seit der Gott der Liebe todt war, gab es für sie auf Erden nichts mehr zu thun. Da erbarmte sich Irora endlich seiner Gemahlin und der übrigen Weiber, und erlaubte, daß Kamadewa von den Todten erweckt werde. Dieß geschah, indem alle Götter gemeinschaftlich etwas von dem Amrita, dem Trank der Unsterblichkeit, auf seine Asche träufelten. So nun wurde der todte Kamadewa wieder lebendig, aber körperlos. Nur in den Herzen, nur in der Einbildungskraft sollte er fortleben und die Menschen zur Liebe reizen. Zum Andenken an dieses Ereigniß feiern die indischen Frauen in der Christnacht ein großes Fest, dem strenges Fasten vorhergeht, wobei sie Blumen, Milch und Reis opfern und im Mondschein sich schaukeln und tanzen. Dieser Zeitpunkt läßt vermuthen, daß unter dem wiedergefundenen Kamadewa ursprünglich die Sonne verstanden worden ist, die um diese Zeit wieder ihre aufsteigende Bewegung beginnt. Mit Recht vergleicht Baldäus den Kampf zwischen Kamadewa und Irora mit dem zwischen Eros und Pan, d. h. zwischen der gestaltenden, harmonischen Weltkraft und dem gestaltlosen disharmonischen Chaos, wovon oben schon die Rede war. Aber die astronomische Bedeutung ist in der schönen Mythe ganz in den Hintergrund verschwunden.

Man weihte dem Kama Blumenopfer, vor allem die wohlriechende Blume oder vielmehr Knospe des Baumes Amra (mangifera); die um diesen Baum rankende Madhawi-Winde (banisteria) war seiner Gemahlin Reti geweiht. So heißt es in der Sakuntala:

Dich weih ich, o Knoſpe des Amra,
Dem bogenführenden Kama.

Vorzüglich dieſe Blumenknoſpe iſt Kama's Pfeilſpitze. Darum heißt es in Gita Govinda, die liebeſchmachtende Radha habe ſich auf lauter Pfeilen Kama's gebettet.

In einer indiſchen Hymne auf den Kamadewa, welche William Jones ins Engliſche übertragen hat, finden ſich manche ſchöne Gedanken. Gleich im Eingang wird geſagt, wenn der Liebesgott erſcheine, erblühe die ganze Natur, ſchmückten ſich Thäler und Wälder, hauchten buhleriſche Winde ſüßen Wohlgeruch und füllte jede Blume ſich mit einer Thauperle.

What potent God, from Agra's orient bow'rs
Floats thro' the lucid air, whilst living flow'rs
With sunny twine the vocal arbours wreathe
And gales enamour'd hea venly fragrance breathe?
Hail pow'r unknown! for at thy beck
Vales and groves their bosoms deck
And ev'ry laughing blossom dresses
With gems of dew his musky tresses.

Auch der Gedanke wiederholt ſich hier, daß alle Thiere dem Gott der Liebe als ihrem König huldigen:

All animals to thee their tribute bring.
And hail thee universal king.

Kamadewa's Gefolge bildet hier nicht die wilde Begierde, ſondern die ewige Treue in einem grünen Gewande und zwölf reizende Mädchen, perlengeſchmückte, welche goldene Saiten rühren und dazu tanzen und die rothe Fahne des Gottes ſchwingen, die mit neuen Sternen den Himmel deckt.

Thy comfort mild, Affection ever true,
Graces thy side, her vest of glowing hue,
And in her train twelve blooming girls advance
Touch golden string, and knit the mirthful dance.
Thy dreaded implements they bear
And wave them in the scented air;
Each with pearls her neck adorning
Brighter than the tears of morning.
Thy crimson ensign, which before them flies,
Decks with new stars the sapphire skies.

Ein anderer Gefährte des Gottes ist Vessent (Vasantas), der Frühling, der ihm sein grünes Kleid webt, seinen Köcher mit Pfeilen anfüllt, Regen macht und die Blumen aufbrechen läßt, und ihm (aus Zuckerrohr) den süßen Bogen bringt und die Sehne mit süßen Bienen besetzt, die dennoch so bitter stechen. Vorn an den Pfeil bindet er fünf Blumen zusammen, um alle fünf Sinne zugleich zu durchbohren.

Thy lov'd companion, constant from his birth,
In heaven clop'd. Benend, and gay spring on earth,
Weaves thy green robe, and flaunting bow'rs
And from thy clouds draws balmy show'rs;
He with fresh arrows fills thy quiver
And bids the many-plumed warbling throng
Burst the penthlossoms with their song.
He bends the luscious cane and twists the string
With bees how sweet! but ah howkeen their sting
He with five flowers tips thy ruthless darts!
Which thro' five senses pierce enraptured hearts.

Die fünf Blumen werden auch genannt: Champa, Amor, Nagkefer, Viticum, Loveshaft, mit welchen zum Theil willkürlichen Namen freilich nicht viel anzufangen ist. Originell ist ferner das Bild vom kleinen Kamadewa, wie er

den allmächtigen großen Gott Schiwa mit ſeinem Pfeile verwundet. Der alles ſchreckende Gott iſt nun ſelbſt erſchrocken und die Stimme ſeiner Furcht iſt der krachende Donner.

But when thy daring arm untam'd
At Mahadeo a loveshaft aim'd,
Heav'n shook and smit with stony wonder,
Told his deep dread in burst of thunder.

Wie Schiwa ſich rächte, iſt eben ſchon bemerkt worden. Der Brahmine, der dieſe ſchöne Hymne gedichtet, ſchließt mit einer Bitte, der Gott möge auch ihm ſeine milde Gnade zu Theil werden laſſen, wenn ihn ſein Roß mit den ſmaragdnen Flügeln (der Papagai) hoch über die Schlöſſer der Könige trage.

When thy lory spreeds his em'rald wings
To waft thee light above the tow'rs of kings.

Eines der ſchönſten und zugleich einfachſten indiſchen Lieder auf Kama findet ſich in der Sakuntala (hier nach Hirzel):

O Liebesgott —
Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauender Liebenden, denn
Wohl haſt du nur Blumengeſchoſſe
Und kühl iſt des Mondes Licht;
Doch ach, wie täuſchet ihr beide
Uns arme Liebende nicht!
Der Mond mit wintrigem Strahle
Er ſchleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schafft gleich Diamanten du.
Wahrhaftig,

Stets magst du mich, o du Mächt'ger, aufs tiefste verwunden,
Ich stimme ja bei;
Nur daß auch sie mit den großen berauschenden Augen
Besiegt von dir sey!

Auch die zwei lieblichen von Herder mitgetheilten Liedchen auf den indischen Liebesgott müssen wir hier anreihen:

Kama's Erscheinung.

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,
Dessen Wagen, dem ringsum alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten, stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
Sey mir gegrüßet, o Gott! Du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang.
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambagemblume
Seiden; die Lippen zart, wie der Tamarei-Reich,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt,
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe sich aufthut,
Thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

Tamajandri.

O wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
Hatte schaffend sich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfesslerinnen
Feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattin,
Legten, als sie die Gestalt erblickten,

Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erheben sich der Wollust Hügel,
Rund wie Wilwamfrüchte, leise wallend,
Wie der Ton der seufzend süßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoß er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.

Verwandt mit der antiken Mythe von Eros und Psyche ist das indische Gedicht Gita-govinda, in welchem der Gott Krischna die Liebe und seine eifersüchtige, kummervolle und zuletzt durch ihre Hingebung unendlich glückliche Geliebte die Seele ist — und das hohe Lied Salomonis, in welchem die Braut und der Bräutigam in einem ähnlichen mystischen Verhältniß zu einander stehen.

Auch die alten Slaven hatten einen kleinen Liebesgott, den Lelia, Sohn der Lada.

Im jüdischen Talmud kommt der Liebesengel Kasmiel vor (dessen Name entfernt an den indischen Kama erinnert) im Gegensatze gegen den Ehezerstörer Asmodi.

III.

Monographie der Biene.

Wer sollte nicht erstaunen, wenn er sich in die Fülle von Poesie vertieft, womit die Einbildungskraft der Völker von uralter Zeit her die geheimnißvolle Welt der Bienen umkleidet hat.

Man wird zugleich aus diesem einfachen Beispiel ersehen, welche Aehnlichkeit zwischen den Mythen und Dichtungen der verschiedensten Völker statt findet. Nachdem man den Werth der vergleichenden Anatomie für die Zoologie erkannt hat, sollte auch der Gedanke einer vergleichenden Symbolik unseren Alterthumsforschern nicht mehr fremd bleiben.

Bevor wir uns aber in die Symbolik vertiefen, wird es nöthig seyn, eine kurze Naturgeschichte der Bienen vorauszuschicken.

Es gibt eine große Menge Bienenarten, die man noch lange nicht alle kennt. Man unterscheidet darunter solche, die vereinzelt, und solche, die in großen Gesellschaften und gleichsam in Staaten leben. Unter den erstern sind die merkwürdigsten bei uns bekannten Arten folgende: die einsam lebende Grabbiene, die sich einfach ein Loch in die Erde gräbt und ein wenig Honigbrei hineinstopft, in welchen sie ihr Ei legt. — Die schwarze Ballenbiene, welche die Erde schon mit etwas Schleim präparirt und sich eine Art von Erdhütte zum Nest formt. Sie ist sehr haarig und pudert

ſich über und über mit Blumenſtaub ein, wenn ſie Honig ſammelt. Dieß gibt ihr ein ſehr niedliches Anſehen, beſonders wenn ſie mit dem roſenfarbenen Blumenſtaub der Lavatera bedeckt iſt; — die Wandbiene, die ſich Neſter in Lehmwände baut; — die Mauerbiene, die ſich Neſter aus Koth zuſammenklebt, ganz ſo wie die Schwalbe. Wahrſcheinlich gab dieß Veranlaſſung zu dem Aberglauben der Alten (deſſen Ariſtoteles und Plinius gedenken), daß die Bienen, um nicht vom Winde verweht zu werden, ſich mit kleinen Steinchen beſchweren. Doch können damit auch die ſogenannten Höschen gemeint ſeyn, die Wachsballen, welche ſich faſt alle Bienen an die Hinterbeine kleben, wenn ſie ihren Vorrath von Wachs aus den Blumen ſammeln. — Die ſehr große, ſchwarzhaarige, dicke und der Hummel ähnliche Holzbiene, die ſich ein Neſt aus Sägmehl bereitet. — Die Wollbiene, die ihr Neſt aus der Wolle von Quitten und andern wolligen Pflanzen bereitet. — Die Seidenbiene, die ſich aus einem Schleim, den ſie gleich der Schnecke ausläßt, ein Geſpinnſt macht. Anderer minder intereſſanter Arten hier nicht zu gedenken. Zuweilen wählen die wilden Bienen ſeltſame Wohnungen. Huber ſah ſie einmal in Schneckenhäuſern niſten.

Alle wilden Arten übertrifft die zahme Honigbiene, die zwar auch urſprünglich und noch überall in Urwäldern wild lebt, ſich aber zugleich, wie kein anderes Inſect, der Zucht und Pflege der Menſchen unterworfen hat. Dieß iſt die goldene Biene, die ſchon das hohe Alterthum pries. Ich will ſie hier nicht nach allen ihren Theilen beſchreiben, da ſie jedermann ſchon hinlänglich kennt, und erlaube mir nur einige Bemerkungen über ihre Form und ihre wichtigſten Gliedmaßen anzuknüpfen. Sie hat etwas Sanftes im Vergleich mit der Weſpe, etwas Zierliches im Vergleich mit der Hum-

mel, etwas Würdiges und Gewichtiges im Vergleich mit der nichtsnutzigen Fliege. Zwar iſt unſer Auge beſtochen, da wir ſie als ein harmloſes und nützliches Thierchen kennen, aber wenn dieß auch nicht der Fall wäre, würde man ſie den genannten Inſecten vorziehen müſſen. Die eigenthümlichen ſanften Bewegungen ihrer vielen Glieder und ihres weichen Unterleibs, und ein gewiſſes Zittern in der Ruhe ſcheinen zu verrathen, daß mehr Seele in ihr iſt, als in andern Inſecten. Und mit Recht ſagt Scheitlin in ſeiner Thierſeelenkunde: „wer ſähe dem Bienenköpfchen nicht an, wie viel Verſtand darin iſt.“

Die meiſten Bienen, die wir ſehen, ſind unfruchtbare Weibchen, die ſogenannten Arbeitsbienen. Weniger zahlreich ſind die Männchen, die ſogenannten Drohnen, die etwas größer und heller von Farbe ſind, als die Weibchen, und dickere Köpfe haben. Zu tauſenden von Arbeiterinnen und hunderten von Männchen gehört nur ein vollkommnes fruchtbares Weibchen, die ſogenannte Bienenkönigin, oder der Weiſel, wie man ſie früher nannte, da man noch nicht wußte, daß es ein Weibchen ſey. Dieſe Königin iſt viel größer als alle andern Bienen.

Die Bienen haben eine lange und haarige Zunge, in Geſtalt einer Rinne, womit ſie den Nektar aus der Tiefe der Blumen lecken (nicht eine Saugröhre, wie man früher glaubte). Den auf dieſe Weiſe eingeſogenen Nektar verarbeiten ſie in ihrem Magen und geben ihn als Honig durch den Mund wieder von ſich. Außer dem Nektar ſammeln ſie auch den Blumenſtaub, um daraus Wachs zu bereiten. Zur Sammlung deſſelben ſind ihnen ihre Haare behülflich. Ihr ganzer Leib, ſogar das Auge nicht ausgenommen, iſt mit Härchen bedeckt, die wieder Seitenhärchen haben oder gefiedert ſind.

Darin bleibt der Blumenſtaub hängen. Ueberdieß ſtehen die Härchen am Schienbein der Hinterfüße dergeſtalt in der Runde, daß ſie kleine Körbchen bilden, in welche der Blumenſtaub in Maſſe aufgenommen werden kann. Das ſind die ſogenannten Höschen, die an den heimkehrenden Bienen ſehr deutlich auffallen und die bunten Farben des Blumenſtaubes annehmen. Am häufigſten ſind ſie weiß und gelb, zuweilen auch orange, roſenfarben und roth. Aus dieſem Blumenſtaub läßt ſich aber nicht unmittelbar Wachs machen, ſondern er muß erſt, wie der Nektar, von den Bienen verzehrt und verdaut werden. Häufig kommen andere Bienen und freſſen den heimkehrenden die vollen Höschen ab. Ob aber das Wachs als weißer Schaum durch den Mund oder als ein Schweiß durch die Poren des Körpers wieder herauskomme, darüber ſind die Naturkundigen noch nicht einig. Auch bereiten ſie verſchiedenes Wachs, das gelbe zu den Zellen, und das braune harzartige ſogenannte Stopfwachs zu gröbern Vermauerungen.

Flügel und Augen der Bienen kommen mit denen vieler andern Inſecten überein. Die großen Augen mit ihren tauſend Facetten gehen rings um den Kopf herum und füllen ihn faſt ganz aus, wie bei den Fliegen. Außerdem haben ſie noch drei kleine Augen (ocelli) oben am Kopf. Wenn man die großen Augen zudeckt, fliegt die Biene allzeit ſenkrecht in die Höhe. Deckt man die kleinen zu, ſo fliegt ſie wagrecht.

Der Stachel am Hinterleibe, den nur die Weibchen haben, liegt in einer Röhre und iſt ungemein glatt und fein. Im Mikroſcop mit einer feinen Nähnadel verglichen, beweiſt er, wie viel kunſtreicher die Hand der Natur iſt, als die menſchliche. An der Spitze des Stachels tritt, wenn die

Biene ſticht, ein kleines Tropfchen Gift hervor, was den Schmerz und die Geſchwulſt verurſacht. Daß die Bienen ſterben müſſen, wenn ſie geſtochen, iſt eine Fabel. Nur zuweilen bleibt der Stachel in einem harten Stoffe ſtecken und dann reißt der weiche Unterleib der Biene ab.

Die Bienen leben geſellig und bilden zu tauſenden vereinigt, einen Staat. Mit Ausſchluß der Königin und der Drohnen, die nur dem Fortpflanzungsgeſchäft obliegen, theilen ſich die unfruchtbaren Weibchen in die Arbeit, und zwar unterſcheidet man unter dieſen wieder (nach Kirby) kleinere Honig- und größere Wachsbienen. Ihr erſtes Geſchäft iſt der Bau der ſenkrechten Waben mit wagrechten Zellen aus Wachs. Sie wählen dazu in Europa im wilden Zuſtand insgemein hohle Bäume, ſeltener Felſenritzen aus. Den zahmen Bienen bereitet man zu dieſem Behuf die ſogenannten Bienenſtöcke von Holz, oder Bienenkörbe aus Stroh geflochten. Sorgfältig ſuchen die Bienen alle äußern Zugänge zu ihrem Stocke zu verkleben, theils um ihre Feinde abzuhalten, theils um ſich in der kalten Jahreszeit beſſer zu wärmen.

Der Bau der Waben aus Wachs beginnt von oben. Jede Wabe iſt eine ſenkrecht herabhängende Scheibe. Der äußere Umriß derſelben iſt nicht immer regelmäßig. Mehrere ſolche Scheiben, ſo viel der Raum zuläßt, werden neben einander geſtellt und ein Zwiſchenraum gelaſſen. Die Wabe ſelbſt beſteht aus vollkommen regelmäßigen wagrecht liegenden Zellen, die alle ſechseckig ſind. Sie werden theils mit Honig, theils mit der jungen Brut angefüllt und mit einem feinen Wachsdeckel zugeklebt. Für die Eier, aus denen Königinnen kommen ſollen, werden beſondere unförmlich runde und ſehr große und dicke Zellen gewöhnlich am Rande der Wabe angelegt. Die Zellen aber, in welchen Drohneneier

aufgezogen werden, haben regelmäßig 3½ Linien, die für Arbeitsbienen regelmäßig 2⅔ Linien Durchmeſſer. Dieß Verhältniß bleibt ſich in allen Bienenſtöcken ſo vollkommen gleich, daß, wenn die Alten ihre Maaße auf die Bienenzellen reducirt hätten, wir über das Verhältniß dieſer Maaße zu den unſern nicht zweifelhaft ſeyn würden.

In jede Brutzelle legt die Königin nur ein Ei, und zwar legt ſie zuerſt nach einander alle Eier, aus denen für dieſes Jahr Arbeiterinnen werden ſollen, dann nach einander alle Eier, aus denen Drohnen werden ſollen, und zuletzt die wenigen Eier, aus denen Königinnen werden ſollen, in die ſchon dazu beſtimmten größten Zellen. Das Ei bleibt in der Zelle, und auch die Made, die daraus hervorkommt, wird in der Zelle mit dem eigens dazu dienenden Honigbrei gefüttert und verläßt dieſelbe nicht. Dann puppt ſie ſich ein und erſt aus der Puppe kommt die vollkommne Biene hervor und verläßt die Zelle. Dabei iſt bemerkenswerth, daß die Made nie Unrath von ſich gibt, den genoſſenen Honig bloß zu ihrem Wachsthum verwendet, aber die Zelle mit nichts verunreinigt.

Jede Bienengeſellſchaft hat das Intereſſe, ſo zahlreich als möglich zu ſeyn, theils um ſich gegen äußere Feinde zu ſchützen, theils um einen hinreichenden Vorrath von Nahrung (Honig) für lange Winter zu ſammeln; theils um eine möglichſt große Zahl von Zellen zu bauen, ohne die eine Vermehrung des Volkes durch die Brut nicht möglich iſt; daher findet man auch, wenigſtens für den erſtgenannten Zweck im wilden Zuſtand häufig eine Menge Bienengemeinden in demſelben Baum oder in derſelben Felſenhöhle vereinigt, wo es dann jedem Feinde, ſelbſt dem Menſchen, ſchwer wird, ihnen zu nahen. Indeß leidet der einzelne Bienenſtaat

auch wieder keine zu große Ausdehnung, weil dadurch die innere Ordnung gefährdet werden könnte. Die Natur hat dafür gesorgt, indem sie den Staat zu einer Familie gemacht und jeder Mutterkönigin nur ein gewisses Maaß von Fruchtbarkeit verliehen hat. Keine fremde Biene wird im Stock geduldet, es müssen alles Kinder oder Enkel derselben Mutter seyn. Die Mutterkönigin kann in einem einzigen Jahr 12,000 Eier legen, davon sind 11,000 Arbeiterinnen, 700 1000 Drohnen und 40 Königinnen. Da in einem gesunden Stock immer mehr Bienen erzeugt werden, als der Stock zu fassen Raum hat, so wandern die überzähligen aus und gründen einen neuen Staat. Zu diesem Behufe werden immer mehrere Königinnen erzeugt. Von den jungen Königinnen bleibt nur eine leben, wenn nur ein Bienenschwarm auszieht, oder mehrere, wenn mehrere Schwärme ausziehen. Alle andern jungen Königinnen werden als überflüssig von der alten Königin, zuweilen noch in ihrer Zelle, erstochen. In neuerer Zeit glaubt man, nicht die junge Königin ziehe mit der Colonie aus, sondern die alte.

In jedem Stock bleibt immer nur eine Königin. Nur als seltene Ausnahme hat man in sehr zahlreichen Stöcken auch zwei neben einander gefunden. Sie wird nach einander von allen Drohnen befruchtet und so haben denn die Bienen hundert Väter, aber immer nur eine Mutter. Nachdem die Drohnen dieses Geschäft, das einzige, zu dem sie geschaffen sind, verrichtet haben, werden sie von den jungfräulichen Arbeiterinnen überfallen, erstochen und aus dem Stock geworfen. Dieß nennt man die Drohnenschlacht. Die Drohnen können sich nicht wehren, weil sie keinen Stachel haben und sind der Gesellschaft nichts mehr nütze, weil sie nicht arbeiten.

Heſiod verwechſelte die Drohnen mit den Arbeiterinnen und nennt jene müßige Weiber, dieſe fleißige Männer (Theogonie 583). Nach Voß:

> Wie in der Honigkörbe gewölbetem Baue die Bienen
> Drohnengezücht aufnähren, das Theil an böſem Geſchäft hat;
> Jene, den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne,
> Fleißigen Tagarbeit, und dann weißzelliges Wachs auf;
> Dieſe, daheim im Verſchloß der gewölbeten Stöcke beharrend,
> Mühen ſich fremden Ertrag in die eigenen Bäuche zu ſammeln.
> Gleich ſo hat auch die Weiber zum Unheil ſterblichen Männern
> Zeus der Donnerer eingeführt.

Dagegen hat die deutſche Sprache ſchon vor Alters das Geſchlecht der Bienen richtig unterſchieden: Pia *), Biene, Imme = die Arbeitsbiene weiblichen Geſchlechts; Treno, der Drohne, männlichen Geſchlechts. Erſt in neuerer Zeit ſagt man mißbräuchlich: die Drohne. Vergl. Grimm deutſche Grammatik III. S. 366.

Die Königin regiert nicht, ſie gebiert nur. Sie hat kein anderes Geſchäft, als ein Ei nach dem andern in die dazu beſtimmten Zellen zu legen, wobei ihr die Arbeiterinnen beiſtehen. Dieß Geſchäft hält ſie bei der großen Zahl von Eiern natürlicherweiſe lange auf. Daß die Königin außerdem die Bienen regiere, ihre Arbeit leite ꝛc. iſt nur Fabel. Gleichwohl haben die Bienen die innigſte Anhänglichkeit an ihre Königin und können ohne ſie nicht leben. Ein Zauber, ein magnetiſcher Rapport bindet ſie alle an ihre gemeinſchaftliche Mutter, oder doch an das Weſen, durch welches allein die Geſellſchaft erhalten und aufs neue vermehrt werden kann.

*) Sollte wohl das lat. pius und pietas damit zuſammenhängen? Pietät iſt in der That der beſte Ausdruck für das innige Zuſammenleben in der großen Bienenfamilie.

In jedem Jahr geben eine Menge Bienen zu Grunde durch Insecten, üble Witterung, Krankheiten ꝛc., denn die Biene iſt ein ſehr empfindliches Thier. Soll nun der Stock erhalten werden, ſo bedarf es der kinderreichen Mutter. Man hat gefunden, daß das geſellſchaftliche Intereſſe bei den Bienen das perſönliche überwiegt, und daß die Arbeiterinnen mit derſelben Bereitwilligkeit einer fremden Königin dienen, wie ihrer eigenen Mutter oder Schweſter, wenn dieſe ſterben oder dem Stock genommen werden. Nur die Königinnen ſelbſt ſind einander feindlich, die Arbeiterinnen huldigen jeder Königin, die man ihnen gibt. Und eben ſo geſellen ſich die Königinnen zu fremden Arbeitsbienen, während die letztern ſelbſt keine fremden Arbeitsbienen unter ſich dulden.

Wenn ein Stock ſeine Königin verloren hat und ſie durch keine andere erſetzen kann, ſo verliert er die Hoffnung der Fortdauer und alle Bande der Ordnung und Zuſammenwirkung ſind plötzlich gelöst. Es wird nicht mehr gearbeitet, es werden keine Zellen mehr gebaut. Jede Biene ſucht für ſich ihre Nahrung, bis ſie zu Grunde geht. Zwei geſchwächte Stöcke unter einer Königin zu vereinigen, iſt ſchwer, da die Arbeiterinnen zweier Stöcke einander als Feinde behandeln, wenn ſie ſich zu nahe berühren. Aber man hat beobachtet, daß ſie ſich plötzlich verſöhnen, wenn man ſie badet, d. h. ins Waſſer fallen läßt, und gleich wieder aufs Trockne ſetzt.

In den Stöcken herrſcht ſtets eine bewundernswürdige Reinlichkeit. Wenn man die Oeffnung dazu verſchließt, ſo ſterben die eingeſperrten Bienen lieber an Verſtopfung, ehe ſie ihre Wohnung verunreinigen (nach Kirby). Durch Verkleben mit Wachs ſichern ſie ſich vor dem Regen, vor Inſecten und jeder von außen ſie bedrohenden Unreinlichkeit.

Einmal ſah man, wie ſie eine Schnecke, die zu ihnen eingedrungen, ganz in Wachs begruben.

Im Winter liegen ſie erſtarrt, aber die erſte warme Luft weckt ſie und in ſehr gelinden Wintern wachen ſie oft zu früh auf, und zehren den Vorrath von Honig, den man ihnen gelaſſen hat, zu ſchnell auf. Dann ſind ſie am meiſten Krankheiten ausgeſetzt oder ſterben vor Hunger. Gegen die Kälte, wenn ſie nicht zu groß iſt, ſchützt ſie die ihnen eigenthümliche Wärme, die ſie durch Ventilation, raſches gemeinſames Schlagen der Flügel, noch verſtärken. Das thun ſie auch, wenn ſie ſchwärmen.

Die Bienen haben ſehr viele Feinde, oder vielmehr ſchlimme Freunde. Eine kleine Milbe nährt ſich auf ihrem Leibe. Eine Wachsmotte legt Eier in ihren Stock, und die daraus erwachſende Made frißt ſich durch das Wachs. Wilde Raubbienen, Weſpen und Horniſſen ſtellen dem Honig der zahmen Bienen nach und erobern zuweilen einen Stock. Die großen Horniſſen fallen auch fliegende Bienen an, zerreißen ſie und freſſen ihnen den Honig aus dem Leibe. Ameiſen und Ohrwürmer ſchleichen ſich in derſelben Abſicht in die Stöcke. Schwalben haſchen die Bienen im Fluge. Die Meiſe ſetzt ſich vor den Stock und ſchnappt die aus- und eingehenden Bienen auf. Plinius fabelte vom Froſch, daß er das nämliche thue (Naturgeſchichte XI. 18). Ein anderer kleiner Vogel Merops heißt der Bienenfreſſer, weil er vorzüglich den Bienen nachſtellt. Dagegen rühmt Stedmann in ſeiner Reiſe nach Surinam (deutſche Ausgabe S. 428). einen andern kleinen Vogel als Bienenfreund. Dieſe Vögel und die Bienen ſollen gemeinſam auf demſelben Baume niſten und ſich gegen ihre Feinde beiſtehen. Auch Mäuſe ſuchen den Honig auf und machen ſich zuweilen ſogar in den Bienenſtöcken ihre Neſter.

Daß der Bär die wilden Bienen in den Wäldern beunruhigt und ohne ſich durch ihre Stiche ſtören zu laſſen, ihren Honig wegfrißt, iſt bekannt. Man benutzt dieß in Polen und Rußland, um Bärenfallen vor den Bienenſtöcken anzulegen. Unter Münchhauſens Lügen kommt unter andern auch die artige Erzählung von einem Bären vor, den der edle Freiherr auf eine Deichſel aufſpießte, indem er dieſelbe mit Honig beſtrich. Der Bär leckte ſo lange an der Deichſel hinauf, bis er ſich dieſelbe ganz in den Leib geſtoßen hatte. Ein eben ſo telles Jägerſtückchen erzählt ſchon Paulus Jovius de legat. Moscowit. in Grunavi nov. orbe. Da wollte einer den Honig eines hohlen Baumes ausnehmen, aber die Bienen waren ſo zahlreich, daß ſich von dem ausgelaufenen Honig im Innern des Baumes ein kleiner See gebildet hatte, in welchen der Honigdieb hinunterfiel. Er wäre rettungslos verloren geweſen, wenn ſich nicht glücklicherweiſe ein Bär eben dahin verirrt hätte, der auf demſelben Wege in den Honigſee hinabfiel, ſich aber mit ſeinen ſcharfen Krallen wieder emporarbeitete und den Honigdieb, der ſich an ihn feſtbielt, mit hinaufzog. Ein berüchtigter Bienenfeind iſt auch die Viverre oder der Stinkdachs am Cap. Sparrmann hörte von ihm erzählen, er beiße die Bäume, auf denen wilder Honig ſey, aus Wuth, weil er nicht hinaufklettern könne, an, und an den Spuren des Biſſes erkennen die Einwohner, ob Bienenſtöcke in der Nähe ſeyen.

Die merkwürdigſten Feinde der Bienen ſind aber der Honigkukuk und der Todtenkopfſchmetterling. Der Honigkukuk (cuculus indicator) lebt in Oſtindien und im ſüdlichen Afrika und verräth den Menſchen durch ſein Geſchrei die Nähe eines wilden Bienenſtocks. Da er ſelbſt die Stacheln

der Bienen fürchtet, zeigt er den Menſchen den Weg, und erhält dann von dieſen zum Dank einen kleinen Reſt der Honigbeute. — Höchſt eigenthümlich iſt der Kampf der Todtenköpfe mit den Bienen. Dieſe großen Dämmerungsfalter, die ſich bekanntlich durch das braungelbe Bild eines Todtenkopfes auf ihrer ſchwarzen Schulter auszeichnen, greifen bei Nacht die Bienenſtöcke an und ſcheinen ihnen ſehr gefährlich zu ſeyn. Schon Aelian erwähnt eines ſolchen Kampfes und ſagt, man ſtelle ein Licht vor die Bienenſtöcke, um die Phalänen, die blindlings in die Flamme ſtürzen, zu verbrennen. Doch iſt darunter wohl nur die Wachsmotte zu verſtehen, da die Todtenköpfe erſt mit den Kartoffeln aus Amerika kamen. Huber erzählt einen ungemein intereſſanten Zug von den Bienen eines Stocks, den er beobachtet. Der Stock wurde Jahr aus Jahr ein von den Todtenköpfen hart belagert. Da zogen die Bienen eine groſſe Mauer von Wachs vor den Eingang und hielten dadurch den Feind glücklich ab. Aber plötzlich im Jahr 1805 zerſtörten ſie ſelbſt dieſe Mauer, und ſiehe da, in dieſem und dem folgenden Jahr zeigte ſich nicht ein einziger Todtenkopf. Die Bienen hatten alſo vorausgewußt, daß dieſe beiden Jahrgänge ihren Feinden verderblich ſeyn würden. Im Jahre 1807 fingen die Bienen eben ſo unerwartet wieder an, ihre Mauer von Wachs aufzubauen, und in dieſem Jahrgang zeigten ſich wirklich wieder viele Todtenköpfe.

Ferner iſt den Bienen die Näſſe feindlich. Sie fliegen niemals im Regen aus. In naſſen Jahrgängen befällt ſie zuweilen ein tödtlicher Durchfall. Auch üble Gerüche können ſie durchaus nicht vertragen und man vertreibt ſie deßhalb mit Rauch, wenn man ihnen den Honig nehmen will. Daß ſie aber ſterben müſſen, wenn ein Frauenzimmer, das ihre

Reinigung hat, dem Stock nahe kommt, iſt eine Fabel des Plinius und anderer älterer Schriftſteller. Eben ſo, was Plinius XXIX. 4. ſagt, daß, wer etwas von einer Eule oder von einem Specht bei ſich trage, von keiner Biene könne geſtochen werden.

Sobald die Frühlingsſonne die erſten Blumen hervorruft, fliegen die Bienen aus und beſuchen ſanftſummend eine Blume nach der andern. Wenn ſie Nektar und Blüthenſtaub genug geſammelt haben, kehren ſie, wo ſie auch ſeyn mögen, in ſchnurgerader Richtung nach dem Stocke heim. Sie fliegen oft ſehr weit vom Stocke weg und in Gebirgen ſehr hoch. Man ſieht ſie auf den Alpen nahe bei der Schneelinie die am höchſten wachſenden Blumen beſuchen und dann ſchwerbeladen wieder in die tiefen Thäler zu ihren Stöcken hinabſchweben. Bei trübem Wetter bleiben ſie im Stocke, daher iſt nicht ganz richtig, was ein lettiſches Volkslied ſagt (mitgetheilt in Kohls Oſtſeeprovinzen II. S. 149):

Nichts geht über die Ehre der Biene,
Im Nebel ſammelt ſie Gold,
In der Sonne ſitzend
Bereitet ſie die goldne Krone.

Die Elektricität der Luft ſcheint dem Nektar und Blüthenſtaub günſtig. Die Bienen ſammeln nie emſiger und reichlicher ein, als vor Gewittern und beim Südwind (Kirby von Oken IV. S. 138). Daraus mag ſich zum Theil der Glaube der Alten erklären, daß nicht nur die großen atmoſphäriſchen Phänomene, ſondern auch die Geſtirne ſelbſt auf die Bereitung des Honigs, als des reinſten Extracts der Pflanzenwelt, Einfluß üben. Plinius bemerkt in ſeiner Naturgeſchichte (XI. 14.), man ſolle wo möglich den Honig,

den die Bienen unmittelbar nach einem Regenbogen oder beim Aufgang eines glücklichen Geſtirnes geſammelt haben, beſonders ausſcheiden, weil derſelbe höchſt heilſam und ein wahres Geſchenk der Götter ſey.

Indem die Bienen Honig und Wachs ſammeln, dienen ſie zugleich, die Befruchtung der Pflanzen zu befördern, ſofern ſie den männlichen Blüthenſtaub von den Antheren auf die weibliche Narbe ſchütteln, oder ihn aus einer Blume zur Narbe der andern hinübertragen. Man hat geglaubt, jede Biene ſammle an einem Tage immer nur von einer Art Blumen ein, um nicht den Blüthenſtaub von der einen Blumenart auf die Narbe einer andern Blumenart überzutragen und dadurch eine Art von Ehebruch und Baſtardzeugungen unter den Blumen zu veranlaſſen. Man hat ſie wegen dieſes keuſchen Inſtinctes geprieſen. Allein die Erfahrung ſpricht nicht dafür; vielmehr ſieht man wirklich dieſelben Bienen in derſelben Stunde zu den verſchiedenartigſten Blumen fliegen. Dieß ſchadet auch den Blumen nicht, da nur ſehr nahe verwandte Arten zu Baſtardzeugungen fähig ſind, andre nicht.

Der Blumennektar, aus welchem die Bienen den Honig bereiten, findet ſich im Innern der Blumenkrone am Fuße der Befruchtungstheile und nur zur Zeit der vollen Blüthe und Befruchtung. Er darf, außer dem gleichzeitig in ſeiner vollen Kraft ſich entwickelnden Blumengeruch als der zarteſte Extract der Pflanzen betrachtet werden. Er iſt ſchon in der Blume ſüß und blicht, den eigenthümlichen Charakter als Honig nimmt er aber erſt in den Bienen an.

Die Beſchaffenheit des Honigs richtet ſich zum Theil nach den verſchiedenen Bienenarten, die ihn bereiten, hauptſächlich aber nach den Blumenarten, aus denen er bereitet

wird. Dieſelbe Bienenart bereitet ſehr verſchiedenen Honig aus verſchiedenen Blumen, und zwar nicht bloß nach Klimaten, ſondern auch wohl nach den Jahreszeiten. Der beſte Honig iſt immer der ſogenannte Jungfernhonig, der von ſelbſt aus der vollen Wabe fließt, wenn man ſie ausſchneidet. Im Alterthume war vorzüglich der Honig vom Berge Hybla in Sicilien und vom Berge Hymettus bei Athen berühmt. Es wächst dort ſehr viel Thymian, Lavendel, Meliſſe ꝛc., welche Kräuter den ſüßeſten und würzigſten Honig haben. In neuern Zeiten rühmt man beſonders den Honig von Languedoc, den die Bienen aus Rosmarin ſammeln. In Rußland, deſſen Steppen den Bienen reichliche Nahrung darbieten, ſieht man Honig von allen Farben, weißen, gelben, braunen, ja ſchwarzen in den reinlichſten Gefäßen verkaufen (Kohl St. Petersburg I. S. 124). Weißen Honig ſammeln die Bienen in Litthauen aus Lindenblüthen. In Sibirien ſoll es weiße Bienen geben, deren Honig ebenfalls weiß iſt. Ein waſſerheller und ſehr flüſſiger ſogenannter Steinhonig wird in Guiana von wilden Bienen in hohlen Bäumen bereitet. Auf den Inſeln Bourbon und Isle de France kommt ein grüner, ſehr koſtbarer Honig vor (nach Kirby). Ein grüner Honig kommt auch in Afrika vor und zwar in rothen Wachszellen (die wunderbarſte Erſcheinung des Farbengegenſatzes roth und grün). Er ſoll wie Pomeranzen riechen (Freriejs Notizen XXXII. S. 184). Ein ſehr dünner, aber brauner Honig wird auf Madagascar von kleinen ſchwarzen ſtachelloſen Bienen bereitet. In Braſilien gibt es ſchwarze Bienen, deren Wachs ebenfalls ſchwarz iſt. Eines giftigen grünen Honigs und ſchwarzen wohlriechenden Wachſes wird gedacht in Spix und Martius' Reiſen in Braſilien II. 523. In Kurdiſtan kommt ein ambraduftender Honig vor.

Es gibt auch bittern und giftigen Honig, der aus bittern und giftigen Blumen geſammelt wird, daher es nicht wahr iſt, was die Dichter ſagen, daß die Biene nur Heilſames aus den Blumen ſauge und das Gift darin laſſe. Luſſer hat in der Schweiz beobachtet, daß der Honig, den die Bienen aus dem ſogenannten Sturmhut, einer giftigen Blume ſammeln, dadurch ſelbſt giftig werde. In Sardinien ſoll der Honig vom Wermuth, aus dem ihn die Bienen holen, und in Corſica aus der Blüthe des Buchsbaumes bitter werden, wie ſchon Aelian bemerkt hat (V. 42). Berühmt iſt die Erzählung Xenophons, deſſen Heer, als es den ruhmvollen Rückzug aus Perſien machte, in der Gegend von Trapezunt vom Genuß des Honigs eine Zeit lang von Sinnen kam (Vergl. darüber auch Diodorus Siculus XIV. 29). Nach Strabo XII. 3. ſtellten in der nämlichen Gegend die Heptakometen Gefäße mit giftigem Honig auf den Weg, den die Römer kommen ſollten und machten dadurch drei Cohorten des Pompejus, die davon genoſſen, unſinnig. Tournefort hat bemerkt, daß in jener Gegend noch jetzt viel Rhododendron wachſe, der dem Honig jene Eigenſchaft mitgetheilt habe. Auch in Braſilien und Paraguay hat man giftigen Honig gefunden, der wahrſcheinlich ebenfalls von giftigen Blumen herrührt. St. Hilaire leitet den giftigen Honig der Lecheguanabienen in Braſilien von den Blüthen des kletternden Strauches Serjana ab.

Die Bienen gewöhnen ſich leicht an den Menſchen und bleiben in den Stöcken, die man ihnen zur Wohnung anweiſt, und aus denen man jährlich den Ueberfluß der Waben ausſchneidet, indem man den Bienen nur ſo viel läßt, als ſie zu ihrer eigenen Nahrung vor und nach der winterlichen Erſtarrung und ehe die Blumen ihnen neuen Honig

darbieten, bedürfen. In wieſen- und blumenreichen Gegenden legt man ganze Colonien von Bienenſtöcken an; am Altai gibt es, wie Ledebour in ſeiner Reiſe I. S. 67. erzählt, ruſſiſche Bauern, die ein Paar hundert Bienenſtöcke beſitzen. Doch erfordert die Zucht der Bienen Vorſicht und zarte Aufmerkſamkeit. Ueble Gerüche, Kälte, Lärm der Städte ſind ihnen feindlich. Am beſten gedeihen ſie in der Einſamkeit großer Steppen und in ſtillen Wieſenthälern in der Nähe der Wälder. In Deutſchland war vor Alters die Bienenzucht im Reichswald bei Nürnberg die berühmteſte. Die Bienenzeidler bildeten eine eigene Zunft, hatten ein eigenes ſogenanntes Zeidlergericht und ſtanden unmittelbar unter dem Kaiſer. Nürnberg hieß des heil. römiſchen Reichs Bienenkorb. Daher ſtammen auch die berühmten Nürnberger Honig- oder Lebkuchen.

Man nennt die Bienenpfleger mit einem patriarchaliſchen Ausdruck Bienenväter, was der milden Art dieſer Pflege entſpricht. Viele Bienenväter ſind berühmt worden durch die magiſche Gewalt, die ſie über die Bienen übten. Der Engländer Wildam ſetzte die Bienen mit der Hand, wohin er wollte, und machte ſich aus ihnen einen Bart, eine Mütze, einen Muff ꝛc., ohne daß ſie ihn ſtachen. Kirby erzählt von einem Mädchen, dem ſie ſich um den Hals und auf die Bruſt geſetzt hätten, ohne ſie zu verletzen. Skinner erzählt von nackten indiſchen Prieſtern, die einſam im Walde mitten unter den Bienen wohnen und ſtets von ihnen umſchwärmt ſind. Die allgemeine Hiſtorie der Reiſen II. 365. berichtet von einem Neger, den die Bienen überall begleitet hätten, der ſie als Mütze auf dem Kopf getragen habe ꝛc. Im Muſeum des Wundervollen X. S. 520. iſt eines Polen gedacht, dem die Bienen auf jeden Wink gehorcht haben ſollen. Man hat

dieſen magiſchen Bienenzauber einfach daraus erklärt, daß der Bienenvater entweder eine Königin bei ſich trage, durch welche die Bienen angezogen würden, oder Meliſſenkraut, was ſeit uralter Zeit, wie ſchon der Name ſagt, als ein die Bienen vorzugsweiſe anziehendes Kraut bekannt iſt, und mit dem man auch die leeren Stöcke einzureiben pflegt, wenn man einen Bienenſchwarm hineinlocken will.

Wo man die Bienenzucht ins Große treibt, muß man mit den Bienen wandern, weil ſie, wenn ſie in der nämlichen Gegend bleiben, dieſelbe zu bald ausſaugen und keine Nahrung mehr finden. Schon Columella meldet, die Griechen hätten jährlich eine Menge Bienenſtöcke aus Achaja nach Attika wandern laſſen. Deßgleichen ſagt Plinius (XXI. 12 und 13), zu ſeiner Zeit habe man in Italien die Bienen auf Kähnen den Po hinunter geführt und an den Ufern Honig ſammeln laſſen, und in Spanien habe man die Bienenkörbe ſogar auf Maulthieren umhergeführt. Dieſe alte Sitte hat ſich bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Auf der Lüneburger Haide fährt man die Bienenkörbe auf Wagen herum. Auf dem Nil begegnete Niebuhr einer kleinen Bienenflotille von 4000 Stöcken. An den Ufern Theſſaliens werden die Bienen ebenfalls auf Kähnen umhergeführt, wie Urquhart in ſ. Geiſt des Orients erzählt. In den Steppen am ſchwarzen Meere ziehen die Armenier als Bienenväter nomadiſch umher, ſchlagen in blumenreichen Gegenden ihre Zelte auf und ſtellen die Bienenſtöcke in einer langen Reihe hin, bis aller Blumenhonig dieſer Gegend eingeſammelt iſt. Zuweilen ſieht man 1000 Stöcke beiſammen (Kohl Südrußland II. S. 171).

Zuweilen bedient man ſich der Bienenſchwärme ſogar als einer Waffe. Im Mittelalter kam einmal vor, daß die Burg Dielsburg am Neckar belagert, die Feinde aber durch

die Wuth der Bienen vertrieben wurden, indem man von der Burg aus die Bienenstöcke unter sie warf. Auf dieselbe Weise vertrieb während des Bauernkriegs im Jahre 1525 ein Herr von Ende die aufrührerischen Bauern vom Schloß Hohnstein in Thüringen. So sagt auch Bonfinius (rer. hungar. dec. III. 4.), die Türken seyen einmal von Stuhlweissenburg, das sie belagerten, durch herabgeworfene Bienenkörbe vertrieben worden. Olearius erzählt in der Schilderung seiner berühmten Reise nach Persien (S. 26), daß seine ganze Reisegesellschaft einmal aus einem russischen Dorfe durch Bienenschwärme vertrieben worden sey. Die Bauern selbst hätten die Bienen dazu aufgereizt, um ihre beschwerlichen Gäste dadurch loszuwerden, und sie sollen sich dieses Mittels öfters gegen unwillkommene Einquartirung bedienen.

Schon Aristoteles (hist. anim. IX. 27. 17). Plinius (hist. nat. XI. 18). und Aelian (V. 11). erzählen Fälle, in denen Roß und Reiter von Bienenstichen getödtet worden seyen. Heber berichtet aus Indien, daß daselbst einmal eine ganze Schafheerde von Bienen angefallen worden sey. Mungo Park erzählt, auf seiner zweiten afrikanischen Reise sey einmal seine ganze Karawane durch Bienen auseinander gesprengt und mehrere Esel getödtet worden. Daß ganze Städte von Bienen angefallen und die Einwohner vertrieben, oder Heere durch ungeheure Bienenschwärme zum Rükzuge genöthigt worden seyen, melden die Alten mehrfach. Bochart hat die Stellen in seinem Hierozoikon gesammelt. Nach Jamblichus wurden die Babylonier, nach Antenor die Rhaukier in Creta von Bienen vertrieben. Nach Appian wurde Lucullus vor Themiscyra von Bienen verjagt. Nach Herodot (V. 5.) versicherten die Thraker, die Bienen duldeten nicht, daß man an einer gewissen Stelle die Donau überschreite.

Im Jahre 1697 ſollen die Bienen in Polen mit ungeheurer Wuth über die Menſchen hergefallen ſeyn. Adanſon machte während ſeiner intereſſanten Reiſe auf dem Senegal die Erfahrung, daß ſich vom Ufer her eine Menge Bienenſchwärme auf ſein Schiff ſtürzten, angezogen vom Theergeruch, wie er vermuthet.

Die gleich unſerer Honigbiene geſellig lebenden Bienen der heißen Zone und der fremden Welttheile ſind von den unſern mannichfach verſchieden. Schon an den Gränzen Europa's zeigen ſich einige abweichende Arten. So ſieht man in Irland Bienenwaben in freier Luft an Brombeeräſten hängen, die durch ihre Schwere gebogen werden (Frorieps Notizen XXXII. S. 56). Fürſt Pückler-Muskau ſah dieſelbe Erſcheinung. In Kaſchmir fand Baron Hügel flaſchenähnliche Neſter einer ſtachelloſen Biene an den Zweigen der Bäume hängen, voll des köſtlichſten Honigs (Kaſchmir II. S. 300). Ein von Randſchit-Singh, dem Beherrſcher von Lahore, zu ſeiner Begrüßung abgeſandter Bramine trug als Friedenszeichen einen ſolchen Zweig in der Hand (III. S. 87). Der preußiſche Weltumſegler Meyen fand auf der Inſel Luzon 50 — 60 Pfund ſchwere Bienenneſter an den Aeſten hängen (Reiſe II. S. 265). Ueber die oſtindiſchen Bienen gibt Buchanan (journey I. 391.) eine ausführlichere Notiz. Man unterſcheidet dort die Togrida, eine ſehr kleine ſtachelloſe Biene, die in verlaſſenen Neſtern der Termiten (weißen Ameiſen) niſtet, die kleine Tuduvan, niſtend in engen Felsſpalten, die kleine Kadi, niſtend auf Bäumen, die große Hegenn, niſtend in Felslöchern. Eine indiſche Art iſt ſchwarz und mit grauen Haaren bedeckt, eine blaulicht.

Die Bienen des neuen Continents haben mit denen des alten viele Aehnlichkeit. Man unterſcheidet die ſogenannten

Dudelſackbienen, die groſſe dudelſackförmige Neſter an die Aeſte der Bäume kleben, auswendig von Erde, inwendig voll Waben. Die ſogenannte Eirinen in Braſilien iſt ſtachellos und niſtet in hohlen Bäumen. Die kleine gelbe Munduca niſtet ebenfalls auf Bäumen und bereitet einen bittern Honig, aus dem man Wein macht. Humboldt rühmt eine niedliche kleine und ſehr haarige Biene, die ſich völlig zahm auf Hände und Geſicht der Menſchen ſetzt, ohne ſie zu verletzen, da ſie ſtachellos iſt. Man nennt ſie angelitos (Engelchen).

Die Wilden eſſen zuweilen ſtatt des Honigs die Bienen ſelbſt, weil ſie Honig in ihrem Leibe haben. Bergius in ſeinem Werk von den Leckereien meldet dieß von den Negern in Guiana. Die alten Mexicaner ſollen ſogar die Eier und Larven der Bienen gegeſſen haben und die Hottentotten es noch thun.

Als einen merkwürdigen Fall erwähnt Lover, daß im Jahre 1702 die Bienen in einem franzöſiſchen Fort an der afrikaniſchen Küſte ſich ein leeres Pulverfaß zum Stock ausgewählt hätten. Schon die Alten berichten, daß in den Todtenkopf des Königs Oneſilus von Cypern, der über einem Thor befeſtigt geweſen, Bienen geniſtet hätten, um ihm die letzte Ehre zu erweiſen. (Herodot V. 114.)

Von einzelnen Bienenſtöcken weiß man, daß ſie ſehr alt geworden ſind. Zu Orford befand ſich einer unter einem Bleidach, der 110 Jahr lang ſtets voll Bienen war. In der Krim in einem Felſenriß am ſchwarzen Meere leben ſeit undenklichen Zeiten eine ungeheure Menge wilde Bienen, die zu Millionen umherſchwärmen und Niemand zulaſſen. (Kohl Südrußland I. S. 273.)

Vom Alter der einzelnen Bienen iſt mancherlei gefabelt worden. Es iſt wahr, daß ſie aus ihrem magnetiſchen Schlafe

leicht wieder geweckt werden können, wenn ſie eine kurze Zeit im Waſſer oder gar im Kropf eines Vogels gelegen ſind; aber die drei Bienen, die man mitten in einem Steinbruch zu Liverpool gefunden haben will, ſcheinen eine Fabel zu ſeyn. Eben ſo fabelhaft ſind die todten Bienen von St. Domingo, aus deren Leibern, nach des Pater Torrubia Bericht, kleine Sträucher wachſen ſollen. Es wird wohl irgend eine Schimmelgattung auf ihnen gewachſen ſeyn.

Das iſt ungefähr das Wichtigſte, was von der wahren Natur der Bienen bekannt geworden iſt. Wir wollen uns nun zur Symbolik und Poeſie wenden, in denen alle Eigenſchaften der Bienen in ein neues und glänzendes Licht treten.

Die Symbolik der Bienen iſt ſehr reich:

Welche hohe Verehrung die Bienen im religiöſen Glauben des alten Heidenthums genoſſen, geht ſchon daraus hervor, daß man ihnen nicht nur eigne Gottheiten vorſetzte, ſondern ſie ſogar zuweilen mit der höchſten Gottheit identificirte. Bei den Indern erſcheint der Gott Wiſchnu, das erhaltende Weltprincip, unter der Geſtalt einer Biene. Eben ſo wurden bei den alten Griechen die epheſiſche Göttermutter und Zeus als Bienen vorgeſtellt. Die Römer verehrten eine eigene Göttin des Honigs, Mellona. Bei den Oſſeten im Kaukaſus kommt eine Göttin der Bienen vor, Meritta, die bei den Tſcherkeſſen Meriſſa oder Mereime heißt. Die alten Liven hatten einen Bienengott Babilos und eine Bienengöttin Auſteja. Die alten Finnen beteten die Biene als heilbringendes Weſen an und flehten von ihr Honig und Balſam für Wunden.

Weil die Bienen den köstlichen Honig, der sie uns vor allem andern werth macht, auf wunderbare Weise aus gleichsam unsichtbaren Stoffen zusammentragen, galten sie im ältesten Heidenthume als ein Sinnbild der geheimnißvollen, in Fruchtbarkeit und Geburten thätigen Naturkraft. Vielleicht daß man dabei auch an die Verbindung der vegetabilischen und thierischen Productionskraft dachte, die sich so auffallend und einzig in ihrer Art im Honig darstellt.

Die Biene war bei den Griechen der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, der Mond- und Geburtsgöttin Artemis oder Demeter heilig. Die Priesterinnen dieser Göttin hießen selbst Bienen (Melissen), und eine Biene war ihr Sinnbild auf den Münzen von Ephesus, wo die Weltmutter die größte Verehrung genoß. Nach Strabo X. 3. hieß die durch ihre Mysterien weltberühmte Insel Samothrake auch Melite. Nach Serv. Virg. Aen. I. 434. wurde Melissa, die Priesterin der Ceres, als sie deren Geheimnisse nicht offenbaren wollte, von den andern Weibern zerrissen, aber aus ihrem Körper ließ Ceres die Bienen entstehen. Die Göttin Ceres ist hier dieselbe Weltmutter, wie Artemis, nur daß die erstere mehr auf die Erde, die letztere mehr auf den Mond bezogen wurde. Die Artemis selbst hieß als schmerzlindernde Helferin bei schweren Geburten Melissa, nach Porphyrius (de antr. nymph. 18.). In demselben Sinn verbanden die Inder das Sinnbild der Biene mit der Yoni. Auf einem von Nic. Müller mitgetheilten Bilde sieht man die Biene ruhend auf der Yoni. Damit hängt aufs genaueste die indische Sitte zusammen, nach welcher bei Hochzeiten die Genitalien der Braut mit Honig bestrichen werden. Bei den Litthauern herrscht der Gebrauch,

Bräuten den Mund mit Honig zu beſtreichen. In Sicilien hatte man zur griechiſchen Zeit verwandte Gebräuche. Athenäus meldet (im 14ten Buch), daß man zu Syrakus an den großen Cereesfeſten (Thesmopherien) Kuchen von Seſam und Honig in der Form weiblicher Pudenda gebacken und mit Scherz und Jubel in Proceſſion herumgetragen habe.

In den „Volksliedern der Polen" (Leipzig 1833 S. 91) wird ein Liedchen erwähnt, das bei polniſchen Bauernhochzeiten geſungen wird, indem man Meth (der bekannte Honigwein des ſlaviſchen Nordens) im Kreiſe herumtrinkt:

Fleißig wie der Biene Leben
Iſt das Ackerleben,
Und ſüß wie der Honig
Iſt der Eheſtand.

Gewiß ein ſehr ſchöner, einfacher und uralter Brauch. Daß auch im germaniſchen Norden ehemals bei Hochzeiten der Honig im verſchwenderiſchen Gebrauche war, meldet Bergius in ſeinem Werk von den Leckereien. Im Jahre 1500 brauchte die Tochter des ſchwediſchen Reichsraths Kregenoſe bei ihrer Hochzeit eine halbe Tonne Honig; im Jahr 1567 wurden auf Sigrid Sture's Hochzeit 453 Kannen Honig verbraucht.

Wie mit der mütterlichen Mond- und Geburtsgöttin, ſo ſteht die Biene auch in genauer Verbindung mit dem männlichen Sonnenprincip der Zeugung. In den indiſchen Geſängen des Nagha heißt es, wenn die Sonne aufgehe, ſchließe ſie auch die Lotosblume auf, und befreie aus ihrem Kerker die Bienen. Die Sonne iſt die zeugende Kraft der Natur, die Lotosblume iſt das Sinnbild der empfangenden Erde und die Biene mithin das Sinnbild der Geburt ſelbſt. Die erhaltende Kraft in der Gottheit war bei den Indern

bekanntlich Wiſchnu, von dem alles Gedeihen in der Natur herkommt. Wiſchnu ſelbſt aber wird als eine blaue Biene dargeſtellt — blau, weil es in Indien eine bläuliche Biene gibt, oder in ſymboliſchem Sinne, weil blau die Farbe des Himmels iſt. Wiſchnu erſcheint überall blau. Man dachte ihn als Biene wohl auch hauptſächlich, weil er die Welt in Ordnung und Harmonie erhält, wie die Biene ihr kleines liebliches Reich; und weil von ihm nur Gutes kommt, wie von der Biene nur Süßes. Wiſchnu wird abgebildet als blaue Biene, ruhend auf der Lotos, die Lotosblume aber bedeutet die Natur. So ruht der Himmel auf der Erde. Auch Kriſchna (eine Verkörperung Wiſchnu's) wird abgebildet mit einer blauen Biene über dem Haupte. Addiſon hat uns eine ſchöne indiſche Mythe von der Beziehung Kriſchna's zur Biene mitgetheilt (Indian reminiscence, im Auszug in Froriep's neuen Notizen I. S. 103). Kriſchna verwandelte eine ſeiner Geliebten in die Pflanze Toolsy (ocymum nigrum) und verordnete, man ſolle künftig ſeinen Gottesdienſt nie ohne die Gegenwart dieſer Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn ſie den Honig aus den Stöcken nehmen, ſtets dieſe Pflanze in der Hand, weil die Bienenzucht religiöſer Cultus iſt, weil der Gott ſelbſt in den Bienen verborgen iſt. Dieß mag auch einigermaßen den uralten Namen und Gebrauch unſerer europäiſchen Meliſſe (Melia, Melissa, Melittis, Melianthus, Honigblume) erklären, durch die man die Bienen in den Stock lockt, weil ſie von dieſem Kraut unwiderſtehlich angezogen werden. Es iſt merkwürdig, daß man dieſes Kraut in Deutſchland auch Mutterkraut nennt und es für heilſam in weiblichen Geſchlechtskrankheiten hält. Dieß läßt auf einen ältern heidniſchen Volksglauben ſchließen, der das Kraut mit den gleichnamigen Meliſſen, Prieſterinnen

der Demeter, und mit dieſer Geburtsgöttin ſelbſt in Verbindung brachte. Hieher gehört auch eine merkwürdige Notiz, die ich in Hydrophyli Chymiſcher Schatzkammer, Land- und Hausapotheke gefunden habe. Dort heißt es (S. 380), man könne eine Sau abhalten, daß ſie nicht laufe, wenn man ihr todte Bienen zu freſſen gebe. Der Tod ſcheint hier das Verhältniß nur umgekehrt zu haben, und der alte Glaube, daß die Bienen ſich auf Fruchtbarkeit und Geburt beziehen, wird dadurch indirect beſtätigt.

Auch mit dem griechiſchen Sonnengott kommt die Biene in unmittelbare Verbindung. Nach Pauſanias X. 5. 5. waren es Bienen, die dem Apollo ſeinen älteſten Tempel in Delphi bauten. Auch war (nach Pauſanias X. 17.) Ariſtäos, der Bienenvater, von dem noch öfter die Rede ſeyn wird, ein Sohn Apollo's.

Da die Zeugungs- und Geburtskraft der Natur im Alterthume am häufigſten wie durch Sonne und Mond, ſo durch das Sinnbild des Stiers und der Kuh bezeichnet wurde, ſo kommt die Biene mit dieſen Sinnbildern in ſehr nahe Berührung. Die Meliſſen als Prieſterinnen der Demeter ſind Bienen, die aus dem Maule der Kuh fliegen, d. h. der Weltkuh, des mütterlichen Weltprincips. Apis, der lateiniſche Name der Biene, iſt genau der altägyptiſche Name des Weltſtiers, der zeugenden Naturkraft. Auf antiken Bildern des Zeus kommen öfters Bienen vor, die neben dem Zeus auf dem Füllhorn (dem Sinnbild des Segens) ſitzen (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 50). Noch häufiger erſcheint auf Gemmen die Biene neben dem Stier, der den Dionyſos Sonnen- und Pflanzengott) bezeichnet. (Man ſehe bei Taſſie.) Virgil und Ovid theilen uns die Mythe von Ariſtäus mit,

der alle ſeine Bienen durch Hunger und Seuchen verlor, auf den Rath des Meergottes Proteus aber (des großen Verwandlers) Stiere und Kühe opferte, und dieſelben in einem verſchloſſenen Hauſe verfaulen ließ, worauf aus ihren Leichnamen eine unzählige Menge Bienen entſtanden und das ganze Haus anfüllten.

Virgil ſchildert in ſeinem Gedicht vom Landbau dieſe Scene ſehr anmuthig (nach der Voſſiſchen Ueberſetzung):

Ariſtäos der Hirt, da er floh das peneiſche Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Krankheit,
Stellte ſich wehmuthsvoll an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut, und rief zur hohen Gebärerin alſo:
Mutter Cyren', o Mutter! ꝛc.

Die Göttin weiſt ihn an Proteus und heißt ihn deſſen Rath befolgen; und nun:

Vier untadliche Stiere mit großvorprangenden Leibern
Führt er daher, auch Kühe ſo viel, unbelaſtetes Nackens.
Drauf, ſobald die neunte der Morgenröthen emporſtieg,
Bringt er des Orpheus Todtengeſchenk, und kehrt zu dem Haine.
Aber o ſieh', urplötzlich ein ſtaunungswürdiges Wunder
Schauen ſie dort: wie rings im geſchmolzenen Fleiſche der Rinder
Bienen durchſchwirren den Bauch, und geborſtenen Seiten entſummen;
Dann endloſes Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums ſich
Jetzo vereint, und die Traub' an biegſamen Aeſten herabhängt.

Ariſtäus wird bei Dioder (III. 69.) der Erzieher des Bacchus genannt, Bacchus ſelbſt heißt dort ein Sohn des

Ammon. Ammon, der Goldwidder, iſt die Sonne, Bacchus ſein Sohn, iſt die Vegetation und ſomit liegt in der Mythe vom Ariſtäos der ſinnreiche Gedanke verborgen, daß die Bienen die Erzieher der Blumen ſeyen.

Auch in den Mithras-Myſterien der alten Perſer, die ins römiſche Abendland übergingen, kommt die Biene in Verbindung mit dem Stier. Dem Mithras nämlich, der den Weltſtier mit dem Dolche ſpaltet (die Erde durch Sonnenkraft befruchtet), wurden Reinigungen geweiht, wobei man ſich mit Waſſer wuſch, in das man Honig mengte. Daß zu ſolchen abendländiſchen Mithras-Myſterien auch die dreihundert goldenen Bienen, die man mit einem Stierkopf und Sonnenbilde im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornik (Tournay) aufgefunden, gehört haben mögen, haben ſchon Creuzer und Andre vermuthet. — Die Verbindung der Biene mit dem Stier kehrt auch in der abenteuerlichen, dem Albertus Magnus zugeſchriebenen Pflanzenlehre wieder (Deutſch. Nürnberg 1755. S. 157). Da heißt es, wenn man Meliſſenkraut bei ſich trage, könne man damit die Ochſen locken, wohin man wolle. Unter den geſchnittenen Steinen des Gorläus (Gorlaei dactyliotheca, bekannter unter dem Namen cabinet de pierres II. N. 231) findet man die äußerſt zierliche Darſtellung einer Biene, die mit zwei andern vorgeſpannten Bienen pflügt. Hier vertritt die Biene vollkommen die Stelle des Stiers.

Das Hervorgehen der Biene aus dem todten Stier iſt zweifach aufgefaßt worden, je nachdem man unter der Geburt, deren Sinnbild die Biene iſt, die erſte Schöpfung der Natur, oder aber die Wiedergeburt der Seele nach dem Tode verſtand. Ehe wir dieß näher erörtern, müſſen wir noch mit dem Sinnbilde des Stiers ein zweites zuſammenfaſſen,

nämlich das des Löwen. Wer kennt nicht die ſchöne bibliſche Sage von den Bienen, die im Rachen des von Simſon erſchlagenen Löwen ihren Bau anlegten und die das Räthſel der Süßigkeit, die von dem Starken kommt, veranlaßt? Aber auch ſchon im alten Indien finden wir die Biene mit dem Löwen ja ſogar mit der Kuh zugleich verbunden. Ein Bild bei Nicolas Müller zeigt uns Bienen, die aus der Bruſt einer Kuh hervorgehen, die ſelbſt wieder aus dem Rachen eines Löwen heraustritt. Eine Erklärung dieſer Symbole aus dem Schwärmen der Bienen im Himmelszeichen des Stieres oder Löwens wäre zu trivial. Der Löwe iſt hier Sinnbild der Naturkraft überhaupt, zunächſt der Sonne, daher des perſiſchen Mithras. Und dieſen finden wir ſelbſt auf griechiſchen Denkmälern öfters dargeſtellt mit einer Biene vor dem Munde (Leo mithriacus). Ob die Bienen aus dem todten Löwen hervorgehen oder von lebendigen Löwen gefreſſen werden, es ſind immer nur zwei Momente desſelben Symbols. Die Sonne ruft Leben hervor und verzehrt es wieder. Das lieblichſte Opfer für die Sonne iſt die Biene, für das reinſte Licht das reinſte Erzeugniß der organiſchen Natur. Wenn der Leo mithriacus insbeſondere den ſogenannten Löwengrad der Mithra-Myſterien bezeichnet, und wenn die in dieſem Grade Stehenden ſich dadurch auszeichneten, daß ſie nur Honig opferten und nichts anderes, ſo floß auch dieſer Gebrauch nur aus der ſymboliſchen Lehre.

Wie die Biene mit den Symbolen der erſten und älteſten Schöpfungskraft in Verbindung ſteht, ſo ſoll ſie auch fortwährend an die Jugend der Natur, an das goldene Zeitalter, an die erſte paradieſiſche Unſchuld erinnern. Darauf deutet die wunderbare Süßigkeit ihres Honigs, die mit nichts anderem in der Welt zu vergleichen iſt. Darauf deutet aber

zugleich auch die innige Harmonie ihres kleinen Staates. Die Alten dachten ſich den Honig als weſentlichen Beſtandtheil des Nektar oder Göttertrankes, daher waren es auch Bienen, die den jungen Zeus, den Göttervater, als Amme mit ihrem Honig nährten. Milch und Honig floſſen einſt im goldenen Zeitalter der erſten Unſchuld. Der Honig der Bienen iſt nur ein ſchwaches künſtliches Nachbild des Honigs, der einſt von allen Bäumen träufelte. Der Staat der Bienen iſt nur ein Nachbild der Ordnung und des Friedens, die unter den erſten Menſchen herrſchten. Aber immer noch bewahren die Bienen die heilige Erinnerung und gleichſam den heiligen Geiſt, der durch das erſte Erdenparadies gegangen.

Dieß iſt am ſchönſten ausgedrückt in der herrlichen Schilderung Virgils (im Gedicht vom Landbau IV. 149. ff. überſetzt von Voß):

Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter ſelber
Jenen verlieh, auslegen: um welchen Lohn ſie, dem lauten
Trommelgeroll der Kureten und klapperndem Erze gehorſam,
In diktäiſcher Grotte den Himmelskönig genähret,
Sie nur haben gemein die Erzeugeten, ſie nur vereinbart
Häuſer und Stadt, und leben in mächtiger Hut des Geſetzes;
Heimath kennen nur ſie, und eigenes Herdes Penaten;
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Emſig ein jeder für All', und verwahrt den gemeinſamen Vorrath.
Einige wachen für Nahrung und Koſt, nach getroffenem Bündniß
Weit durchſchaltend die Flur; ein Theil im Gehege der Häuſer
Legt die Narziſſusthrän', und zähen Leim aus der Rinde
Unten zuerſt dem Gewirk zu Gründungen, hängt dann darüber
Zellen von bindendem Wachs; theils pflegen ſie dort des Geſchlechtes
Hoffnung, die kindliche Brut; dort andere häufen des Honigs
Klarſten Seim, und dehnen mit lauterem Nektar die Speicher.

Auch fiel manchen das Loos, die Thore der Burg zu bewachen:
Dieſe ſpähn in dem Wechſel die Güſſ' und Gewölke des Himmels;
Oder empfahn die Laſten der kommenden; oder in Heerſchaar
Wehren ſie ab die Dronen, das träge Vieh, von den Krippen.
Raſtlos glüht das Gewerb', und Thymian duftet der Honig.
Und gleich wie der Cyklopen Vetrieb zäh flüſſige Barren
Emſig in Vliß ausdehnt, ein Theil mit Bälgen von Stierhaut
Luft einhaucht und verbläst, ein Theil in den ziſchenden Kühltreg
Tauchet das Erz; laut dröhnt von Amboßſchlägen der Aetna;
All' itzt, froh Wettſchwungs, kraftvoll ringe, heben die Arm' auf,
Nach dem Verhalt, und drehn mit kneipender Zang den Glutſtahl;
Weniger nicht, wenn Kleines geziemt zu vergleichen mit Großem,
Drängt cekropiſche Bienen die angeſtammte Gewinnſucht,
Jede nach eigenem Amt. Der bejahrteren Sorg' iſt die Feſtung,
Schanzen zu bauen dem Gewirk, und dädaliſche Häuſer zu wölben.
Aber müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend,
Voll von Thymus die Bein'; auch Arbutus koſten ſie ringsum,
Blaugrün Weidengeſproß, Zeiland, und feurigen Krokus,
Auch die balſamiſche Lind', und die dunkele Blum Hyacinthus.
Alle ſie ruhen zugleich, und ſteigen zugleich an die Arbeit.
Frühe drängt aus den Thoren die Schaar; nicht Raſt noch Verzug iſt:
Drauf wann Heſperus endlich, die blühenden Au'n zu verlaſſen,
Angemahnt, dann ſucht man das Dach, dann pflegt man des Leibes;
Lärmvoll tönt's, und umſumſt Eingäng' und Schwellen der Wohnung.
Bald, nachdem ſie in Zellen ſich lagerten, ſchweiget die Nacht durch

Tiefe Still', und es feſſelt ihr Schlaf die ermatteten Glieder.
Doch nicht fern vom Gehöfe, wenn Regenſchauer herabhängt,
Weichen ſie, oder vertraun vor nahendem Oſte dem Himmel;
Dicht um die Mauern der Stadt in Sicherheit ſchöpfen ſie Waſſer,
Und nur kürzere Fahrt wird gewagt; auch Kieſelchen oftmals,
So wie ſchwankende Kähn' auf ſchüttelnder Woge den Ballaſt,
Heben ſie auf, und wägen den Flug, durch leere Gewölk hin.
Ja es gefiel auch jene bewunderte Sitte den Bienen,
Daß ſie keiner Begattung ſich freun, noch die Stärke des Leibes
Träg' auflöſen in Luſt, noch mütterlich Junge gebären;
Sondern ſelbſt mit dem Mund' auf Laub' und lieblichen Kräutern
Sammeln ſie Brut; den Erben des Throns und die kleinen Quiriten
Schaffen ſie ſelbſt, und ergänzen die Höf' und wächſernen Reiche,
Manche zerrieb auch an hartem Geſtein umirrend die Flügel,
Ja freiwillig den Geiſt verhauchten ſie unter der Bürde:
Solch iſt der Blumen Gelust, und der Stolz in Erzeugung des Honigs.
Drum obgleich ſie ſelber das Ziel des beſchränkteren Alters
Früh empfängt, weil kaum der ſiebente Sommer erlebt wird:
Dennoch dauert unſterblich der Stamm, und Räume von Jahren
Blühet das Haus glanzreich, und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.
Auch dem Könige hat nie ſo Aegyptos, die große
Lydia nie, und der Parther Geſchlecht, noch der Meder Hydaſpes
Aufgemerkt. Wenn der König nur lebt, iſt alles in Eintracht:
Stirbt er, ſofort iſt gebrochen der Bund; den geſpeicherten Honig
Plündern ſie ſelbſt, und trennen den Bau der geflochtenen Tafeln.

Er iſt Hüter des Werks; ihm ſtaunen ſie all' in Ehrfurcht;
Ihn umſtehn ſie mit dichtem Gesumſ' als geſchaarte Tra-
banten;
Oft auf den Schultern erheben ſie ihn, und dem Kampfe
die Leiber
Bieten ſie dar, und ſuchen den rühmlichen Tod durch die
Wunden.
Mancher, von ſolchem Beweiſe geführt, und ſolcherlei Beiſpiel,
Lernte, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geiſtes
Wohn', und ätheriſcher Hauch. Denn die Gottheit gehe durch
alle
Lande ſowohl, als Räume des Meers, und Tiefen des Himmels;
Schafe daher und Rinder, der Menſch, und des Wildes Ge-
ſchlechter,
Jedes bei ſeiner Geburt entſchöpf' ihr zarte Belebung;
Siehe, auch dorthin kehre dereinſt, der Verweſung entronnen,
Alles zurück, und nirgend ſey Tod; es ſchwinge ſich lebend
Mit in die Zahl des Geſtirns, und ſchweb' hoch unter den
Himmel.

Als Zeugen der goldenen Zeit werden die Bienen in der griechiſchen Anthologie geprieſen (überſetzt von Herder):

Säuſelt hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des honigen Früh-
lings,
Schwärmt auf Blumen und bringt euren geſammelten
Thau
Uns. Den Sterblichen ſtrömt aus ihren niedlichen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verlebeten Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karſt, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns ſelbſt Nektar in Strömen verlieh.
Fliegt dann, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden
Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und ſchafft.

Indem die Bienen der großen Weltmutter beigegeben ſind und bei der Geburt der Natur dienen, werden ſie ins-

beſondere mit Beziehung auf den ſüßen Nahrungsſtoff, den ſie bereiten, als die Ammen des neugebornen Naturlebens oder Naturgottes aufgefaßt. Sie flogen herbei und ſüßten dem jungen Gott Zeus ihren Honig ein, während die Kureten eine lärmende Muſik machten (damit Saturn den kleinen Gott nicht möchte ſchreien hören). Daher ſoll es kommen, daß noch jetzt die Bienen, wenn ſie ſchwärmen, durch Metallklang, den ſie gern hören, ſich zähmen und leiten laſſen. Auch die goldne Farbe ſoll den Bienen von Zeus verliehen worden ſeyn, indem ſich derſelbe ſeinen Ammen dankbar beweiſen wollte. Bienen niſteten auf Creta vor der Grotte, in der ſie einſt den jungen Zeus genährt haben ſollen, und wurden im Alterthume fortwährend als die Wächterinnen dieſes Heiligthums angeſehen. Nach einer Sage bei Antoninus Liberalis wurde auch der Honig, den die Bienen einſt für Zeus geſammelt, noch aufbewahrt, und Aegolius und ſeine Gefährten, die ihn rauben wollten, wurden in Vögel verwandelt.

Ganz in demſelben Sinn wurde auch Dionyſos (Bacchus) durch Makris, die Tochter des ſchon genannten Ariſtäus, mit Honig ernährt (nach Nonnus). Dionyſos war keineswegs Weingott allein, ſondern der Gott der Vegetation des in den Pflanzen wirkenden Sonnenfeuers. Ihm war daher der Honig als der reinſte Extract der Pflanzenwelt geheiligt. Dieß ſtimmt mit dem Sinnbild der vom Löwen verzehrten Bienen zuſammen, das wir ſchon oben kennen gelernt haben. Der Löwe iſt wieder Dionyſos.

Die Bienen ſind aber vorzugsweiſe Ammen der Seelen, nicht des Körpers, und Vorſteherinnen weniger der Geburt, als vielmehr der Wiedergeburt. Die Idee der Wie-

dergeburt liegt ſchon in der Mythe vom Herkommen der Bienen aus dem todten Stiere. Man muß dabei vielleicht auf den Stier Hazeieſch der alten Parſen zurückkommen. Nach dem Bun-Deheſch (XIX. Kleuker Zendaveſta III. S. 92) wird in den letzten Zeiten dieſer Stier erſcheinen, in ſich tragend die Keime aller Wiedergeburten. Sind hiebei auch die Bienen nicht als Sinnbilder dieſer Keime für eine zweite beſſere Welt genannt, ſo ſcheint es doch, ſie dürfen als ſolche gedacht werden, und man kann daraus ein näheres Verſtändniß der den Stier und die Bienen ſo vielfach verbindenden Symbolik gewinnen. Zumal da die Biene, wie wir oben ſahen, dem perſiſchen Mithra-Cultus, in dem auch der Stier eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, nicht fremd iſt.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß nach Plinius (hist. nat. XI. 20.) nicht nur die Bienen aus der Leiche des Stiers, ſondern auch die Weſpen aus der Leiche des Pferdes und die Käfer aus der Leiche des Eſels ſollen hervorgegangen ſeyn. Dem liegt wahrſcheinlich eine alte Naturanſchauung zu Grunde, nach welcher die Inſectenwelt für ſpätern Urſprungs gehalten wurde, als die höhere Thierwelt. Daß aber aus todten Thieren wieder lebendige hervorgehen, und zwar geflügelte, muß hier vorzugsweiſe ins Auge gefaßt werden. Dieß hängt genau mit der Mythe von der Pſyche zuſammen. Der Leib ſtirbt, die Seele fliegt davon und wird neu geboren. Auch in einer merkwürdigen tſcherkeſſiſchen Sage (bei Neumann) tritt dieſe Idee der Wiedergeburt hervor. Merime, die Mutter Gottes, konnte die Bienen, als der Gott des Donners ihnen zürnte, nicht ſchützen, und alle kamen um bis auf eine einzige, welche die Göttin unter ihrem Hemde verborgen hatte und von der ein neues Volk der Bienen ab-

ſtammte. Vergleiche Dubois de Montpereur, Reiſe nach dem Kaukaſus (deutſche Ausgabe I. 78).

Waren nun die Bienen Sinnbilder der Wiedergeburt, ſo mußte man ſie gern mit Gräbern verbinden. Dieſe Bienen, noch übrig aus dem erſten Paradieſe, führen auch hinüber in das zweite, das uns jenſeits des Lebens erwartet. Dorthin, wo ſie Göttern und Seligen den Honig bereiten, führen ſie die Colonie der Sterblichen, von der Erde hinweg zu den ſeligen Inſeln.

Daher das Vorkommen der Bienen, des Honigs und Wachſes beim Cultus des Todes. Das Werk der Bienen galt als Reinigungs- und Läuterungsmittel der Seele von der moraliſchen und phyſiſchen Unreinigkeit, in ihrem Zuſammenhange mit dem Körper, und als ein Schutzmittel gegen die Vernichtung, als eine Bürgſchaft der Wiedergeburt.

Nach dem Scholiaſten des Theokrit hießen nicht bloß die Prieſterinnen der Artemis (der Geburtsgöttin), ſondern auch die der Perſephone (der Todesgöttin) Meliſſen, d. h. Bienen. Aber es waren keine Dienerinnen des Todes, ſondern vielmehr Helferinnen aus dem Tode. Damit ſtimmt zuſammen, was die Alten von den Bienen rühmen, daß ſie ſich nämlich niemals auf die unreinen Bohnen (das Symbol des Todes) ſetzen.

Hieher gehört auch, was Plinius vom Volksaberglauben der Alten meldet: Honig, worin Bienen geſtorben ſind, ſoll die Augen klar machen, und vor Blindheit ſchützen. Und Jamblichus: wer durch Honig eingeſchläfert worden iſt, wacht ſchwer wieder auf. — In dem ſchnurgeraden Wege, den die Biene allemal nimmt, wenn ſie mit ihrer Beute beladen heimkehrt, wollte man den Flug der Seele zur himmliſchen Heimath vorbedeutet ſehen.

Die Griechen brachten dem Pluto bei Leichenbegängniſſen Honigopfer. Vergl. Homers Odyſſee XI. 27. Derſelbe Gebrauch herrſcht ſogar noch heute unter den Ruſſen. Man ſtellt die Kutja (Todtenſpeiſe), wobei Honig iſt, auf einem Teller neben den Sarg (Kohl Petersburg I. S. 198). Der Honig bedeutet nicht eine bloße Reinigung, ſondern ausdrücklich die Wiedergeburt. In dieſem Sinne ſagt die Mythe vom Glaukos: dieſer Knabe habe mit einer Maus (dem Symbol der Nacht, alſo mit dem Tode ſelbſt) geſpielt, ſey darüber in ein Honigfaß gefallen, darin ertrunken, aber durch die Kraft des Honigs wieder belebt und aufgeweckt worden. Auch der Philoſoph und Phyſiker Demokrit verſprach, die Todten wieder zu wecken, wenn ſie in Honig aufbewahrt wurden. Ageſilaus wurde in Honig begraben. Auch im alten Babylon wurden die vornehmen Leichen in Honig begraben. (Herodes I. 198.) Daß die Aſſyrer ihre Leichen mit Wachs überzogen in Honig begruben, meldet Strabo im 14ten Buch. Auf dieſelbe Weiſe ſoll nach muhamedaniſcher Sage (des Ebn Batrik bei Herbelot) die Leiche Alexanders des Großen in einen goldenen mit Honig gefüllten Sarg gelegt worden ſeyn. Im birmaniſchen Reiche werden noch jetzt königliche Prinzen eine Zeitlang in Honig einbalſamirt, bis die Zeit zu ihrer feierlichen Verbrennung herannaht (nach Symes).

Statt des Honigs brauchte man auch Wachs. Nach Herodot (I. 140) wurden die Leichen der alten Perſer, nachdem ſie in freier Luft von den Vögeln ſkelettirt worden waren, mit Wachs überzogen und in dem Erbbegräbniß beigeſetzt. Eben ſo wurden auch die Leichen der Skythenkönige mit Wachs überzogen (Herodot IV. 71).

Das oben ſchon erwähnte Vorkommen von Bienen im Grabe des Königs Childerich deutet eben dahin. Man hat

auch in dem Hervorkommen der Biene aus dem Stier das Sinnbild der aus der irdiſchen Natur entfliegenden Seele ſehen wollen, und gewiß mit vollem Recht, wenn auch damit andere Deutungen des Stier-Bienenſymbols nicht ausgeſchloſſen ſind.

In dieſer Bedeutung der Seelenreinigung erſcheint der Honig auch als Gabe der Weisheit und Dichtkunſt, als Gabe des göttlichen Geiſtes überhaupt, und die Bienen werden zu Muſen. Dem Apollo wurde als dem Bienengott am 24ten Julius ein Opfer gebracht. Muſen in Geſtalt von Bienen zeigten den Joniern den Weg nach Aſien. Varro (de re rust. III. 16.) nennt die Bienen Vögel der Muſen. Athenäus (XIV. 8.) erwähnt die bienengeflügelten Melodien der Muſen (*μέλεα μελιττοπτέρωτα Μουσᾶν*). Plato (im Jon) ſagt: der Dichter gleiche der Biene, ein leichtes, geflügeltes und heiliges Weſen, der Gottheit voll. Von Platon und Pindar erzählt man, daß ſie in ihrer Kindheit von Bienen genährt und mit der Gabe der ſüßen Rede beſchenkt worden ſeyen.

Dienend dem Gott der Seher und Dichter Apollen verfertigten, nach einer Sage bei Pauſanias 10, 5, zu Delphi, wo ſein großes Orakel war, die Bienen einen zierlichen Miniaturtempel aus Wachs, der den Hyperboreern als Ehrengeſchenk überſandt wurde.

Sehr anmuthig und galant werden in der griechiſchen Anthologie die Verſe der Sängerin Erinna mit den honigvollen Waben der Bienen verglichen:

Sieh hier Waben Erinnens, der Lesbiſchen! Wenn ſie nur klein ſind,
Füllet ſie doch durchaus Honig vom Helikon an.

Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mägdleins
Gleichen, erhabner Homer, deinem heroiſchen Lied.
Mochte die Spindel ſie drehn, dem Gebot der Erzengerin folgſam,
Oder am Webſtuhl ſtehn, diente den Muſen ſie doch.
Um ſo viel Erinna in lyriſchen Weiſen der Sappho
Nachſteht, ſo viel ihr Sappho im epiſchen Maaß.

Mit dem Honig im Rachen des todten Löwen (in Simſons Räthſel) hat Pater Abraham a Sancta Clara recht glücklich die heiligen Geſänge im Munde der fühlloſen Mönche verglichen (Judas III. S. 103).

Auch in der nordiſchen Götterlehre bedeutet der Honig die Gabe der Dichtkunſt. Die jüngere Edda erzählt davon ein ſehr artiges Mährchen, das ich aus der Uebertragung von Rühs hier mittheilen will:

Die Götter führten Krieg mit dem Volk, das Vanen heißt. Sie verabredeten eine Zuſammenkunft, um Frieden zu ſchließen, der auf die Weiſe eingegangen ward, daß ſie beide in ein Gefäß ſpuckten. Dieſes Friedenszeichen ſchufen die Aſen hernach in einen Mann um, Namens Quaſir, der ſo weiſe war, daß niemand ihn wornach fragen konnte, worauf er nicht Beſcheid wußte. Er fuhr weit im Lande umher, um die Menſchen zu unterrichten. Einmal kam er zu den Zwergen Fialar und Galar, die ihn tödteten und ſein Blut in zwei Fäſſer rinnen ließen, Son und Boden, und in einen Keſſel, Odraerer. Sie miſchten Honig in das Blut, woraus ein ſo herrlicher Meth entſtand, daß wer davon trinkt, Dichter und weiſer Mann wird. Die Zwerge berichteten den Aſen, daß Quaſir in Weisheit ertrunken ſey, weil keiner ſo klug war, um ihn genug ausfragen zu können. Die Zwerge baten einen Rieſen, Namens Gilling, nebſt ſeiner

Frau zu ſich, und da er kam, baten ſie ihn, mit ihnen auf die See zu rudern. Da ſie etwas vom Lande gekommen waren, ruderten die Zwerge nach den Klippen, und ſtieſſen das Schiff um. Gilling, der nicht ſchwimmen konnte, ertrank, wogegen die Zwerge das Schiff umwandten, und wieder ans Land ruderten. Da ſie ſeiner Frau dieſe Begebenheit erzählten, nahm ſie es zu Herzen, und brach in lautes Weinen aus. Fialar fragte ſie, ob es nicht ihr Gemüth erleichtern könnte, nach der See hinaus zu ſehen, wo er umgekommen war. Da ſie es bejahete, ſagte er zu ſeinem Bruder Galar, hinauf über die Thüre zu gehen, und wenn ſie hinausginge, einen Mühlſtein auf ihren Kopf herabfallen zu laſſen, weil er ihr Geſchrei nicht ausſtehen könne. Der Bruder that nach ſeinem Verlangen. Da der Rieſe, Gillings Sohn, Suttung, dieß erfuhr, zog er hin, griff die Zwerge, führte ſie auf die See hinaus, und ſetzte ſie auf eine umfloſſenen Klippe. Sie baten Suttung, ihr Leben zu ſchonen, und boten ihm zur Verſöhnung der Blutrache den herrlichen Meth, was auch angenommen ward. Suttung nahm den Meth mit ſich nach Hauſe, und verbarg ihn auf der Stelle, die Knitberg heißt. Seiner Tochter Gunlödi übertrug er die Aufſicht. Davon hat die Dichtkunſt den Namen Quaſirs Blut, Zwerge Trunk, Odrers oder Bodnes oder Sons Naß, Zwerge Schiff oder Löſegeld, und Knitbergs Meth oder Naß. Aeger bemerkte dabei: es kommt mir etwas ſonderbar vor, der Dichtkunſt dieſe Namen zu geben. Aber wie bemächtigten ſich die Aſen Suttungs Meth? Bragi antwortete: auf folgende Weiſe gelangten ſie dazu: Odin zog von Hauſe, und kam nach einem Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er fragte ſie, ob er ihre Senſen wetzen ſollte? Sie dankten für das Anerbieten. Er nahm alſo einen Wetzſtein aus ſeinem

Gürtel und ſchärfte die Senſen. Sie ſchienen ihnen jetzt weit beſſer zu ſchneiden, und ſie feilſchten um den Stein. Er antwortete: wer ihn kaufen wollte, ſollte geben, was billig ſey; alle ſagten, ſie wollten ihn kaufen, der eine lieber, als der andere. Er warf alſo den Stein in die Luft, und da alle ihn greifen wollten, kamen ſie ſo ins Handgemenge, daß ſie einander mit ihren Eiſen tödteten. Odin ſuchte Nachtherberge bei einem Rieſen, Namens Baugi, einem Bruder Suttungs. Baugi klagte ſeine Umſtände, indem ſeine neun Knechte einander getödtet hätten, und er nicht wiſſe, wie er Arbeiter bekommen ſollte. Odin nannte ſich Bölwerk. Er erbot ſich, die Arbeit der neun Männer für Baugi zu übernehmen, wenn dieſer ihm einen Trunk von Suttungs Meth verſchaffe. Baugi antwortete: es ſtehe nicht bei ihm, weil Suttung ihn für ſich behalten wollte; er würde ihn aber dahin begleiten und verſuchen, ob er ihn bekommen könnte. Im Sommer verrichtete Bölwerk die Arbeit der neun Männer, aber da der Winter kam, verlangte er ſeinen Lohn von Baugi. Da begaben ſie ſich beide zu Suttung. Baugi erzählte ſeinem Bruder, was er Bölwerk verſprochen hatte, aber Suttung ſchlug ihr Begehren geradezu ab. Bölwerk ſprach alſo mit Baugi, zu verſuchen, ob ſie ſich des Meths durch eine oder die andere Liſt bemächtigen könnten. Baugi war damit zufrieden. Bölwerk zog darauf einen Bohrer hervor, Namens Rati, und gebot Baugi, den Fels zu durchbohren, denn der Bohrer war ſcharf. Baugi begann zu bohren, und ſagte, es ſey durchgebohrt, aber Bölwerk blies ins Bohrloch, und da die Späne gegen ihn flogen, merkte er, daß ihn Baugi betrügen wollte. Er verlangte alſo, daß Baugi ganz durchbohren ſollte. Baugi bohrte wieder, und da Bölwerk nun hineinblies, flogen die Späne zur andern Seite hinaus. Böl-

werk verwandelte ſich in eine Schlange und kroch durch das Loch. Baugi ſtach nach ihm mit dem Bohrer, doch ohne ihn zu treffen. Bölwerk zog dahin, wo Gunlödde lag, und lag bei ihr drei Nächte. Sie erlaubte ihm dreimal vom Meth zu trinken. Beim erſten Trunk leerte er den ganzen Odreire, beim zweiten Bode, beim dritten Son, ſo daß er allen Meth hatte. Hierauf verwandelte er ſich in Adlergeſtalt, und flog in größter Eile fort. Suttung, des Adlers Flug ſehend, nahm ein Adlergewand und flog ihm nach. Da die Aſen Odin kommen ſahen, ſetzten ſie Gefäße in den Hof, und als er Aegaard erreichte, ſpie er den Meth in die Gefäße. Aber in der großen Verlegenheit, da Suttung ganz nahe bei ihm war, verlor er etwas von hinten, worum ſich keiner bekümmerte, ſo daß es nehmen konnte wer wollte. Das nennen wir der ſchlechten Dichter Theil. Suttungs Meth gab Odin den Aſen und allen guten Dichtern. Dieß iſt der Urſprung von dem, was wir Dichtkunſt, Odins Fang oder Fund, oder Trank, oder der Aſen Gabe und Trank nennen. (Rühs Edda, 239.)

Die Bienen und der Honig hatten noch viele gute Bedeutungen. Plutarch und Aelian (V 11.) ſagen: die Bienen haſſen Unkenſche und verfolgen ſie mit ihrem Stachel. Athenäus ſchreibt dem Honig die Gabe zu, das Leben zu verlängern und rühmt das hohe Alter der Corſikaner, welches ſie nur dem beſtändigen Genuß des Honigs verdankten.

Der Honig ſteht in Wahlverwandtſchaft mit der Milch. Von glückſeligen Ländern und Paradieſen ſagt man: es fließt Milch und Honig darin. Dieß Bild kommt nicht nur in der Bibel vor, 2. Buch Moſis 3, 8; ſondern auch bei Griechen und Römern, in den Bacchantinnen des Euripides 142, in Theokrits Idyllen V. 124, in Ovids Metamorphoſen I. 111:

Nach Didymus bei Lactantius im 22ſten Buch waren die Ammen des Zeus zwei Schweſtern Meliſſa (die Biene) und Amalthea (die Ziege). Jene bot ihm Honig, dieſe Milch, und das war überhaupt die berühmte Götternahrung Ambroſia und Nektar.

Dagegen bilden Wermuth und Honig einen Gegenſatz. Jener iſt das Bitterſte, dieſer das Süßeſte in der Natur. Auf eine ſehr ſinnige Weiſe deutete man dieſen Gegenſatz wieder um. Zu viel Honig erweckt Bitterkeit und macht die Galle groß; Wermuth dagegen reinigt den Körper und ſo kommt Bitteres aus Süßem, Süßes aus Bitterm. (Pierii hierogl. S. 556). Das Bittere beim Süßen wird auch ſchon durch den Bienenſtachel neben dem Honig vertreten, daher die Sprüchwörter: der Stachel iſt nicht weit vom Honig — Honig im Munde, Galle im Herzen.

Vorzüglich aber war der Bienenſtock das Sinnbild und Muſter eines wohlgeordneten Staates. Plotinus (Ennead. III. 4. 2.) nennt die Biene vorzugsweiſe das bürgerliche Thier. Weil aber der Bienenſtaat vom Weiſel beherrſcht wird, dachte man immer unter dem Bilde des Bienenſtaates eine Monarchie. So in Indien. In Wilſons Theater der Hindu heißt es (I. S. 205):

> Die Bäume treiben ihre Blüthen aus,
> Umſchwärmt von raſtlos vielgeſchäft'gen Bienen,
> Die den Tribut für ihren König ſammeln.

Unter Aeliane Thiergeſchichten (V. 11.) kommt folgende ſchöne Schilderung des Bienenkönigs vor (nach Jacobs):

„Der König der Bienen ſorgt für gute Ordnung des Schwarmes auf folgende Weiſe. Dem einen befiehlt er, Waſſer zu tragen; dem andern, im Innern Honigſcheiben zu bilden; eine dritte Abtheilung ſchickt er auf die Weide aus. Dann wechſeln ſie mit der Arbeit nach der Reihe; und auf das ſchönſte vertheilt, pflegen die Bejahrteren das Haus zu hüten. Dem Könige ſelbſt aber iſt es genug, für das zu ſorgen, was ich geſagt habe, und Geſetze vorzuſchreiben nach der Weiſe großer Herrſcher, welche die Philoſophen Politiker und Königliche nennen; im Uebrigen ruht er, und iſt von eigener Arbeit entbunden. Wenn es gut für die Bienen iſt umzuziehen, dann ändert der Regent ſeinen Aufenthalt; und ſo lange er noch jung iſt, führt er ſie an, die übrigen aber laſſen ſich führen; iſt er älter, ſo wird er getragen, und die andern Bienen nehmen ihn auf ſich. Die Bienen überlaſſen ſich auf ein gegebenes Zeichen dem Schlafe. Wenn es Zeit ſcheint zu ſchlafen, befiehlt der König einer das Zeichen zu geben; dieſe befolgt den Befehl und macht den Herold; die Bienen aber, die bis dahin geſummt haben, wenden ſich zu ihrem Nachtlager. So lange der König lebt, gedeiht der Schwarm in Frieden, und alle Unordnung iſt verbannt: die Drohnen raſten ruhig in ihren Zellen; die bejahrteren wohnen beſonders; die jungen beſonders, und der König für ſich; die Honigſcheiben ſind für ſich, das Futter und die Abtritte abgeſondert. Kommt aber der König um, ſo geräth alles in Unordnung und Anarchie.“

Nach Horapollo bedeuteten die auf ägyptiſchen Denkmälern vorkommenden Bienen den König des Volks. Nach Artemidors Traumbuch bedeutet ein Bienenſchwarm dem, an den er ſich (im Traum geſehen) anhängt, die Königswürde. Nach Plinius (VIII. 42.) deutete ein Bienenſchwarm, der

ſich auf das in einem Sumpf ſteckengebliebene, aber ſich glücklich wieder herausarbeitende Pferd des Dionyſius von Syrakus ſetzte, dieſem die Königswürde an. Derſelbe Glaube herrſcht auch im hohen Norden. Von Weidewut, dem älteſten Prieſterkönig der alten Preußen und Litthauer, berichtet die Sage, er habe das wilde Volk durch das Beiſpiel eines Bienenſtocks vereinigt und an Ordnung gewöhnt. Der Bienenſtock erſcheint prophetiſch bei Königswahlen. Bei einer ſolchen Wahl in Polen hing ſich ein Bienenſchwarm an Michael Wiſniowicky, und bloß wegen dieſes günſtigen Zeichens wurde derſelbe wirklich gewählt.

Auch ganz im Allgemeinen bedeutet ein Bienenſtock das Volk. So werden die Uebelen von ihren Nachbarn ein Bienenſtock ohne Honig genannt, deſſen Stachel ſich aufzuſetzen gefährlich ſey, ohne daß die Beute der Mühe lohnen würde (Elphinſtone's Afghaniſtan). Wenn ſich ein Bienenſchwarm an einen Kirchthurm hängt, ſoll es fremdes Kriegsvolk bedeuten.

In noch engerm Sinn bedeuten die Bienen ein junges Volk, ein Wandervolk, eine Colonie. Das jährliche Schwärmen aus den Bienenſtöcken mußte zu dieſem Sinnbild Veranlaſſung geben. Daher die mehrfach wiederholten Sagen bei den Alten von den Muſen, die in Bienengeſtalt die Jonier nach Aſien geführt, von den Nymphen, die in Bienengeſtalt eine Colonie nach Epheſus geführt (nach Philoſtratus), von dem Bienenſchwarm, der ſich zu Laurentum auf einem heiligen Lorbeerbaum niederließ und die Ankunft des Aeneas und ſeiner trojaniſchen Colonie in Italien verkündete. Auch Ariſtäos, der Bienenvater, von dem oben ausführlicher die Rede war, erſcheint als Colonienführer, als Sonnenprieſter.

der den Sonnencultus in verſchiedene Länder bringt. Vergl. über ihn Ritters Vorhalle S. 362.

Gewiß nicht unmerkwürdig iſt die Erfahrung, daß die Bienen wirklich den Anſiedlungen der Menſchen vorhergehen. In den nordamerikaniſchen Urwäldern werden ſie von den Indianern „die Vorläufer des weißen Mannes" genannt. Staunend ſahen dieſe Wilden einſt die erſten Bienen im Walde fliegen und koſteten den erſten Honig, unwiſſend, woher dieß neue Wunder der Natur. Aber bald tönte die Art des Europäers in demſelben Walde. Die Bienen waren ihm vorangezogen. (Ausland 1835 S. 427).

Ein ähnliches Staunen über den erſten Fund des Honigs ſchildert Ovid in den Faſtis auf die lieblichſte Weiſe. Als Bacchus auf ſeinem großen Triumphzuge einſt durch Wälder kam, die der Erzklang ſeines muſicirenden Gefolges durchtönte, flogen neugierig die Vögel herbei und unter ihnen auch die bisher unbekannten Bienen. Bacchus aber ſchloß dieſe zierlichen Geſchöpfe in einen hohlen Baum ein und ſie gaben ihm den erſten Honig. Da ſchlich einmal der kahle Silen in den Wald, um auch von dem ſüßen Honig zu koſten, fand den Baum und ſtrebte hinauf, indem er ſich auf die Zehen ſtellte und ſeine kurze Geſtalt ausſtreckte; aber die Bienen flogen grimmig heraus und zerſtachen ihm die Glatze; er fiel auf ſeinen Eſel, dieſer ſchlug ihn und in jämmerlichem Zuſtand fanden ihn die um Hülfe gerufenen Satyrn am Boden liegen und trieben ihren Spott mit ihm.

Bienenſchwärme, die ſich während eines Kriegszuges im Lager oder Heere zeigen, bedeuten demſelben Unglück, den Ueberfall und Sieg des Feindes und Tod des Feldherrn. So wurde der Schwarm gedeutet, der ſich einſt im Lager

des Druſus niederließ (Dio Caſſius LIV. 33. Plinius Naturgeſchichte XI. 18). Wie lange derſelbe Glauben ſich erhielt, geht daraus hervor, daß eine Biene, die ſich kurz vor der Sempacher Schlacht auf die Waffen des Herzogs Leopold ſetzte, als Unglückszeichen angeſehen wurde (Vergl. Wackernagel Leſebuch S. 704).

Bei mehreren andern Volksmeinungen läßt ſich der Sinn weniger deutlich errathen. Man glaubt, wenn der Herr der Bienenſtöcke ſterbe, müſſe man dieſelben aus ihrer Stelle rücken. Vielleicht iſt dieſer Glaube urſprünglich durch die Sympathie veranlaßt worden, in der die Bienen zuweilen mit den kundigſten Bienenvätern ſtehen, oder überhaupt durch den Magnetismus, der in ihrem Inſtinct und Kunſttrieb ſich ausſpricht. Zu Labruguiere in den Pyrenäen hält man für nothwendig, ein altes Kleid des Verſtorbenen unter den Bienenſtöcken zu begraben, auch die Bienen niemals zu verkaufen, ſondern nur zu verſchenken oder zu vertauſchen. Vergl. das Ausland von 1840 Nr. 43. Von jener Sympathie kam ein merkwürdiger Fall zu Nantes vor im Jahre 1777. Eine Dame, die ſich immer gern mit der Pflege der Bienen abgegeben, wurde krank. Da kamen ihre Bienen in großen Schwärmen aus den entfernten Stöcken herbei und flogen in ihr Haus und in ihr Zimmer. Scheitlin Thierſeelenkunde I. 272. — Hieher gehört auch ein komiſcher Zug. Jean Paul beſchreibt ſehr luſtig den Leichenzug eines Hofmarſchalls. Der Erbe hatte einem alten Aberglauben zufolge während des Zuges die Bienenſtöcke verrücken laſſen (weil man glaubt, ſie gedeihen dann unter dem neuen Herrn ſo gut wie unter dem verblichenen). Dadurch waren aber die Bienen in Unruhe und Aufruhr gerathen und überfielen den Leichenzug, der dadurch ſein ſteifes und feierliches Cere-

monell aufzugeben und zu einer lächerlichen Flucht gezwungen wurde. J. Pauls Werke Band 59. vorn.

Noch andere Volksmeinungen. Die Biene soll das Echo nicht vertragen können und in keiner Gegend sich ansiedeln, in der ein lautes Echo zu finden ist (Wagner Schauplatz ungereimter Meinungen).

Im Traum gesehen sollen die Bienen Feuer bedeuten, und wenn sie sich an ein Haus anhängen, den Brand desselben Hauses.

Dieß mögen alles Volksmeinungen seyn, die sich noch von alten heidnischen Zeiten her erhalten haben. Aber auch im christlichen Glauben behielten die Bienen noch etwas Heiliges. Man sagt, die Bienen können das Fluchen nicht vertragen. Von den Bienen kommt das Wachs, das so vielfach zum Gottesdienst, insbesondere zu den geweihten Kerzen gebraucht wird. Der Honig, den man bei der Taufe den Kindern zu kosten gibt, ist ein Sinnbild des Paradieses, das durch die Taufe verheißen wird. An vielen Orten wird am grünen Donnerstag Honig gegessen, wahrscheinlich im alten Sinn der Reinigung und als Vorbereitung auf Ostern. In den Legenden erscheinen die Bienen häufig als fromme dienstbare Wesen. Als der heilige Medomor Irland verließ, sollen ihm alle Bienen auf das Meer nachgefolgt seyn. Im Bergischen gibt es eine Immencapelle, wo einst die Bienen um eine weggeworfene Hostie eine künstliche Monstranz aus Wachs sollen geformt haben. An einem andern Ort sollen sie dasselbe in einem hohlen Baum gethan haben. Nach einer andern Legende wollte ein Bauer seinen Bienenstöcken dadurch, daß er eine Hostie hineinlegte, Segen bringen. Aber

wie ſtaunte er, als er am andern Morgen die Waben in einen kleinen Dom von Wachs verwandelt ſah, der ein Sanctuarium um die Hoſtie bildete (beſungen von Victor Strauß):

Kommen emſig alle Bienen,
Selbſt die Drohne will nicht raſten,
Mit den Füßchen dann ſie drehtig
Schlanke Säulenreihn von Wachſe,
Leichte Bogen, ſpitz ſich neigend,
Wölben dreben ſich zur Halle.

Ebenſo fand man in der Hand der einſam verſchiedenen S. Benizella einen kunſtreichen Wachskelch, den ihr die Bienen nach ihrem Tode in die Hand hinein gearbeitet hatten. So ſollen ſich im Grabe zweier heil. Jungfrauen zu Verona die Bienen in den jungfräulichen Leibern ihre Bienenſtöcke angelegt haben. Von der heil. Gobinate wird geſagt, ſie habe einſt durch ihr Gebet einen Bienenſtock in bewaffnete Krieger verwandelt, um die Feinde zu vertreiben. Vom heil. Ambroſius heißt es, wie von Plato, Bienen hätten ihn als Kind ernährt. Eben ſo vom heil. Iſidorus Hiſpalenſis und Dominicus. Deßgleichen hat der heilige Chryſoſtomus (Goldmund) wegen ſeiner Beredſamkeit einen Bienenkorb zum Attribut, und nicht minder Bernhard von Clairvaux, der überdieß wegen ſeiner entzückenden Red- doctor mellifluus hieß. Nur in der Geſchichte des heiligen Albericus haben die Bienen eine ſchlimme Bedeutung, ſofern er denſelben nackend ausgeſetzt und von ihnen zerſtochen wurde. Auch ſchon bei den alten Juden war es üblich, Ehebrecher nackt den Bienen vorzuwerfen (Bochart. hieroz. II. S. 510).

Auf einem ſchönen Gemälde von Tizian zeigt das Chriſtuskind der Madonna ſinnig eine Biene.

Originell iſt folgende wallachiſche Legende. Gott frug den Teufel um Rath, ob er nur eine Sonne machen ſolle, oder mehrere. Der Teufel rieth nur eine zu machen, denn er überlegte, wenn mehrere Sonnen am Himmel ſtänden, würde die Erde eben ſo heiß werden, daß man die Hölle unter ihr gar nicht mehr brauchen werde. Eine Biene ſaß auf ſeinem Kopf, ohne daß er ſie bemerkt hatte, und flog davon. Da ſah er ſie, und unwillig, von ihr belauſcht worden zu ſeyn, ſchlug er mit der Peitſche nach ihr und traf ſie ſo, daß ſie ſeitdem mitten durchſchnitten blieb und auch ein wenig ſchwarz wurde.

Poetiſche Bilder und Gleichniſſe vom Bienenvolk kommen ſehr oft vor. Der heilige Ambroſius verglich die Kirche mit einem Bienenkorb und ſich ſelbſt mit einer Biene, die dem Stocke ſtets treu bleibe, fleißig in ihm arbeite, den Honig (der Beredſamkeit) eintrage, den Rauch (der Schmeichelei und Hoffart) haſſe ꝛc.

Auch der Dominicaner Thomas von Cantimprat ſchrieb ein Buch, in welchem er alle Tugenden des Chriſten in der Biene vorgebildet ſah. Deßgleichen ſahe Pater Abraham a Sta Clara in dem Staat der Bienen, von denen man glaubt, daß ſie alle jungfräulich lebten, ein Sinnbild des Kloſterlebens (Judas IV. 14).

Fiſchart verglich im Zeitalter der Reformation die Kirche ebenfalls mit einem Bienenkorb, aber im ſchlimmen Sinn, daher nicht glücklich, denn das fromme Volk der Bienen eignet ſich zur Verſpottung nicht *). — Die Bezähmung

*) Unter dem Namen „die Fabel von den Bienen" ſchrieb Mandeville im Jahre 1729 ſogar ein Buch, das gegen das Chriſtenthum gerichtet war und in London vom Henker verbrannt wurde.

der wilden und kriegeriſchen Völker durch die Kirche (Weihrauch, Kirchenmuſik ꝛc.) hat man auch mit der Art und Weiſe verglichen, wie man die aufgeregten Bienen durch Rauch und Erzklang oder Trommeln bezähmt.

Sehr glücklich vergleicht der Koran das menſchliche Leben mit dem Leben der Biene. Der Menſch ſoll, wie die Biene, von allem genieſſen, aber aus allem nur das Gute ziehen und nach einem fleißigen und harmoniſchen Leben auf den von Gott gewieſenen Wegen wieder heimkehren (16te Sure des Koran).

Ein altes Loblied auf das friedliche Gemeindeleben der Bienen findet ſich in des Knaben Wunderhorn III. 60, nur von der beſchreibenden Art, die ſpäter Brockes in ſeinem irdiſchen Vergnügen in Gott noch mehr in die Breite gezogen hat.

Sinnreich iſt eine Fabel von Pfeffel, welche die franzöſiſche Revolution unter dem Bild einer Revolution im Bienenkorbe auffaßt. Die frommen und fleißigen Bienen werden plötzlich rebelliſch, hören auf zu ſammeln und zu arbeiten, bekämpfen und tödten einander und müſſen am Ende alle, weil ſie keinen Vorrath mehr haben, verhungern.

Ein Bienenkorb war oft auf Münzen und anderwärts das Sinnbild republicaniſcher Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft. Man brauchte dabei gern die Deviſe: mens omnibus una oder labor omnibus unus.

Moraliſche Gedanken ſind ebenfalls ſehr oft in Gleichniſſen von der Biene ausgedrückt worden. So ſagt St. Martin (im Geiſt und Weſen der Dinge), indem er die Biene mit dem Schmetterling vergleicht: jene iſt die lebendige Liebe, die alles in ſich hat, dieſer iſt die todte Schönheit, die alles nur auf ſich hat. — Sie bilden einen Gegen-

ſatz unter den Inſecten, wie die Lilien und Tulpen unter den Blumen, oder wie die Nachtigall und der Papagai unter den Vögeln.

Jean Paul ſagt einmal: die Biene braucht ihr Wachs nicht wie der Menſch, der es ihr raubt, zu Mäſken und Kerzen, ſondern nur zu Zellen für den Honig. So ſoll auch der Dichter nicht täuſchen noch enttäuſchen, ſondern nur das Leben verſüßen.

Ziemlich gemein iſt der Gebrauch der Biene als eines Sinnbildes für den Fleiß, das fleißige Sammeln, die Gelehrſamkeit, gelehrte Geſellſchaften, Zeitſchriften ꝛc. Edler iſt die Vergleichung, wenn man hervorhebt, daß die Biene zwar alles prüft, aber nur das Gute behält, und ſogar aus dem Bittern Süßes zieht, und ſogar aus giftigen Blumen geſunden und heilkräftigen Honig. Nicht minder ſchön iſt die Wendung, daß die Biene den Honig nicht für ſich allein, ſondern auch für andre ſammle, daß ihr Fleiß uneigennützig iſt. Daher ein beliebtes Sinnbild die Biene mit der Deviſe: sic vos non vobis. (nach Virgil).

Auch die Räſtung und der kriegeriſche Muth der Biene iſt oft hervorgehoben worden, theils in erotiſchen Bildern, theils zur Bezeichnung des poetiſchen Witzes und der Rache, welche Dichter üben. „Die Biene, welche ſticht, die kann auch Honig geben" oder umgekehrt, „nimm dich in Acht, auch dieſes ſüße fromme Geſchöpf hat einen gefährlichen Stachel."

Dieß führt uns zu der erotiſchen Bedeutung der Biene. Die Liebe iſt ſüß, aber auch gefährlich. Deßhalb ſind ihre beliebteſten Sinnbilder von jeher theils die ſchöne Roſe mit

ihrem Dorn, theils die ſüße Biene mit ihrem Stachel geweſen. Die Biene aber eignete ſich um ſo mehr zu einem Symbol der Liebe, als ſie, wie wir oben ſchon ſahen, in der genaueſten Beziehung zur großen Naturmutter ſtand und zu Hochzeiten und Geburten. Das frühere, ſtrengere, hierarchiſche Heidenthum ſcheint mehr die tiefſinnigen und unſchuldigen, das ſpätere poetiſche und frivole Heidenthum mehr die witzigen und laſciven Nebenbegriffe hervorgehoben zu haben.

Schon bei den Indern iſt die Biene ein Attribut des Liebesgottes Kama. Er ſetzt ſeinen Fuß auf eine Biene. Die Sehne ſeines Bogens iſt eine Reihe von Bienen, wodurch ausgedrückt werden ſoll, daß, wenn ſeine Pfeile Schmerzen verurſachen, es nur ſüße Schmerzen ſind. — In ähnlicher Weiſe kommt die Biene auch mit dem griechiſchen Eros in Verbindung. Eros taucht ſeinen Pfeil in Honig. Eros wird von einer Biene geſtochen und klagt ſeiner Mutter. Eros ſtürzt einen Bienenkorb um (antike Paſte bei Winckelmann IX. 416). Davon war ſchon oben in unſerer Erörterung aller Mythen und Symbole des Eros die Rede. Die derben nugae venales (S. 37.) vergleichen den Amor ſelbſt mit einer Biene, quia in ore mel, in cauda aculeum habet. Pater Abraham a Sta Clara drückt dieß aus: vorn ſüß, hinten Spieß (Judas der Erzſchelm II. S. 69).

Vorzugsweiſe wurde die Emſigkeit, mit welcher Bienen von den Blumen Honig ſammeln, mit dem Bemühen der Liebenden um zärtliche Küſſe verglichen. Darauf gründete man ſogar eine ganz neue Mythologie der Bienen. Vor allen andern Dichtern aber hat in dieſer Beziehung unſer Logau die lieblichſte Mythe vom Urſprung der Bienen gedichtet:

Junglern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?

Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt' und auch betrübte?

Wann im Schatten kühler Myrthen,
Sie ſich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Pükeln,
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des andern Kette,
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,
Hielten ohne ſich ſich nimmer,
Saßen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüßen küßten.

Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus voller Zorn und Wüthen,
Hat gar ſ. werlich dieß erlitten.

Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Gieng sie, ließ zusammen rassen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch daneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.

Sag ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünsch ich euch, für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

In einem andern kleinen Gedicht sagt Logau:

Phyllis schlief; ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig oder was es war,
Koriden, dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du, fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan.

Logau's schöne Mythe ist in dem Aemsen-Immenkrieg von Bereslas (Berlin 1841) nachgeahmt:

Venus, von glücklicher Liebe beseelt zu dem holden Adonis,
Sprach: „Der seligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!"
Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie

der Liebe

Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne.
Immer nur ſuchend das Eine, des Lebens liebliches Labſal,
Wo es aus himmliſcher Höh' in Blumenherzen ſich ſenkte, —
Selig im Suchen und Finden, und ſelig im Wiedergeben.
Cypria lächelte ſüß, voll Freud' an dem ſinnigen Werke.
Aber das Schickſal lauerte ſchon heimtückiſch, und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche ſank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchſchweifte die trauernde Göttin
Hain und Gebirg, — das bang nachrief die weinende Stimme, —
Bis ſich ihr Herz der Thränen geſättigt. Da rief ſie mit Wehmuth
Ihre kleinen Trabanten: die Roſe der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel.
Seyd denn, wie meine Liebe, Bereiter der Luſt und der Schmerzen.
Allen nun legte den Stachel ſie an. So wurde der Immen
Göttlicher Urſprung, ſüßes Gewerb und tödtliche Waffe.

In Verbindung mit den Küſſen erſcheinen die Bienen auch ſchon in der griechiſchen Anthologie (von Herder überſetzt):

Blumenkoſtende Biene, warum verläſſeſt du deine
Süßen Blumen und ſtörſt ſumſend den liebenden Kuß?
Oder willſt du mir ſagen: o Freund, die Biene der Liebe,
Auch im ſüßeſten Kuß, drücket den Stachel ins Herz.
Ja, das willſt du mir ſagen: geh' hin zu deinem Geſchäfte,
Gute Biene, das ſprach lang die Liebe mir ſelbſt.

Ein zärtliches Bienenliedchen ſteht auch in des Knaben Wunderhorn II. S. 60.

Wie die grünen Bienlein ſchweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hundert tauſend Küſſe geben
All den Kräutlein mancher Art.

So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde,
Speis' und Wein,
Küß und Freude,
Mehrt die Pein,
Die ich leide,
Ohne dich, mein Leben!
Durch Umfangen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen,
Bin ich wund,
Kannſt du mir Geſundheit geben.

Ein ſehr zärtliches ſicilianiſches Bienenlied von Meli (dem Honigreichen) hat Herder in die Stimmen der Völker aufgenommen:

Sage, ſag o kleine Biene,
Wohin eilſt du ſchon ſo frühe?
Noch auf ſeinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wieſen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd;
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht ſchade.

Sieh die Blümchen alle ſchlummern
Noch in ihren grünen Knoſpen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du ſchlägſt ſo raſch die Flügel!
Eilſt emſig deines Weges!
Sage, ſage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's? wohin ſo frühe?

Suchſt du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findeſt.

Kennſt du nicht meine Aire?
Aire mit den ſchönen Augen,
Ihre Lippen hauchen ſüße
Süßigkeiten unerſchöpflich.

Auf der ſchöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten
Da iſt Honig! Auserleſ'ner!
Da, o Bienchen, ſauge, ſauge!

Auch die Bienenſtiche haben den Dichtern Anlaß zu zahlreichen, mehr oder weniger geiſtreichen Scherzen gegeben. Ein Mädchen wird geſtochen und weint bitterlich, als ihr aber der Dichter ſagt, die Biene ſey unſchuldig, denn ſie habe nur ihren Mund mit der ſchönſten Roſe verwechſelt, da lächelt ſie wieder. Zuweilen droht die Biene nur:

Süße, warme Frühlingsluft,
Wenn bequem mit offner Bruſt
Lehnt im Fenſter meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbeſorgt, daß man ſie ſähe,
Weil ſich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenſter drängen,
Welche ſchwer voll Blüthen hängen.
Ich geſchmiegt an ihre Seite
Zieh', indem ich mit ihr ſtreite,
Ob ihr Buſen weißer ſey,
Einen Blüthenzweig herbei.
Aber ehe wir's verglichen,
Iſt ſie ſchnell zurückgewichen,

Weil ein kleines Bienchen sie
In den Blüthenschnee versteckt,
Plötzlich summend hat erschreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Auf ich aus und schüttl' ihn weg,
Und ein Kuß versöhnt den Schreck,
Und wir ruhen Brust an Brust,
Süße warme Frühlingslust!

In einem kleinen Gedicht von Haug ist der erotische Gedanke wieder anders verfaßt.

Ich wallte jüngst, o Cölestine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüstern eine Biene
Dich in die Lippe stach.
Da küßt ich von dem Rosenmunde
Die Süße, wie den Schmerz;
Der Honig blieb auf meinem Munde,
Der Stachel ging ins Herz.

Bei Julius Mosen erscheint der Bienenstich als Rache:

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Hab mir es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir alles Scherz!

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
Co zornig, wild und frei.

Sie hat ſich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Bruſt geſtochen
Die ſchöne Quälerin.

Auch noch in vielen andern Beziehungen werden die Bienen von den Dichtern ſinnbildlich gebraucht. Die Biene, die mit trocknen Flügeln mitten im Honig lebt, iſt ein Bild der Keuſchheit. Ein vollblühender, von unzähligen Bienen durchſchwärmter Lindenbaum iſt ein Sinnbild der üppigſten weiblichen Lebensfülle. Geſchäftige Bienen, die von Blume zu Blume fliegen, ſind oft als Sinnbilder für Liebesboten, beſonders der zutragenden Ammen gebraucht worden. — Bienen haben das Wachs zuſammengetragen zu der Kerze, bei deren Schimmer der Dichter mitten in rauher Winternacht ſich von Blumen umringt ſieht.

Mit vieler Liebe hat Spee vor zweihundert Jahren das Bienenleben beſchrieben. Doch kann ich hier nicht die ganze Beſchreibung aus ſeinem weitläufigen und hin und wieder ſehr zur Proſa herabſinkenden Gedicht mittheilen. Nur eine ſchöne Stelle:

Auf! auf! ihr kleinen Bienen, der Winter iſt vorbei;
ſchon gaſſen jetzt und gienen die Blümlein allerlei.
Auf! auf, die Blümlein gaſſen, zu Felde zieht noch heut.
Auf! auf! mit Wehr und Waffen ſchickt euch zur Blumenleut.

Ei da, ſie ſchon erkrommen, zu Feld ſich ſtellen ein,
ſtark rühren ſie die Trommen, die gelben Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen erforſchen ihren Raub,
der draußen liegt verborgen in weichem Blumenlaub.

Vom Raub ſie nur ſich nähren, nur leben ſie der Leut,
Doch niemand ſie beſchweren, verſchonen Land und Leut.

Sie zielen ſcharf mit Augen zum reichſten Blümlein zart,
von ihnen Schätz ſie ſaugen, in Blättlein eingeſcharrt.

Das Neſt ſie gleich erheben, das beſte Blumenblut,
und bleiben doch daneben die Blümlein wohlgemuth.
Gar ſtark und immer zahlen die Blümlein ihren Zoll,
und bleiben allemalen jedoch noch eben voll.

Obſchon die Schätz erheben, obſchon geplündert aus,
doch ſchweben ſie nach eben, verbleiben eben kraus.
Ihr Zähnlein wohl gewetzet die Bienlein ſchlagen an
doch allweg unverletzet die Blümlein laſſen ſtahn.

Kein Blättlein ſie zerbeißen, kein Härlein kränken's mit,
kein Aederlein zerſpleißen, als wie man's täglich ſieht.
O wohl, wie friedlich's Rauben! wie ſüßer Blumenkrieg!
Im Honig, muß ich glauben, verwandt ſich aller Sieg.

Im lauter Wachs und Honig verwandt ſich alle Beut
ſo mancher Fürſt und König genießt mit Herzensfreud.
Was ſie von Blumen ſchaben, was da ſie frätzlen aus,
wird gleich zur Honigwaben, wenn's ihnen kömmt nach Haus.

Drum zeitlich dann ſie rühren die ſchwanken Federlein,
den ſüßen Raub entführen, und heimwärts kehren ein.
Mit Flüglein dünn gezogen von güldnem Pergamen
ſie oftmals, ungelogen, zwo kleine Meilen gehn.

Dann wohl dann hat gezehret das Völklein Honig ſüß,
es mit dem Neſt beſchweret die beiden Hinterfüß.
In Luft ſie muthig treten, mit Brummen und Geſaus,
Bei Trommel und Trompeten ſie fahren reich nach Haus.

Oft fürchten ſ'unterwegen, daß mit von ihrem Zweck,
wann Wind ſich gunnt zu regen, er ſie möcht blaſen weg.
Sich drum dann baß beladen mit kleinem Steinelein;
ſo ſchweben ſ'ohne Schaden, weil dann ſie ſchwerer ſeyn.

Eine ähnliche ältere deutsche Beschreibung des Bienenlebens findet sich in des Knaben Wunderhorn (III. S. 6.)

In den lieblichsten poetischen Bildern kommen die Bienen bei den Indern vor. In einem Gedicht des Magha werden sie die Thränen der Lotosblume genannt, aus deren Kelch sie des Morgens, wie Thränen aus dem Auge, hervorquellen. Die Sonne, sagt der Dichter, befreit sie aus dem süßen Kerker, der sie verschlossen hielt. (Siehe hinten am Schluß der Gesänge des Bhatti-Kavya von Schütz). Auch deutsche Dichter haben das Bild der im Blumenkelch gefangenen Biene öfter gebraucht. Am artigsten ist wohl das Bild der in einer Blume gestorbenen Biene von Nicolaus Becker:

Eine Biene fand ich liegen
In der Blume süßem Schoß.
Sucht nicht Honig, lebenlos
Kann sie nicht von dannen fliegen.
Rings die Blätter zugeschlagen,
Daß sie ganz darin sich barg,
Lag sie in dem Blüthensarg,
Den die Winde schaukelnd tragen ꝛc.

Uebrigens gibt es wirklich eine Biene, apis campanularis, deren Männchen fast beständig im Kelch einer Glockenblume (campanula) wie berauscht liegt und dieselbe nicht verläßt. Nach Kirby.

In dem indischen Gedicht Gita Govinda werden die Augenbrauen einer zornigen Schönen mit einem schwarzen Bienenschwarm verglichen, der sich um eine eben erschlossene Lotosblume drängt.

Sehr oft kommt in indischen Gedichten das Bild von Bienen vor, die schaarenweise die Schläfe eines Elephanten umschwärmen, denn zur Brunstzeit schwitzt der Elephant an

den Schläfen einen ſüßen Saft aus, der die Bienen herbeilockt.

In Kalidaſa's Jahreszeiten kommt eine Biene vor, die ſich in ein Pfauenrad verirrt, weil ſie die prächtigen Farben des Pfaues für Blumen hält. Höfers indiſche Gedichte. I. 82. Dasſelbe Bild wiederholt ſich in dem von P. v. Bohlen herausgegebenen Gedichte Rituſanhara. S. 84. Hier ſehen die Bienen den Pfauenſchweif für eine Lotosblume an. In einem Liede des indiſchen Dichters Djajadever (in William Jones aſiatiſchen Abhandlungen, deutſche Ausgabe I. S. 363.) werden ſchwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Tatze des Löwen verglichen. Dieß weiſt wieder auf den oben ſchon beſprochenen Zuſammenhang des Bienen- und Löwenſymbols hin. Das Lied, von dem hier die Rede iſt, preiſt den Gott Wiſchnu und dieſer iſt zugleich die Biene und der Löwe.

In Martials Epigrammen wird eine im Bernſtein gefundene Biene erwähnt, wie in ihrem eigenen Honig begraben und unſterblich durch ihr eigenes Werk.

Auch bei Shakſpeare findet ſich ein ſehr artiges Bild. Im Sommernachtstraum befiehlt Titania den Elfen, der Biene ihre wachsbeladenen Beine auszureißen und als Fackeln am Licht des Glühwurms anzuzünden.

Das Verhältniß der Bienen als Ammen iſt in einem franzöſiſchen Feenmährchen carikirt. Der Prinz Biribinker wird daſelbſt von koloſſalen Bienen als Ammen bedient, und er wird von ihrer Koſt ſo durchſüßt, daß er nichts mehr von ſich gibt als Honig und Pomeranzenblüthwaſſer.

Napoleon nahm die Bienen unter die Embleme ſeines Kaiſerreichs auf und ſetzte ſie namentlich ſtatt der alten

Lilien auf Mäntel und Teppiche. Ihm bedeuteten ſie das Einſammeln. Eine ähnliche Bedeutung haben ſie im Wappen der habgierigen Barberini. Papſt Urban VIII., der aus dieſem Hauſe ſtammte, nahm, als er die Kirche della sapienza in Rom baute, die Bienenform zum Grundriß. (Winckelmanns Werke, Donaueſchingen IX. S. 196).

Das neue Sternbild der Bienen iſt nur willkürlich gewählt und hat keine mythiſche Bedeutung.

IV.

Die Mythen des Regenbogens.

In der Hoffnung, daß es den Freunden der Poeſie angenehm ſeyn wird, die erhabenen, lieblichen oder wenigſtens ſonderbaren Vorſtellungen kennen zu lernen, welche die verſchiedenſten Völker mit einer der ſchönſten Naturerſcheinungen verbunden haben, will ich ſie hier, ſo weit ich ſie zu ſammeln im Stande war, an einander reihen.

Eine der älteſten ohne Zweifel und einfachſten Vorſtellungen iſt die indiſche. Man glaubt in Hinduſtan ſeit uralten Zeiten, der Regenbogen ſey der Bogen des Donnergottes Indra, von welchem derſelbe die Pfeile des Blitzes abſchieße und den er nachher, wenn ſein Zorn nachgelaſſen, in Ruhe ſtelle.

Auch die alte chineſiſche Vorſtellung hat eine gewiſſe Einfachheit. Ihr zufolge nämlich iſt der Regenbogen die Stütze des Himmelsgewölbes. Der böſe Geiſt Kon-kong ſtieß, wie die Mythe ſagt, eine Säule des Himmels um, aber Nin-hoa, die Gattin des guten Gottes Fohi, ſchuf den Regenbogen, um den ſinkenden Himmel wieder zu ſtützen. Die Mythe bringt den Regenbogen auch ſchon mit der Mutter des Fohi in Verbindung. Dieſe nämlich, die göttliche Hoa-ſü, ruhte in ſanftem Schlummer, als ein Regenbogen ihr leiſe nahe ſchwebte, ſie von allen Seiten umgab

und auf magiſche Weiſe in dieſer zarten Umarmung mit ihr den Fohi zeugte.

In der weitverbreiteten Glaubenslehre des Buddha finden wir den Regenbogen aufs großartigſte angewandt auf die ganze Schöpfung. Nach dieſer Lehre iſt die Welt in viele über einanderliegende Regionen eingetheilt, jede in einer Farbe des Regenbogens. Die Welt ſelbſt iſt nur ein großer Regenbogen. Dieſelbe Vorſtellung kehrt im weſtlichen Aſien wieder. Die ſiebenfachen Mauern von Ecbatana trugen die ſieben Farben des Regenbogens und waren ein Sinnbild des Himmels und der Regionen, in welche ſich derſelbe nach den ſieben Planeten abtheilt. Die Beziehung der Farben auf die Planeten kehrte auch ſpäter im Mittelalter wieder und noch in dieſem Jahrhundert hat der tiefſinnige Oken in ſeiner Naturphiloſophie jeden Planeten aus einem der farbigen Ringe entſtehen laſſen, die gleich einem Regenbogen die junge Sonne am Schöpfungsmorgen umgaben.

Auch im alten Peru gab es einen bunt mit allen Farben bemalten Tempel, der aber nicht den Planeten, ſondern ausſchließlich dem Regenbogen (Cuychu) geweiht war. Die Peruaner bezeugten dem Regenbogen ſo große Ehrfurcht, daß ſie, ſo oft ſie einen am Himmel ſahen, verſtummten und die Hand auf den Mund legten.

Eine anmuthige Einbildung herrſcht bei den Bewohnern der Marianen-Inſeln. Sie glauben nämlich, der Regenbogen ſey aus den Augenbrauen des Urweſens Puntan entſtanden, als dasſelbe ſterbend ſeinen Leib habe zertrennen laſſen, um aus allen Gliedern desſelben die verſchiedenen Theile der Welt zu bilden. Vergl. Otto von Kotzebue's erſte Reiſe II. S. 131. Noch ſpielender aber ſehr lieblich iſt der Glaube der Karaiben, daß der Regenbogen das Diadem des Meer-

gottes ſey, zuſammengeſetzt aus buntfarbigen Fiſchen und feurig glänzenden Colibris. Auch die Kamtſchadalen glauben, der Regenbogen ſey Schmuck eines Gottes, nämlich der bunte Franzenbeſatz am Gewande des Bullikai.

Bei den Hauptvölkern des Nordens kehrt die indiſche Vorſtellung wieder. Wie nämlich die Inder den Regenbogen vorzugsweiſe in Verbindung mit Regen und Gewitter dachten, nach deren Beendigung er am häufigſten zu erſcheinen pflegt, ſo auch die ſogenannten finniſchen und keltiſchen Völker des Nordens, mit Ausnahme der Germanen und Skandinavier. Die alten Eſthen ſahen im Regenbogen die Sichel des Donnergottes, mit der er die böſen Dämonen verfolge. Vergleiche Grimms deutſche Mythologie, Anhang vom Aberglauben, N. 65. Die Lappländer aber bewahrten ſogar buchſtäblich die indiſche Vorſtellung und ſahen im Regenbogen den Bogen des Donnergottes Thoran, von dem er Blitzespfeile gegen die böſen Geiſter ſchieße. Vergl. Scheffer Lappland, S. 107. Und auch die alten Britten dachten ſich den Regenbogen in einer verwandten Beziehung. Als ihre Vorfahren einſt von böſen Zauberern auf unerträgliche Weiſe mit Ungewitter, Sturm und Regen gepeinigt wurden, zog die Göttin Arianrhod einen Regenbogen um ihre Halle und wehrte dadurch allem Unheil ab. Vergl. Mone's nordiſches Heidenthum II. S. 532. Bei Oſſian iſt der Regenbogen immer ein Bild ſanfter Freude und Weiblichkeit und wird immer der blumige genannt. Das iſt wohl nicht ächt alterthümlich. Doch findet ſich neben dem Aberglauben der Eſthen, nach welchem der Regenbogen die Sichel des Donnergottes iſt, noch eine alte eſthniſche Dichtung (das höchſt merkwürdige Gedicht Kalevala, von dem die Geſellſchaft für eſthniſche Alterthümer in Dorpat unlängſt in ihren gedruckten Verhandlungen Kunde gegeben),

worin es heißt, die reizende Tochter der Göttin Lonhi ſitze auf dem Regenbogen und webe ein goldenes Gewebe (die Sonnenſtrahlen?). Die alten Lithauer ſahen im Regenbogen den bunten Gürtel der Göttin Laima.

Von den Vorſtellungen der ſlaviſchen Völker iſt mir nicht viel bekannt worden. Nach Vuk herrſcht bei den Serben ein ſonderbarer Aberglaube, daß nämlich alles, was durch den Regenbogen gehe, ſein Geſchlecht verwandle. Die moſaiſche Vorſtellung vom Regenbogen als einem Unterpfande der göttlichen Gnade findet ſich ſchon in der altheidniſchen Mythologie der Lithauer: der Gott Pramzimas zerſtörte die verderbte Welt durch eine Sündfluth. Nur ein ſehr bejahrtes Menſchenpaar blieb übrig und war ſehr traurig, da es ſich keiner Nachkommenſchaft mehr zu erfreuen hatte. Da erſchien ihnen Linrmine, der Regenbogen, tröſtete ſie und rieth ihnen, über die Gebeine der Erde (Steine) zu ſpringen. Das thaten ſie und ſiehe, es entſtanden neun junge Menſchenpaare. Nach Narbutta in Hanuſch erſt in dieſen Tagen erſchienenem Slaviſchen Mythus S. 235.

Bei den Völkern germaniſchen Stammes herrſchte vorzugsweiſe die Anſicht, daß der Regenbogen eine Brücke zwiſchen Himmel und Erde ſey. Nach der Edda hieß dieſe Brücke Biſröſt, das iſt der bebende oder zitternde Weg. Nur die Götter (Aſen) ritten auf derſelben auf und ab. Damit die böſen Rieſen dieſe Straße der Götter nicht beträten, wurde der Aſe Heimdall an den Fuß derſelben als Wächter geſetzt. Wenn auch zitternd und nur von leichter Luft gebaut, ſollte dieſe Brücke doch bis zum Weltende dauern. Dann erſt, glaubte man, werde Surtur, der gewaltige Feuergott, mit ſeinem Heer aus dem Süden kommen und unter ſeinen Flammen den Regenbogen einſtürzen. — Die alte Heiligkeit des Regen-

begens erhellt aus dem deutſchen Aberglauben, man ſolle niemals mit dem Finger gegen ihn deuten. Vergl. Grimm deutſche Mythologie, Anhang vom Aberglauben N. 422.

Sehr gemein iſt in Deutſchland der alte ſchöne Kinderglaube, daß man unter dem Regenbogen kleine goldene Schüſſelchen finde, aber nur unſchuldige Kinder könnten ſie finden und ſie brächten großes Glück. Veranlaſſung zu dieſem Glauben gaben wahrſcheinlich die hohlen altkeltiſchen Geldmünzen, die zuweilen vom Regen aus der Erde ausgewaſchen wurden. Damit hängt vielleicht auch der Glaube der Traumbücher zuſammen. Wenn man nämlich träumt, man ſehe einen Regenbogen gegen Morgen, ſo ſoll man ein Geſchenk erhalten; wenn im Abend, ſo bedeutet es, daß man eines geben werde. Dagegen heißt es ſchon im Freydank: auf den Regenbogen bauen, = ſich täuſchen.

In den drei Hauptfarben der Brücke Bifröſt ſahen die nordiſchen Commentatoren der Edda das Vorbild der drei Stände (Vergl. das eddiſche Rigsmal), im Gelb den Stand der Edlen oder Jarle, im Roth den Stand der Freien oder Karle, im Blau den Stand der Sklaven oder Thralle, und ſie bemühten ſich, darin ſogar einen urſprünglichen Unterſchied der Stämme zu erkennen. Schwarzhaarige Finnen ſeyen von rothhaarigen, und dieſe zuletzt von noch edlern blondhaarigen Germanen überwunden und in eine niedere Stellung hinabgedrückt worden. Lee (rectitudines etc. der Angelſachſen. Halle 1842. S. 153) nimmt dagegen an, die Stufenleiter der Stände ſey bedingt durch die Zunahme des Lichts in den Farben. Das Blau bedeute die Sklaven, weil es die dunkelſte, das Gelb die Edlen, weil es die hellſte Farbe ſey.

Dem heitern Geiſt der Griechen angemeſſen verband das claſſiſche Alterthum mit dem Regenbogen eine ungemein liebliche und poetiſche Vorſtellung. Es perſonificirte denſelben, wie Alles in der Natur, und zwar unter dem Namen der Iris, in der Geſtalt einer reizenden Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln, auf denen alle Regenbogenfarben glänzten, zuweilen auch (nach Plutarch) mit kleinen Flügeln an den Ferſen, ja ſogar einmal (an einer kleinen Bronze) mit Flügelchen in den Kniekehlen, wodurch man ſinnig die Schnelligkeit und das plötzliche Hervortreten des von allen Seiten fertigen Regenbogens andeuten wollte. Im homeriſchen Hymnus an Apollo 114 und in den Vögeln des Ariſtophanes 575 ſchwebt ſie heran „einer ſchüchternen Taube vergleichbar", wodurch das ſanfte Hervortreten des Regenbogens ſehr ſchön ausgedrückt wird. Johann Heinrich Voß hat ſich im erſten Theil ſeiner mythologiſchen Briefe viele Mühe gegeben, zu beweiſen, daß ſowohl die Iris, als auch alle andern geflügelten Gottheiten der Alten zu Homers Zeit noch keine Flügel, ſondern nur goldne Schwungſohlen gehabt hätten. Die Dichter hätten wohl von einer geflügelten Iris geſprochen, um ſinnbildlich ihre Schnelligkeit anzudeuten, aber erſt ſpäter hätten die bildenden Künſtler dieß wörtlich genommen und der Iris, dem Eros ꝛc. wirkliche Flügel gegeben. Das macht ihnen nun Voß ſehr zum Vorwurf und nennt es eine Herabwürdigung der reinmenſchlichen Göttergeſtalt zur Thierheit. Gewiß eine irrige Anſicht. Das kann man von indiſcher und ägyptiſcher Bildnerei ſagen, aber nie von der griechiſchen, die im Gebrauch des Thieriſchen ſtets Maaß hielt und in Verbindung thieriſcher Theile mit der menſchlichen Geſtalt ſtets den edelſten Geſchmack bewährte, wie unter andern gerade die liebliche Iris beweiſt. — Auch gab

man ihr einen Heroldſtab in die Hand, als einer glückverkündenden Götterbotin. Man dichtete, ſie ſey eine Tochter des Thaumäs. Dieſer ſelbſt war ein Sohn des Oceans und der Erde, der wundereiche Hervorbringer plötzlicher Lufterſcheinungen, daher nicht nur Vater des Regenbogens, ſondern auch der Orcane (die man ſich unter dem Bilde der Harpyen dachte). Als die Mutter der Iris aber ſah man die Electra an, d. h. die Klarheit und den durchſichtigen Glanz des Waſſers (in den Regentropfen). Electra war eine Tochter des Oceans und der Thetis, welche letztere eine Perſonification der ſanften und wohlthätigen Eigenſchaften des Meeres war. In dieſer ganzen Genealogie iſt die Naturerſcheinung aus ihren nächſten ſcheinbaren Urſachen hergeleitet. Beſonders wichtig war aber das Verhältniß der Iris zur Göttermutter Here oder Juno. Dieſe war die Luft, und die Iris wurde als ihre Botin und Dienerin gedacht. Nach der ſchönen Dichtung des Kallimachus legte Iris niemals ihren Gürtel und ihre Sandalen ab und ſchlief nie in eignem Bette, ſondern ruhte wachend am Throne ihrer Gebieterin. Theokrit (XVII. 134.) malt ſie, wie ſie dem Zeus und der Here als dienende Magd das eheliche Lager bereitet. Denkt man ſich die Wolken als das Bett des Donnergottes und der Luftgöttin, ſo bezieht ſich auf dieſen geheimen Kammerdienſt auch die Stelle in Ovids Metamorphoſen (I. 270), wo Iris das Amt verſieht, aus dem Meere den Wolken Nahrung zu ſchöpfen.

Wenn bei den Alten auch eine Ἶρις ἐρωτική (Iris amatoria) vorkommt, die mit dem Zephyr ſich vermählt und demſelben den Eros geboren haben ſoll, ſo hat dieß ſchon Euſtathius (Il. V. 99.) als eine poetiſche Licenz erklärt, vermöge welcher die Iris ihrer Schönheit wegen mit der Venus identificirt

werden ſey. Es war gewiſſermaßen pars pro toto, ſofern der Regenbogen nur ein flüchtiges Phänomen in der Atmoſphäre iſt, welche ſelbſt als Göttermutter gedacht wurde. Wie aber in den Begriff der Göttermutter ſich viele Weſen theilen und außer der Here namentlich auch Venus, iſt bekannt. Als Gattin des Zephyr aber und als Schweſter der Harpyen wurde Iris gedacht, weil man glaubte, der Regenbogen kündige Wind an, oder noch wahrſcheinlicher, weil Regenbogen und Wind beide in der Luft raſch entſtehen und wieder verſchwinden.

Als Botin der Here oder auch des Zeus kommt Iris ſehr oft in den Dichtungen des claſſiſchen Alterthums vor und zwar in den maleriſcheſten Situationen, ſo daß es der Mühe werth wäre, ſie in einer Art von Galerie zuſammenzuſtellen. Ich will hier nicht alle unbedeutenden Fälle aufzählen, in welchen die Iris vorkommt, wohl aber die charakteriſtiſchen und reizenden hervorheben. Ich übergehe alſo, wie oft ſie von Zeus ſowohl als von Here zu den Heeren vor Troja hinabgeſendet wird, um Botſchaften auszurichten. Intereſſanter und thatkräftiger erſcheint ſie, als der wilde Diomedes die Liebesgöttin verwundet und für die Theilnahme an einem Kampfe ſtraft, in den die Zarte ſich nicht hätte wagen ſollen. Wie Homer ſingt (Ilias V. 334 ff. nach Voß):

Als er nunmehr ſie erreicht, durch Schlachtgetümmel verfolgend;
Jetzo, die Lanze geſtreckt, der Sohn des erhabenen Tydeus,
Traf er mit ehrner Spitze daher ſich ſchwingend die Hand ihr,
Zart und weich; und ſofort in die Haut einſtürmte die Lanze
Durch die ambroſiſche Hülle, gewebt von den Chariten ſelber,
Nah am Gelenk in der Fläche: da rann unſterbliches Blut ihr.
Jetzo erhub die Stimme der Rufer im Streit Diomedes:

Weiche zurück, Jovs Tochter, aus Männerkampf und Entscheidung!
Nicht genug, daß du Weiber von schwachem Sinne verleitest,
Wo du hinfort in den Krieg dich einmengst; wahrlich ich meine,
Schaudern sollst du vor Krieg, wenn du fern nur nennen ihn hörest!

Jener sprach's; und verwirrt enteilte sie, Qualen erduldend.
Iris nahm und entrang sie windschnell aus dem Getümmel,
Ach vom Schmerze betäubt, und die schöne Hand so gerötbet!
Jene fand sie zur Linken der Schlacht den tobenden Ares
Sitzend, in Nacht die Lanze gehüllt, und die hurtigen Rosse.
Und auf die Knie hinfallend vor ihrem theuersten Bruder,
Bat sie und flehete sehr um die goldgeschirreten Rosse:

Theuerster Bruder, schaffe mich weg, und gib mir die Rosse,
Daß zum Olympos ich komm', allwo die Unsterblichen wohnen.
Heftig schmerzt mich die Wunde; mich traf ein sterblicher Mann dort,
Tydeus Sohn, der anjetzt wohl Zeus den Vater bekämpfte.

Jene sprach's; und er gab die goldgeschirreten Rosse.
Und sie trat in den Sessel, das Herz voll großer Betrübniß.
Neben sie trat dann Iris, und faßt in den Händen die Zügel;
Treibend schwang sie die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse.
Bald erreichten sie dann die seligen Höhn des Olympos.
Allda hemmte die Rosse die windschnell eilende Iris,
Schirrte sie ab vom Wagen, und reicht' ambrosische Nahrung.
Aber mit Wehmuth sank in Dione's Schooß Aphrodite;
Mütterlich hielt nun jene die göttliche Tochter umarmet.

Thatkräftig erscheint die Iris auch, indem sie zu den Troerinnen auf die Insel Sicilien hinabsteigt und sie antreibt, die Schiffe des Aeneas zu verbrennen. Da sie aber hier ihre Gestalt ablegt und als ein altes Mütterchen erscheint, so hört ihre maleriſche Bedeutung auf (Virgils Aeneis V.

606. ff.) Aber höchſt reizend malt ſie derſelbe Dichter, wie ſie der ſterbenden Dido beiſteht. Von Aeneas verlaſſen hat ſich Dido einen Scheiterhaufen bereiten laſſen und erſticht ſich auf demſelben (IV. 688 ff. nach Voß):

Jene verſucht zu heben das ſtarrende Auge, doch kraftlos
Sinket es; tiefgebohrt giſcht unter der Bruſt ihr die Wunde.
Dreimal hebt ſie empor auf ſtützendem Arme ſich; dreimal
Rollt ſie aufs Lager zurück; und hoch mit irrenden Augen
Sucht ſie das Licht am Himmel, und ſeufzt des gefundenen Lichtes.

Doch die allmächtige Juno, der langen Qual ſich erbarmend,
Und wie ſchwer ſie verſchied, ſandt' Iris herab vom Olympus,
Daß ſie die ringende Seel' auflöst' und die Bande der Glieder.
Denn weil nicht durch Geſchick, noch ſchuldiges Todes ſie hinſtark,
Nein vor der Zeit, die Arme, da raſch ſie entflammte der Wahnſinn;
Hatte Proſerpina noch das goldene Haar von der Scheitel
Nicht ihr entwandt, und das Haupt dem ſtygiſchen Orkus verurtheilt.
Iris mit Safranſchwingen im thauigen Lauf durch den Himmel
Gegen die Sonn' hinziehend den tauſendfarbigen Bogen,
Flieget hinab, und das Haupt ihr umſchwebet ſie: dieſes geweihte
Trag' ich zum Dis auf Befehl, und dich entbind' ich des Leibes!
Sprach ſie, und ſchnitt mit der Rechten das Haar ab. Alle [illegible]
War verflogen die Wärm' und ſchwand in die Winde das Leben.

So hilft Iris auch dem vergifteten und auf dem Scheiterhaufen ſchmachtenden Hercules, der nicht leben und nicht ſterben kann. Sie kommt herab und ſchneidet ihm das Haar

ab, wodurch der Zauber gelöst wird und er ſtirbt (Vergl. Mythogr. Vatic. III. 9).

Eine ähnliche Hülfe leiſtet Iris bei Ovid (Metamorphoſen XIV. 830.) der Herſilia, einer der geraubten Sabinerinnen, die des Romulus Gemahlin wurde und als ſeine Wittwe ihn zärtlich beweinte. (Nach Voß):

Ihn beweint als verloren das Weib. Doch die verrichterin Juno
Heißt zur Herſilia ſchnell auf gekrümmetem Pfade die Iris
Niedergehn, und ſo der Verödeten bringen die Botſchaft:

Du vom latiſchen Volk, und zugleich vom Volk der Sabiner,
Ausgeſonderte Zierde der Frauen, du würdigſte Gattin
Solches erhabenen Mannes zuvor, und jetzt des Quirinus!
Hemme der Wehmuth Thränen; und wann du den Gatten zu ſchauen
Sehnſucht haſt, ſo folge zum Haine mir, der den Quirinus-Hügel umgrünt, und den Tempel des römiſchen Königs beſchattet.

Iris gebeucht; und zur Erd' im farbigen Bogen entgleitend,
Naht ſie, Herſilia, dir, und ſagt die befohlenen Worte.

Sie mit verſchämtem Geſicht, und kaum die Augen erhebend:
Göttin! (denn welche du ſeyſt, iſt mir zwar dunkel, doch deutlich,
Daß du der Göttinnen ſeyſt) o führe mich, ruft ſie, und zeige
Mir des Gemahls Anblick! Wenn ihn zu ſchauen nur einmal
Mir das Schickſal vergönnt; wie in himmliſcher Seligkeit ſchweb' ich!

Stracks nun wandelt ſie hin mit der thaumanteiſchen Jungfrau
Zum romuliſchen Hügel. Ein Stern dort, gleitend vom Aether,
Fällt auf die Erde herab: von deſſen Schimmer entbrennend
Schnell der Herſilia Haar mit dem Stern aufſteigt in die Lüfte.

Jetzo ſchließt ſie bekannt der Stifter Roms in die Arme,
Welcher, den vorigen Namen zugleich mit dem Leibe verändernd,
Ora ſie grüßt, die als Göttin nunmehr dem Quirinus geſellt iſt.

Eigenthümlich iſt auch die Erſcheinung der Iris als Retterin ihrer Schweſtern, der häßlichen Harpyen, die von den Boreaden verfolgt werden, bei Apollonius Rhodius (II. 288. ff.).

Die reizendſten Contraſte des Zarten im Regenbogen mit der Rauhigkeit der Elemente und dem Schauerlichen der Nacht treten in folgenden Dichtungen hervor. Nach Heſiod (Theog. 777.) mußte die Iris in die Unterwelt hinabſteigen, um das zum großen Schwur der Götter erforderliche Waſſer in goldenem Kruge aus dem Styx zu ſchöpfen. Der Dichter hat es aber unterlaſſen, dieſes Bild genauer auszumalen. Von unübertrefflicher Schönheit iſt dagegen Ovids Dichtung von der Iris, die von Juno geſendet, den Traumgott in ſeiner Höhle aufſucht, um einen die verlaſſene Halcyone beglückenden Traum von ihm zu erbitten (Metamorphoſen XI. 583. ff. nach Voß):

Nicht mehr duldet die Göttin das Flehn für einen Geſtorbnen;
Und um trauernde Hände von ihrem Altar zu entfernen:
Iris, ſagt ſie, du treuſte Verkünderin meines Befehles,
Eil' und beſuche den Hof des ſchlummerbringenden Schlafes,
Daß er Träum' in Geſtalt des abgeſchiedenen Ceyx
Zur Halcyone ſende, das wahre Geſchick zu erzählen.

Juno ſprach's; in Gewande von tauſend Farben verhüllt ſich
Iris, und zeichnend am Himmel den weitgewölbeten Bogen,
Eilet ſie, nach dem Gebot, zu des Königes Felſenbehauſung.

Nächſt den Kimmeriern iſt die lang eingehende Steinkluft
Tief in dem Berg, wo hauſet der unbetriebſame Schlafgott.

Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder ſich ſenkend,
Phöbus mit Strahlen den Ort. Ein mattumdüſternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelndes Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora herauf; auch ſtört durch Laute die Stille
Kein ſorgfältiger Hund, noch die aufmerkſamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregte Zweige,
Geben Geräuſch, noch Rede, von menſchlichen Zungen gewechſelt.
Stumm dort wohnet die Ruh. Doch hervor am Fuße des Felſens
Rinnt ein lethäiſcher Bach, durch den mit leiſem Gemurmel
Ueber die Kieſelchen rauſcht die ſanft einſchläfernde Welle.
Rings um die Pforte der Kluft ſind wuchernde Blumen des Mohnes,
Und unzählbare Kräuter, woraus ſich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die dumpfigen Lande beſprenget.
Keine knarrende Thür' auf umgedrehter Angel
Iſt in dem ganzen Haus, und keine Hut an der Schwelle.
Tief im Gemach iſt ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze
Dunkend von bräunlichem Flaum, und mit bräunlicher Hülle bedecket,
Wo ſich der Gott ausdehnet, gelöſt von Ermattung die Glieder.
Rings um jenen zerſtreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luſtigen Träume, ſo viel, als Aehren das Kornfeld,
Als Laub träget der Wald, und geſtreueten Sand das Geſtade.
Wie ſie die Grotte betrat, und die ſperrenden Träume die Jungfrau
Weg mit den Händen gedrängt, da erhellte der Glanz des Gewandes
Schnell das heilige Haus; und der Gott, der in laſtender Trägheit
Kaum die Augen erhob, und zurück und von neuem zurückſank
Und mit nickendem Kinne die obere Bruſt ſich berührte,
Schüttelt ſich nun aus ſich ſelber hervor, und auf ſtützendem Arme

Fraget er, die er erkannt, warum ſie komme. Doch Iris:

Schlaf, du Ruhe der Weſen, o Schlaf, huldreichſter der Götter,
Friede dem Geiſt, der du Sorgen verbannſt, und ermüdete Herzen
Nach des Tages Geſchäft einwiegſt, und erneueſt zur Arbeit.
Laß doch Träume, die wahrer Geſtalt Nachahmungen gaukeln,
Nach der herculiſchen Trachin, gehüllt in des Königes Bildung,
Zur Halcyone gehn, und genau darſtellen den Schiffbruch.
Das iſt der Juno Gebot. — Da den Auftrag Iris vollendet,
Eilt ſie hinweg; denn ſie konnte nicht mehr ausdulden des Qualmes
Taumelkraft; und ſobald ſie den Schlaf auf die Füße geglitten
Schauete, geht ſie zurück auf dem jüngſt bewandelten Bogen.

Bei Homer wird Iris auf ähnliche Weiſe in die Höhle der Winde geſandt, weil ohne die Hülfe der Winde der Scheiterhaufen des Patroklos nicht brennen will. Dieſe Dichtung iſt eben ſo ſchön, wenn auch etwas weniger ausgeführt (Ilias XXIII. 198. ff. nach Voß):

Die hurtige Iris
Hörete ſeine Gelübd', und kam als Botin den Winden.
Sie nun ſaßen geſellt in des ſauſenden Zephyros Wohnung,
Froh am feſtlichen Schmaus; und Iris, fliegendes Laufes,
Trat auf die ſteinerne Schwell'. Als jene ſie ſahn mit den Augen,
Sprangen ſie alle vom Sitz, und neben ſich lud ſie ein jeder.
Doch ſie weigerte ſich des gebotenen Sitzes, und ſagte:
Nöthiget nicht: denn ich eile zurück an Okeanos Fluthen,
Dort wo die Aethiopen den Ewigen jetzt Hekatomben
Feſtlich weihn, daß ich ſelber des Opfermahls mich erfreue.
Aber, o Boreas, dir und dem ſauſendem Zephyros ſiehet
Peleus Sohn zu kommen, und heilige Opfer gelobt er,
Daß ihr in Gluth anfregt das Todtengerüſt des Patrokles,
Wo er liegt, den ſeufzend das Volk der Achaier bejammert.

Alſo ſprach ſie, und eilte hinweg. Da erhuben ſich jene,
Mit grauwollem Getös', und tummelten rege Gewölk her.
Bald nun kamen ins Meer ſie geſtürmt; da erhub ſich die Brandung
Unter dem brauſenden Hauch; und ſie kamen zur ſcholligen Troja,
Stürzten ſich dann ins Gerüſt; und es knatterte mächtig empor Gluth.

Noch ſchöner iſt der Contraſt des Regenbogens mit dem Abgrund des Meeres in Homers herrlicher Dichtung. Iris wird abgeſandt, um die ſchöne Meergöttin Thetis, die Mutter des Achilles, in den Himmel zu holen. (Ilias XXIV. 77. ff. nach Voß):

Iris erhub ſich, die windſchnell eilende Botin.
Zwiſchen Samos hinab, und die rauhumſtarrete Imbros,
Sprang ſie ins finſtere Meer; und es ſcholl die Woge des Sundes.
Jene ſank, wie gegründetes Blei, in die Tiefe hinunter,
Welches, über dem Horn des gewendeten Stieres befeſtigt,
Sinkt, den geiräßigen Fiſchen des Meers das Verderben zu bringen.
Jene fand ſie Thetis in wölbender Grott', und die andern
Meergöttinnen umher; ſie ſelbſt in die Mitte geſetzet
Weinte des Sohns Schickſal, des Unſterblichen, welchem beſtimmt war,
Ferne vom Vaterland' in der ſcholligen Troja zu ſterben.
Nahe trat und begann die windſchnell eilende Iris:
Hebe dich, Thetis; es ruft, der unwandelbar ordnet, Kronion.
Ihr antwortete drauf die ſilberfüßige Thetis:
Warum heißt mich ſolches der Mächtige? Blödigkeit hält mich,
Ewigen Göttern zu nahn, weil Gram mir die Seele belaſtet.
Aber ich geh; kein Wort auch entfalle mir, welches er redet.
So die heilige Göttin, und nahm ein Trauergewand um,
Dunkelſchwarz, noch keinen umhüllete ſchwärzere Kleidung.

Rasch nun wandelte sie, und die windschnell eilende Iris
Führete: seitwärts fuhr die getrennete Woge des Meeres.
Als sie den Strand nun erstiegen, entschwangen sich beide gen Himmel.
Und sie fanden den waltenden Zeus, und rings um den Herrscher
Saßen, zum Rathe gesellt, die unsterblichen seligen Götter.

Eine andere gewiß sehr glückliche poetische Idee hat Nonnus (Dionysiaca, gleich im Eingang des 13ten Buchs) leider nur angedeutet, nicht ausgeführt. Zeus sendet seine Botin Iris zu Dionysos, um denselben aufzufordern, die Inder, die ihn beleidigt hatten, zu bekriegen. Iris tritt in die rauschende Halle, in welcher die Korybanten in trunkener Lust zusammen zechen. Sogleich bietet ihr der tolle Haufen einen Becher voll des stärksten Weines dar, und sie nimmt ihn mit jungfräulicher Sittsamkeit an und trinkt, aber bald wird das Haupt ihr schwer. Es ist gewiß ein sehr origineller Gedanke, den im Wasser gebornen Regenbogen einmal Wein trinken zu lassen. Aber Nonnus hat diesen Gedanken nicht näher ausgebildet, sondern sich mit dem kurzen Bericht in wenigen Zeilen begnügt.

Höchst anmuthreich ist die Erscheinung der Iris auch im Reiche der Vögel bei Aristophanes. Die Vögel haben sich eine große Stadt mitten in die leere Luft gebaut, aber nur in ihrer Einbildung. Niemand kann sie sehen. Der Regenbogen steht mitten darin, ohne die Stadt gewahr zu werden. Die Vögel aber halten die reizende Iris an und suchen der Ungläubigen die Herrlichkeit ihrer Capitale begreiflich zu machen.

Unter den hier angeführten Beispielen kommen einige vor, in denen Iris auch als Führerin der abgeschiedenen

Seelen erſcheint, wie ſonſt Mercur. Doch iſt es ein Irthum, wenn Natalis Comes S. 902 behauptet und als Regel feſtſtellt, Iris befreie die Seelen der Weiber, Mercur die der Männer aus ihren Körpern. Das oben erwähnte Beiſpiel von Hercules, deſſen Seele die Iris befreit, beweiſt, daß hier das Geſchlecht keinen Unterſchied macht.

Noch willkürlicher und nur durch das Wortſpiel hervorgerufen ſcheint die Beziehung der Iris zur Eris, Göttin der Zwietracht. Wenn die mythographi Vatic. I. 6. und II. 4. 6. behaupten, Mercur werde von den Göttern abgeſandt, um Frieden und Vereinigung, Iris aber nur um Zwietracht zu ſtiften, ſo iſt das keineswegs ganz richtig, wie aus den eben mitgetheilten Beiſpielen erhellt. Iris erſcheint oft tröſtend und rettend, während Mercur ſelbſt hin und wieder als Bote der Zwietracht vorkommt. Daß Eris, die den goldenen Apfel auf die Göttertafel wirft, nicht die Iris iſt, leuchtet ein, aber gerade Mercur iſt es, der die drei um die Schönheit ſtreitenden Göttinnen vor den Hirten Paris führt, damit er entſcheide, welche den Apfel haben ſolle. Paſſend iſt die Bemerkung des zweiten vatic. Mythographen in der citirten Stelle nur inſofern, als hier die Scheinherrlichkeit des Regenbogens den reellen Gütern des Mercur (als des Kaufmannsgottes) entgegengeſetzt wird.

Unter den pompejaniſchen Wandbildern kommt ein ſehr merkwürdiges vor, das wahrſcheinlich eine Iris darſtellt (Herculanum und Pompeji. Hamburg 1841. III. tab. 39). Sie hat zwar keine Schmetterlings-, ſondern roſenfarbene Vogelflügel, aber ſie hebt ihren violetten Schleier im Bogen über ſich, ſie hat blondes Haar und ein grünes Kleid, mithin vereinigen ſich in ihr die Regenbogenfarben nur auf eine neue und geniale Weiſe. Im Alterthum war ein unvollendet

gebliebenes Bild der Iris vom Maler Ariſtides wegen ſeiner ſeltenen Schönheit ſehr berühmt, wie Plinius in ſeiner Naturgeſchichte XXXV. 11. meldet.

Man muß ſich wundern, daß die Alten gar nicht daran gedacht haben, den Regenbogen auf die Sonne und demnach die Iris auf Apollo oder Helios zu beziehen. Welche neue Quelle der zarteſten Poeſie wäre ihnen aufgegangen, wenn ſie den Sonnen- und Mondregenbogen unterſchieden und eine Iris solaris und lunaris gekannt hätten!

Eine ſehr liebliche Sage findet ſich noch bei Plinius (hist. nat. XII. 24). Ein gewiſſer Balſamſtrauch nämlich, Aspalathus genannt, ſoll ganz ohne Geruch bleiben, bis ein Regenbogen erſcheint, der ihm ſogleich den herrlichſten Wohlgeruch verleiht.

Nach Artemidors Traumbuch (II. 39.) bedeutet der Regenbogen, wenn man ihn im Traum ſieht, Gutes, beſonders den Armen und Bedrängten, aber nur, wenn man ihn zur rechten Hand, nicht wenn man ihn zur linken ſieht. Als ein Wahrzeichen für die Menſchen habe Zeus den Regenbogen in die Wolken geſtellt, ſagt ſchon Homer (Ilias XI. 27.), was freilich ein ſehr allgemeiner Ausdruck iſt. Bei Plautus kommt das Sprüchwort vor: bibit arcus, pluet hodie, weil man (gemäß der oben erwähnten ovidiſchen Vorſtellung) glaubte, der Regenbogen ziehe Waſſer und verkündige noch mehr Regen. Wenn es in Schottii physica curiosa S. 1312 heißt, die goldnen Regenbogenſchüſſelchen ſeyen Trinkſchalen der Iris, ſo kann damit vielleicht auf das Waſſerſchöpfen dieſer Göttin (wenn ſie die Wolken aus dem Meere anfüllt) Bezug genommen ſeyn.

Es ſey mir erlaubt, hier noch eine Vermuthung über den Urſprung des Glaubens an die Regenbogenſchüſſeln anzu-

knüpfen. Dem Pauſanias (II. 16. 3.) zufolge erhielt die Stadt Mykene ihren Namen von μύκης, dem Deckel der Degenſcheide, der dem Perſeus hier entfallen war, als er in der Luft über dieſe Gegend ſchwebte. Sein Degen aber iſt der Golddolch, derſelbe, den auch Mithras, der perſiſche Sonnengott, führt. Perſeus ſelbſt iſt der perſiſche Mithras. Unter dem Golddolch iſt der in die Erde eindringende Sonnenſtrahl, aber auch der die Erde befruchtende Regen (der goldene Regen, in den ſich einſt Zeus verwandelte, um zur Danae zu kommen) verſtanden. Einer zweiten Sage zufolge erhielt Mykene ihren Namen von μύκητες, dem Pilz, den einſt der durſtende Perſeus aus der Erde riß und hinter dem ſogleich Waſſer nachlief, das ſeinen Durſt löſchte. Vergleiche darüber die dritte Auflage von Creuzers Symbolik I. S. 282. Nach einem fruchtbaren Sommerregen ſchießen Pilze auf, und hier ſcheinen namentlich goldfarbne Pilze verſtanden zu ſeyn, da ſie auf den Deckel einer goldnen Waffe bezogen werden. Ich glaube nun die Erörterung des ehrwürdigen Creuzer über dieſen Gegenſtand noch durch die Hinweiſung auf den nordiſchen Glauben an die goldnen Schüſſeln, die nach einem Regenbogen ſichtbar werden, ergänzen zu dürfen.

Wir müſſen nun zu den **bibliſchen** und **chriſtlichen** Vorſtellungen übergehen. Jedermann kennt die hohe Bedeutung des Regenbogens als des Friedens- und Bundeszeichens, das Jehovah nach der Sündfluth aufrichtete und durch das er dem Noah und ſeinem Geſchlecht Gewähr leiſtete für die Dauer der aus der Fluth neu hervorgegangenen Schöpfung und für die ungeſtörte Entwicklung der neuen Menſchheit. Es iſt klar, daß hier der Regenbogen als eine ganz neue und

höchſt wunderbare, zuvor nie geſehene Erſcheinung aufgefaßt werden muß, und in dieſem Sinn mußten die Erklärer auch annehmen, daß es in der vorſündfluthlichen Periode der irdiſchen Natur weder einen Regenbogen, noch überhaupt Regen gegeben habe.

Wie ſich das die Phyſiko-Theologen in ältern und neuern Zeiten zu erklären verſucht haben, wollen wir hier nicht näher erörtern. Alles läuft dabei auf die Vorausſetzung einer ehemals anders gemiſchten Atmoſphäre hinaus. Doch hat man unter den Ueberreſten verweltlicher Pflanzen und Thiere, die unter einem ſo ganz andern Himmel gelebt haben mögen, noch nie und nirgends Menſchenknochen gefunden, durch welche das Daſeyn des in der Sündfluth untergegangenen Geſchlechts ſich nachweiſen ließe. Es genügt aber an der poetiſchen Idee, deren Erhabenheit durch die Phyſik nichts gewinnen und nichts verlieren kann.

Gleich erhaben iſt die bibliſche Vorſtellung des Regenbogens als des hohen Thrones, auf welchem einſt der Herr ſeinen Stuhl ſetzen und über die Lebendigen und Todten richten werde. Minder großartig erſcheint der Regenbogen als Nimbus um den Kopf des großen Engels, der einen Fuß auf die Erde, den andern auf das Meer ſetzt. Ebenfalls in der Offenbarung Johannis.

Aber dieſe altbibliſchen Vorſtellungen ſind von chriſtlichen Dichtern ſpäter noch weiter ausgeführt worden. Mit Beziehung auf den noachiſchen Regenbogen lehrte der heilige Beda, ſo lange die Menſchen dieſes Zeichen am Himmel ſehen würden, ſo lange würden ſie auch der göttlichen Gnade verſichert ſeyn. Da die zunehmende Verderbniß der Menſchen aber am Ende doch das letzte Strafgericht nothwendig machen werde, ſo werde ſich die Nähe deſſelben und der bevorſtehende

Untergang des Menſchengeſchlechts und der alten Erde durch das plötzliche Ausbleiben des Regenbogens ankündigen. Dieß werde ſtattfinden vierzig Jahre vor dem jüngſten Tage. — In Beziehung hierauf findet ſich auch eine ſehr merkwürdige Deutung der Regenbogenfarben bei Gervaſius Tilberienſis I. 24. (Leibnit. script. rer. Brunsvic. I. S. 988). Auch hier nämlich wird die Sage wiederholt, daß vierzig Jahre vor dem Weltuntergange kein Regenbogen mehr werde zu ſehen ſeyn. Die Art des Weltunterganges aber ſey vorbedeutet in den Farben des Regenbogens. Wie Gott der Herr dem Noah und ſeinen Nachkommen ſeine Gnade zuſicherte innerhalb des Weltalters, das zwiſchen der Sündfluth und dem künftigen Weltuntergang im Feuer in der Mitte liegt, ſo bedeutet auch in der Erſcheinung des Regenbogens die äußere blaue Farbe das Waſſer, die innere rothe aber das Feuer.

Unter den Sinnbildern der katholiſchen Kirche kommt der Regenbogen öfter vor. Sofern er in der Luft ſtehend einen Schenkel auf die Erde, den andern auf das Meer ſtellt, alſo die drei Naturreiche verbindet, dachte man ſich ihn als ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Sofern er ein zartes und vergängliches Luftbild, durch den ganzen Himmel reicht und das ganze Weltall umfaſſen zu wollen ſcheint, dachte man ſich ihn als die Jungfrau Maria, die als ſchwaches und ſterbliches Weib den unendlichen Gott in ihrem Schooße trägt. Ein Regenbogen mit der Deviſe circumdat immensum bei Piccinelli. Sofern er aber aus vielen Farben harmoniſch zuſammengeſetzt iſt, nahm man ihn zum Sinnbild der chriſtlichen Kirche, in der ſich alle Völker der Erde harmoniſch einigen. Ein Regenbogen mit der Deviſe circumdata varietate bei Broſchius. Wieder in anderer Weiſe wurden

die ſieben Farben des Regenbogens auch häufig auf die ſieben Sacramente gedeutet, namentlich von Dante.

Auf den Kirchenbildern, welche den Bund Gottes mit Noah darſtellen, fehlt natürlich der Regenbogen nie. Eines der älteſten iſt wohl das einer antiken chriſtlichen Gemme in Gori's Dactyliothek (oder Cabinet des pierres) I. N. 118, darſtellend die Taube mit dem Oelzweig, unter ſich die Arche, über ſich die Wolken mit einem ſchmalen Abſchnitt des Regenbogens. Eben ſo auf Bildern des Weltgerichts. Von vorzüglicher Schönheit iſt der Regenbogen in dem berühmten Danziger Weltgericht, das unſerm Johann von Eyck zugeſchrieben wird. Hier ſieht man ihn ſogar noch ſich ſpiegeln in der goldenen Kugel, die dem ewigen Richter zum Fußſchemel dient. Auf einem ähnlichen und nicht minder berühmten Weltgericht des Schoreel in Brügge ſpiegelt ſich der Regenbogen im Meere.

Warum der Regenbogen (in Lothringen) die Krone des h. Lienhard oder Bernhard heißt, iſt mir nicht bekannt. Bezieht ſich das Sinnbild vielleicht auf die ſieben ſchweren Eiſenringe, welche der ſtrenge Aſcet Bernhard zu St. Omer im 12ten Jahrhundert angelegt hatte?

Ich will hier noch einige wenige Notizen von geſchichtlich merkwürdigen Regenbogen beibringen, die ein poetiſches Intereſſe darbieten. Als der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer das betörte Volk bei Frankenhauſen dem Heer der Fürſten und Ritter entgegenführte, verkündigte er ihnen, ſie würden ohne Schwertſtreich allein durch die Hülfe des Himmels ſiegen und nahm deſſen zum Zeugen den ſchönen Regenbogen, der eben am Himmel ſtand. Aber er wurde überfallen, geſchlagen und ſelbſt gefangen. — Bei dem großen Blutgericht in Prag im Jahr 1621, als Kaiſer Ferdinand II. nach der Schlacht auf dem weißen Berge die böhmiſchen Directoren und Hauptanhänger der huſſitiſchen Lehre und des vertriebenen

Königs Friedrich hinrichten ließ, flehte der Bürgerhauptmann Kutnauer noch auf dem Schaffot den Himmel an, ein Zeichen der Gnade zu geben, da die indiſchen Fürſten keines geben wollten, und ſiehe da, plötzlich zeigte ſich am Himmel ein ſchöner Regenbogen.

Für die Albertiniſche Linie des ſächſiſchen Hauſes iſt der Regenbogen auf eine merkwürdige Weiſe verhängnißvoll geworden. Als Kurfürſt Johann Georg I. mit der Lauſitz belehnt wurde (zu Camenz), erſchien ein Regenbogen, den er für ein glückliches Zeichen nahm, aber es folgten die unglücklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Als wieder im Jahr 1806 Kurfürſt Friedrich Auguſt von Napoleon die Königswürde annahm, erſchien abermals ein Regenbogen, den man wieder für ein glückliches Zeichen hielt. Aber es folgten die großen Kriege, in deren Folge Sachſen getheilt wurde.

In der widrigſten und unnatürlichſten Verbindung erſcheint der Regenbogen als das von ihr ſelbſt gewählte Symbolum der berüchtigten Megäre Frankreichs, Katharina von Mediciś.

Unabhängig von religiöſen und mythologiſchen Bedeutungen haben die Dichter noch viel Schönes an die Erſcheinung des Regenbogens geknüpft. Schon der berühmte indiſche Dichter Kalidaſa verglich, von der herkömmlichen Vorſtellung abweichend, den Regenbogen mit dem bunten Gürtel eines Mädchens und die Wolken mit ihrem vollen Buſen (Höfers indiſche Gedichte I. S. 84). Noch ſchöner iſt der Regenbogen benutzt in dem altindiſchen Drama Mrichchakati (Theater der Hindu, Weimar 1828, Theil I. S. 190). Die reizende Vaiantaſena hat ihren Geliebten Charudatta in Sturm und Gewitter gefunden. Da ruft er:

Mag ſchwarz der Himmel ſeyn, und aus den Wolken
Viel hundert Blitze brechen; ſie ſind freund ich,
Und haben ſie, nach der umſonſt ich ſeufzte,
Mir bald geweket. — Glücklich, dreimal glücklich
Iſt jeder, deſſen Wände in ſich ſchließen
Die Schöne, die er liebt, der in den Armen,
An ſeiner Bruſt die Zitternde erwärmt.
Geliebte, ſieh; dort wölbt ſich Indra's Bogen
Am Himmel, Armen gleich, die ausgebreitet
Ermüdet ſind; der Himmel ſchleudert Blitze,
Und ſeine Wolken hängen tief herunter.
Es ladet alles uns zur Ruhe ein;
Laß uns hineingehn; ſieh, die Tropfen fallen
Melodiſch tönend auf der Palme Laub,
Und auf den Kieſelbruch und in den Bach
Und geben ſolche holden Klänge wieder,
Wie lieblich Laute und Geſang ſie wecken.

In einem andern, in demſelben Werke mitgetheilten Drama, Malati und Madhava, heißt es (Theil II. S. 101):

Den Jubelruf zu hören ringsumher,
Mit dem die Pfauen froh den Regenbogen,
Der ihrer Liebe günſtig iſt, begrüßen.

Die himmliſche Erſcheinung ſteht wegen ihrer Farbenpracht mit den Pfauen in einer poetiſchen Wahlverwandtſchaft.

Am Ende des Mittelalters deutete Theophraſtus Paracelſus den Regenbogen auf eine freilich ſehr unwiſſenſchaftliche, aber gewiß ſehr poetiſche Weiſe, indem er ihn eine himmliſche Blume nannte, die unſichtbar und im Stillen auf dem Feld der Sterne wachſe und nicht eher von uns geſehen werde, als bis ſie den großen farbigen Blüthenkelch öffne, aber dann ſchnell wieder verblühe. Die neuern Dichter haben nichts aufgebracht, was dieſem Bild an poetiſcher

Tiefe gleich käme. — Auch der ſogenannte philoſophiſche Regenbogen der Alchymiſten iſt eine ungemein poetiſche Vorſtellung. Sie verglichen die Cifloreſcenz vieler metalliſcher Farben, die der Ausſcheidung des reinen Goldes vorhergehe, mit dem Regenbogen, der da verkündige, daß der Kampf der Elemente beendigt ſey, daß Frieden herrſche und daß nun der König im Purpur erſcheinen werde.

Im allegoriſchen Zeitalter nach der Reformation wurde der Regenbogen oft zu Sinnbildern benutzt, zuweilen ſehr poetiſch. Ein Regenbogen im drohenden Gewölk mit der Deviſe inter nubila gratior bedeutete eine ſchöne Fürſtin unter Gefahren, oder einen gegen die beſiegten Feinde gnädigen Fürſten. Eine vor dem Regenbogen fliegende Wolke mit der Deviſe auget splendorem bedeutete die Niederlage des Feindes. Die Wolke wollte die Sonne verfinſtern und macht ſie nur noch glänzender und ſchöner. — Pater Abraham a Santa Clara ſagt in ſeinem Erzſchelm (III. S. 2.) ſehr ſinnreich vom Prunk der damaligen Höfe: die Liberey der Lakayen und Bedienten hat faſt allerlei Farben, wie ein Regenbogen; es kann wohl ſeyn, daß es naſſes Wetter bedeute in den Augen der Unterthanen.

Jean Paul vergleicht die Waſſergalle mit der kurzen Freude des trüben Erdenlebens. Sehen wir auch nur ein kurzes Stück des ſchönen Bogens, ſo denken wir ihn doch fortgeſetzt und voll im Himmel. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher neuere Dichter das ſchöne Bild eines Regenbogens mitten im noch ſtürmiſchen Meere ausgeführt und als Hoffnungszeichen ſinnig gedeutet hat.

Herder dichtete ein ſehr ſchönes Lied auf den täuſchenden Schein des Regenbogens:

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber ſchwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tauſend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feſte Säulen ſtehen
Auf des Horizontes
Eichtem Felſenbogen.

Weh! der Bogen ſchwindet,
Seine Farben bleichen;
Von den feſten Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber ſeht, der Himmel
Bläuet ſich; die Sonne
Herrſchet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen ſind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit iſt die Sonne.

Ein andrer Dichter nahm die liebliche Täuſchung des Regenbogens zugleich in der antiken Bedeutung:

In finſterer Höhle lagen die Träume,
Gefeſſelt am Boden, am harten Stein.
Es drang in die tiefen dunklen Räume
Kein Schimmer des Lichtes je hinein.

Da klagten ſie leiſe und klagten bange:
„Warum hat uns Zeus in die Nacht gebannt,
In die alte Jahrtauſend lange,
In der wir die Sonne nie gekannt?

Dürfen wir frei die Schläfer umſchweben,
So werden wir doch im Morgenroth,
Die ſehnend hin zum Lichte ſchweben,
Im Lichte finden wir den Tod.

Wir bilden ſo liebreich in der Stille,
Was immer des Menſchen Herz erfreut,
Möchten's ihm bieten in goldner Fülle
Und werden doch nie zur Wirklichkeit.

Wir ſind der Armuth reiche Gäſte,
Wir bauen mit unerſchöpflicher Kunſt
Blühende Gärten und weite Paläſte
Und alles verrinnt doch wieder in Dunſt.

Wir liegen, die ſich heimlich ſehnen,
In der entbehrten Liebe Schooß,
Zu Freude verwandelnd alle Thränen,
Leiden wir ſelbſt der Thränen Loos.“

So meinten die kleinen Träume leiſe.
Der finſtre Traumgott hörte zu,
Und in der Sklavenhändler Weiſe
Schwang er die Peitſche: habt nun Ruh!

Sie ſchwiegen und zitterten und krochen
Zuſammen, nur heimlich jeder weint.
Da hört man's an der Thüre pochen
Und eine lichte Geſtalt erſcheint.

Denn Iris iſt's, die ſich verſtohlen
Ins nächtliche Reich des Traumgotts ſchlich,
Für Juno einen Traum zu holen.
O ſeht, ſie bangt, ſie fürchtet ſich.

Vorſichtig ſchreitet ſie durch die engen
Höhlungen mit geſenktem Blick
Und ſchiebt die Träume, die ſie umdrängen,
Mit ihrem zarten Fuße zurück.

Sie lauſchen entzückt und wie geblendet
Vom ſanften Regenbogenlicht.
„Biſt du's, die unſer Leiden endet,
Auf ewig unſre Feſſeln bricht?

Biſt du, o Liebliche, die Sonne,
Die uns aus der langen Nacht befreit?
Führſt du uns zu des Tages Wonne
Und in die ſchöne Wirklichkeit?"

Sie breitet weit aus ihr Gefieder
Und leuchtet mild in die Nacht hinein
Und lächelt: ihr armen kleinen Brüder,
Ich bin wie ihr ein bloßer Schein.

Den Regenbogen, wie er in Waſſerfällen ſichtbar wird, hat C. G. Ritter von Leitner (Veſta 1832 S. 212) ſinnig auf die badende Iris bezogen:

Hoffend ſenke den Leib, den ſterblichen, in das Gewäſſer,
Das Unſterbliche ſelbſt nicht zu beſuchen verſchmähn,
Iris labet hier oft geheim die ätheriſchen Glieder,
Wie es am Ufergebüſch hangend ihr Schleier verräth.

Er ſpricht insbeſondere vom Regenbogen im Waſſerfall der Gaſteiner Ache.

Juſtinus Kerner ſingt:

Wenn Schmerz mit Luſt des Sängers Bruſt durchglüht,
Entſpringt aus ihr das farbenreichſte Lied.
Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
Entſteht des Regenbogens buntes Bild.

Ein ſehr liebliches Bild hat uns Rückerts reiche Phantaſie ausgemalt:

Die Göttin Iris ſtand in lichter Zier
Und lächelte herab vom Farbenbogen,
Der Brücke von Rubin, Smaragd, Sapphir,
Die über einem Eiland ſtand gezogen,
Ihr einer Fuß auf Meereswogen hier,
Und dort ihr andrer Fuß auf Meereswogen;
Und mitten in am Eiland ſaßen wir,
Von Liebesſcherz und Grazien umflogen.

Nicht ſelten haben aber auch die Dichter, wie die Maler, den Regenbogen mißbraucht zu Effectſcenen und ihn bei ſentimentalen und feierlichen Gelegenheiten gar zu oft erſcheinen laſſen. Was insbeſondere die Maler betrifft, ſo haben ſelbſt die glänzendſten Verſuche von Rubens, Pouſſin, Koch ꝛc. nur beweiſen können, daß ſich der Regenbogen nicht malen läßt.

J. G. Jacobi fingirt einen Wettſtreit zwiſchen der Morgenröthe und dem Regenbogen und tadelt die (übrigens nur in ſeiner Einbildung vorhandenen) Verächter der Iris. In dieſem etwas geſchraubten Gedicht iſt doch folgender Gedanke ſchön:

Hätte je mit reinerem Feuer
Euch der Muſe Geſang durchglüht,
Euer Ohr geachtet auf der Leyer
Siebenfach tönende Harmonie,
Auf den Wechſel der Saiten, und wie

Schweſterlich eine die andre verkündet,
Jetzt im tieferen Ton der höhern ſchwindet,
Alles ſich trennt und wieder findet,
Alles ſich ordnet zu ſüßem Verein,
O der ſiebenfarbne Schein
Würd' euch höhere Dinge lehren;
Staunen würdet ihr und ehren
Die geheimnißvolle Hand,
Welche Strahlen und Sterne band,
Und die Wunderkraft des Schönen,
Das in Farben und in Tönen
Unſern Geiſt dem Staub entzieht.

Mehrere Gedichte auf den Regenbogen ſind in Räthſelform gegeben. So ein älteres aus den Kurzweiligen Fragen (S. 23.) aufgenommen in des Knaben Wunderhorn 1. S. 209.

Es iſt die wunderſchönſte Brück,
Darüber noch kein Menſch gegangen,
Doch iſt daran ein ſeltſam Stück,
Daß über ihr die Waſſer hangen,
Und unter ihr die Leute gehn
Ganz trocken, und ſie froh anſehn,
Die Schiffe ſegelnd durch ſie ziehn,
Die Vögel ſie durchfliegen kühn;
Doch ſtehet ſie im Sturme feſt,
Kein Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

So das berühmte Räthſel von Schiller:

Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'.

Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,

Sie ſelber trug noch keine Laſten,
Und ſcheint, wie du ihr nah'ſt, zu fliehn.

Sie wird erſt mit dem Strom, und ſchwindet,
So wie des Waſſers Fluth verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
Und wer ſie künſtlich hat gefügt?

Eines der großartigſten und ſchönſten poetiſchen Bilder iſt die Erklärung der Planetenſchöpfung durch den Regenbogen in Okens Naturphiloſophie (2te Ausgabe S. 69), deren ich oben ſchon gedacht habe, ſofern ſie gewiſſermaßen nur eine uralte orientaliſche Vorſtellung wiederholt. Oken ſagt: „Die Farben ſind nichts als Abbilder der Sonne in der Finſterniß. Selbſterſcheinungen der Sonne in der finſtern Materie. Ein Lichtpunkt in die Finſterniß geworfen, iſt Farbe. Dieſes gilt rings um die Sonne, daher iſt die Sonne von einer Hohlkugel von Farben, von ihrem eigenen Widerſchein umgeben. Der Regenbogen iſt ein Ring um die Sonne von unendlichen Poſitionen der Sonnenbilder in der Finſterniß. — Jedes Verdichten des Aethers durch das Licht iſt mithin Production der Farbe; und umgekehrt, jedes Produciren der Farbe iſt ein Verdichten des Aethers. — Die Geſetze der Färbung gehen alſo denen der Materiewerdung parallel, oder vielmehr ſind dieſelben. — Die Planeten ſind alſo nach den Geſetzen des Lichts, die es in den Farben ausübt, producirt. — Es gibt ſo viele Weltkörperproductionen als es Farbenproductionen gibt, alſo vier. — Die Sonne iſt die Verleiblichung des Rothen und des Feuers, die Planeten der drei indiſchen Farben. Die Kometen gehören dem Reiche der Finſterniß an. — Die Planeten ſind nur abgeſpiegelte Sonnen in der Finſterniß; ſie ſind urſprünglich Farbenhohlkugeln geweſen, dann Farbenbänderringe (ſolare Regenbogen).

dann Farbenpunkte geworden. — Die Planeten ſind geronnene Farben, denn ſie ſind geronnenes Licht. — In derjenigen Entfernung von der Sonne, wo das Licht anfängt ſich zu trüben, wo es, im newtoniſchen Sinne zu reden, anfängt ſich zu brechen, da entſtehet Planetenmaſſe. Die Planetenmaſſe gerinnt alſo rings um die Sonne zuſammen, wie ein Regenbogen. — Dieſe planetaren Farbenbogen verhalten ſich zur Sonne, wie die drei irdiſchen Farben zu der kosmiſchen oder wie die drei irdiſchen Elemente zum Feuer. — Es müſſen alſo drei Planetenproductionen um die Sonne ſich gebildet haben, weil das Licht ſich in drei Momenten verdichtet, materialiſirt. — Zur erſten Production gehören Mercur, Venus, Erde, Mars, Veſta, Juno, Ceres und Pallas. Sie ſind die erſte Abweichung vom Roth, das Gelb. Das Erdige überwiegt in ihnen. Zur zweiten Production gehören Jupiter und Saturn, das Waſſer regiert ſie und wogt ſelbſt uns ſichtbar auf ihnen, Grün. — Zur dritten, entfernteſten Production gehört der Uranus; er iſt das Blau, in dem die Luft überwiegt.“

Es ſey mir erlaubt, an dieſe Sammlung mythiſcher und poetiſcher Vorſtellungen noch einige Notizen über die landſchaftliche Schönheit des Regenbogens anzuknüpfen. Eine phyſikaliſche Erklärung möge man hier nicht erwarten, da ſie dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht entſprechen würde und da man ſich darüber in allen guten Handbüchern der Phyſik und namentlich in Geblers Wörterbuch hinlänglich unterrichten kann. Ich habe hier nur das Schöne im Auge. Doch muß der poetiſchen Beziehungen wegen, die darin liegen, voraus bemerkt werden, 1) daß jeder Menſch nur

ſeinen eigenen Regenbogen ſieht und daß der Regenbogen überhaupt nur vorhanden iſt, ſofern er geſehen wird, d. h. wenn alle Menſchen und Thiere blind wären, ſo würde er nicht nur nicht geſehen werden, ſondern auch gar nicht vorhanden ſeyn. Die Sonne bewirkt ihn nur vermittelſt unſers Auges und für unſer Auge. Er iſt nur durch die eigenthümliche Organiſation unſeres Auges hervorgerufen. Es gibt daher keinen objectiven Regenbogen, ſondern nur einen ſubjectiven für jedes Auge, das ihn ſieht. Der Beweis dafür liegt einfach darin, daß der geradlinichte Weg von der Sonne, als der Quelle des Phänomens, zum Mittelpunkt des Farbenringes, von dem wir im Regenbogen nur die obere Hälfte ſehen, immer mitten durch unſer Auge geht. Demnach iſt 2) zu beachten, daß wir den Regenbogen nur ſehen, wenn wir die Sonne im Rücken haben, etwas ſehr Natürliches, das aber eine tiefe poetiſche Bedeutung hat. So ſehen wir die ganze Schönheit der Natur vor uns, beleuchtet durch eine unſichtbare Sonne hinter uns, die wir nur an ihren Wirkungen erkennen — Gott. Daran knüpft ſich 3) die Bemerkung, daß wir den Regenbogen immer nur als eine in Farben zerlegte Abſpiegelung der Sonnenſcheibe ſehen, weßhalb er rund iſt. Wäre die Sonne ſtatt einer Kugel ein Würfel oder eine Pyramide, ſo würden wir auch den Regenbogen vier- oder dreieckig ſehen müſſen; und 4) daß der Regenbogen immer als Spiegelbild vor uns bleibt, daß wir, obgleicher uns immer anlockt, durch ſein ſchönes Thor hindurchzugehen, ihn doch nie erreichen. Dieß macht ihn zum lieblichſten Sinnbild einer unerreichbaren, himmliſchen Schönheit oder eines ewig erſehnten und nie zu erlangenden Glückes.

Je klarer die Luft iſt, je reiner und kräftiger die Sonne ſtrahlt und eine je dunklere Wolkenwand den Hintergrund

bildet, um ſo heller iſt auch der Regenbogen und treten ſeine Farben in der größten Pracht hervor. Dann bildet ſich gewöhnlich auch über ihm der Nebenregenbogen, der immer etwas bläſſer iſt und deſſen Farben in umgekehrter Ordnung ſtehen, nämlich das Violett am äußern und das Roth am innern Rande. Seine Stellung iſt eben ſo regelmäßig wie die des Hauptregenbogens. Die innere violette Farbe bildet mit der Achſe, die vom Mittelpunkt des Kreiſes durch unſer Auge zur Sonne geht, beim Hauptregenbogen ſtets einen Winkel von 40° 29', die äußere rothe Farbe einen Winkel von 42° 23'; dagegen beim Nebenregenbogen die innere rothe Farbe einen Winkel von 50° 21', die äußere violette einen von 53° 46'. Man hat die Entſtehung des Nebenregenbogens aus einer zweiten Reflexion des Sonnenlichts in denſelben Regentropfen erklärt, die bei der erſten den Hauptregenbogen bilden.

Am obern Rande heller Regenbögen zeigen ſich häufig ſchwächere Wiederholungen einiger Hauptfarben. Dieſe ſogenannten ſecundären Regenbögen hat man ſich theils aus der Interferenz des Lichts, theils aus der Reflexion in unregelmäßig gebildeten, abgeplatteten Regentropfen — noch immer ungenügend — zu erklären verſucht.

Im Innern des Bogens zeigt ſich die Luft oder Wolkenwand gewöhnlich viel heller und weißer, auf der äußern Seite des Bogens aber viel dunkler und ſchwärzer. Das kommt daher, weil ſich innerhalb des Kreiſes alle Farbenſtrahlen decken, woraus die weiße Farbe entſteht, und daß ſie nur am Rande des Kreiſes in Farben auseinandertreten. An der Gränze dieſes Farbenkreiſes hört die Spiegelung auf und erſcheint die Wolke wieder in ihrer natürlichen Dunkelheit. Wäre der Sonnendurchmeſſer kleiner und würden die Regen-

tropfen die Farbenſtrahlen weiter auseinanderſtreuen, ſo würden viele Bogen, jeder von einer beſondern Farbe entſtehen müſſen. Was die Phyſik nur theoretiſch nachweiſet, kann die Phantaſie als verwirklicht denken in andern Sonnenſyſtemen. Je nach der Verſchiedenheit des ſehenden Auges, des leuchtenden Körpers und des reflectirenden Mediums laſſen ſich unendlich verſchiedene Formen und Farben der Iris denken.

Die Verſchiedenheiten, die uns unſer indiſcher Regenbogen darbietet, ſind weſentlich folgende.

Zuweilen erſcheint ſtatt des ganzen Regenbogens nur ein Stück davon, eine ſogenannte Waſſergalle, die gewöhnlich viel breiter iſt, als ein ganzer Regenbogen. Sie zeigt an, daß es noch mehr regnen wird. Zuweilen iſt auch der ganze Regenbogen ungewöhnlich breit, was von der Nähe des Wolkenhintergrundes und von der Beſchaffenheit der Luft abhängt, die uns die Gegenſtände näher oder entfernter zeigt. Iſt der Hauptregenbogen ſehr breit, ſo ſteht auch der Nebenregenbogen ſcheinbar weiter von ihm ab, was beſonders zur hohen Mittagszeit auffallend iſt, wenn der Regenbogen ſehr tief ſteht und nur einen niedern brückenartigen Kreisabſchnitt bildet. Eine merkwürdige Abweichung von der Kreisform hat man an den auf Schneewolken mitten im Winter gebildeten Regenbögen in den Dauriſchen Gebirgen beobachtet. Hier bildet das Farbenband zuweilen keinen Halbkreis, ſondern lagert ſich nur wie ein gekrümmter Balken auf die Wolken. Vergl. Ritters Erdkunde III. S. 319.

Man ſieht den Regenbogen zuweilen ſcheinbar oval, wenn der eine Schenkel deſſelben auf einem Berge aufſteht. Ganz rund ſieht man den Regenbogen unter ſich, wenn man in einem Luftballon über der Regenwolke ſchwebt, oder bei-

nahe voll, wenn man auf einer vorragenden Felsennase über einem auf allen Seiten umher schäumenden Wasserfall steht, was am Reichenbach im Haslithal vorkommt und bei Plürs an einem Wasserfalle des Berges Saven (nach Scheuchzer itin. alpin. II. 107). Ueberhaupt sind Wasserfälle häufig die prachtvollsten Folien der Regenbogen. So ist der Regenbogen, der, so lange die Sonne scheint, unbeweglich im Tosen des Rheinfalls steht, eines der schönsten Naturphänomene und tief poetisch, wenn man ihn sinnbildlich deutet, z. B. auf die segenvolle Erscheinung des Christenthums mitten im Sturm der Völkerwanderung. Nicht minder berühmt, aber von mehr idyllischer Schönheit ist der Regenbogen im Staubbach im Lauterbrunner Thal. Nicht zu gedenken unzähliger andrer berühmten Wasserfälle, denen der Regenbogen nicht fehlt. Besonders sollen sich die heiligen Gangesquellen durch die Regenbögen in ihren erhabenen Cascaden auszeichnen.

Wir sehn zuweilen den Regenbogen, ohne daß wir die hinter einer Wolke verborgene Sonne selbst sehn können, wenn diese nur auf die uns gegenüberstehende Regenwolke scheint. Zuweilen zeigt sich auch der Regenbogen vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, indem die Sonne bereits die hohen Wolken bescheint, ohne uns selbst sichtbar zu seyn. In den Breslauer Sammlungen findet man mehrere solche Fälle verzeichnet (Jahrgang 1718 S. 1607, 1719 September, 1722 Juli). Ich selbst sah am 7 September 1841 in Stuttgart einen Regenbogen *nach* Sonnenuntergang stufenweise von unten her verschwinden und zuletzt noch hoch in der Luft einen kleinen Kreisabschnitt bilden.

Man sieht den Regenbogen zuweilen auch im blauen Himmel stehen ohne Wolke. So sah ihn Kämtz. Die sehr schöne Schilderung eines solchen Regenbogens, der noch in

vollem Glanze stehen blieb, nachdem alle Wolken schon verschwunden waren, findet man in Schweiggers Journal Band 56. S. 388 vom Jahr 1838. Fast noch merkwürdiger aber war der Regenbogen, den man 1830 in Erlangen noch vor Sonnenaufgang beobachtete und der einen ungeheuer großen vollen 180 Grad umfassenden Halbcirkel über den heitern, nur von wenig Gewölk getrübten Himmel zog. Beschrieben in Kastners Archiv II. S. 391. Kastner vermuthet, er sey durch Erhebung oder Luftspiegelung aus weiter Ferne nahe gebracht worden.

Zu den merkwürdigsten Beobachtungen gehört die eines ebenfalls 1830 in Frankfurt a. M. erschienenen Regenbogens. Derselbe zeigte sich in der hintersten Regenschicht und war durch mehrere im Mittel- und Vordergrunde stehende Regenschichten zum Theil gedeckt.

Bisweilen zeigen sich zwei oder gar drei Nebenregenbögen, was viel nachfolgenden Regen anzeigen soll. Noch merkwürdiger aber sind die Regenbögen, welche sich durchkreuzen. Solche kann es natürlicherweise nur dann geben, wenn die Sonne sich im Wasser spiegelt und aus dem Wasser heraus nach denselben Gesetzen, wie vom Himmel aus, einen zweiten Regenbogen bildet. Dieser zweite steht immer höher als der erste (weil das Sonnenbild im Wasser nothwendig tiefer steht), und zuweilen gerade über dem ersten, zuweilen rechts oder links abgeneigt, in welchem Falle er einen Schenkel des ersten durchschneidet. Ein Fall der ersten Art ist ausführlich beschrieben in Poggendorfs Annalen IV. S. 111; ein Fall der zweiten Art in Gilberts Annalen, LXII. S. 124. Im Jahre 1792 beobachtete man zu Gosport in Hampshire

an der engliſchen Küſte ſogar vier ſchräg gegen einander geſtellte Regenbögen, weil jeder der beiden Hauptregenbögen noch einen Nebenbogen hatte. Eben ſo merkwürdig und wohl noch ſeltner iſt das Vorkommen zweier Regenbögen, die verkehrt auf einander ſtehen, einer auf dem Lande wie gewöhnlich, der andere verkehrt über ihm hoch in der Luft. Ich finde nur einen Fall verzeichnet, den die Memorie di matematica e fisica (Modena. XI. Band) beſchrieben haben. Er wurde am 22 Julius 1798 beobachtet und erklärt ſich nur aus der Luftſpiegelung.

Nicht ſelten herrſcht im Regenbogen eine Farbe vor oder iſt er ganz einfarbig. Dieß rührt theils von der Beſchaffenheit der Luft, theils von der Färbung der Sonne her, welche letztere aber ebenfalls nur aus der Schwängerung der Atmoſphäre mit ungewöhnlichen Dünſten herzuleiten iſt. Ganz weiß ſieht man den Regenbogen im Nebel. Beiſpiele findet man in den Breslauer Sammlungen von 1722, Monat December, und in den actis acad. naturae curios. 1730 appendix. S. 61. Cranz ſpricht auch davon in der Hiſtorie von Grönland (deutſche Ausgabe S. 59). Vielleicht erſcheint er in den nordiſchen Nebeln öfter ſo. In den Breslauer Sammlungen von 1718 S. 1607 iſt bemerkt, daß man den Aberglauben hege, wenn ein weißer Regenbogen erſcheine, ſo ſtehe die Peſt bevor.

Roth erſcheint der Regenbogen, wenn die Sonne ſelbſt ungewöhnlich roth gefärbt iſt. Auffallend rothe Regenbogen ſind beſchrieben in den Breslauer Sammlungen 1720 Auguſt und 1724 März. Sie ſollen, wie überhaupt Röthe der Sonne und des Mondes, Wind bedeuten. Auch hat man ſich davon ein gutes Weinjahr verſprochen. Ein gelber Regenbogen ſoll

dagegen ein gutes Kornjahr bedeuten nach den Breslauer Sammlungen 1720 Auguſt. Am ſeltenſten iſt der grüne Regenbogen, doch iſt er auch ſchon vorgekommen. Er ſoll große Näſſe bedeuten.

Der Mondregenbogen (Iris lunaris) übertrifft den Sonnenregenbogen noch an geiſterhafter Zartheit. Man kann ſich nichts Feenhafteres denken. Die Stille der Nacht, der Schlaf der Menſchen erhöhen den poetiſchen Reiz dieſer Erſcheinung, die meiſt unbeachtet und ungeſehen vorübergeht. Die Schwärze der Nacht aber iſt die ſchönſte Folie ſeines Farbenglanzes. Wie man ihn überhaupt ſelten ſieht, ſo noch ſeltner in vollem Glanze; gewöhnlich iſt er nur bleich, weißlich oder gelblich. Doch hat man auch außerordentlich helle beobachtet mit den lebhafteſten Farben und ſogar mit dem Nebenregenbogen. Die Beſchreibung eines ſo herrlichen Phänomens findet man in Gilberts Annalen XI. S. 480. und in Schweigger's Journal LIII. S. 126.

Den in letzterm Journal beſchriebenen Mondregenbogen ſah man am 29 Mai 1828 zu Löwen, gegenüber dem Vollmond, aber von der ſchwärzeſten Nacht umgeben, prangend in glänzenden Farben und doppelt. Man hat ſogar einmal einen ſchönen Mondregenbogen geſehen, als der Mond im erſten Viertel nur eine ſchwache Sichel zeigte, wie das Philoſ. Magazin von 1833 Monat April, S. 317 berichtet. Von einem ſehr ſeltſamen Mondregenbogen, der nichts Gelbes noch Rothes, aber Weiß und Hellblau im herrlichſten Glanze zeigte, melden die acta acad. nat. cur. von 1673 S. 17. Dieſes werthvolle Werk, das nach einem Jahrhundert wieder fortgeſetzt worden iſt, erſchien bekanntlich damals noch unter dem Titel Ephemerides cur. med. phys.

Außer dem Regenbogen irisirt bekanntlich noch unendlich Vieles in der Natur. Nicht nur die Regentropfen, sondern auch zahllose andere durchsichtige und reflectirende Körper zerlegen das Licht in das Farbenspectrum, worauf sich die ganze Wissenschaft und Praxis des Prisma gründet. Aber ich glaube schließen zu müssen, da ich hier nur das große atmosphärische Phänomen ins Auge fassen wollte.

Nachträge.

Zu Seite 41. Der Vollſtändigkeit wegen entlehnen wir hier noch den Hauslehren des Heſiod (nach der Voſſiſchen Uebertragung) die ſchöne Stelle, die von der Schöpfung des Weibes handelt: Zeus iſt aufs heftigſte erzürnt,

Weil ihn getäuſcht der Betrug des ſchlangewandten Prometheus.
Drum nun dem Menſchengeſchlecht mühſelige Leiden erſinnend,
Barg er das Feuer. Doch er, des Japetos herrlicher Sprößling,
Bracht' es den Menſchen zurück, von dem Donnerer heimlich entwendet,
Drinnen im markigen Rohr, unbemerkt Zeus waltender Vorſicht.
Jetzo begann voll Zornes der Herrſcher im Donnergewölk Zeus:

Du des Japetos Sohn, vortrefflichſter Kenner des Rathes,
Du frohlockſt, daß du Feuer entwandt, und den Sinn mir getäuſchet:
Traun, dir ſelber zum Weh, und den kommenden Männergeſchlechtern!
Jenen geb' ich für Feuer ein Unheil, deſſen ſich alle
Sollen erfreun, herzinnig ihr eigenes Uebel umfangend.

Alſo ſprach hohnlachend der Götter und Sterblichen Vater.
Und er gebot, daß eilig der kunſtberühmte Hephäſtos
Erde mit Blut einmengt', und menſchliche Stimm' ihr ertheilte,
Stärke zugleich, und Geſtalt, unſterblichen Göttinen ähnlich,

Mit holdſeliger Schöne der Jungfraun; dann daß Athene
Zierliche Werk' anwieſ', und Kunſtarbeiten des Webſtuhls;
Daß anmuthigen Reiz um das Haupt ihr göß' Aphrodite,
Unruhvolle Begier, und ſchmachtende Sorgen der Sehnſucht;
Ihr dann dreiſte Geſinnung zu leihn, und bethörende Schalkheit,
Gab er dem Hermes Befehl, dem beſtellenden Argoswürger.

Alſo Zeus; ſie aber gehorchten dem Könige.
Schleunig aus Erd' erſchuf der hinkende Künſtler Hephäſtos
Jungfraungleich ein edles Gebild, nach dem Rathe Kroniens.
Solche gürtete nun, und ſchmückte ſie, Pallas Athene.
Auch die Chariten ſchlangen umher, und die herrliche Peitho,
Ihr ein goldenes Buſengeſchmeid', und rings um die Scheitel,
Wanden die lockigen Horen den Kranz von Blumen des Frühlings.
Allen Schmuck um den Leib dann ordnete Pallas Athene.
Ihr auch legt' in die Bruſt der beſtellende Argoswürger
Sanft einnehmende Wort' und Lug und bethörende Schalkheit,
So wie Zeus ihm geboten, der Donnerer; redende Stimm' auch
Legete Hermes hinein. Und allbegabte Pandora
Ward ſie genannt, weil alle die Seligen auf dem Olympos
Eigene Gab' ihr beſcheert, zum Leid den erfindſamen Männern.

Als ſie den ſchlüpfrigen Trug, den ſchwervermiednen, gefertigt;
Sendete zum Epimetheus den rüſtigen Hermes der Vater,
Daß er der Götter Geſchenk hinführete. Doch Epimetheus
Dachte nicht mehr an das Wort des Prometheus, nie ein Geſchenk doch
Anzunehmen von Zeus dem Olympier, nein zu entſenden
Jegliches, eh' es vielleicht den Sterblichen würde zum Unheil.
Siehe, zuvor ja lebten die Stämm' erdbauender Menſchen
Fern den Leiden entrückt, und fern mühſeliger Arbeit,
Auch Krankheiten des Weh's, die Tod' herbringen den Männern;

Denn in dem Unglück pflegen die Sterblichen frühe zu altern.
Aber das Weib hob jetzo den mächtigen Deckel des Fasses,
Rüttelte dann, daß den Menschen hervorging Jammer und Trübsal.
Dort die Hoffnung allein, in dem unzerbrechlichen Hause,
Blieb inwendig dem Fasse zurück, tief unter der Mündung,
Und nicht flog sie heraus; denn zuvor schloß jene den Deckel
Nach Zeus heiligem Rathe, des donnernden Aegiserschütterers.

Zu S. 45. Indem ich das mir abhandengekommene Citat zu der Notiz, die Sage der Andreasinseln betreffend, vergebens suchte, fand ich dieselbe Sage vollständiger von den Pelewinseln erzählt in Hockies Reise (deutsche Ausgabe 1805 Einleitung S. XXIII). Diese Inseln liegen bekanntlich im Süden von Japan, östlich von den Philippinen. Die Sage lautet: die Göttin Lingobund schwebte schwanger in der Luft, senkte sich aber auf die damals noch ganz kahle Erde herab und gebar hier drei göttliche Kinder. Während ihrer Geburt aber entstanden zugleich die Pflanzen, Thiere und Menschen. Die Menschen waren anfangs noch dergestalt mondsüchtig, daß sie jederzeit mit abnehmendem Monde starben, mit zunehmendem Monde aber wieder auflebten.

Zu S. 61. Die Stelle bei Aristophanes lautet nach der Vossischen Uebersetzung:

Nur Chaos und Nacht und Erebos war Anfangs und des Tartaros Abgrund;
Nicht Erde, noch Luft, nicht Himmel auch war. In des Erebos ödem Bezirk nun
Da gebieret die schwarzumflügelte Nacht vom befruchtenden Winde das Urei,

Woraus in der Zeit umrollendem Lauf erſproß der begehrliche
Eros,
Der am Rücken mit zwei Goldfittigen glänzt ꝛc.

Zu S. 65. Ein italieniſches Sprüchwort lautet:

Amor, e tosse, e rogna,
Celar non ti bisogna.

Zu S. 68. Ueber die Flügel des Eros iſt noch nachzutragen, daß derſelbe keineswegs immer geflügelt, ſondern auch hin und wieder ohne Flügel erſcheint, z. B. bei Lippert (I. 754), bei Taſſie (N. 2509). Vergl. Gerhards antike Bildwerke (Text, erſte Lieferung S. 72). Ferner iſt zu bemerken, daß die Flügel des Eros bei den Dichtern insgemein golden, zuweilen auch Taubenflügel genannt werden, daß ihm aber auch Euripides (Hippol. 1270.) und Claudian (XXXI. 140) und häufig die Vaſen bunte Flügel geben. Bei Montfaucon kommt ein Eros vor, dem kleine Flügel am Kopfe ſitzen, wie der Meduſa. Geiſtvoll iſt die Auslegung, die Plato (Phädros 252) den Flügeln des Eros gibt: Sterblichen heißt Eros der Geflügelte, aber den unſterblichen Göttern heißt er Beflügler.

Eine ſehr phantaſtiſche Fabel vom Urſprung der erotiſchen Flügel hat uns Aelian in den Thiergeſchichten (XIV. 28.) aufbewahrt. Der Meergott Nereus hatte außer fünfzig ſchönen Töchtern, den berühmten Nereiden, auch einen Sohn, den Nireus, der alle Jünglinge in der Welt an Schönheit übertraf. Aphrodite ſelbſt verliebte ſich in ihn und wollte ihn mit ſich in den Olymp nehmen, zu welchem Behuf ſie ihm Flügel wachſen ließ. Aber der phlegmatiſche Jüngling

zog es vor, bei ſeinen Schweſtern zu Hauſe zu bleiben und aus Zorn verwandelte ihn die verſchmähte Göttin in eine Muſchel und gab ſeine Flügel dem kleinen Eros. In dieſer Mythe iſt vielleicht mehr ausgedrückt, als nur die Rache, welche feurige Liebe an träger Gemeinheit nimmt; es iſt vielleicht auch eine Erhebung der uraniſchen über die laſcive Venus gemeint, deren priapiſches Symbol bekanntlich die Schnecke iſt.

Aelian knüpft hier eine zweite Mythe an, wonach derſelbe Nerites ein Liebling Poſeidons, des Meergottes, geweſen, und von dem Sonnengott Helios aus Eiferſucht in eine Muſchel verwandelt worden ſeyn ſoll und von dem Anteros ſeinen Urſprung genommen habe.

Zu S. 73. Die Liebe iſt blind, wie das Glück; aber auch geblendet, wie die Mücke, die ſich in die Flamme ſtürzt, und der Sinne wie durch Zauberei beraubt, daß ſie nicht nur am einmal geliebten Gegenſtande keinen Fehler ſieht, ſondern ſich ſogar an Gegenſtände hängt, die Jedem andern häßlich und lächerlich erſcheinen. Am reizendſten aufgefaßt von Shakſpeare in der thörichten Liebe Titania's im Sommernachtstraum.

Zu S. 75. Die Alten kannten keinen weiblichen Eros, ſtellten aber in Myſterienbildern auf Vaſen den Eros oft doppelgeſchlechtig dar, oder wenigſtens, wenn auch männlichen Geſchlechts, doch mit weiblichem Kopfputz. Vergl. Gerhard und Panofka Neapels antike Bildwerke I. S. 118 und

286. Hierbei dachte man wohl an den älteſten Eros Protogenos oder Phanes. Ueber die als Büſten vorkommenden Hermeroten vergl. Böttiger kleine Schriften I. 161.

Zu S. 76. Auf einer Gemme bei Galeotti (Muſeum Odescalcum Tab. 12.) ſieht man einen Lorbeerbaum, auf dem ein Greif ſitzt, einen Schild vor ſich haltend (apolliniſche Symbole). Daneben rechts arbeitet ein Eros emſig an einem kleinen Amboß, links ſteht ein anderer Eros rüſtig da. Ein einen Helm ſchmiedender Eros kommt öfter auf Gemmen vor. Auf einer Gemme bei Stoſch (N. 693) hat ſich ein Eros in einer Falle gefangen, während ein andrer ihm ruhig zuſieht. Auf einer Camee des Herzogs von Grafton (Böttiger kl. Schriften II. 324.) fährt Eros als Wagenlenker den von zwei Pſychen gezogenen Wagen des Bacchus, während Anteros in das Rad greift und den Wagen gewaltſam zurückhalten will.

Unter allen Wettrennen der Eroten iſt das auf einem Basrelief in der Sammlung des römiſchen Capitol das wildbewegteſte und am geiſtreichſten ausgeführt. Pferde und Eroten ſtürzen übereinander in unaufhaltſamſter Eile. Viel mehr Figuren enthalten die Vaticaniſchen Basreliefs (V. 38 — 41 des Muſ. Pio-Clement.), wo eigentlich die Pferde die Hauptrolle ſpielen, daher man die Eroten nur als Genien des Circus erklärt hat.

Zu S. 86. Bei Horaz (Oden IV. 13. 6.) ruht Amor auf den Wangen einer ſchönen Sängerin.

Zu S. 94. Ein wie Triton die Muſchel blaſender Eros kommt auf einem Sarkophag im neapolitaniſchen Muſeum vor. Zwei auf einem Kahn fahrende Eroten, von vier Delphinen gezogen (eine maritime Quadriga) bei Bracci. — Ein mit halbem Leibe aus einer Schnecke vorragender auf dem Meere ſchiffender Eros, der den mit Winden angefüllten Sack des Aeolus an zwei Stricken zurückhält (Licetti hierogl. S. 402), bedeutet wohl nicht, wie der Erklärer glaubt, einen Beherrſcher der Elemente in kosmiſchem Sinne, ſondern einfach die mit Abſicht zaubernde Liebe. — Drei auf einer Muſchel ſchiffende Eroten auf einer Gemme in Borioni collect. 40. Venus auf einer Muſchel, getragen von zwei Tritonen, auf deren Schweifen je ein Eros ſteht, der eine mit einem Spiegel, der andere mit einer Schale. Monum. Matthaeiorum III. 2. Die Büſte einer Venus in einer Muſchel, getragen von einem kleinen Eros und geſtützt von zwei Meerkentauren. Daſelbſt III. 12.

Da Venus ſelbſt aus dem Meere ſtieg und alle Fruchtbarkeit auf Erden durch das feuchte Element bedingt iſt, ſo war auch der Fiſch ein überall bekanntes erotiſches Symbol. Daher dachten ſich die Alten auch unter den beiden Fiſchen im Thierkreis wieder nur Venus und Amor. Als nämlich Typhon die ganze Götterwelt in Schrecken verſetzte, verwandelten ſich Venus und Amor in Fiſche (Manilii astron. IV. 580). Anakreon beſingt in der 51ſten Ode die göttliche Aphrodite, wie ſie auf dem Meere fährt, umringt von Eroten, die auf Delphinen reiten, und von Fiſchen, die ſich zärtlich um ihre Glieder ſchmiegen. — Gar ſchön iſt ein Basrelief in Vanuti et Amaduzzi Monument. Matthaeiorum III. tab. 11. darſtellend den koloſſalen Kopf des Okeanos über das Meer erhoben und umringt von Delphinen, auf

denen Eroten reiten. Auch Pſyche fährt mit Delphinen, z. B. Borioni collect. 43.

Zu S. 96. Ein Eros, der auf einem Schwan reitend mit dem Dreizack nach einem Delphin ſticht, kommt vor auf einer Gemme im Mus. Cortonense Nr. 29. Einer, der auf einem Delphin reitend nach einem Krebſe ſticht, bei Stoſch Nr. 739.

Zu S. 112. Ein Basrelief bei Inghirami (IV. P. 2.) zeigt uns ebenfalls den Triumph des Eros und der Pſyche. Er iſt als Jüngling aufgefaßt. Vor ihm ſchwebt ein kleiner kindlicher Eros und überreicht den Liebenden eine Taube. Zu ihren Füßen neckt ein anderer ein Hündchen, dem er eine Traube vorenthält. Auf Pſyche's Seite ſteht ein Schwan, auf der des Eros ein Pfau. Von beiden Seiten kommen Genien mit Geſchenken, darunter auf Pſychens Seite zwei ihr ähnliche Weſen mit Schmetterlingsflügeln.

Zwei andere Bildchen bei Inghirami (VI. N.) wiederholen den Kuß. Auf dem einen iſt Eros ein Kind und Pſyche hat vier Augen auf jedem Flügel; auf dem andern (einem auch anderwärts vorkommenden Vaſenbilde) iſt Eros ein Jüngling mit ſehr langen Flügeln und wirft ſich in die Arme der ſitzenden Liebesgöttin. Eine der lieblichſten Darſtellungen des Kuſſes kommt vor in Buonarotti vetri antichi XXVIII. 3. Eros und Pſyche umarmen und küſſen ſich; neben ihm hängt ſein Köcher an einem Roſenſtock; neben ihr ſieht man einen Spiegel. Wieder anders iſt dieſe Idee aufgefaßt in einem Basrelief (Vanuti et Amaduzzi monu-

menta Matthaeiorum III. 15). Hier bilden die drei Grazien die Mitte und auf jeder Seite derſelben küßt ein Eros eine Pſyche. Man kann das innerſte Geheimniß der Grazie nicht reizender offenbaren.

Zu S. 113. Auf einer alten Gemme (Licetti hierogl. S. 3.) kommt ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln in einem Wagen vor, den zwei Lorbeerzweige in den Händen tragende Eroten ziehen. An eine männliche Pſyche iſt nicht zu denken. Auch die wunderliche Erklärung des Licetus gibt keinen guten Sinn. Er hält den Knaben mit Pſychefllügeln für den Amor rationalis, und die beiden ihn ziehenden für den Amor voluptuosus und heroicus, deren niedere Natur von ſeiner höhern geleitet wird. Wäre dieſe Erklärung richtig, ſo müßten die vorgeſpannten Eroten wohl eher demüthig oder unwillig, als freudig und mit Siegeslorbeern geſchmückt erſcheinen. Vielleicht iſt der pſychiſche Knabe ein Heſperos; wenigſtens kommt dieſer Genius des Abendſterns öfter mit Schmetterlingsflügeln vor. Vergl. Panofka's Terracotten S. 71. Dann würde die Gemme des Licetus den Triumph des Abends, der für die Liebe glücklichſten Zeit bedeuten.

Zu S. 114. Im Pflügen des Eros mit der Pſyche ſieht Böttiger (kl. Schriften II. 319.) ein Symbol der Zeugung, weil Plutarch (praecept. conjug. 42.) von der Athenern ſagt, ſie hätten drei Ackerfeſte gefeiert, das heiligſte aber in der Brautnacht.

Zu S. 117. Einen Eros, der den Bogen wegwirft und dagegen die Lyra ergreift, malte der berühmte griechische Maler Pausias (nach Pausanias IV. 25). Ein sehr edles Motiv.

Der älteste Eros Phanes oder Protogonos wurde vornehmlich von Plato und später von den Neuplatonikern als das ordnende Weltprincip aufgefaßt, Licht bringend in die Nacht des Chaos, Leben bringend in die Materie, Ordnung in die himmlischen Sphären und in die Reiche der irdischen Natur, Liebe, Sitte und Weisheit unter die Menschen. So denkt ihn Plato (im Symposion 188) als den Eros, welcher der uranischen Venus identisch ist, setzt demselben aber einen zweiten Eros entgegen, welcher der pandemischen Venus entspricht, und von dem alle Unordnung und Unsitte in die Welt kommt. Unter den Neuplatonikern hat Plotinus (Ennead. III. im 5ten Buch, Cap. 2.) jene Lehre Plato's commentirt. Man kann nun den so oft bei den Alten mit der Lyra vorkommenden Eros gewiß auf keine bessere Weise deuten, als wenn man in ihm den guten Eros des Plato erkennt.

Was Plato's bösen Eros anbelangt, so könnte man darunter einfach den Anteros verstehen; aber Anteros gehört überall, wo er vorkommt, dem engern Kreise zärtlicher Streitigkeiten, Nebenbuhlereien und Lästerungen an, und scheinen die Dichter und Künstler ihn nicht in Plato's großartigem philosophischem Sinne aufgefaßt zu haben. Plato selbst nähert sich hier auffallend der altpersischen Idee von einem guten und bösen Weltprincip, von Ormuzd und Ahriman, und sagt von seinem bösen Eros Dinge aus, die eher dem Ahriman zugeschrieben werden müssen, als sie irgend einem der griechischen Erzeugten angedichtet werden können, die alles Böse, was sie thun, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder vergüten. Plato's böser

Eros iſt der Vater aller Krankheiten, alles Mißwachſes, alles Unglücks, aller Laſter unter dem Monde, und ſtört, wo er kann, die Geſtirne, verdirbt das Thier- und Pflanzenreich ꝛc. In dieſem Sinn ſcheint er mehr perſiſch, als griechiſch, und gehört nur dem Plato an; während der gute Eros Protogonos, als Princip der Weltharmonie, allgemein in Hellas bekannt und anerkannt war.

Neben dieſem platoniſchen Dualismus findet ſich bei den Alexandrinern auch eine vielfach umgewandelte Dreieinigkeitslehre, in welcher der orphiſche Eros Phanes oder Protogonos die Hauptrolle ſpielt. Vergl. die treffliche Erörterung Zoëga's in deſſen Abhandlungen S. 211. Mich tiefer in dieſe Philoſophien einzulaſſen, würde dem äſthetiſchen Zweck, den ich hier verfolge, nicht angemeſſen ſeyn. Ein neues und ſehr poetiſches Motiv wäre zu gewinnen, wenn die Metis, die dort zuweilen dem Phanes (wie die Maja dem indiſchen Brahma und ſpäter noch Sophia dem gnoſtiſchen Gott, als Weisheit neben der ſchöpferiſchen Kraft) beigegeben wird, irgendwie auf die in ſo vielen Bildern mit dem Eros verbundene Pſyche bezogen werden könnte, was aber nicht der Fall iſt.

Zu S. 122. Auf einem Basrelief im römiſchen Capitol kommt ein Triumphzug der Eroten vor. Sie führen je auf einem beſondern Triumphwagen die Attribute des Hermes, Bacchus, Apollo ꝛc. Sehr ſchön ausgeführt. Zu den naivſten Triumphen der Eroten gehört der über die keuſche Luna. Auf einer Urne im Vatican ſieht man zwei Eroten den Wagen und die Pferde der Mondgöttin halten, während ſie abgeſtiegen iſt und dem ſchönen Schläfer zueilt. Aehn-

liche Darſtellungen findet man in Gerhards antiken Bildwerken. I. 37. und 40.

Zu S. 126. Eros wurde im Tempel zu Leuctra in Lakonien verehrt (Pauſanias III. 26.); auch von den Pariern am Helleſpont (IX. 27.), deßgleichen von den Kauniern (Heſychius). Die Myſterien des Eros ſcheinen, wie die bacchiſchen und mit denſelben verbunden, beſonders auf die Unſterblichkeitslehre Bezug genommen zu haben. Daher Eros und Pſyche ſo oft auf Sarkophagen und Grabdenkmälern mit bacchiſchen Symbolen verbunden ſind.

Die Perlenſchnur, die Eros zuweilen auf Vaſen um die Stirn trägt, kommt noch öfter bei Hermaphroditen vor und mag ihn als den Eros der Myſterien bezeichnen.

Zu S. 129. Die ſchönſte Darſtellung des von vier Eroten leicht gebundenen und geführten Löwen findet man unter den Moſaiken des capitoliniſchen Muſeums (IV. 19). Hinter dieſer Gruppe ſteht Herakles mit dem Spinnrocken. Vergl. Gorii dactyl. Zanetti 35. — Auf einer Gemme bei Stoſch (Winckelmann N. 661) zieht Eros einem Löwen, deſſen Haupt von einem Strahlennimbus umgeben iſt, einen Dorn aus dem Fuße. Auf einer Camee im neapolitaniſchen Muſeum reitet Venus auf dem Löwen und wird von Eros geführt.

Zu S. 130. Eroten, die auf Kentauren reiten, kommen zuweilen in bacchiſchen Zügen und auf Grabmälern

vor, z. B. auf den, von Leſſing in ſeiner Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet? mitgetheilten. Ein Eros reitet auf einem männlichen Kentaur, welcher die Lyra, und ein andrer (der auch für eine Pſyche gehalten worden iſt) auf einem weiblichen Kentaur, welcher die doppelte Fidte bläet. Welche Bedeutung den Kentauren im Todtencultus eigentlich zukommt, iſt noch nicht gehörig ermittelt. Leſſing geht davon aus, daß die Kentauren Nachbarn der Unterwelt ſeyen. Creuzer (Symbolik 2te Auflage Theil II. S. 251.) faßt den Gegenſatz der Kentauren gegen den Herakles und gegen Löwen und Stiere als bekannte Sonnenſymbole auf. Erwägt man, daß das herbſtliche Zeichen des Schützen ſowohl bei den Griechen, als auch auf einem ägyptiſchen Wandbilde bei Denon ein Kentaur iſt, ſo ſcheint er die Nähe des Winters, und auch in dieſer Beziehung des Todes, der Unterwelt zu bezeichnen. Uebrigens ſtehn die Kentauren zu Tod und Gräbern immer nur in einem mittelbaren Verhältniß, ſofern ſie ein integrirender Theil des bacchiſchen Gefolges ſind. Die bacchiſchen Scenen aber auf Sarkophagen und Grabdenkmälern erklären ſich aus dem Opfertode des Dionyſos, des jährlich ſterbenden Naturgottes. Auch auf einem Basrelief im Vatican (Mus. Pio-Clement. IV. 25.) kommen zwei Kentauren vor zur Rechten und Linken zweier in der Mitte ſtehenden Eroten, die einen großen Schmetterling über der Flamme ihrer zwei zuſammengelegten Fackeln halten.

Zu S. 131. Oefters kommt Eros auf Gemmen mit einem Hunde vor, dem Sinnbild der Treue, zumal der ehelichen, wenn man nicht an die Beziehung auf die Jagd denken will. Eros führt einen Hund, liebkost einen Hund.

Unter Correggio's Wandgemälden im Nonnenkloſter St. Paolo in Parma kommt auch ein kleiner Eros vor, welcher der Diana einen Hirſchkopf, vielleicht den des Akteon überreicht. Von der Hagen Briefe in die Heimath Theil II. S. 37.

Haug gibt in einem artigen Sinngedicht dem Amor zwei Schlüſſel, einen, um den Mund zu verſchließen, den andern, um das Herz aufzuſchließen.

Zu S. 132. Wohl die ſchönſten Gruppen kelternder Eroten ſind die auf einem Vaticaniſchen Sarkophage. (Mus. Pio-Clem. VII. tab. 12. und 13.)

Zu S. 134. Die bacchiſchen Eroten haben mehr oder weniger Uebereinſtimmung mit den Faunen, Satyrn, Panen, und nur Silen leidet ſeines Alters wegen keine ſolche Beziehung. Faunesk könnte man den Eros mit der Doppelflöte nennen, wie er z. B. im Wiener Gemmencabinet (bei Ekhel. N. 29.) einer nachdenklich dahinſitzenden Pſyche luſtig und verführeriſch vorbläst. Satyresk könnte man die Eroten nennen, die mit ſpitzen Ohren vorkommen, z. B. bei Zoega Bass II. 88. Panesk darf Eros genannt werden, wenn er die ſiebenfache Panesflöte bläst. Auf Gemmen in Florenz ſehen wir einen Wettſtreit zweier Eroten, von denen einer auf der Lyra ſpielt, der andere die Panesflöte bläst. Sie bedeuten entweder den Gegenſatz zwiſchen dem apolloniſchen und bacchiſchen Kreiſe, der zugleich der Gegenſatz zwiſchen himmliſcher und irdiſcher Liebe oder zwiſchen der Venus Urania und Pandemos iſt; oder ſie entſprechen einander in einer kosmiſchen Bedeutung, inſofern ſowohl die ſiebenſaitige Lyra als die ſieben-

rohrige Pansflöte die Harmonie der Sphären bezeichnet. Mus. Florentinum I. tab. 81. N. 1. II. 10. 2. — Wie es ferner unter den Satyrn zwei Hauptclaſſen gibt, die man mit dem Namen Oinos und Komos bezeichnet, je nachdem die einen vorzugsweiſe trinken, die andern tanzen und ſcherzen, ſo iſt dieſer Unterſchied vielleicht auch bei den traubenbekränzten und trinkenden Eroten einerſeits und bei den tanzenden und thyrſusſchwingenden andrerſeits wiederzuerkennen. Und könnte demnach der ſinnige und epheubekränzte Eros auch noch eine entfernte Beziehung auf den Silen zulaſſen.

Dieſe Nuancirungen haben aber erſt die ſpätern Künſtler auf Basreliefs, Vasen, Gemmen ꝛc. ausgebildet. Platon unterſcheidet (in ſeinem Sympoſion 181.) nur ſehr einfach einen der Urania entſprechenden ſittlichen und einen der Aphrodite Pandemos entſprechenden unſittlichen Eros.

Pyche kommt mit dem bacchiſchen Kreiſe nur in entfernte und zarte Berührung. Ein Eros mit dem Thyrſus neben Pychen findet ſich bei Buonarotti, 382. Eine ſelbſt den Thyrſus ſchwingende Pyche bei Lippert I. 812.

Zu S. 136. Ein gar lieblicher Amor, der ein unter ihm ächzendes und ſich ſchwer emporarbeitendes Schwein niederdrückt, kommt vor auf einer Gemme bei Worlidge. — Die ſchönen vaticaniſchen Eber, mit denen Eros fährt, werden vom Erklärer im Mus. Pio-Clementino (IV. zu tab. 12.) im Sinn des Virgiliſchen: Amor omnibus idem gedeutet (Georg. III. 244.)

Zu S. 141. In einem der geiſtreichſten ſpaniſchen Luſtſpiele Don Gil von Tirſo de Molina (überſetzt von Dehrn) kommt folgendes niedliche Liedchen vor:

Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein ſchönes Kind,
Ihre Wünſche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eiferſucht
Wirft der Gott den Waizen hier:
Eiferſucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinſte Gries.
Die Gedanken ſind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und ſie hört ein kleines Lied:
„Plätſchern werfen dieſe Waſſer,
Geht vorbei mein artig Lied,
Singen, ſpringen, ſchimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Neſtern
Nach den Myrtenbäumchen ringe,
Picken, rücken, ſchnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh böſen Argwohns
Scheut und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall wo das ſich einſtellt,
Iſt die Hoffnung nur gering.“
Da ſie nun aus Waſſermangel
Still die Mühle ſtehen ſieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben iſt:
„Müllerchen, was mahlſt du nicht?“
„„Weil mir das Hornvieh das Waſſer entzieht.““
Sah ſie Amorn weiß von Mehlſtaub,
Wie er mahlt den freien Sinn

Aller Herzen, die er peinigt,
Und ſo ſang die Maid zu ihm:
„Amor, du Müller und Weißmacher!“
„Bin ich's, ſo lauf, ſonſt vermahl' ich Dich!“

Zu S. 152. Ein ſehr glückliches Motiv liegt in dem ſogenannten Cupido Statuarius, der an der Büſte eines alten etwas ſatiriſchen Mannes meißelt. Mus. Flor. I tab. 78. N. 6.

Der antike Erotenhandel iſt mehrfach abgebildet, (zuletzt in Herculanum und Pompeji Hamburg 1841. Malereien II. N. 19). Dieſes alte Bild iſt nicht ſo ausgeführt, wie das moderne von Thorwaldſen, und es iſt darin eine ganz andere Grundidee ausgedrückt. Wie nämlich Thorwaldſen die Liebe in ihrer Beziehung zu den verſchiedenen Altersſtufen darſtellte, ſo wollte der antike Bildner die Wählerei der Liebe bezeichnen. Die Ausleger dieſes Bildes haben es, wie mich bedünkt, viel zu gelehrt zu erklären verſucht. Vergleiche Gerhard und Panofka I. S. 425. Mag auch die Verkäuferin der Eroten Penia (die Armuth und Mutter des Eros) ſeyn, ſo gehn die Akademiker doch wahrſcheinlich zu weit, wenn ſie in den beiden weiblichen Geſtalten, denen jene die geflügelten Kinder aus dem offenen Käfig anbietet, die Venus und Pitho und in den erſtern ſelbſt die erotiſche Dreieinigkeit Eros, Pothos und Himeros ſehen wollen. Wozu einem einfachen und durch ſich ſelbſt hinlänglich verſtändlichen Bildchen einen ſo geſuchten mythologiſchen Sinn unterlegen? Auch Gerhards und Panofka's Auslegung ſcheint noch zu künſtlich, da ſie in der weiblichen Hauptfigur die Venus, in der hinter ihr ſtehenden und in der Verkäuferin aber Grazien ſehen, die der Venus beiſtehen und ſie mit

den Eroten gleichsam „aufrüsten“ wollen. Die junge Frau betrachtet die ihr dargebotenen Eroten viel zu ernst und mit einem Ausdruck von Theilnahme und zugleich von Zweifel, daß man sich dabei wohl kaum etwas anderes denken kann, als: sie wählt. Ein sehr natürliches und einfaches Motiv. Die Wahl unter mehrern Liebhabern ist den Schönen immer angenehm, aber schwer. Der Bildner dachte hier wohl nicht an irgend eine Göttin, er wollte nur ein sehr allgemeines, die Herzensangelegenheiten des schönen Geschlechts betreffendes Thema sinnig andeuten. Ein Eros steht schon neben der Wählerinn, aber sie achtet seiner nicht: ein zweiter wird ihr eben dargereicht, aber auch ihn scheint sie weniger zu beachten, als den letzten, der sich noch verschämt tief unten im Korbe versteckt.

Zu S. 153. In einer griechischen Dichtung, deren Citat ich im Augenblick nicht finde, verwechseln der Tod und Eros ihre Waffen. Dann heißt es sehr schön, wie der Jüngling sterben muß und der Greis sich verliebt, wie der Tod das Brautbett schmückt und Eros das Grab.

In der Todtenfeier des Adonis von Bion heißt es (nach der Vossischen Uebersetzung):

Schaue den zarten Adonis, gestreckt auf Purpurgewanden.
Ringsher weinen um ihn und seufzen empor die Eroten,
All um Adonis geschoren das Haar: der stampft die Pfeile,
Der sein krummes Geschoß, der bricht den gespannten Köcher,
Dieser löst dem Adonis die Schuh', ein anderer bringet
Wasser im goldnen Geschirr, und ein anderer wäscht ihm den Schenkel,
Jener zum Haupt ihm fächelt mit der flüchtige Wehn den Adonis.

In der Klage um den Dichter Tibull läßt Ovid den Amor ebenfalls trauern, aber mit Uebertreibung. Der Kleine zerſchlägt ſich die Bruſt und weint, daß er faſt in Thränen erſtickt.

Zu S. 182. Des Kampfes der Bienen mit den Phalänen gedenkt Aelian in den Thiergeſchichten I. 58. Derſelbe ſagt daſelbſt, daß nicht nur üble Gerüche, ſondern auch künſtliche Wohlgerüche den Bienen zuwider ſeyen.

Zu S. 184. Konrad von Megenberg ſagt im Buch der Natur (gedruckt 1475), der Honig ſey am beſten, wenn man ihn im Vollmond ausnehme, was mit den Beziehungen der Biene zur Mondgöttin und Weltmutter übereinſtimmt. Derſelbe citirt aus Michael von Schottenland, in fruchtbaren und blumenreichen Jahren ſammelten die Bienen ſo emſig und reichlich Honig ein, daß ſie darüber vergäßen, Junge zu erzeugen, wodurch denn der Stock, trotz alles Honigreichthums, zu Grunde ginge. Uebrigens tritt er, indem er aus Ariſtoteles anführt, die alten Bienen bereiteten viel ſüßern Honig, als die jungen. Ariſtoteles ſagt in ſeiner Thiergeſchichte (IX. 21.) im Gegentheil, der Honig aus jungen Stöcken ſey der beſſere.

Zu S. 188. In Griechenland begegnet man einſamen Häuſen, worin im Halbkreis Bienenkörbe aufgeſtellt ſind, nur von Hunden bewacht. Brandts Mittheilungen I. 146.

Zu S. 191. Am Gambia bereiten die Neger den Bienen ihre Stöcke aus hohlen Palmbäumen. Die Bienen ſollen eine Abneigung gegen die Citronenbäume haben, aber vorzugsweiſe gern rothe Blumen aufſuchen. Winterbottom's Sierra Leona. Deutſche Ausgabe S. 101. — Herr von Uffenbach ſah in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem Garten bei Amſterdam eine Statue der Flora, in deren Innerm ſich ein Bienenſtock befand. Eine ächt holländiſche, doch anmuthige Allegorie. U. Reiſen. II. S. 415.

Zu S. 193. An einer farneſiſchen Statue der epheſiſchen Diana ſind ſeitwärts zwei Bienen abgebildet Menetrejus tab. 59.

Zu S. 195. Unter Bellori's Münzen, die ſich auf die Bienen beziehen, iſt auf tab. VII. ein Siegelring abgebildet mit einer Biene, deren Kopf die Sonne ſelbſt iſt.

Zu S. 206. Bellori hat unter den von ihm geſammelten Bienenſymbolen tab. VII. aus der Barberiniſchen Daktyliothek eine Gemme abbilden laſſen, welche den Eros auf einem Kruge über Waſſer fahrend darſtellt. Ein oft bei den Alten wiederkehrendes Bild. Hier aber iſt auf dem Kruge noch eine Biene dargeſtellt, als Verkündigerin der Wiedergeburt, zu welcher die in dem Kruge bewahrte Aſche beſtimmt iſt.

Zu S. 214. Auch der oben erwähnte Konrad von Megenberg beſchreibt den Bienenſtaat ſehr anziehend. Bei

ihm heißt die Bienenkönigin der Kaiſer oder der Weiſer (wo bei man an wiſſen oder weiſe denken kann). Wenn er ausfliegt, fliegen die Bienen im dichten Gedräng um ihn her, doch ohne ihn mit ihren Flügeln auch nur leiſe zu berühren. Wenn die jungen Prinzen geboren ſind, laſſen die Bienen nur einen leben und tödten die andern, um Thronſtreitigkeiten zu verhüten ꝛc.

Nicht minder ausführlich ſind die Bienen von Phile (de animalium proprietate) in griechiſchen Jamben geprieſen worden, doch hat dieſer Hofpoet ſelten einen originalen Gedanken.

Zu S. 215. Auch dem Gelon wurde die Königswürde durch Bienen angezeigt. Juſtinus XXII. 4.

Die epheſiſchen und andere **Münzen** von Colonialſtädten, auf denen **Bienen** vorkommen, ſind geſammelt und abgebildet von Belleri. Neben der Biene zeigen die Münzen von Epheſus noch einen Hirſch, zuweilen auch eine Palme; die von Delphi einen Ziegenkopf; die von Meſſana einen Haſen; die von Dyrrhachium eine ſäugende Kuh; die von Neapel einen Stier mit bärtigem Menſchenkopf: die von Metapont eine Aehre. Auf einer arkadiſchen Münze kommt neben der Biene vor ein Adler, auf einer tauromenitaniſchen ein Dreifuß, auf einer ſyrakuſaniſchen eine Quadriga, auf einer römiſchen des L. Papius eine Juno Capretina mit dem Ziegenfell als Helm.

Zu S. 219. Um eine zwiſchen drei Aehren in ein Getreidfeld geworfene Hoſtie bauten die Bienen eine zierliche

Monstranz. Elsässer Sagenbuch von Stöber S. 86. Einer Frau, die eine Hostie in ihre Bienenkörbe that, damit sie besser gedeihen möchten, und die dann staunend ein Sanctuarium erblickte, welches die Bienen aus Wachs um die Hostie gebaut hatten, erwähnt Cäsarius von Heisterbach (hist. memor. IX. de eucharistia cap. 8.) — Eine sehr eigenthümliche und schöne psychische Bedeutung in der christlichen Poesie ist der Biene durch das Herrnhuter Gesangbuch gegeben worden. Da heißt es:

Du grüner Zweig, du edler Reis,
Du honigreiche Blüthe,
Du aufgethanes Paradeis,
Gewähr mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde seyn.

Ach, ach, wie süß ist dieser Thau,
Wie lieblich meiner Seele,
Wie gut ist's seyn auf solcher Au
Und solcher Blumenhöhle.
Laß mich doch stets ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde seyn ꝛc.

Ausgabe von 1741. S. 84. Auf S. 99. heißt es noch einmal:

O Herr Jesu, gib mir Gaben,
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Rosen deiner Wunden,
Daß ich deins Bluts Honigseim
Trag in meinm Mund und Herzen heim.

Zu S. 252. Bei Ariſtophanes trägt Iris einen arkadiſchen Sonnenhut, deſſen bunter Rand der Regenbogen iſt, als Parodie einer ähnlichen Erſcheinung der Iris in einem verlornen Drama des Sophokles, wie der Scholiaſt zu dieſer Stelle des Ariſtophanes (Vögel. 1203) berichtet.

Zu S. 253. Wie wenig Mercur und Iris als Führer der Seelen einander ausſchließen, erhellt aus einem von Millin (galerie mythol. N. 462.) mitgetheilten antiken Bilde, welches die Entführung des Hercules in den Olymp darſtellt. Hercules ſitzt neben der Iris auf ihrem Wagen, welchem Merkur voranſchreitet. Etwas ganz ähnliches ſehen wir auf einem Vaſenbilde bei Dubois (im zweiten Theile p. 38). Hier iſt die Erwerbung des kleinen Aſtyanax dargeſtellt. Er liegt todt in den Armen ſeiner Mutter Andromache. Von eben her aber naht ſich, um ſeine Seele abzuholen, Hermes zu Fuß und gleich hinter ihm Iris auf einem Wagen von vier weißen Pferden gezogen. Gewiß eine ſehr liebliche Apotheoſe des Knaben, den uns Homer mit ſo unübertrefflichem Reiz in Hektors Abſchied geſchildert hat. Iris trägt hier lange Vogelflügel, aber als Andeutung des Regenbogens einen Nimbus von zwei Kreiſen um das Haupt. — Ohne Mercur, aber mit deſſen Attribut, dem Caducens (Schlangenſtab) erſcheint Iris unter andern bei Inghirami (VI. L.); bei Tiſchbein (Vaſen IV. tab. 11).

Zu S. 265. Für die poetiſche Idee Rückerts findet ſich ſchon ein Vorgang im claſſiſchen Alterthum. In Mil-

lingen's monuments (Vaſen p. 10.) kommt eine Umarmung des Peleus und der Thetis vor, und über dieſer zärtlichen Gruppe wölbt ſich ein Regenbogen.

Zu S. 270. Konrad von Megenberg glaubt, die Reihenfolge der Farben im Regenbogen ſey durch die Schwere bedingt, der leichtere Waſſerdunſt bilde oben die hellere oder die rothe, der ſchwerere unten die dunklere oder die blaue Farbe. Vincenz von Beauvais nimmt in ſeinem Spiegel der Natur (IV. c. 74.) vier Hauptfarben an nach den Elementen, aus denen ſie gleichſam durch den Sonnenſtrahl ausgezogen werden: Radius Solis de coelo igneum, de aqua purpureum, de aëre hyacinthinum, de terra colorem gramineum trahit. Vincenz enthält in den folgenden Capiteln noch einen Schatz von antiken und mittelalterlichen, ſinnigen und unſinnigen Erklärungen der Natur des Regenbogens, die ich aber hier nur erwähnen, nicht wiedergeben will, weil aus ihnen für Symbolik und Mythologie kein Gewinn zu ziehen iſt.

Berichtigungen.

Seite	7	Zeile	10	von unten	lies: Mann statt Mann.
„	15	„	5	„ „	l. zwischen ſt. mit.
„	18	„	11	von oben	l. aſiatiſchen.
„	18	„	18	„ „	l. habe.
„	16	„	4	von unten	l. berielbe
„	21	„	13	„ „	l. den der.
„	32	„	14	von oben	l. habe Abraham.
„	111	„	7	„ „	l. Guckkaſten.
„	153	„	9	von unten	l. Flügel.
„	155	„	3	„ „	l an ſtatt von.
„	160	„	9	von oben	l. koniſche.
„	207	„	16	„ „	l. Herodot.
„	240	„	1	„ „	l. Loubi.

Deutſchlands

auswärtige Politik

von

Wolfgang Menzel.

(Aus der Deutſchen Vierteljahrsſchrift beſonders abgedruckt.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1848.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Als im Jahr 1815 die neue Ordnung der Dinge auf dem Congreß zu Wien begründet worden war, äußerte ſich der Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in ſeiner Anſprache an den Congreß zu Washington, die Politik der europäiſchen Mächte, welche bis dahin gegen das einſeitige Uebergewicht Frankreichs gerichtet geweſen, ſey von nun an gegen die Gefahr gerichtet, die in der Idee der deutſchen Einheit aufgetaucht ſey. „Die Niederhaltung der Kräfte, die in Deutſchland ſchlummern, iſt die Aufgabe einer gemeinſamen und entſchloſſenen Politik.“

Er hatte ſehr Recht. Man braucht auch nicht lange nach den Gründen zu ſuchen, aus welchen die Mächte, die auf dem Wiener Congreß vertreten waren, jene Politik einſchlugen. Das Ausland berechnete die Stärke, zu der Deutſchland gedeihen müßte, wenn es einig wäre; und man erinnerte ſich der großen Zeiten in denen Deutſchland wirklich einig war und Europa Geſetze gab, ſtatt ſie von ihm zu empfangen. Frankreich insbeſondere mußte fürchten, Elſaß und Lothringen wieder zu verlieren und zu einem Staate zweiten Ranges herabzuſinken, wenn das heilige Reich deutſcher Nation erneuert würde. England mußte den Aufſchwung unſerer Induſtrie und unſeres Handels fürchten. Rußland mußte für alle ſeine weſtlichen Eroberungen zittern,

wenn die Bedingung, unter der allein es sie gemacht hatte, nämlich die Uneinigkeit der Deutschen und das getheilte Interesse Oesterreichs und Preußens verschwand und eine große und mächtige deutsche Nation als natürliche Protektorin der Skandinavier, Finnen, Polen und Wallachen plötzlich in stolzer Rüstung vor ihm stand. Sie wußten es alle wohl, die Großbotschafter des Auslands, welche die Wiener Verträge unterzeichneten, daß ihre Aufgabe keine andere war, als die der Präsident der Vereinigten Staaten ihnen zuschrieb. Sie wußten, daß sie mit ihren Petschaften einen Geist versiegelten, der, wenn er je erlöst würde, ihrer aller mächtig werden würde.

Dem Ausland aber leistete der deutsche Fürstenbund in jenen verhängnißvollen Tagen des Congresses bereitwilligen Beistand bei dem Werke, das Einheitsbestreben im deutschen Volke zu unterdrücken. Es war begreiflich, daß sie sich vor einer Einheit fürchteten, durch welche ihr bisheriges Ansehen nothwendig geschwächt, wo nicht gänzlich vernichtet werden mußte. Sie schufen daher, um eine wahre Vereinigung der Nation zu verhindern, das Trugbild einer Vereinigung im Bundestage, den das Ausland wieder seinerseits mit aufrichtigster Bereitwilligkeit garantirte.

In der „gemeinsamen und entschlossenen Politik," das deutsche Volk nicht zu seiner wahren Einheit gelangen zu lassen, liegt das ganze Geheimniß des bisherigen europäischen Friedens. Die friedlichen Gesinnungen, welche die auswärtigen Mächte Deutschland bisher bewahrt haben, hängen aufs innigste mit dem Dienste zusammen, welchen der bisherige deutsche Bundestag oder Fürstenbund dem Ausland leistete, sofern er die wahre Einheit der Deutschen verhinderte. Von dem Augenblick an, in welchem durch eine Erhebung des Gesammtvolks die deutschen Fürsten gezwungen worden, jenem Dienste des Auslands zu entsagen, muß folgerecht die bisher den Fürsten geltende freundliche Gesinnung des Auslands in eine dem Gesammtvolk feindliche verwandelt worden seyn. Nur in dem Maaß kann jene Freundschaft noch bestehen, als das Ausland hofft, die deutschen Fürsten werden im Stande seyn, das Einheitsbestreben der Deutschen, wie weit es scheinbar auch schon gediehen ist, dennoch wieder zu überwältigen.

Versetzen wir uns in die Lage der auswärtigen Mächte und erwägen wir ihr Interesse. Mit welchem Gefühl müssen sie ein

Werk mißlingen ſehen, an dem ſie ſeit drei und dreißig Jahren gearbeitet? Wie muß ihnen zu Muthe ſeyn, indem die von der Cenſur zerfolterte und ſecirte, von der Polizei und Criminaljuſtiz eingekerkerte, begrabene und achtunddreißigfach verſiegelte Idee der deutſchen Einheit nun dennoch das Steingewölbe, die Ketten und die Siegel bricht? Sie haben ſo oft in inſtinktiver Scheu ſelbſt in der Zeit, in der ſie uns am tiefſten verachteten, von dem Myſtiſchen, Geheimnißvollen im deutſchen Naturell geredet. Gewiß, es ahnten ihnen Wunder der Geſchichte, die in den nächſten Jahrzehnten auf deutſcher Erde geſchehen könnten. Sie können unmöglich glauben, wir würden uns mit was Geringerem begnügen, als mit der centralen Stellung, die wir im Mittelalter in Europas Herzen eingenommen haben. Sie erinnern ſich, daß wir ihre verjährten Gläubiger ſind, daß wir alte Schulden einzutreiben haben und eintreiben werden, ſobald wir ſtark genug geworden ſind. Es kann ihnen nimmermehr wohl ſeyn bei dieſer deutſchen Einheit.

Allein abgeſehen davon, daß Einige, zumal Frankreich, mit ſich ſelbſt genug zu thun haben, handeln ſie klug, indem ſie ſich nicht übereilen. Sie wiſſen wohl, wenn der junge Herkules in der deutſchen Wiege auch ſchon die Schlangen erdrückt, iſt er doch noch nicht ſtark genug, die zwölf Arbeiten zu vollbringen. Deutſchland iſt noch nicht im Fall, offenſiv verfahren zu können. Sie verlieren alſo noch keine Zeit. Ja es würde, während wir noch die Flitterwochen der Einheit feiern, unklug ſeyn, uns zu ſtören, weil jeder Angriff von außen nur zur Folge haben müßte, uns inniger zu vereinigen. Ueberläßt man uns dagegen uns ſelbſt, ſo kann man nicht mit Unwahrſcheinlichkeit auf einen Moment rechnen, in welchem die innern Gegenſätze in Deutſchland wider einander in offenen Kampf gerathen. Namentlich kann das Ausland mit gutem Fuge noch zuwarten, ſo lange der feſte Anſchluß Oeſterreichs und Preußens an die deutſche Centralgewalt noch in Frage ſteht. Das Ausland wartet um ſo lieber, als es ſogar die Hoffnung hegt, beim Ausbruch des Bürgerkriegs in Deutſchland werde die eine oder andere Minorität die Hülfe des Auslands herbeirufen und die fremde Intervention rechtfertigen, ſey es daß beeinträchtigte Fürſten ſich dahin, oder die geſchlagenen Republikaner ſich dorthin wenden.

So lange das Ausland noch solche Hoffnungen hegt, kann es auch seine feindliche Absicht, unsere Einheit zu verhindern, noch mit verhältnißmäßig geringen Mitteln zu erreichen hoffen. Wenn aber diese Voraussetzungen trügen, so würden seine Besorgnisse wachsen und es würde sich zu einer förmlichen Coalition gegen uns entschließen.

Dieß ist es, was Deutschland vom Auslande zu erwarten hat, entweder die bewaffnete Intervention zu Gunsten einer Partei im deutschen Bürgerkrieg, wie weiland im dreißigjährigen Kriege, oder eine europäische Coalition gegen die aufstrebende Macht Deutschlands im größten Styl, gleich der Coalition gegen Napoleon.

Unter diesen Umständen erscheint eine umsichtige Erwägung aller unserer Verhältnisse zum Ausland am Platze. Indem wir annehmen müssen, daß die Hauptmächte Europas uns entschieden feindselig sind, weil das Aufkommen unserer Macht sie in ihrer Gewohnheit stört und ihre Zukunft durch unsere Concurrenz gefährdet, müssen wir um so scharfsichtiger zwischen ihnen unterscheiden, von der Eifersucht, die unter ihnen selbst besteht, Vortheil zu ziehen suchen und uns nach den natürlichen Bundesgenossen umsehen, die wir, wenn nicht bei den großen Mächten, doch vielleicht bei den kleinen finden werden.

Nichts beweist die bisherige elende Besorgung unserer auswärtigen Angelegenheiten klarer, als die Thatsachen, die uns bei dieser Umschau entgegentreten. Unser natürlichster Verbündeter gegen Frankreich war von jeher Spanien. In welcher Beziehung stand aber zuletzt die deutsche Politik zu Spanien? Die diplomatischen Verhältnisse mit diesem Lande waren von deutscher Seite völlig abgebrochen und zwar ausschließlich zu Gunsten der französischen Politik. Unser natürlichster Verbündeter gegen England war von jeher Holland. Aber man hatte es dahin kommen lassen, daß Holland im Dienste Englands unserer deutschen Handelspolitik am wehesten that. Unser natürlichster Verbündeter gegen Rußland war von jeher Skandinavien. Aber man hatte sich mit diesem selbst zum Ergötzen Rußlands in Krieg verwickeln lassen. Unser natürlichster Bundesgenosse gegen Rußland ist ferner Ungarn, und wenn dieses Land uns nothgedrungen im eigenen Interesse treu bleibt, so war dies

wenigſtens nicht das Verdienſt der bisherigen Metternichſchen Politik. Ja es gibt heute noch deutſche Politiker, welche die Magyaren aufzuopfern beſinnungslos genug ſind.

Die Verſündigungen der bisherigen deutſchen Fürſtenpolitik in Bezug auf die Vernachläſſigung unſerer natürlichen Verbündeten kommt nichts gleich, als die Verſündigung der jetzt ſich geltend machenden Partei der äußerſten Linken in Bezug auf die Entfremdung und den Abfall der uns unterworfenen polniſchen und italieniſchen Provinzen. Während nämlich jene alte Fürſtenpolitik uns unſere beſten Freunde von außen entzog, hetzt die Linke innerhalb unſeres Gebietes ſelbſt Feinde gegen uns auf. Der Fünfzigerausſchuß hat ſich fremder Nationalitäten auf Koſten der Deutſchen ſelbſt angenommen. Im Schooße der Nationalverſammlung ertönten Wünſche zu Gunſten der Italiener und zum Verderben Radetzky's. Die preußiſche Regierung ließ ſich durch das Geſchrei einer deutſchen Partei zu dem übereilten Schritte fortreißen, das Großherzogthum Poſen zu halbiren und dadurch gerade den wichtigſten Theil deſſelben dem deutſchen Einfluß zu entziehen.

Es iſt ſehr viel gefehlt, hier ſehr viel verſäumt, dort ſehr viel übereilt worden. So lange uns nun das Ausland noch Zeit läßt und wir ſelbſt nicht über dem Bürgerkriege den Verſtand verlieren, der uns in der auswärtigen Politik leiten ſollte, können wir nichts nützlicheres thun, als uns auf die kommenden Gefahren von außen vor allem durch die umfaſſendſte Kriegsrüſtung, zugleich aber auch durch rückſichtsloſe Prüfung unſerer Stellung zum übrigen Europa vorzubereiten. Einen Beitrag zu dieſer Prüfung will ich in folgenden Erörterungen geben.

I. Die däniſche Frage.

Dänemark iſt unſer natürlicher Bundesgenoſſe gegen die maritime Tyrannei Englands, und in dem Maaße, in welchem ſich Dänemark an Norwegen und Schweden anſchließt und ſich mit demſelben in der ſkandinaviſchen Gemeinſchaft verbunden fühlt, iſt es unſer natürlicher Bundesgenoſſe auch gegen die Uebergriffe Rußlands; denn Rußland ſtrebt nach der Alleinherrſchaft in der Oſtſee und nach den Schlüſſeln derſelben im Sunde.

Schon hat es Finnland, schon hat es das ehemals schwedische Esthland und Liefland, es wird in dieser Richtung immer weiter greifen, bis die natürliche Rückwirkung der Skandinavier ihm vielleicht das alles und selbst Ingermannland wieder abnimmt und es auf die Grenze von Nowgorod zurückwirft. Eine Rückwirkung dieser glorreichen Art könnte Skandinavien aber nur im Bunde mit Deutschland gelingen. Es ist nun nicht zu rechtfertigen, daß sich Dänemark und Deutschland in ihrem Handelsinteresse schaden im Angesicht des über beide hohnlachenden England; und eben so wenig, daß sie einander mit Waffen bekriegen, welche sie besser beide gemeinschaftlich gegen Rußland führen würden.

Dieser höheren Rücksicht müßte von rechtswegen jede minder bedeutende Streitfrage untergeordnet werden. Im Interesse der Skandinavier, wie der Deutschen liegt es, gegen England und Rußland zusammenzuhalten und jeden Streit unter sich zu vermeiden oder alsbald wieder friedlich auszugleichen. Es ist wahr, das kleine Dänemark hat uns empfindlich gekränkt, aber gerade weil wir die Stärkern sind, sollten wir die Sache nicht so sehr auf Ambition nehmen. Wir sollten zu Billigem bereit seyn, wenn aber Dänemark eigensinnig bleibt, sollte Schweden im wohlverstandenen Interesse ganz Skandinaviens die Vermittlung übernehmen.

Schweden kann keinen Augenblick darüber im Zweifel seyn, daß es seine kräftigste Stütze in Deutschland zu suchen hat, während sein gefährlichster Feind immer Rußland bleibt. So lange Deutschland getheilt und zu jeder Offensive unfähig war, handelte Schweden allerdings klug sich Rußland zu fügen. Aber mit welcher Bitterkeit mag es sich gefügt haben! Man denke sich das einst so stolze Schweden in der Antichambre des Czaren, der gleichwohl hinter der Gnadenmiene etwas verbirgt, vor dem Schweden beständig zittern muß. Anstatt das ihm auf so unverantwortliche Art geraubte Finnland wiederfordern zu dürfen, muß Schweden stets in Angst seyn, ob ihm nicht noch mehr werde geraubt werden? Aus dieser für den alten Ruhm des Landes so demüthigen, eines kriegerischen Volkes so unwürdigen Unsicherheit und Schwachheit muß Schweden sich früher oder später wieder erheben in offener Feindschaft gegen Rußland, und

alle ſeine Kräfte anſtrengen und alle ſeine natürlichen Bundesgenoſſenſchaften benutzen, um den Alp, der auf ihm liegt, ſich von der Bruſt zu wälzen, d. h. die Ruſſen wieder aus Finnland zu vertreiben. Dazu fehlte Schweden bisher nichts, als was ſich jetzt endlich vorbereitet, ein ſtarkes und einiges Deutſchland, auf das es ſich ſtützen kann. Von dem Augenblick an, in welchem ſich die deutſche Centralgewalt befeſtigt, wird das ſchwediſche Kabinet mehr Energie zeigen können gegen ſeinen öſtlichen Nachbar. Dieſe Erwägung ſollte nun in den Vordergrund treten, um die Pacifikation in der Schleswiger Angelegenheit zu beſchleunigen.

Auf Schweden müſſen wir in dieſer Beziehung mehr rechnen, als auf Dänemark, welches durch Rußland und England offenbar in ſeinem Eigenſinn beſtärkt wird. An Schweden wäre es zunächſt, die einſeitige däniſche Politik mit der allgemeinen ſkandinaviſchen in Enklang zu ſetzen, damit aus einem kleinen Vortheil, den Dänemark allein etwa mit ruſſiſcher und engliſcher Hülfe erringt, nicht ein großer Nachtheil für die Geſammtſtellung Skandinaviens werde.

Hätte man von Anfang an die däniſche Frage aus dieſem höheren ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkt angeſehen und nicht, wie noch zuletzt in Frankfurt geſchah, nur Hitze und Ambition verwalten laſſen, ſo würde die Löſung viel einfacher und leichter ſeyn. Alles auf Ambition nehmen, am meiſten von dem eigenen Bruder, und über der querelle allemande, d. h. der phyſiſchen oder moraliſchen Prügelei unter ſich ſelbſt die große Aufgabe, dem Ausland gegenüber vergeſſen, war von jeher der Fehler und der Fluch der Deutſchen.

2 Die polniſche Frage.

Die Sympathie für die polniſche Sache gehört zu den parties honteuses der ſogenannten öffentlichen Meinung, d. h. der einfältigſten Michelei in Deutſchland. Viele unter uns ſchwärmen für die Unabhängigkeit Polens und würden Poſen anſepſern. Die Franzoſen könnten nicht einfältiger handeln, wenn ſie für die deutſche Nationalität der Elſäſſer ſchwärmen und deren Entlaſſung aus dem franzöſiſchen Staatsverbande beantragen und

unterſtützen würden. Die Franzoſen würden ſogar durch den Verluſt des Elſaſſes weniger gefährdet werden, als wir durch den Verluſt Poſens, weil das Elſaß an Frankreich nur anliegt, Poſen aber in Deutſchland hineinragt, weil das Elſaß ſich nur wie eine Epidermis zu Frankreich, Poſen aber wie ein Pfahl im Fleiſch zu Deutſchland verhält.

Es fällt den Franzoſen nicht ein uns der Nationalität zu Liebe das Elſaß und Lothringen wieder herauszugeben, warum ſollen wir der Nationalität zu Liebe Poſen verlieren? Es fällt den Franzoſen nicht ein, der Nationalität zu Liebe Korſika herauszugeben; warum ſollen wir die Lombardei verlieren? Es fällt den Engländern nicht ein, der Nationalität zu Liebe uns Helgoland, den Spaniern Gibraltar, den Italienern Malta, den Griechen Korfu ꝛc. wieder herauszugeben, warum ſollen wir unſere anerkannten und für unſere Sicherheit unentbehrlichen Erwerbungen herausgeben? Es fällt den Ruſſen nicht ein, uns die Oſtſeeprovinzen zurückzugeben; warum ſollen wir allein Diejenigen ſeyn, die immer geben und geben ſollen? Iſt das nicht dieſelbe Thorheit, wie die, welche man dem deutſchen Michel in Handelsſachen zumuthet. Es fällt England nicht ein, ſeine Zölle gegen uns aufzuheben, es verlangt aber gleichwohl, daß wir ſie aufheben. Welchen Begriff müſſen die Nachbarn von unſerm Nationalverſtande haben, daß ſie uns für fähig halten, ſolche Zumuthungen anzuhören. Aber ſie haben ein gutes Recht, uns allen Nationalverſtand abzuſprechen, weil in unſerer eigenen Mitte nur zu viele Stimmen ertönen, die alles billigen, was der unverſchämteſte Nachbar verlangt und alles verhöhnen, was zur Rettung des deutſchen Intereſſes und der deutſchen Ehre geſagt wird.

Durfte nicht Arnold Ruge öffentlich dem re perfido Sieg und den tapfern Oeſterreichern Niederlagen wünſchen? war ein großer Theil der deutſchen Preſſe nicht eifrig bemüht, für die Unabhängigkeit Italiens von Oeſterreich, wie für die Unabhängigkeit Poſens von Preußen zu votiren? Brauchten ſich die Italiener und Polen anderer Argumente zu bedienen, als die ihnen die deutſche Preſſe ſelber darbot? Hat bis auf den heutigen Tag die deutſche Nationalverſammlung ein kräftiges Wort in der italieniſchen Angelegenheit geſprochen oder irgend anerkannt, daß,

da die Abtretung eines einzigen Dorfes in Italien die Hegemonie jenſeits der Alpen von Deutſchland an Frankreich und England bringen würde, kein Dorf abgetreten werden dürfe? Beſchäftigt ſich die deutſche Preſſe nicht immer noch mit der ſchmachvollen Debatte, wie viel wir in Italien abtreten ſollen? als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, daß überhaupt etwas abgetreten werden müſſe? Man täuſche ſich nicht. Italien iſt zur Selbſtſtändigkeit abſolut unfähig. Es kann die deutſche Hegemonie nur mit einer andern vertauſchen.

Möchte doch in Italien ja keine Halbheit beliebt werden, wie in Poſen. Eine Halbheit nämlich iſt offenbar das Halbiren des Großherzogthums in einen polniſchen und deutſchen Theil. Unſerer Meinung nach hätte nichts getheilt, ſondern ganz Poſen hätte auf dem alten Fuß erhalten werden müſſen, theilhaftig aller liberalen Errungenſchaften Deutſchlands, aber nicht halb durch die Demarkationslinie unſerm Geſammtintereſſe wieder entfremdet. Das Recht zu germaniſiren dürfen wir uns nie und nirgends nehmen laſſen, noch es ſelber aufgeben. Der Fünfzigerausſchuß hat darin ausnehmend gefehlt und ſeine Unfähigkeit, deutſches Intereſſe nach außen zu vertreten, dargethan. Mit Gerechtigkeit gegen Andere prahlen iſt nicht an der Zeit, wenn gegen uns die gleiche Gerechtigkeit von keinem Andern geübt wird. Hier gilt es Hammer oder Ambos ſeyn. Anſtatt den Inſurgenten im Poſenſchen für ihren undankbaren und greuelhaften Aufruhr Conceſſionen zu machen, würden wir gerathen haben, das Gegentheil zu thun und die Gelegenheit wahrzunehmen, um die Germaniſirung der Provinz wirkſam zu beſchleunigen. Was müſſen dieſe Barbaren von uns denken, wenn ſie eben noch den Raub, den ſie wehrloſen deutſchen Familien abgenommen, verſtecken und ehe ſie noch Zeit gehabt, das Blut der Unſchuldigen von ihren verwilderten Geſichtern abzuwaſchen, ſcheu flüchtend vor den preußiſchen Helmen im vollen Bewußtſeyn ihrer Schuld, gleichwohl nicht Strafe ſondern Lohn empfangen und wenn man ihnen gerade das gewährt, was man ihnen am allerwenigſten gewähren ſollte, nämlich das Recht und die Mittel, ſpäter dieſelben Greuel zu wiederholen und unſere wichtigſte Grenzfeſtung gegen Oſten zu gefährden.

Beſonders iſt zu beherzigen, daß das polniſche Landvolk in

Gallizien wie auch in Westpreußen sich der Adelsbewegung geradezu entgegengesetzt und thatsächlich als Wunsch der Masse ausgesprochen hat, vor allem erst in der guten deutschen Schule zu Bildung und persönlicher Freiheit zu gelangen. Diese Bauern haben endlich eingesehen, daß ihnen die deutsche Regierungsweise, wodurch sie nach und nach der Leibeigenschaft und schmutzigen Barbarei entzogen und dem freien, wohlhabenden und reinlichen deutschen Bauern je mehr und mehr gleich gestellt werden, unendlich zuträglicher ist, als die Bewaffnung mit Sensen, um, von Branntwein trunken, ihren tollen Edelleuten gegen die Deutschen insurgiren zu helfen, während es diesen Edelleuten nicht der mindeste Ernst ist, das arme Volk aus seinem tiefen Schmutz und Elend zu befreien. Noch wurde jede Erhebung zu Gunsten des Adels dem polnischen Bauern von demselben Adel immer nur mit der Peitsche gelohnt.

Die Phrase, Polen solle dem westlichen Europa und zunächst Deutschland zur Schutzmauer gegen die russische Barbarei dienen, ist nur eine von den vielen Illusionen, die man dem deutschen Michel vorspiegelt, denn die Barbarei beginnt keineswegs erst an der russischen, sondern schon an der polnischen Grenze und die Polen haben ein gutes Stück unzähmbarer Wildheit in ihrem Naturell mehr als die Russen. Erst wenn das Königreich Polen, wenn Lithauen, Volhynien, Podolien die Aussicht einer Emancipation des Bauernstandes und der Bildung eines Bürgerstandes hätten, wie Gallizien und Posen unter deutscher Herrschaft, erst dann könnte davon die Rede seyn, das germanisirte Polen zur Vormauer gegen russische Barbarei zu gebrauchen. Eher aber gewiß nicht. Gesetzt, die Polen würden der Russen Meister und das gebietende Hauptvolk im panslavischen Bunde, wozu sie glücklicherweise nicht fähig sind, so würde Europa über allerlei zu erstaunen haben, wovon es sich nichts träumen läßt. Asien würde ihm um eben so viel näher rücken, als es sich geschmeichelt haben würde, es von sich entfernt zu haben. Doch die gebildeten Völker Europas, Germanen und Romanen, können ruhig seyn. Die Slaven können es, weil ihr Grundcharakter die Verschmitztheit und nicht die Wahrheitsliebe ist, nie weiter bringen, als zum russischen Despotismus oder zur polnischen Adelsanarchie. Das sind Potenzen, deren wir

uns zu erwehren wiſſen werden. Geiſtig und ſittlich werden ſie uns nie überlegen ſeyn.

Die deutſche Bevölkerung Poſens dachte nicht entfernt an eine neue Erhebung der Polen, da das Mißlingen der Erhebung von 1846 noch in zu friſchem Gedächtniß war. Selbſt die Nachricht von der Pariſer Februarrevolution änderte in dieſer Meinung nichts. Erſt als am 18. März die Revolution in Berlin ausbrach, zeigten die Polen plötzlich eine große Thätigkeit, indem ſie raſch ein Nationalcomité bildeten und bereits am 20. März durch einen öffentlichen Anſchlag in polniſcher Sprache die Wiedergeburt Polens verkündeten. Am folgenden Tage wurde eine polniſche Deputation nach Berlin geſandt. Es iſt nun nicht wohl zu läugnen, daß damals große Fehler in Berlin gemacht worden ſind. Es war ein großer Fehler, Mieroslawski in dieſem Augenblick zu entlaſſen. Die Regierung wußte damals wohl nicht, was ſie that. Die Berliner aber compromittirten ſich noch viel mehr, indem ſie dem freigewordenen Mieroslawski die Pferde ausſpannten und dieſen Todfeind der Deutſchen im Triumph durch die Straßen zogen. Unmittelbar darauf wurde öffentlich in Berlin für die polniſche Legion geworben und die Meinung war allgemein, ſie ſey zur Avantgarde beſtimmt, um den Krieg des liberalen Europa gegen Rußland zu eröffnen. In welcher großen Verlegenheit ſich damals auch die preußiſche Regierung befand, ſo war es doch gewiß nicht nothwendig, der gleichſam häuslichen Angelegenheit zwiſchen einer deutſchen Regierung und einem deutſchen Volke zu Liebe den Polen Conceſſionen zu machen. Die Schwäche der Regierung in dieſer Richtung erklärt ſich aber aus dem wahrhaft unſinnigen Benehmen der Berliner. Dieſe nämlich machten die polniſche Sache zu der ihrigen. Mit Ekel ſah Referent in jenen Tagen die lächerlich rieſenhaft polniſche Kokarde neben der kleinen deutſchen auf allen Straßen in Berlin. Die deutſche Sache damals mit der polniſchen gegenüber der preußiſchen zu vermengen, war ein koloſſaler Mißgriff, denn früher oder ſpäter mußte ganz Deutſchland für Preußen oder ſtatt Preußen gegenüber Polen eintreten. Niemand ſah den Mißgriff ein, als die Polen ſelbſt, die nicht ohne geiſtreichen Hohn den Gegenſatz der deutſchen und preußiſchen Farben für ſich ausbeuteten und indem ſie ſcheinbar ein-

verſtanden mit der deutſchen Bewegung gegen das Beſtehende in Preußen gleichwohl in Wahrheit in der preußiſchen doch nur die deutſche Nationalität bekämpften. Dieſelben Polen, die damals in Berlin mit der deutſchen Partei fraterniſirten, ſchlachteten wenige Wochen ſpäter im Poſenſchen alle Deutſchen ab, die in ihre Hände fielen, oder plünderten ſie wenigſtens aus. Während ſie in Berlin ſich rühmten, Hand in Hand mit der deutſchen Nationalpartei gegen das deſpotiſche preußiſche Sonderintereſſe zu kämpfen, behaupteten ſie im Poſenſchen, in ihrer Heimath, gute Preußen zu ſeyn, und nur als polniſche Unterthanen Preußens gegen die Anmaßungen der deutſchen Nationalität aufzutreten. Eine Perfidie, gegen welche die deutſche Preſſe gleichwohl keine Einwendung machte. Unverſchämter iſt die deutſche Gutmüthigkeit kaum je mißbraucht worden, als die der Berliner von den Poſener Inſurgenten.

Die Deutſchen in Poſen waren nicht in dem Fall, die Sache von fern und als Illuſion anzuſehen. Schon am 23. März vereinigten ſie ſich, um die Schritte der Polen zu bewachen. Inzwiſchen that die Regierung alles, um den Muth der Polen zu beleben und den der Deutſchen niederzuſchlagen.

Die Regierung ergriff damals ganz die Partei der Polen. Geſchah es in Ausſicht auf einen ruſſiſchen Krieg? oder aus Rückſicht auf die verkehrte öffentliche Meinung, die einmal mit polniſchen Sympathien ſchwanger ging? Gleichviel. Der Regierungscommiſſär, General v. Willisen, that alles, was die Polen wünſchten und was die Deutſchen in Poſen nicht wünſchen. Mit unerhörter Frechheit organiſirten die polniſchen Unterthanen der preußiſchen Krone im Poſenſchen ein ſelbſtſtändiges polniſches Heer und zwangen der deutſchen Bevölkerung dazu Contributionen ab, trieben ihnen das Vieh weg, mißhandelten ſie. Schaarenweiſe kamen deutſche Flüchtlinge vom Lande nach der Stadt Poſen und klagten dort vergebens. Es iſt durch die Zeitungen bekannt, welche blutige Greuel die Polen an wehrloſen deutſchen Familien begingen. Da das polniſche Landvolk nicht eifrig genug war, regte man ſeinen religiöſen Fanatismus auf und ſuchte ihm die Deutſchen als Ketzer und Heiden zu bezeichnen. Gleichwohl entblödete ſich der demokratiſche Klubb in Breslau nicht, drei Deputirte an das polniſche Nationalcomité zu ſchicken, welche

demſelben ſeine volle Zuſtimmung zu erkennen gaben. Daſſelbe geſchah von einer Berliner Volksverſammlung aus. Das wäre ungefähr das Nämliche, als wenn die Deutſchen im Elſaß alle dort wohnenden Franzoſen todt ſchlügen oder mißhandelten und beraubten und Pariſer Klubbs und Volksverſammlungen würden ihnen Deputationen ſchicken, um ihnen für den Mord und die Beraubung ihrer franzöſiſchen Brüder zu danken. Was in Frankreich nur zu träumen abſurd wäre, das iſt in Deutſchland die handgreiflichſte Wirklichkeit. Und wir maßen uns an, eine Nation ſeyn zu wollen.“

Da aus der polniſchen Armee die Avantgarde gegen Rußland nicht wurde, wie Mancher anfangs geträumt hatte, da ſie vielmehr lediglich mit Raub, Mord und Brand unter der deutſchen und jüdiſchen Bevölkerung des Großherzogthums ſich beſchäftigte und ſogar Miene machte, die Anſprüche der Polen auf die Feſtung Poſen zu unterſtützen, gab man endlich den Klagen der Deutſchen Gehör, Williſen trat zurück und an ſeine Stelle kam General v. Pfuel, um unter dieſen ſchwierigen Umſtänden die Ordnung herzuſtellen. Aber ſchon war zu viel Preis gegeben. Die unglückliche Demarkationslinie war ſchon gezogen, die einerſeits zwar die Deutſchen ſchützen, andererſeits aber auch den Polen viel mehr Rechte einräumen ſollte, als ſie vom Standpunkt des deutſchen Nationalintereſſes und der Strategie aus in der unmittelbaren Nähe der wichtigen Grenzfeſtung Poſen beſitzen können und dürfen. Die Demarkationslinie wurde unterm 26. April genehmigt; am 4. Mai erſchien General v. Pfuel in Poſen, um den Deutſchen ihre Rechte zu ſichern und die polniſche Armee zu entwaffnen.

Man kann nun allerdings behaupten und hat behauptet, es läge im Intereſſe Deutſchlands, Polen wiederherzuſtellen und den Ruſſen zu dieſem Behufe ihre polniſchen Provinzen durch einen europäiſchen Krieg gewaltſam wieder zu entreißen. Dadurch würde nämlich die Macht Rußlands für immmer gebrochen werden, die Gefahr, daß es noch weiter im Weſten um ſich greife, werde verſchwinden; durch den wahrſcheinlich gleichzeitigen Verluſt Finnlands werde es auch an der Oſtſee geſchwächt und nicht minder wahrſcheinlich auch vom ſchwarzen Meere getrennt und genöthigt werden, ſeinen conſtantinopolitaniſchen Abſichten

zu entſagen. Das wieder hergeſtellte polniſche Reich aber werde, wenn es uns auch manche Unbequemlichkeit verurſachte, uns doch nie ſo gefährlich werden können, als uns Rußland bisher war. Wenn ſich nun die Staatenbildung im europäiſchen Nordoſten auf dieſe Weiſe im Allgemeinen viel günſtiger für uns geſtaltet, warum ſollten wir denn nicht die polniſchen Grenzprovinzen, die wir noch inne haben, zum Opfer bringen?

In dieſen Behauptungen liegt viel Wahres, nur ſoll man uns kein Opfer zumuthen eher als bis das vorausgeſehene Faktum eintritt. Vorher ſind alle Conceſſionen, welche man der polniſchen Nationalität in einem Winkel der preußiſchen Monarchie macht, eine Halbheit, und weil ſie die Agitation und den Nationalhaß nähren, ohne zu irgend einem Erfolge führen zu können, ein politiſcher Fehler. Als einen ſolchen betrachte ich die Demarcationslinie im Großherzogthum Poſen. So lange bis ein europäiſcher Krieg über das Schickſal von ganz Polen entſcheidet, braucht lediglich nichts im Großherzogthum Poſen balbirt zu werden, zumal da die liberale Umwälzung der preußiſchen Monarchie in den Märztagen der polniſchen Bevölkerung ſo viel Freiheit ſichert, wie der deutſchen. Die preußiſche Regierung war damals in der Illuſion befangen, als ob die Begünſtigung der polniſchen Nationalität, auf einen noch ſo kleinen Raum und gleichſam nur in der Idee ohne irgend ein großes Reſultat in der Wirklichkeit, doch wenigſtens populär, und als ob dieſer Popularität ein Werth beizulegen ſey. Der Fünfziger-Ausſchuß in Frankfurt am Main theilte dieſe Illuſion und opferte, nicht ohne Naivetät die Rechte und das Intereſſe deutſcher Nation den polniſchen Sympathien auf. Dieſes gänzliche Verkennen des deutſchen Standpunktes konnte wohl den Polen keine Achtung für uns einflößen, und da wir es bei bloßen Sympathien bewenden ließen, ohne der polniſchen Nation, namentlich Rußland gegenüber, wirklich aufzuhelfen, ſo konnten wir in der That nicht mehr Dank von den Polen erwarten und verlangen, als ſie uns haben zukommen laſſen.

Doch alles, was bisher geſchehen iſt, gilt ziemlich gleich. Es ſind Kleinigkeiten, völlig bedeutungslos in Vergleich mit dem was geſchehen müßte, wenn Polen wirklich wieder frei, d. h. von Rußland abgelöst werden ſollte. Da die Polen ſelbſt ſich

nicht rühren können, wir Deutſche noch zu uneinig und mit uns ſelbſt beſchäftigt ſind, um eine Offenſive zu ergreifen; die Franzoſen desgleichen und ſeinerſeits Rußland ſich noch hüten wird, uns anzugreifen, ſo iſt vor der Hand noch nicht abzuſehen, wenn der europäiſche Krieg beginnen wird. Allein man kann ſich darüber nicht täuſchen, daß er beginnen wird. Wenn im ruſſiſchen Reiche ſelbſt eine Revolution ausbräche, was ein Gravitiren ſeiner Bevölkerung gegen einander, wie in Oeſterreich, vielleicht ein Auseinanderfallen derſelben zur Folge haben würde, ſo würde uns der europäiſche Krieg erſpart. Wenn aber Rußland wie bisher feſt und geſchloſſen bleibt, ſo iſt ein letzter Entſcheidungskampf zwiſchen dieſer halbaſiatiſchen Deſpotie und dem Liberalismus im Weſten unvermeidlich. Drängten auch die Principien ſelbſt nicht zu dieſem Kampfe, ſo doch das Staatenintereſſe, was aus dem Princip neue Kraft ſchöpft. Ein einiges und ſtarkes Deutſchland kann und wird ſich von Rußland nicht mehr gefallen laſſen, was einſt Preußen und Oeſterreich geduldet haben. Deutſchland wird durch den Sieg freiſinniger Ideen und durch ſeine Einheit ſtark genug, um eine andere Sprache führen zu können. Man wird aber die erſte Gelegenheit ergreifen, um das unnatürliche und bedrohliche Uebergewicht Rußlands zu verringern. Der bei weitem wichtigſte Anlaß dazu liegt in der Moldau und Wallachei, worauf ich zurückkommen werde. Aber auch die Stellung der Ruſſen in Polen wäre an ſich ſchon hinreichend, um einen Krieg zu motiviren. Daß Metternich und Hardenberg im Jahre 1815 den Ruſſen Warſchau und Kaliſch bewilligt haben, war ein eben ſo großer Fehler, als daß ſie Straßburg und Metz in den Händen der Franzoſen ließen. Hätten die deutſchen Fürſten und Miniſter damals im deutſchen Nationalintereſſe zuſammengehalten, ſo hätten ſie ohne Schwierigkeit wenigſtens die militäriſche Abrundung Deutſchlands durchſetzen können. Statt deſſen duldeten ſie, daß Frankreich ſeine Feſtungen am Rhein behielt und daß Rußland die ſeinigen an der Weichſel anlegen, ja den Keil zwiſchen Preußen und Oeſterreich bis nahe zur Oder hineintreiben durfte. Wie ſich Preußen und Oeſterreich in dieſer Lage bisher gefühlt haben, gilt gleich, das einige und ſtarke Deutſchland wird ihre Unbequemlichkeit nicht verkennen und die Gelegenheit nicht verſäumen, ſich die Oſtgrenzen beſſer zu ſichern. Zu den

Unbequemlichkeiten der ruſſiſchen Nachbarſchaft kommt nun auch noch die Handelsſperre und die Grenzplackerei. Es iſt ſo gar viel alter Unmuth hier angeſammelt, daß der Krieg in der That wie eine Wohlthat, wie die Erlöſung von einem langen Uebel würde angeſehen werden.

Auf der andern Seite erhebt ſich aber das Bedenken, ob uns dann geholfen wäre, wenn nach Beſeitigung Rußlands das wiederhergeſtellte Polen unſer Nachbar würde? Wir würden auch Gallizien und Poſen verlieren müſſen, und wenn die Polen ſich feindlich gegen uns benähmen, würden wir ſie noch näher haben, als uns bisher die Ruſſen ſtanden. Der Uebermuth und die Anmaßungen der Polen aber ſind bekannt. Kaum in Warſchau und Wilna emancipirt, würden ſie auch Thorn und Danzig haben wollen. Endlich würden ſie die panſlaviſche Idee zu verwirklichen, auch die Böhmen, Mähren, Krainer, Illyrier mit ſich zu vereinigen trachten und dadurch auf eine Weiſe in die bisherigen deutſchen Grenzen eingreifen, wie es ſich Rußland nie auch nur hat dürfen träumen laſſen.

Das Bedenken iſt nicht ungegründet, allein wir können uns damit tröſten, daß eine dauernde Einheit unter den ſlaviſchen Völkern im höchſten Grade unwahrſcheinlich ſeyn würde, und daß vorläufig eine Emancipation Polens von Rußland noch gar nicht im Werke iſt. Wir ſind zunächſt nicht im Fall, ſie ins Werk zu ſetzen, ſelbſt wenn ſie uns nützlich wäre. Viel näher liegt dagegen die Gefahr, daß Rußland, als Glied einer antideutſchen Coalition, uns angreifen werde. Mithin müſſen wir die Wiederherſtellung Polens allerdings in Ausſicht laſſen und uns derſelben von dem Augenblick an, in welchem wir mit Rußland in Krieg gerathen, widmen.

Von franzöſiſcher Seite ſind uns wiederholt Zumuthungen gemacht worden, uns mit Frankreich zur Wiederherſtellung Polens zu verbinden. Aber kann das wohl den Franzoſen Ernſt ſeyn? Ich glaube nicht. Ich finde, daß ein Bündniß mit Rußland den Franzoſen viel nützlicher ſeyn würde, als ein Bündniß mit Polen. Napoleon war derſelben Meinung, ſonſt würde er Polen wiederhergeſtellt haben, Louis Philipp war derſelben Meinung, ſonſt würde er im Jahr 1831 ſich der Polen wirkſamer angenommen haben. Die künftige Regierung Frankreichs wird

ganz der nämlichen Meinung seyn. Frankreich kokettirt nur mit den polnischen Sympathien, um seine russischen dahinter zu verstecken, und um das stolze Rußland zu einer geschmeidigeren Sprache zu nöthigen. Alle Concessionen, welche Napoleon den Polen machte, waren nur darauf berechnet, die russischen Forderungen herabzustimmen, waren mithin nur Demonstrationen, die einen Frieden und ein inniges Bündniß mit Rußland bezweckten. Ebenso die Versprechungen, welche Ludwig Philipp den Polen machte. Die Polen waren stets nur die Pfote, mit der Frankreich die Kastanien aus dem Kohlenfeuer zog.

Für die Wiederherstellung Polens eine Armee aufzuopfern, würde sich Frankreich im Bunde mit Deutschland nur dann entschließen, wenn Deutschland, von Rußland bedrängt, um sich die französische Hülfe zu erkaufen, etwa das linke Rheinufer, oder wenigstens Belgien den Franzosen überlassen würde.

Jedenfalls hat der Czar gefühlt, daß sich eine Bewegung des liberalen Westens gegen seinen Absolutismus im Osten von fern her vorbereitet, und daß in Polen die Entscheidung liegen wird. Gelingt es dem Czaren, die Antipathien der Polen gegen Deutschland früher zu benützen, ehe der westeuropäische Liberalismus den Polen die Emancipation von Rußland bringt, so ist der Vortheil auf seiner Seite. Daher die Gerüchte von einer Wiederherstellung Polens unter russischem Protektorate, den Herzog von Leuchtenberg an der Spitze. Käme diese kühne Combination zu Stande, so wäre in der That möglich, daß die Franzosen sich dadurch befriedigt erachteten und daß der Czar uns arme Deutsche von zwei Seiten her mit den Franzosen und Polen beschäftigte, während er behaglich seine Operationen an der untern Donau fortsetzen könnte.

3. Die wallachische Frage.

Die Wallachen (Welsche, Romanen, eine Mundart der lateinisch sprechenden Ueberreste des oströmischen Reichs) bildeten noch im Mittelalter ein mächtiges Reich im Norden der untern Donau, bis sie getheilt und der Mehrheit nach (in der Wallachei und Moldau) dem türkischen Reich, in der Minderheit aber theils Rußland (in Bessarabien), theils Oesterreich (in Sieben-

bürgen) unterworfen wurden. Als Chriſten ſind ſie Feinde ihrer alten Tyrannen, der Türken, von denen ſie bereits faſt ganz emancipirt ſind. Freiſinnige Reformen erſtrebend ſind ſie eben ſo Feinde der Ruſſen. Folglich können ſie ihre nationale Emancipation und die Einführung der Civiliſation und bürgerlichen Freiheit nur von Weſten, nur von Ungarn und Oeſterreich her erwarten. Sie ſind mithin unſere natürlichen Bundesgenoſſen. Dieſes der deutſchen Politik ſo günſtige Verhältniß iſt vom Fürſten Metternich niemals berückſichtigt worden. Im Gegentheil hat er mehr als dreißig Jahre lang ruhig zugeſehen, wie die Ruſſen die untere Donau überſchritten, die Mündung derſelben mit Feſtungen verſperrt und die Moldau und Wallachei jahrelang beſetzt und in ihrem Sinn organiſirt haben. Er hat weder die Türken gegen ihre ruſſiſchen Bedränger unterſtützt, noch die günſtige Gelegenheit benutzt, um zwiſchen beiden eine Mittelſtellung zu nehmen und die Sympathien der wallachiſchen Bevölkerung für das öſterreichiſche Syſtem auszubeuten.

Rußland nahm, wenn es wiederholt die Donaufürſtenthümer beſetzte, theils ſeinen Krieg mit der Pforte, theils das Chriſtenthum, theils ſelbſt die Civiliſation zum Vorwande. Es machte darauf Anſpruch, eine barbariſche, unter türkiſchem Joch ſtehende Bevölkerung dem chriſtlichen Staatenſyſtem zu vindiciren. Allein ſeine wahre Abſicht war eine ganz andere. Schon im Beſitz Beſſarabiens hoffte es die geſammte wallachiſche Bevölkerung ruſſificiren zu können, weßhalb es ſogar unter den öſterreichiſchen Wallachen eine Partei zu gewinnen verſuchte. Mittelſt einer Unterwerfung der Wallachen aber hoffte Rußland, und das iſt ihm die Hauptſache, eine Brücke hinüberzuſchlagen zu den Südſlaven in Bulgarien, Servien, Bosnien, Illyrien. Dieſe Südſlaven, die theils unter der Hoheit der Pforte, theils unter Oeſterreich ſtehen, werden ſchon ſeit Jahren von Rußland bearbeitet. Nationale Sympathien, kirchliche Sympathien, Geld und Verſprechungen werden nicht geſpart. Serbien war ſchon auf dem Punkt, durch ruſſiſchen Einfluß einer ruſſiſchen Provinz gleich zu werden. Selbſt in Montenegro, nahe den Ufern des adriatiſchen Meeres, iſt der griechiſche Biſchof ein bezahlter Agent Rußlands. So lange indeß die Magyaren und Wallachen an der langgeſtreckten Donauküſte eine natürliche Unterbrechung der

nord- und ſüdſlaviſchen Maſſen bilden, kann Rußland unter den letztern nicht bequem genug arbeiten. Es liegt ihm daher alles daran, durch den Beſitz der Moldau und Wallachei die Nord- und Südſlaven zu verbinden.

Aus demſelben Grunde iſt es die deutſche Politik, dieſe Verbindung zu verhindern und die Donaufürſtenthümer von jedem ruſſiſchen Einfluß frei zu erhalten. Die Pforte müßte in dieſer Beziehung, auf das Energiſchſte von Seiten Deutſchlands unterſtützt, der Einmarſch der Ruſſen in die Moldau müßte für Deutſchland ein casus belli werden. So lange das verjüngte Deutſchland nicht im Stande iſt, die Ruſſen aus den Donaufürſtenthümern hinweg zu diplomatiſiren oder zu kanoniren, ſo lange befinden ſich unſere Angelegenheiten auch noch auf dem Metternich'ſchen Standpunkt und ſo lange haben wir eigentlich kein Recht, uns über die Fahrläſſigkeit dieſes Fürſten in Bezug auf Rußland zu beſchweren.

Die Ruſſen haben neuerdings die Moldau beſetzt, wohl wiſſend, daß ſie es thun dürfen. Denn ſo lange in Wien die Studenten unter dem Einfluß einiger Juden regierten und jetzt die ſlaviſche Partei regiert, kann Rußland freilich thun was es will, ohne von dieſer Seite her die geringſte Gefahr zu beſorgen. In dem Maaß aber, in welchem ſich die Regierung in Wien etwa wieder kräftigt, wird auch Rußland thätiger ſeyn, ſie im Weſten zu verwickeln. Rußland wird alles thun, um in den Donaufürſtenthümern freie Hand zu behalten. Es garantirt Oeſterreich die Lombardei, nur um es dort zu beſchäftigen und die deutſche Truppenmacht Oeſterreichs abzuhalten, ihr Gewicht in die Wagſchale des ungariſch-illyriſchen Kampfes zu werfen. Es wird unter allen Umſtänden die kriegeriſchen Deutſchen ſo weit als möglich von ſich abzuhalten und im Weſten zu beſchäftigen ſuchen, während es den Raum zwiſchen ſich und uns mit neugeſchaffenen Bollwerken ausfüllt, hinter deren Schutz es an der untern Donau nach Herzensgelüſten operiren kann. Zu dieſem Zweck wird ihm, wenn nicht die Quaſiemancipation Polens unter dem Herzog von Leuchtenberg, doch gewiß Jellachich dienen. Leuchtenberg als Vicekönig von Polen und Jellachich als neuer Bethlen Gabor würden hinreichen, um die ohnehin ſo ſehr getheilte und durch die Theilung ohnmächtige deutſche

Politik von Rußlands Grenzen und von jeder Unternehmung der russischen Politik im Orient fern zu halten. Daher erfahren wir, daß Rußland unsern greisen Helden Radetzky mit Ehren überschüttet und sich den Dank Oesterreichs in den Angelegenheiten der Lombardei zu verdienen strebt, ohne daß von österreichischer und deutscher Seite nur entfernt daran gedacht wird, gegen die Besetzung der Moldau durch die Russen zu protestiren, und daß es England ganz allein ist, welches den Donaufürstenthümern und der Pforte diplomatischen Beistand leistet.

Ja wir Deutsche mußten die Schmach erleben, daß ein wallachischer Deputirter sich nach Paris wendete, und, an der deutschen Hülfe verzweifelnd, nun französische suchte, nicht beachtend, daß Frankreichs Interesse ein russisches Bündniß ist, daß daher Frankreich für die Wallachen nie etwas thun kann. Herr Golescо, so nennt sich jener wallachische Agent, hat übrigens das Verdienst, die Aktenstücke veröffentlicht zu haben, auf welche sich das deutsche Reichsministerium der auswärtigen Angelegenheiten stützen könnte, wenn es sich überhaupt stark genug fühlte, sich der wallachischen Angelegenheit anzunehmen. Ich hebe nur die Hauptsache hervor. Rußland spricht ein Recht an, sich in die innern Angelegenheiten der Moldau und Wallachei einzumischen und leitet dieses Recht aus seinen Friedensverträgen mit der Pforte ab. Die Pforte aber hat gar kein Recht, den Russen Einmischungen in die innern Angelegenheiten der Donaufürstenthümer zuzugestehen, da die zwischen der Pforte und diesen Fürstenthümern noch rechtskräftig bestehenden alten Verträge für die Wallachei vom Jahr 1393, für die Moldau vom Jahr 1512 die Pforte selbst von jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten der Fürstenthümer ausschließt und dieselbe der wallachischen Bevölkerung allein überläßt. „Wenn man übrigens, so sagt Herr Golescо, die Verträge zwischen der Pforte und dem Kabinet zu St. Petersburg in Betreff der Donaufürstenthümer studirt, so zeigt es sich, daß dieselben die Uebereinkünfte zwischen der Pforte und den Fürstenthümern im Jahr 1393 und 1460 nicht abschaffen. Sie setzen Rußland als garantirende Macht der alten Rechte der Fürstenthümer ein. Die alten Verträge, welche die Wallachen mit dem Türken abgeschlossen, werden dadurch, daß Rußland beschränktere Rechte garantirt, keines-

wegs annullirt. Aber Rußland verſtand es bei jedem erneuerten Zwiſte zwiſchen den beiden Großmächten in die Friedensverträge Klauſeln einzuſchwärzen, welche dem ruſſiſchen Einfluß in die innern Angelegenheiten der Fürſtenthümer Raum gaben; jedesmal aber unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der Verträge von 1393 und 1460. Es iſt ein merkwürdiger Zug von Hinterliſt der ruſſiſchen Diplomatie, daß ſie durch die großmüthige Aufrechthaltung der rounmainiſchen Rechte die Freiheit der Fürſtenthümer gefährdete. Glücklicherweiſe ſind dieſe Verträge ſo widerſprechend, daß oft die Stipulation des einen jene des andern annullirt. Der Vertrag von Adrianopel z. B. ſichert den Fürſtenthümern eine unabhängige, nationale Adminiſtration im Innern, während er andererſeits eine von Rußland gemachte und ertheilte Conſtitution beſtätigt, welche deren innere Adminiſtration zu einem, durch ruſſiſche Einflüſſe bewegten Mechanismus herabwürdigt, und ſie ihrer Selbſtſtändigkeit auf dieſe Art gänzlich beraubt." Am heilloſeſten iſt die Stipulation des Vertrags von Akierman, wodurch ſich Rußland vorbehielt, die Wallachen gegen den Deſpotismus ihrer Hoſpodare und der Türkei zu ſchützen. Mit Recht ſagt der Verfaſſer: „Angenommen, Rußland hätte das Recht, auf Requiſition der Rounmainen gegen den Deſpotismus der Hoſpodaren und gegen feindliche Eingriffe der Türken einzuſchreiten; wer hat jetzt die ruſſiſche Hülfe requirirt, wer hat ſie gerufen, um die Grundlagen der innern Verfaſſung der Fürſtenthümer anzugreifen?"

Golesco ſchließt daher: „Das Volk der Rounmainen proteſtirt jetzt im Angeſichte von ganz Europa gegen eine geſetzwidrige willkürliche Einmiſchung Rußlands in ſeine innern Angelegenheiten, es proteſtirt gegen die ihnen aufgezwungene Conſtitution und proteſtirt mit derſelben Energie, mit welcher es im Jahr 1832 gegen dieſe Conſtitution, trotz der coloſſalen ruſſiſchen Kriegsmacht proteſtirt hat, als ſich die entwaffneten Dörfer gegen die ruſſiſche Macht, welche die Conſtitution, und mit ihr den Druck des Robotſyſtems einführen wollte, erhoben. Es proteſtirt eben ſo einſtimmig, wie zu der Zeit als die Oppoſition in der Bojarenverſammlung, welche Rußland zur Anerkennung der Conſtitution zuſammenberufen, nur durch Schrecken und Exil erſtickt werden konnte; es proteſtirt mit derſelben Kraft, mit welcher die

wallachiſche Verſammlung im Jahr 1837 es gethan, und mit welcher es zuletzt in den neueſten Tagen zu Bukareſt aufgeſtanden."

Das laſſen wir Deutſche uns ſagen und thun nichts. Wir prahlen mit unſern 40 Millionen und hören den Hülferuf der Wallachen nicht und laſſen die Ruſſen in Jaſſy ſtehen. Warum? Weil unſere Einheit eine Illuſion, und von der Wirklichkeit weit entfernt iſt. Der Ruſſe ſteht auf der Brücke des Rubicon. Er will um jeden Preis Südſlavien mit Nordſlavien vereinigen, um Konſtantinopel und den Orient zu umſtricken und zugleich ſeine gewaltige Hand im Süden Oeſterreichs bis nach dem adriatiſchen Meere hin auszudehnen. Aber wir laſſen alles geſchehen. England mahnt die Türkei zum Aufſehen, wir thun nichts. Wir, die wir hier alles thun könnten, ohne die von Rechtswegen nichts geſchehen dürfte.

4. Die illyriſche Frage.

Welch ergötzliches Schauſpiel für die Ruſſen, wenn die Ungarn und Illyrier gegen einander zu Felde ziehen. Jeder Schuß, der in dieſem Kampfe fällt, iſt eine Wonne für das ruſſiſche Ohr. Denn ſind es nicht die Streitkräfte der öſterreichiſchen Monarchie, die hier gegen einander ſelbſt wüthen? Wird nicht Oeſterreich dadurch geſchwächt? Wird es nicht dadurch verhindert, in den Donaufürſtenthümern zu intervenieren?

Wie ſehr aber die Beilegung dieſes Streites zu wünſchen wäre, ſie iſt gewiß nicht leicht. Die Parteien appelliren zwar an das deutſche Element in der Regierung, allein einzig unter dem Vorbehalt, nur eine ihr günſtige Entſcheidung anzuerkennen. Denn jede Partei hat ſich einer faktiſchen Selbſtſtändigkeit zu rühmen, die ihr erlaubt, auch ohne die Zuſtimmung der Regierung zu handeln. Bisher ſchwankte die Regierung in dieſer, wie in jeder Beziehung. Jellachich wurde abgeſetzt und ein paar Tage nachher wieder in Inſpruck empfangen und anerkannt. In Bezug auf die Ungarn wechſelte jubelndes Anſchließen und kaltes Desavouement in Wien wie Aprilwetter. Doch hat die Charakterloſigkeit hier vielleicht ſo guten Erfolg gehabt, als es die überlegenſte Politik hätte haben können; denn im Grunde muß es die Politik Oeſterreichs ſeyn, es mit keiner der beiden Parteien

zu verderben, alſo zu laviren, zu vermitteln. Es wäre ungerecht, die Ungarn deßwegen kälter zu behandeln, weil man von ihnen vorausſetzen darf, daß ſie doch unter allen Umſtänden ſich lieber an uns Deutſche, als an Rußland anſchließen werden. Aber die Südſlaven verdienen alle mögliche Rückſichten, damit ſie dem deutſchen Syſtem und nicht panſlaviſchen Träumen, oder gar Rußland anhängen. Hier gewährt uns nun Jellachich wohl eine Bürgſchaft. Sofern er, von ſeinen Landsleuten vergöttert, an der Spitze der Bewegung ſteht, hat ſie ſchon einen für uns weniger gefährlichen Charakter. Denn Perſonen ſchließen die Ideen, der Realismus eines Bethlen Gabor ſchließt den panſlaviſchen Idealismus aus, und andererſeits ſchließt wieder der eigenthümliche Heroismus dieſer kecken ſüdſlaviſchen Race die ruſſiſchen Sympathien aus. Selbſt wenn es Jellachich dahin brächte, eine Zeitlang den unabhängigen Fürſten zu ſpielen, würde uns das gar nichts ſchaden. Die Böhmen würden ihm nicht gehorchen, ſo wenig als ſie je in früheren Zeiten einem ſüdſlaviſchen Uſurpator gehorcht haben. Und um Rußland zu dienen, würde er zu ſtolz ſeyn.

Aber eine große Gefahr für Deutſchland liegt in ſeinem Auftreten inſofern, als er gegenwärtig in Verbindung mit der ſlaviſchen Majorität auf dem Wiener Reichstage den Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland verhindert. Er will nur Oeſterreich, nicht Deutſchland groß und mächtig ſehen. Er iſt die mächtigſte Stütze des öſterreichiſchen Sondergeiſtes. Er wäre wohl im Stande, in Verbindung mit Radetzky und Windiſchgrätz, ſeinem Kaiſer alles zu erhalten, was unter Metternich noch beiſammen war, und inſofern der deutſchen Dynaſtie und dem deutſchöſterreichiſchen Intereſſe den größten Dienſt zu leiſten, aber dadurch würde das Aufgehen Oeſterreichs in Deutſchland und die wahre Einheit Deutſchlands unmöglich werden.

Deutſchöſterreich ſieht jetzt in Jellachich ſeinen Helfer und muß alle mögliche Rückſicht auf ihn nehmen. Dadurch iſt es gehindert, ſich innig an Deutſchland und die Centralgewalt in Frankfurt anzuſchließen. Dadurch iſt nun aber dieſe wieder geſchwächt und iſolirt.

Wäre Deutſchland wirklich ſchon einig und ſtark, ſo würde es zwiſchen Peſth und Agram gebieteriſch einſchreiten und den

blutigen Krieg, der jetzt dort wüthet, durch die Ueberlegenheit seiner eigenen Waffen verhindern. Da es aber noch uneinig und durch die Uneinigkeit schwach ist, muß es zusehen, wie die Ungarn und Croaten, seine ehemaligen Unterthanen, sich hinmorden, und muß die Gunst dessen, der Sieger bleibt, sogar noch mit einer dankbaren Demuth annehmen. Diese unsere Stellung ist bei weitem schimpflicher, als der dänische Waffenstillstand.

Ueberhaupt ist der Reichsverweser nirgends ohnmächtiger, als in Oesterreich selbst, von wo er kommt. Anstatt die ganze Hausmacht Oesterreichs für die deutsche Einheit einsetzen zu können, muß er fast alle Beziehungen zu Oesterreich ignoriren; denn träte er kräftig gegen Oesterreich auf, so würde er nichts durchzusetzen vermögen und nur seine Schwäche offenbaren, und dem gegenwärtigen slavischen System irgend etwas zum Vortheil Deutschlands abzugewinnen, ist unmöglich.

5. Die lombardische Frage.

Daß Frankreich und England ein Recht ansprechen über die Zukunft der österreichischen Provinzen in Italien mitzuentscheiden, verdient die ernsteste Erwägung. Oesterreich muß die Lombardei behaupten aus Gründen des Rechts und des Interesses, und zwar nicht nur des eigenen, sondern des gesammten deutschen Interesses.

Gründe des Rechts: Die Lombardei und Venedig sind anerkannte Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, so gewiß wie Irland eine Provinz Großbritanniens ist. Wird in Irland ein Aufruhr durch die Truppen der rechtmäßigen Regierung besiegt, so hat kein dritter Staat das Recht sich zu Gunsten der Aufrührer einzumischen. Was würde wohl England dazu sagen, wenn der deutsche Reichsverweser ihm seine Vermittlung in Bezug auf die irischen Händel anböte? Wenn er dadurch ein Recht der Iren gegen England aufzustehen anerkennte? Wenn er vorschlagen würde etwa das östliche Irland bei England zu belassen, dagegen aber das westliche unabhängig zu machen? Die Engländer würden uns, wenn wir eine solche Einmischung wagten, für ein wenig thöricht halten. Ihnen aber schien es durchaus nicht

bedenklich in den Angelegenheiten der Lombardei eine Vermittlung zu übernehmen. Sie erlauben ſich bei uns was wir uns bei ihnen nie erlauben dürften. An der Themſe wie an der Seine lagen unberufene Ländervertheiler über der großen Karte der Lombardei und ſteckten die Grenzen, bis wohin das Land noch öſterreichiſch bleiben ſolle, von einem Nebenfluß des Po zum andern ab, erſt rückwärts, ſo lange Radetzky rückwärts ging, dann wieder vorwärts, wie er vorwärts ging. Aber auch eine Vermittlung, die nicht die unbeſtreitbar den Maßnahmen Oeſterreichs allein vorbehaltene Lombardei, ſondern die Pacifikation zwiſchen Oeſterreich und Sardinien beträfe, iſt von Seiten Frankreichs und Englands unſtatthaft und überflüſſig, weil die Unterhandlungen zwiſchen den beiden kriegführenden Staaten ſchon abgeſchloſſen ſind. Wenn ſie aber auch noch nicht abgeſchloſſen wären, hätte Frankreich ſo wenig ein Recht zu Gunſten Sardiniens einzuſchreiten, als Oeſterreich je ein Recht angeſprochen hat etwa für Algier gegen Frankreich aufzutreten. Der Dey von Algier hat Frankreich beleidigt, und iſt dafür von Frankreich nicht nur gezüchtigt, ſondern ſogar ſeiner Länder beraubt worden. Ungleich ſchlimmer hat Karl Albert an Oeſterreich gehandelt, und iſt doch weit milder behandelt, nämlich nur in ſeine Grenzen zurückgewieſen worden. Und doch ſollte Frankreich jetzt für Sardinien thun was Oeſterreich für Algier zu thun nie eingefallen iſt? Oeſterreich iſt ſowohl Sardinien gegenüber als gegenüber den Lombarden in ſeinem vollem Recht, und hat ſich deſſelben mit ſeltener Mäßigung bedient. Der Anſpruch Frankreichs und Englands auf ein Interventionsrecht in Oberitalien iſt mithin in keiner Weiſe begründet. Wenn ſie dennoch davon Gebrauch machen, ſo widerfährt Oeſterreich eine Mißkennung ſeiner Rechte, welche Deutſchland nicht dulden darf, weil Oeſterreich ein Theil Deutſchlands iſt, und weil was dem Theil geſchieht, dem Ganzen geſchieht.

Gründe des Intereſſes: Der Beſitz der Lombardei iſt Deutſchland unentbehrlich. So wie das deutſche Reich unter Karl dem Großen zur Einheit gelangte, ſetzte es ſich auch in feſten Beſitz der Lombardei. So wie das deutſche Reich geſchwächt und geſchändet wurde, verlor es die Lombardei. So wie es wieder ſtark und geachtet war, gewann es die Lombardei wieder. Die

eiſerne Krone zu Monza iſt der von der deutſchen Kaiſerkrone unzertrennliche Trabant. Wir ſind die Erde, Oberitalien iſt unſer Mond. Die Schwäche und Erniedrigung deutſcher Nation wird nie ſicherer erkannt, als wenn wir keine Anziehungskraft auf die Lombardei mehr üben, wenn hier der politiſche Magnet verſagt. Der feſte und ſtramme Anſchluß der Lombardei an Deutſchland iſt das Kennzeichen unſeres nationalen Wohlbefindens und der Geltung, die uns im europäiſchen Staatenſyſtem gebührt. Die Alpen ſind unſere Mauer, die Lombardei iſt unſer Glacis Man bildet ſich ein, Trieſt für Deutſchland retten und eine öſterreichiſche Marine auf dem adriatiſchen Meere unterhalten zu können, wenn man nur Venedig habe, möchte dann auch Mailand aufgegeben ſeyn. Allein das iſt ein gefährlicher Irrthum. Als vorgeſchobener Poſten wäre Venedig ein verlorener Poſten, in der Flanke bedroht, unhaltbar. Ich gehe noch weiter. Ich behaupte, ohne den Beſitz von Mantua und Mailand kann Oeſterreich auch nicht Verona, nicht Trient, vielleicht nicht einmal Botzen behaupten. Es war ein ganz richtiger Inſtinkt, vermöge deſſen der König von Sardinien, ſowie er Mailand inne hatte, auch ſchon den Brenner als die künftige Grenze zwiſchen Italien und Deutſchland bezeichnete.

Auch verdient unſer Verhältniß zur Schweiz hier alle Beachtung. Die Neutralität der Schweiz hängt lediglich von ihrer Mittelſtellung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ab. Hört die Lombardei auf öſterreichiſch zu ſeyn, ſo grenzt die Schweiz auch nur noch mit einem kleinen Theil an Oeſterreich, ſo wird ſie den Oeſterreichern entrückt und ganz unter franzöſiſchen Einfluß geſtellt, denn in der Lombardei ſelbſt würde an die Stelle des öſterreichiſchen Einfluſſes nur der franzöſiſche treten. Vielleicht wundern ſich manche Leſer, wenn ich auch das Verhältniß Deutſchlands zum heiligen Stuhle hier in Berechnung zu nehmen der Werth finde. Wenn Oeſterreich die Lombardei verlöre, würde auch Rom dem deutſchen Einfluſſe entzogen und vorzugsweiſe dem franzöſiſchen anheimgegeben ſeyn. Das iſt aber eine für das deutſche Nationalintereſſe keineswegs gleichgültige Sache. Wer möchte verkennen, welchen Aufſchwung die katholiſche Kirche in den letzten Jahrzehnten genommen hat. In Deutſchland geht man jetzt ernſtlich darauf aus ſie ſogar vom Staate unabhängig

zu machen. Hat man wohl überlegt, was es für Folgen haben müßte, wenn, nach dem Verluſt der Lombardei, die Oeſterreicher nichts mehr in Italien zu ſagen hätten, wenn dagegen die Franzoſen dort die Oberleitung der Dinge an ſich riſſen, wenn ſie namentlich die römiſche Kurie von ſich abhängig machten, und alsdann unter franzöſiſchem Einfluß päpſtliche Befehle im katholiſchen Deutſchland erlaſſen würden, welche unbedingte Geltung hätten, ſofern das placetum regium für Deutſchland abgeſchafft wäre?

Es bleibt mir noch übrig von den Lombarden ſelbſt und ihren Intereſſen zu reden. Sie hatten ohne Zweifel ein Recht ſich über ihre frühere Regierung, das ſogenannte Metternich'ſche Syſtem, zu beklagen, ſo gut wie alle andern Bevölkerungen der Monarchie. Aber dieſes Syſtem wurde ja ſchon in Wien ſelbſt geſtürzt. Die Lombarden handelten unklug, in einem Zeitpunkt von Oeſterreich abzufallen, in welchem ihnen die liberalſten Bewilligungen gewiß waren. Aber ſie ſcheinen weniger Werth auf die Bürgſchaften bürgerlicher Freiheit als auf die Nationalunabhängigkeit gelegt zu haben; mit Unrecht. Italiener zu ſeyn iſt ihnen von Oeſterreich nie gewehrt worden. Die italieniſche Einheit iſt aber eine Chimäre, deren Realiſirung verhindert zu haben Oeſterreich niemals zum Vorwurf gereichen kann, weil die Italiener ſie auch nach Entfernung der Oeſterreicher und Deutſchen weder dießmal, noch nach dem Feldzug von 1797, noch je im Mittelalter haben verwirklichen können. Wenn bei der Erhebung der Lombarden im letzten Frühjahr die Einheit Italiens der Zweck war, ſo waren die Mittel, deren man ſich dazu bediente, eigentlich nichts anderes als eine Proteſtation gegen den Zweck. Die einen wollten ganz Italien unter Pius IX. vereinigen und nannten den Papſt mit Oſtentation Re d'Italia. Die andern gedachten dem König von Sardinien, dem damals ſogenannten Schwert Italiens, die Ehre zu; aber einer von beiden ſchloß eben den andern aus, und man vergaß daß weder Toscana, noch Neapel ſich eine Uſurpation anderer würden haben gefallen laſſen; ja zur Verhöhnung der Einheit vermehrten die Sicilianer noch die alte Theilung, indem ſie ſich einen beſondern König wählten. Freilich dachten viele an die Republik und an die Beſeitigung aller jener Theilfürſten. Aber es fehlte an republikaniſchen Tugenden.

Wenige Monate vorher hatte Mazzini ein allgeleſenes Buch über Italiens Zukunft geſchrieben. Warum haben ſich die Lombarden die inhaltſchweren Lehren dieſes Buches nicht beſſer zu Nutze gemacht? Mazzini hat ihnen ſonnenklar bewieſen, daß Italien nicht eigne Kraft genug beſitzt um ſich zu vereinigen, und daß es wie bisher, ſo künftig, immer nur die Wahl haben wird, entweder von Deutſchland oder von Frankreich abhängig zu ſeyn. Das alles ließen die Lombarden unbeachtet und empörten ſich zu einer Zeit wo ihnen alles, was ſie erreichen konnten, ſchon von ſelbſt und ohne Kampf zugefallen wäre, das abſolut Unerreichbare aber auch gar nicht hätte erſtrebt werden ſollen. In ihren Berechnungen herrſchte eine wahrhaft klägliche Confuſion. Sie wollten eine Republik, konnten ſie aber nicht durchſetzen, und huldigten mit widerſtrebendem Herzen dem Sardenkönig, ohne irgend eine Bürgſchaft zu haben, daß demſelben auch im übrigen Italien werde gehuldigt werden, und daß die Einheit Italiens werde eine Wahrheit werden. In dieſer unnatürlichen verlogenen Stellung mußten ſie anders reden als ſie dachten. Wer aber dazu gezwungen iſt, ſteht nicht auf der Höhe jener reinen Volksbegeiſterung, durch welche Nationen frei werden. Faſt vier Monate lang beſchäftigten ſie ſich mit innerem Hader, principiellem Streit über Staatsformen und jämmerlichen Lokaleiferſüchteleien je einer Stadt gegen die andere, anſtatt daß ſie, alle von Einem Geiſt beſeelt, ſich hätten kriegeriſch rüſten ſollen. Während ſie dem Sarden mißtrauten, überließen ſie doch ihm allein die Ehre und Laſt der Kriegführung, und unterſtützten die Tapferkeit der Piemonteſen viel zu wenig. Ja es ſchien als ob jene Tauſende von jungen Lombarden, die in die Schweiz geflüchtet kamen, ſich ebenſoſehr vor dem Kriegsdienſt unter Karl Albert wie vor dem unter Radetzky geſcheut haben. Wenn die Lombarden endlich Frankreich um Hülfe angingen, ſo beſtätigten ſie dadurch nur was ihnen Mazzini geſagt hatte: daß Italien nie unabhängig ſeyn kann, und daß es in dem Augenblick, in dem es nicht mehr von Deutſchland abhängt, von Frankreich abhängen muß. Würde aus der franzöſiſchen Hülfeleiſtung Ernſt, ſo ſtünde der Lombardei eine lange Fortdauer des Kriegs und ſeiner Verheerungen bevor, der Ausgang würde aber wahrſcheinlich wieder der nämliche ſeyn wie in allen frühern ähnlichen

Kämpfen, nämlich der deutsche Einfluß würde zuletzt immer wieder den französischen überwiegen. Es würde demnach im eignen Interesse der Lombarden liegen die Fortdauer des Kriegs zu vermeiden und in Ruhe und Frieden an den liberalen Errungenschaften der österreichischen Gesammtmonarchie und Deutschlands theilzunehmen. Um so mehr als die gänzlich veränderten Zollverhältnisse ihnen sehr vortheilhafte Verbindungen mit dem deutschen Markt sichern.

Ich knüpfe noch eine kurze Bemerkung über die diplomatische Thätigkeit des deutschen Reichsministeriums in Bezug auf Italien an. Da wir keine Flotte haben, wäre ein Agent in Neapel vor der Hand unnütz. Auch die Verhältnisse mit Rom kann man unberührt lassen, so lange der Papst so gut wie ein Gefangener ist und die Lage der katholischen Kirche in Deutschland noch keine wesentliche Aenderung erfahren hat, welche wichtige Unterhandlungen mit der Curie nothwendig machten. Nicht minder wäre ein deutscher Vermittler in Mailand überflüssig, da wir ziemlich sicher seyn können, daß Radetzky an der Spitze seines tapfern Heeres die deutschen Interessen dort zunächst besser wahrt, als es irgend ein Diplomat aus Frankfurt vermöchte. Eben deßhalb aber muß gefragt werden: was soll denn Herr Heckscher in Turin thun? Ist es nicht ein politischer Fehler, diesen Mann aus dem Reichsministerium zu entfernen, wenn man doch alle seine Collegen wieder definitiv in ihre Aemter eingesetzt hat? Will man die andern nicht aufopfern, warum opfert man Heckscher auf? und was wird er in Italien, neben Radetzky, anders können, als eben nur figuriren?

Endlich noch eine kurze Bemerkung über die Schweiz. Das Benehmen der Tessiner hat Radetzky zu starken Erklärungen veranlaßt. Die Fahrlässigkeit der nördlichen Kantone, welche die Vorbereitung zu Struve's neuem Feldzug mit angesehen und nicht verhindert haben, wird den Reichsverweser zu einer ähnlichen Sprache nöthigen. Man muß dabei fragen, was hat denn der deutsche Reichsgesandte bei der Tagsatzung, Herr Mareaux, in Bern Wichtigeres zu thun gehabt, wenn er nicht auf die Struve'schen Rüstungen acht gab? Er hat nicht dagegen protestirt, nichts davon bemerkt noch berichtet.

Ohne Zweifel verdienen die Schweizer eine ernste Mahnung,

werden ſich derſelben aber diesmal fügen. Es würde mir bedauerlich erſcheinen, wenn man gegen die Schweiz zu weit ginge, und einen Conflikt mit derſelben veranlaßte in einem Zeitpunkt, in welchem eine große Aenderung der Dinge in Frankreich bevorſteht, welche der dortigen Kriegspartei Vorſchub leiſten könnte, einer Partei, der ein Zerwürfniß zwiſchen Deutſchland und der Schweiz im höchſten Grade erwünſcht kommen würde.

Man kann energiſch ſeyn, ohne deßhalb zu reizen, ja eine Schonung, wenn man im Recht und der Andere im Unrecht iſt, kann Antipathien in Sympathien verwandeln. Es muß uns Alles daran gelegen ſeyn, die Schweizer für die deutſche Sache zu gewinnen. Ich gehe überhaupt, wie man ſieht, immer von dem Grundſatz aus, die uns verwandten Bruderſtämme zu ſchonen, freundlich zu behandeln, und Beleidigungen von ihnen nicht zu hoch aufzunehmen, unſere ganze nationale Kraft aber zu ſparen gegen die wahren und großen Feinde unſerer Nationaleinheit.

6. Die limburgiſche Frage.

Auch dieſe Frage droht lediglich als Ambitionsfrage aufgenommen zu werden. Es iſt freilich arg, daß eine Handvoll Holländer ſich erlauben darf, Angeſichts des großen Deutſchland die deutſche Fahne in den Koth zu treten. Allein Holland iſt zu klein, als daß ſeine Beleidigung von irgend einer Wichtigkeit wäre. Der deutſche Rieſe braucht nicht die Herausforderung jedes Zwerges anzunehmen. Die ganze Frage wird beſeitigt, wenn man an die Wahrſcheinlichkeit eines neuen Krieges mit Frankreich denkt. In dieſem Fall wäre Holland ohne die deutſche Hülfe eine leichte Beute Frankreichs. Holland wird alsdann unſer eifrigſter Bundesgenoſſe ſeyn. Nichts wäre thörichter, als in der Nähe des auf unſere Thorheiten lauernden Frankreichs uns mit Holland zu überwerfen. Beſchämen wir dagegen Holland durch unſere großmüthige Geduld, trachten wir im innern Deutſchland erſt vollkommen einig zu werden und erkaufen wir dann Hollands Treue durch unſern kräftigen Schutz, ſo wird das viel weiſer gehandelt ſeyn. Holland, wie Ungarn, können uns nie fehlen. Holland iſt ohne uns den Franzoſen, wie Ungarn den

Ruſſen verfallen, ſie müſſen uns alſo in letzter Inſtanz treu bleiben, mögen ſie ſich auch noch ſo ungeberdig gegen uns anſtellen.

Von der größten Wichtigkeit für Deutſchland wäre überhaupt die Ermöglichung einer nähern Verbindung Hollands mit Deutſchland, eines Aufgehens Hollands in Deutſchland. Wir gewännen dadurch unſere natürliche Grenze an der Nordſee, unſere ſo erſehnte Marine. Die Holländer ſind Deutſche wie wir übrigen auch. Holland und Belgien waren Theile des alten deutſchen Reiches. Auch die ſpätere Republik Holland verdankt ihren Aufſchwung nur dem Zuſtrömen deutſcher Proteſtanten, die ſich in Holland und deſſen Colonien niederließen.

Es iſt gewiß betrübend und beweiſt, wie weit wir noch zurück ſind, daß von der Einheit aller Deutſchen die Rede ſeyn kann, ohne daß es die Umſtände erlauben, noch irgend etwas von einem Aufgeben Hollands, Belgiens und der Schweiz in Deutſchland, ſo wenig als von einem Wiedererwerb des Elſaßes, eines Theiles von Lothringen und der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen zu reden. Was iſt geſchehen, um uns in den Niederlanden oder der Schweiz Sympathien zu erwerben? Welche Hoffnungen oder welche Furcht haben wir den von uns abgefallenen Bruderſtämmen eingeflößt, um ſie, ich will nicht ſagen zur Wiedervereinigung mit uns zu bewegen, nur um an die Möglichkeit einer Annäherung an uns zu denken? Sie hoffen nicht auf uns, ſie fürchten aber auch nichts von uns. Sie glauben nicht, daß wir je aus unſerer bisherigen Confuſion herauskommen werden und der Holländer hält ſich für zu ſolid, der Belgier für zu glücklich und der Schweizer für zu frei, um die Berührung mit unſern diesrheiniſchen Zuſtänden nicht zu fliehen. Wir Deutſche als Hauptnation erfahren von unſern genannten noch innerhalb den Grenzen unſerer Nationalität wohnenden Brüdern eine nicht nur affektirte oder ſtudirte, ſondern inſtinktive und reelle Verachtung, die jeder, der ſie ausſprechen zu müſſen glaubt, auch wirklich fühlt. Und es iſt von unſerer Seite noch lediglich nichts geſchehen, um ihnen eine Bewunderung oder einen Schrecken einzuflößen, der ihnen eine Frontveränderung ihrer Empfindungen abzwänge. Die einzige Möglichkeit, uns ihre Geneigtheit zu erwerben, liegt, wie ſchon bemerkt, in einem Kriege mit

Frankreich. Denn um ſich einer abermaligen ſyſtematiſchen Ausſaugung durch die Franzoſen zu erwehren, würden die ſtolzen Schweizer gewiß gerne öſterreichiſche Tſchakos und würtembergiſche Keppis, die ſtolzen Holländer gern preußiſche Pickelhauben kommen ſehen.

Man kann an die Niederlande nicht denken, ohne die verkehrte Politik des Wiener Congreſſes und derer, die nachher in Deutſchland regiert haben, tief zu beklagen. Durch das Vage der Verträge in Bezug auf die Rheinſchifffahrt, durch die Taktloſigkeit, die katholiſchen Belgier den calviniſchen Holländern unterzuordnen, iſt es einerſeits den Holländern möglich geworden, ihr Handelsintereſſe drei Jahrhunderte hindurch auf Koſten Deutſchlands auszubeuten und ſich dadurch in eine abſolut feindliche Stellung gegen uns zu bringen, und ſind andererſeits die Belgier dahin getrieben worden, ihre neue Unabhängigkeit vornehmlich auf franzöſiſchen Schutz zu gründen. Dadurch ſind beide Völkerſchaften, Holländer und Belgier, uns übrigen Deutſchen entfremdet worden, weit mehr entfremdet, als es nach den großen gemeinſchaftlichen Kämpfen gegen Frankreich im Jahr 1814 hätte der Fall ſeyn ſollen. Aber was nun das alte Metternich-Hardenbergiſche Syſtem alles geſündigt, das haben wir heute noch nicht einmal erkannt und begriffen, geſchweige wieder gut gemacht. Wir bekümmern uns um ſolche praktiſche Fragen nicht. Die Frage, ob Monarchie ob Republik? iſt uns wichtiger. Die Redaktion unmöglicher Grundrechte z. B. Emancipation der Kirche vom Staat, iſt uns wichtiger. An alles Entfernteſte und Unerreichbarſte in der innern Politik denken wir eher, als an das uns nächſt vor Augen liegende in der auswärtigen Politik.

So lange wir nicht wärmere Sympathien bei Holländern, Belgiern und Schweizern für uns gewonnen haben, wie mögen wir ſie zu uns rechnen? Man ſpricht beſtändig von 40, ja wohl von 45 Millionen Deutſchen, eine Ziffer, die nicht herauskommt, wenn man nicht Holländer, Belgier, Schweizer, Liv-Kur- und Eſthländer, ſo gut wie die nicht einmal deutſchen Böhmen, Mähren, Kärnthner und Krainer hinzurechnet.

Ich möchte nicht von 45 Millionen Deutſchen ſprechen, wenn ich nicht auch Thaten aufführen könnte, die einer ſo reſpektablen Zahl entſprächen.

7. Deutſchlands Stellung zu Frankreich.

Trotz der Friedensverſicherungen iſt nichts wahrſcheinlicher, als der Ausbruch eines neuen Kriegs mit Frankreich, vorausgeſetzt, daß wir in unſerem deutſchen Einigungswerke fortfahren.

Frankreich muß ſich vor uns fürchten, wenn wir wirklich allmählig einig und zum vollen Bewußtſeyn unſerer Kraft gelangen. Es muß fürchten, wir würden alsdann einmal das Elſaß und Lothringen zurück verlangen. Es muß uns alſo zuvorzukommen, die Entwicklung unſerer Macht noch im Keime zu verhindern ſuchen.

Es trachtet längſt nach dem Beſitz des linken Rheinufers. Es muß alſo abwarten, ob ihm unſere innere Zwietracht nicht die günſtige Gelegenheit bietet, in Deutſchland zu interveniren und ſich für ſeine guten Dienſte mit dem linken Rheinufer bezahlt zu machen.

Es kann durch ſeine eigenen innern Angelegenheiten zum Kriege getrieben werden, ſofern es ſich ſeiner anarchiſchen Elemente in auswärtigen Kriegen zu entledigen ſuchen muß, oder ſofern es zur Monarchie zurückkehrt und die neue Dynaſtie es unabweislich findet, ſich durch Kriegsruhm im Herzen der Franzoſen zu befeſtigen.

Es hat endlich die Scharte von 1813—1815 noch auszuwetzen, und glüht, ſich auf dem Felde der Ehre mit uns zu meſſen. Wollten die Franzoſen gerecht ſeyn, ſo müßten ſie ſagen, es ſey ihnen damals Recht geſchehen, weil ſie uns zur Zeit des napoleoniſchen Deſpotismus ſo ſchweres Unrecht gethan. Allein eine ſolche völkerrechtliche Ueberlegung ſagt dem franzöſiſchen Gemüth nicht zu. Der Franzoſe erkennt kein anderes Recht an, als ſein eigenes und kein anderes Unrecht, als das ihm ſelber widerfährt.

Uebrigens iſt der franzöſiſche Ehrgeiz von jener Spannkraft und feurigen Begeiſterung nicht mehr begleitet, wie zur Zeit der erſten Republik und Napoleons. Auch wiſſen die Franzoſen viel zu gut, wie ſtark wir ſind, als daß ſie uns allein oder in einem Augenblick, in dem wir nicht uneins ſind, angreifen ſollten. Sie werden ſicherlich warten, bis ihnen der Bürgerkrieg in Deutſchland eine deutſche Allianz eröffnet, oder bis ſie in eine Coalition auswärtiger Mächte eintreten können.

Während unſere Republikaner noch immer von der franzöſiſchen Republik Unterſtützung hoffen, iſt es viel wahrſcheinlicher, daß Frankreich ſich mit England und Rußland verbinden wird, um unſern Fürſten ihre alte Gewalt wieder zu geben. Unter keiner andern Bedingung nämlich vermag die alte Trennung und Inferiorität Deutſchlands, die unſern Nachbarn ſo angenehm iſt, wieder hergeſtellt zu werden. In der Note des Grafen Neſſelrode haben wir leſen können, wie ſehr uns Rußland bedauert, daß dieſe ſo ſchön geordneten, ſo friedlichen Zuſtände, wie ſie zur Zeit des Bundestags beſtanden, aufhören ſollen. Auch England wird es gern ſehen, wenn der König von Hannover unabhängig genug bleibt, um ſich fernerhin dem deutſchen Zollverein widerſetzen zu können. Frankreich aber wird viel lieber, wie bisher, ſeine Geſandten an allen kleinen deutſchen Höfen unterhalten, als ausſchließlich mit einem mächtigen Reichsverweſer zu thun zu haben. Frankreich war von jeher der Beſchützer der kleinen Souverainetäten in Deutſchland. Jeder deutſche Reichsvaſall, der vom Kaiſer abfiel, fand Unterſtützung in Frankreich. So war es ſchon im Mittelalter, ſo während der Reformation, ſo im ſpaniſchen Erbfolgekrieg, ſo zur Rheinbundszeit. Am klarſten wird dieſe traditionelle franzöſiſche Politik aus dem Verfahren Moreau's im Jahr 1796. Moreau brach an der Spitze eines republikaniſchen Heeres im ſchwäbiſchen Kreiſe ein. Deutſche Republikaner begrüßten ihn mit Jubel und verlangten, er ſolle ſogleich eine allemanniſche Republik als Tochterrepublik der franzöſiſchen Mutter proklamiren. Allein Moreau lehnte es ab, erkannte feierlich den Herzog von Württemberg, wie den Markgrafen von Baden, Fürſten von Zollern ꝛc. als Souveraine an und gönnte ihnen, indem er ſie ausplünderte, nachher mit ihren Unterthanen zu machen, was ſie wollten. Die deutſchen Republikaner mußten nun flüchten oder wurden eingeſperrt. Man würde gewiß nicht höflicher mit den demokratiſchen Vereinen unſerer Tage, ja ſelbſt nicht mit der Nationalverſammlung in Frankfurt umgehen, wenn eine franzöſiſche Armee über den Rhein dränge. Dagegen würden ſich unſere Fürſten, zumal die kleinen, jeder Zuvorkommenheit von Seite der Franzoſen zu erfreuen haben und würden ſie durch franzöſiſche Bajonette etwa um den Preis des linken Rheinufers in alle ihre Rechte wieder eingeſetzt werden.

Während wir als ächte Ideologen den Boden der Wirklichkeit jeden Augenblick verlieren, halten die Franzoſen deſto feſter daran und es darf uns nicht wundern, wenn ſie, die wir heute noch als Republikaner für eine Idee begeiſtert wähnen, morgen ſchon wieder als Monarchiſten mit dem reellſten Egoismus von der Welt bloß ihren Vortheil verfolgen in einem Angriff auf unſere Freiheit. Während unſere deutſchen Republikaner die Republik noch lange nicht fertig haben, ſind die Franzoſen der übrigen ſchon wieder ſatt. Weſſen ſie aber nie ſatt werden, das iſt der Ruhm, das iſt der Nationalvortheil, das iſt die Plünderung und Eroberung fremder Länder, das iſt wenigſtens die Intrigue, die ſich in fremde Angelegenheiten miſcht.

Die jungfräuliche deutſche Einheit mußte dieſer erfahrnen, durchtriebenen und längſt über jede Rückſicht erhabenen auswärtigen Politik Frankreichs nur mit großer Vorſicht nahen. Der Reichsminiſter unſerer auswärtigen Angelegenheiten hätte daher jedenfalls abwarten müſſen, bis Frankreich die deutſche Centralgewalt anerkennen mußte, ehe er ſie durch Herrn v. Raumer auffordern ließ, es zu thun. Die Ironie, mit welcher Herr v. Raumer von Seiten des Herrn Baſtide und erſt ſehr ſpät von Cavaignac empfangen wurde, hätte Herr Heckſcher nicht hervorrufen, die Nöthe darüber hätte er der deutſchen Wange erſparen ſollen. Man trägt keine neue Speiſe auf, bis die Reſte der alten vom Tiſche entfernt ſind. So lange es noch Geſandte von deutſchen Einzelſtaaten in Paris gab, durfte dort kein deutſcher Reichsgeſandter auftreten. Die plötzliche Entfernung aller Geſandten deutſcher Einzelſtaaten von Paris würde General Cavaignac mehr von der deutſchen Einheit überzeugt haben, als die Ankunft des Herrn v. Raumer.

Ueberdies hätte Deutſchland ungefähr mit eben ſo viel Stolz die franzöſiſchen Zuſtände als bloß proviſoriſch anzuerkennen brauchen, wie es Frankreich mit den unſrigen gemacht hat. Cavaignac ſitzt keineswegs feſter als der Erzherzog Johann.

Die franzöſiſche Politik gegen Deutſchland wird erſt alsdann in ihrer alten bekannten Weiſe hervortreten, wenn das republikaniſche Proviſorium in Paris einem definitiven neuen Zuſtande Platz gemacht haben wird, welcher für das heutige Frankreich beſſer paßt als die Republik. Alles wird dort wechſeln, nur die

alte böſe Politik gegen Deutſchland wird immer als die nämliche wiederkehren.

8. Deutſchlands Stellung zu England.

Wären wir heute ſchon im Stande, mit England concurriren zu können; wäre es Ernſt geworden mit dem, was der ſtolze Engländer bis jetzt nur für Scherz hält, und wollte ſich der Traum von der deutſchen Flotte zur Wirklichkeit geſtalten, dann würde uns England auf Tod und Leben bekämpfen, und zwar mit noch unendlich viel mehr Leidenſchaft und Zähigkeit, als wir je von Frankreich bekämpft worden ſind. In ſolchen Fällen ergreift England ſeine Partei und hört nicht eher auf, bis es muß. Es wäre ein Wunder, wenn Deutſchlands Wiedergeburt vollendet werden könnte ohne den furchtbarſten Zuſammenſtoß mit England.

Wir ſind aber noch lange nicht ſo weit und deßhalb iſt uns auch zunächſt Englands Wohlwollen, ja für gewiſſe Fälle ſogar Englands Allianz noch geſichert. Beſchämender Troſt! England hilft uns nur ſo lange, als es uns nicht fürchtet, ſagen wir, als es uns verachtet. Von dem Augenblick an, wo es uns zu achten gezwungen wird, weil es uns fürchten muß, iſt uns ſeine Todfeindſchaft gewiß.

Sobald der Zollverein ganz Deutſchland umfaßt und an die Nordſee gedrungen iſt, wird Englands Freundſchaft für uns merklich erkalten. Die preußiſche Meinung in Bezug auf das Freihandelsſyſtem wird in dem Maße unhaltbarer werden, in welchem der Zollverein an ſeinen natürlichen Grenzen verrückt. Der große Gedanke, deſſen irdiſche Hülle das ſtille Grab in Tyrol bedeckt, wird die Rundreiſe an allen Küſten der Oſt- und Nordſee machen. Ein Sturmvogel wird er der finſtern Gewitterwolke und der hohen See entgegen fliehen, wenn engliſcher Neid die Blitze ſchmieden wird, die Hamburg werden in Aſche verwandeln ſollen. Mit dem ſchrecklichſten der Schrecken aber wird der brittiſche Löwe ſich waffnen, wenn erfolgt, was im Buche des Schickſals in freilich noch verſchleierten Schriftzügen ſteht, die Wiedervereinigung des alten burgundiſchen Kreiſes mit dem deutſchen Reiche. Holland iſt die natürliche Rhede von Deutſch-

land, die holländiſche Flotte nur ein Theil der künftigen deutſchen Flotte. Holland ſelbſt wird ſeine verlorene Kraft nur aus Deutſchland erſetzen können. Einer abgehauenen Hand ähnlich greift es und greift es ins Meer hinaus, aber mit immer matteren Fingern. Erſt muß die Hand wieder an den ſtarken Arm und geſunden Leib anwachſen, damit durch die pulſirenden Adern wieder friſche Lebens- und Spannkraft in ſie dringe. Deutſchlands Uebervölkerung leiſtet den holländiſchen Colonien in Hülle und Fülle, was ihnen fehlt. In Verbindung mit Deutſchland wird Holland nicht ärmer, ſondern reicher werden. Dieſe Verbindung wird erfolgen, wenn die Wiedergeburt Deutſchlands fortſchreitet, wenn ſie nicht bloß das galvaniſche Experiment mit einem todten Froſche geweſen iſt. Die deutſche Reichskrone wird verdient werden müſſen auf franzöſiſchen und ruſſiſchen Schlachtfeldern, aber ſie wird erſt gefunden werden in den Sümpfen von Holland, wenn ein künftiger Beowulf im Stande iſt, ſie dort der engliſchen Rieſin abzugewinnen.

Das alles ſieht jetzt noch wie ein Nebelbild aus und kann wie Täuſchung einer erhitzten patriotiſchen Phantaſie noch belächelt werden. Aber wenn nicht alles hohle Phraſe und Lüge war, was von deutſcher Einheit bisher verhandelt worden, ſo muß in einer nicht gar fernen Zukunft die holländiſche Frage an die Tagesordnung kommen. Jedoch wird ſie wohl ihrer Schwierigkeit wegen bis zuletzt vorbehalten bleiben, wenn viele andere Fragen erledigt ſind. Und ſo lange England uns mit ſo vielen andern Hemmniſſen ringen ſieht, wird es wohl die Gefahr, die wir ihm für jetzt nur gleichſam in einem kühnen Traum bezeichnen, nach ſeiner Weiſe gering achten.

England würde uns ſogar beiſtehen, wenn ſich Frankreich oder Rußland auf unſere Koſten würde vergrößern wollen. England kann uns als Bundesgenoſſe auf dem Feſtlande nicht entbehren, ſo lange es eine Wiederkehr der napoleoniſchen Anſprüche oder eine weitere Ausdehnung der ruſſiſchen Macht beſorgen muß. Allein England wird immer lieber ein getheiltes Deutſchland, als ein vereinigtes, unterſtützen und daher ohne Zweifel jeder europäiſchen Coalition beitreten, welche nur gegen die Einheit Deutſchlands zu Gunſten der bisherigen Fürſtenariſtokratie, ſich bilden könnte.

Da wir, wie gesagt, nicht auf der Höhe stehen, von wo aus eine großartige deutsche Nationalpolitik möglich wäre, so ist es fast überflüssig, wenn ich noch von einem Punkt rede, in welchem wir etwa mit England in Collision kommen könnten. Es ist bekannt, daß sich England und Frankreich in die Hegemonie der pyrenäischen Halbinsel und Süditaliens getheilt haben. Um der Legitimität des Don Carlos willen hat Metternich Spaniens Königin und jede Beziehung zum spanischen Kabinet aufgegeben. Dabei würde es nun sein Bewenden nicht haben können, wenn Deutschland je in seiner Einheit sich zusammenraffte und seine Bedeutung in Europa erkennen würde. Eine enge Verbindung mit Spanien und nicht minder mit Nordamerika müßte alsdann Deutschland in den Stand setzen, seinen in Westeuropa gänzlich abhanden gekommenen Einfluß wiederherzustellen.

9. Die Ohnmacht des deutschen Reichsministeriums in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten.

Man kann den ersten beiden Ministern der auswärtigen Angelegenheiten in Frankfurt einige Vorwürfe machen, wie sie auch dem Herrn Heckscher gemacht worden sind. Allein was sie etwa versehen haben, ist eine pure Kleinigkeit in Vergleich mit dem, was sie auch beim besten Willen und Talent nicht haben erwirken können. Unter solchen Umständen muß man gegen die Personen billig seyn.

Es war ein kleiner Fehler, Herrn v. Raumer nach Paris zu schicken, ehe die Einheit Deutschlands noch eine Wahrheit geworden war. Ein glänzender Schein vorgespiegelter Einheit konnte dort die trübe Wahrheit der wirklichen Uneinigkeit nicht verbergen. Man gab sich also eine Blöße, indem man Cavaignac zur Unterscheidung zwischen unserer Anmaßung und unserer Unfähigkeit offiziell aufforderte. Indeß verschwindet diese Taktlosigkeit als etwas Unbedeutendes und Gleichgültiges vor der Thatsache unserer Uneinigkeit selbst. Ob der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankfurt mit oder ohne Takt verfährt, ist gleichgültig, solange er überhaupt nur dem Schein nach und nicht in der Wirklichkeit die Einheit und Macht des wiedergebornen deutschen Reichs vertritt.

Wären wir einig, wären Oeſterreich, Preußen, Bayern ꝛc. in Deutſchland aufgegangen, beſchränkte ſich die ganze Macht der Sonderintereſſen etwa auf eine kleine Vendée, wie 1793 in Frankreich, ſo würde ich vom Reichsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten verlangen, daß er eine Thätigkeit entwickelte, wie die war, durch welche ſich Dumouriez in der großen Kriſe der franzöſiſchen Revolution unſterblich gemacht hat. Dumouriez überſchwemmte das Ausland mit ſeinen Agenten, war raſtlos bemüht, Frankreich Bundesgenoſſen und Freunde zu erwerben und Frankreichs Feinde unter einander zu entzweien und es gelang ihm wirklich, Preußen mit der Coalition zu überwerfen, was zum gänzlichen Rücktritt Preußens von derſelben im Basler Frieden führte. In ähnlicher Weiſe würde von der jungen Diplomatie des wiedergebornen deutſchen Reichs die ſchnellkräftigſte und zugleich ſchlaueſte Thätigkeit zu fordern ſeyn. Nicht offizielle Geſandten müßten alsdann in Paris und London um Empfang betteln, ſondern geheime Unterhändler müßten alle Mächte und Parteien des Auslands in unſerm Intereſſe bearbeiten. Alle natürlichen Allianzen müßten mit größter Energie für Deutſchland in Anſpruch genommen werden. In Waſhington, Madrid, Stockholm, Bukareſt, Konſtantinopel müßten direkte Bündniſſe, in London, im Haag, in Bern, in Rom, in Peſth und Agram müßte für uns aus allen Kräften plaidirt und wenn nicht direkte Bündniſſe zu Stande gebracht, doch Parteien für uns gewonnen werden.

Daß nun aber von alledem noch nichts geſchehen iſt, können wir dem Reichsminiſterium nicht zum Vorwurf machen, weil es ja mit Deutſchland ſelbſt noch nicht fertig werden iſt, weil es dem Ausland noch keinerlei Bürgſchaften darbieten kann, weil es, die gutwilligen Contingente der kleinen Staaten ausgenommen, keine Streitmacht und noch weniger geheime Fonds hat, um ſeine Agenten auszuſtatten.

Es ſteht alſo ſchlecht, ſehr ſchlecht um unſere auswärtigen Angelegenheiten. In der ganzen Runde um Deutſchland her iſt alter Boden wohl für uns verloren, aber noch kein neuer gewonnen worden. Anſtatt die ſkandinaviſchen Sympathien für uns auszubeuten, haben wir ſie in Antipathien verwandelt und unſere natürlichen Bundesgenoſſen zu unſern Feinden und mehr als je

von Rußland abhängig gemacht. Anſtatt in preußiſch Polen entweder das Princip der Germaniſirung mit unerbittlicher Strenge feſtzuhalten, oder in kühner Offenſive das Protektorat Polens gegenüber von Rußland zu übernehmen, haben wir uns die Polen eben ſo zu Feinden gemacht, wie die Ruſſen, und jene Politik ermöglicht, die Polen künftig zu einem Bollwerk Rußlands gegen Deutſchland machen will, während wir bis auf den letzten Augenblick gehofft haben, es als unſer Bollwerk gegen Rußland brauchen zu können. Anſtatt uns der romaniſchen Wallachen, die uns darum angeſteht, gegen die ruſſiſche Uſurpation anzunehmen, haben wir die Ruſſen in der Moldau einrücken laſſen. Anſtatt der Pforte unſern Beiſtand gegen Rußland zuzuſichern, haben wir dieſe Ehre den Engländern allein überlaſſen. Anſtatt den deutſchen Doppeladler zwiſchen Peſth und Agram aufzupflanzen und mit ſeinen beiden drohenden Köpfen rechts und links den dort gegen einander tobenden Parteien Frieden zu gebieten, haben wir die Zukunft des deutſchen Oeſterreichs vom Siege zweier nichtdeutſchen Stämme abhängig werden laſſen. Anſtatt rundweg die wiedereroberte Lombardei zu behaupten, hat ſich Oeſterreich in Traktate einlaſſen müſſen, aus denen wenigſtens möglicherweiſe eine Verminderung des öſterreichiſchen Beſitzes in Italien hervorgehen kann. Anſtatt daß irgend etwas geſchehen wäre, um die uns ſtammverwandte Schweiz für uns zu gewinnen oder ihr wenigſtens zu imponiren, mußten wir erleben, daß Radetzky in Mailand den Empfang ruſſiſcher Orden feſtlich beging, während auf dem ſchweizeriſchen Liederfeſt das franzöſiſche Volkslied drohend gegen Deutſchland angeſtimmt wurde. Anſtatt Frankreich durch die Abberufung der Geſandten unſerer Einzelſtaaten von der Einheit Deutſchlands thatſächlich überzeugen zu können, gaben wir uns die Blöße, Herrn v. Raumer dort vergeblich antichambriren zu laſſen. Anſtatt mit Holland die Eventualitäten eines neuen franzöſiſchen Kriegs zu berathen, ärgerten wir uns bloß über die Limburger Skandale.

Das alles iſt das nothwendige Reſultat der falſchen Stellung, in welcher ſich die Centralgewalt und die Nationalverſammlung in Frankfurt befinden. Sie beruhen auf der Fiktion einer allgemeinen Erhebung deutſcher Nation zur Einheit. Dieſe aber hat nicht wirklich ſtatt gefunden; die Sondermächte beſtehen alle

noch, die Beſchlüſſe der Centralgewalt und der Nationalverſammlung ſind alle noch von der Zuſtimmung oder Ablehnung Oeſterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers ꝛc. abhängig.

Der alte Bundestag konnte beſtehen, da er der adäquate Ausdruck der Politik war, zu welcher ſich die Regierungen der Einzelſtaaten Deutſchlands bei völliger Paſſivität des Volks und nur ohnmächtigen Demonſtrationen der Stände vereinigt hatten. Die neue Centralgewalt kann nur beſtehen, wenn ſie alle jene Regierungen ſich abſolut unterordnet oder ſie gänzlich verſchwinden macht. In einer bloßen Nebenordnung neben ihnen kann ſie keinen Beſtand haben. Das iſt auch der Sinn des berühmten Leiningenſchen Entweder Oder. Statt deſſen haben wir leider jezt ein Weder Noch. Wir haben weder eine Centralgewalt, die über alle Kräfte Deutſchlands verfügen und dem Ausland imponiren könnte, noch einen Fürſtenbund in der Stärke, wie er früher war. Der Fürſtenbund iſt geſtürzt, aber die Centralgewalt noch weit entfernt, Deutſchland ſtärker gemacht zu haben. Sie verhält ſich, wie die engliſche Preſſe ganz richtig urtheilt, zum deutſchen Volk als ein Schwächungs-, nicht als ein Stärkungsmittel. Da das nun nicht der bewußte Wille des deutſchen Volkes ſeyn kann, ſo iſt dieſer Wille entweder ein noch ſehr ſchwacher und unüberlegter, oder die Centralgewalt iſt nur die vorübergehende Schöpfung einer Partei geweſen, die einen glücklichen Moment benüzt hat, ohne des nächſten Herr bleiben zu können. Oder das geſammte deutſche Volk beſinnt und entſchließt ſich zum zweitenmal und ſezt die ſchwankende Centralgewalt in alle ihre bis jezt nur fingirten Rechte wirklich ein.

Dazu iſt aber keine Ausſicht vorhanden, weil die großen Maſſen des deutſchen Volks nicht vorzugsweiſe von der Idee der Nationaleinheit erfüllt ſind. Ein zweiter Akt unſerer Revolution würde nicht zu dem wünſchenswerthen Ziel der Einheit führen, ſondern Deutſchland vielmehr in eine republikaniſche, Frankreich zugeneigte Partei und in Anhänger der bisherigen Fürſten theilen, einen blutigen Bürgerkrieg eröffnen und dem Ausland die unſere Einheit gefährdendſte Einmiſchung erleichtern.

Ließe ſich die Analogie der erſten Revolution Frankreichs auf unſere heutigen Zuſtände anwenden, ſo wären wir glücklich

zu preiſen, denn alsdann würden wir hoffen können, durch eine Periode des Schreckens doch endlich zur Einheit zu gelangen, und der wahre Patriot dürfte kein Opfer ſcheuen, dieſes Ziel herbeiführen zu helfen. Allein wie es ſcheint, wird es uns ſo gut und leicht nicht werden, wie den Franzoſen, und eine andere, viel troſtloſere Analogie liegt uns näher, nämlich die des dreißigjährigen Krieges. Eine allgemeine Erhebung zur Republik und als das Produkt dieſer großen Bewegung ein allgewaltiger Diktator wie Napoleon wäre, trotz aller Leiden, die wir dabei zu überſtehen hätten, doch ein Glück für uns. Aber wir werden es nicht erreichen, da der republikaniſche Trieb unter uns Deutſchen bei weitem nicht ſo gleichmäßig und lebendig iſt, wie er in Frankreich war, und da unſere deutſchen Republikaner von vorn herein die demokratiſche Freiheit allein ſich zum Ziel geſetzt, die Nationalität aber beſeitigt und ſich ausdrücklich an Frankreich anzuſchließen kein Bedenken getragen haben. Die Stärke des revolutionären Frankreichs lag aber nicht ſowohl im Freiheitsdurſt, als im Nationalſtolz und in einem, das ganze Volk durchdringenden Bewußtſeyn ſeiner Einheit. Ein Umſtand, der jede Vergleichung mit uns ausſchließt.

Näher liegt uns daher die Analogie des dreißigjährigen Kriegs, die Spaltung Deutſchlands vielleicht nicht bloß in zwei, ſondern in viele feindliche Lager, wodurch fremder Intervention wieder Thür und Thor geöffnet werden würde. Eine ohnmächtige Centralgewalt, mächtige auf ſie und auf einander ſelbſt eiferſüchtige Fürſten, halbrepublikaniſirte Provinzen, die ſich an Frankreich anſchließen möchten, fürſtentreue Provinzen wie Pommern und Tyrol andererſeits; politiſche und kirchliche Parteien von gleichem Haß gegen einander erfüllt und von ſo gleicher Stärke, daß ihnen wohl ein langer Kampf, aber kein Sieg gewiß iſt; Gelegenheit für einzelne große Männer, zumal Generale, zu einer vorübergehenden, aber nie das Ganze umfaſſenden Macht zu gelangen. Das iſt die Sachlage und erinnert auffallend an die Anfänge des dreißigjährigen Kriegs.

Oder darf man ſich dem peinigenden Gedanken überlaſſen, daß trotz allem, was geſchehen iſt, noch eine Rückkehr zum Alten möglich wäre? Daß die deutſchen Stämme ſich etwa mit einigen liberalen Conceſſionen in Bezug auf innere Reformen begnügen,

die Idee der Einheit aber aufgeben oder um den Preis rückkehrender Ordnung an einen neu auflebenden Fürſtenbund verkaufen würden? Die „gemeinſame und entſchloſſene Politik," von der ich im Eingange geſprochen, iſt ſie etwa nicht mehr vorhanden? Und mit welchen Kräften ſind wir ihr gegenüber getreten?

Nur die Freiheit hat bei uns kühne und leidenſchaftliche Vertreter in hinreichender Zahl gefunden, die Einheit nicht, und leider ſind die meiſten und wärmſten Freunde der Freiheit gegen die Einheit gleichgültig, oder nehmen die Einheit nur zum Vorwand oder Mittel, um Zwecke der Freiheit zu erreichen.

Ueberhaupt war dieſe ganze neue große deutſche Revolution doch nur eine Folge der vorangegangenen Bewegung in Frankreich. Es fehlt ihr die deutſche Urſprünglichkeit. Würde in Frankreich erſt wieder ein König gewählt, ſo würde auch das auf uns Einfluß üben, wie vor einem halben Jahre die Erklärung Frankreichs zur Republik.

Geſtehen wir uns, daß der für deutſche Einheit Begeiſterten eine kleine und ſchwache Zahl iſt gegenüber denen, die das Intereſſe der großen öſterreichiſchen Monarchie vermittelſt der ſlaviſchen Majorität aufrecht erhalten wollen, ebenſo gegenüber denen, welche Preußens beleidigten Stolz und gekränkten alten Ruhm rächen wollen, ſodann gegenüber denen, welche um jeden Preis Ruhe verlangen, und endlich auch gegenüber den Republikanern, denen die Einheit Deutſchlands etwas völlig Gleichgültiges iſt und die, wenn nur ihre communiſtiſche Demokratie zu Stande käme, ganz Deutſchland mit Freuden an Frankreich verkaufen würden. Ich will hier nicht unterſuchen, inwiefern alle dieſe Parteien auch in der Paulskirche, wo doch die Einheit Deutſchlands begründet werden ſoll, zahlreicher vertreten ſind, als die ächten reinen und unbeugſamen Unitarier. Es genügt zu wiſſen, daß wenn auch die Paulskirche nur die entſchiedenſten Verfechter der Einheit um jeden Preis umfaßte, es auf ſie nicht ankäme. Deutſchlands Schickſal kann nicht in Frankfurt, es kann nur in Berlin und Wien entſchieden werden.

Das Sonderintereſſe, hier in der altpreußiſchen oder altöſterreichiſchen Weiſe, dort als Geneigtheit, ſich um der Republik willen an Frankreich anzuſchließen, hervortretend, hat das Ein-

heitsintereſſe in Deutſchland ſchon ſo gut wie überwunden. Durch die Hitze und Unfähigkeit der Republikaner iſt das Sonderintereſſe der beiden Großmächte, Oeſterreich und Preußen, wieder mächtig gefördert worden. Das iſt die Reaktion im nationalen Sinne. Bei gewiſſen liberalen Errungenſchaften in Bezug auf innere Politik wird es bleiben. Die Reaktion wird ſie zunächſt gelten laſſen, zufrieden, durch die Freiheit die Einheit unmöglich gemacht zu haben.

Was iſt unter dieſen Umſtänden noch ein Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten für Deutſchland?

Der Reichsminiſter, Herr Heckſcher, hat, von Oeſterreich, welches noch ſeinen beſondern Geſandten in Kopenhagen hält, verlaſſen, ſich nicht anders zu helfen gewußt, als der preußiſchen Nöthigung nachzugeben und die auswärtigen Angelegenheiten Deutſchlands von den preußiſchen abhängig zu machen, das ſchwerfällige deutſche Reichsſchiff vom preußiſchen Dampfer ans Schlepptau nehmen zu laſſen. Darüber geriethen die preußenhaſſenden Republikaner in die höchſte Wuth. Herr Heckſcher mußte fliehen und wurde noch unterwegs auf die roheſte Weiſe mißhandelt. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten auf der Flucht! Welches Omen! Welche Ausſicht! Welch ein Anfang, die Angelegenheiten energiſch in die Hand zu nehmen! Das Leidigſte iſt aber, daß Herr Heckſcher auch hätte flüchten müſſen, wenn er ſich anders entſchieden hätte. Denn wenn er gewagt hätte, den däniſchen Krieg mit den geringen Mitteln fortzuſetzen, die ihm nach dem Abgang der Preußen übrig blieben, ſo würde er erlebt haben, daß England, Rußland und Preußen ſelbſt den Waffenſtillſtand aufrecht erhalten hätten; man würde einen trotz deſſelben fortgeſetzten, nothwendig unglücklichen deutſchen Reichskrieg unſinnig genannt, Herrn Heckſcher bald dafür verantwortlich gemacht und ihn ſeiner Rückſichtsloſigkeit wegen eben ſo gewiß fallen gelaſſen haben, als man ihn heute ſeiner Rückſichtlichkeit wegen verjagt. Wer ſtark ſcheinen ſoll, aber wirklich ſchwach iſt, mag es anfangen wie er will, er geht unter. Geſteht er ſeine Schwäche ein, ſo verwirft man ihn, weil er ſie nie hätte zugeſtehen ſollen, weil er es darauf hätte wagen ſollen, mit Drohungen zu imponiren, auf die Gefahr hin, ſie nicht ausführen zu können. Wagt er es aber wirklich, ſo ſchlägt der

Verſuch fehl und er wird verworfen als ein unfähiger Prahler. In dieſer Lage befand ſich unſer Reichsminiſterium der auswärtigen Angelegenheiten.

Wenn ein Zweiter ſich findet, der den Marterſtuhl des Herrn Heckſcher beſetzt, ſo wird er in ganz ähnliche Colliſionen kommen, er mag ſich wenden, nach welcher unſerer Grenzen er will. Ueberall wird ihm die „gemeinſame und entſchloſſene Politik" entgegentreten.